This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

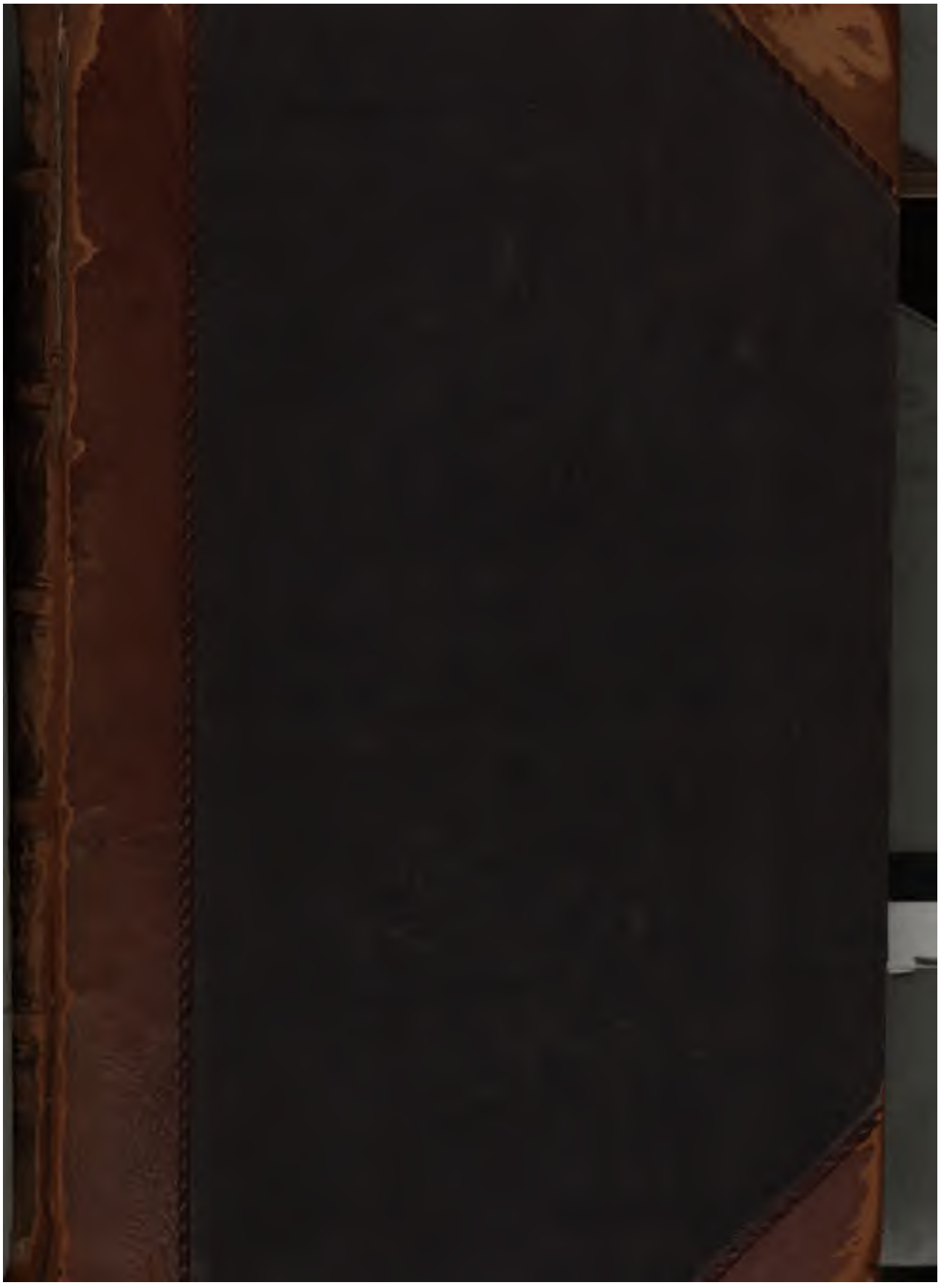
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

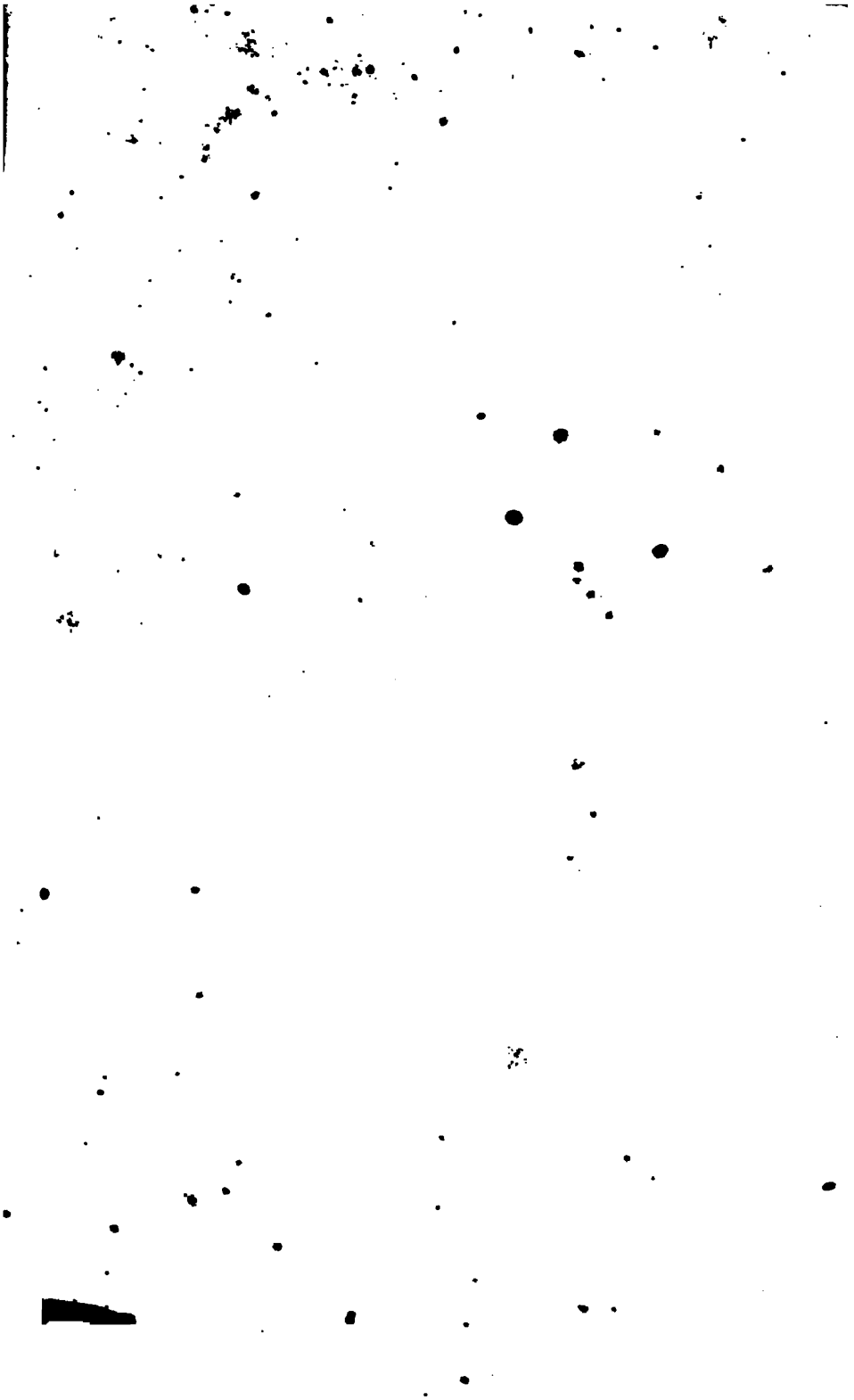
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600081265S

600081265S



7 - IV . 226 . i . 376

Der

Fall des Hauses Stuart

und die

Succession des Hauses Hannover

in Groß-Britannien und Irland

im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714.

Von

Onno Klopp.

Fünfter Band.

Der große Krieg von 1689 an bis zum Aufbruche Wilhelms III. nach Irland, die Kriegesjahre 1690 und 1691.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

226. i. 3

einigen Ueberlieferungen zweier Zeitgenoſſen, des Engländers Burnet und des Franzoſen St. Simon. Jedoch ſind auch dieſe Fälle vereinzelt.

Für die Eintheilung des Stoffes während der Zeit des großen Krieges von 1689 bis 1697 ergeben ſich leicht die feſten Anhaltspunkte. Je ein Kriegsjahr bildet einen Abſchnitt, ein Buch, und zwar mit Bezug auf die beſonders hervorragende Perſönlichkeit, den König Wilhelm III. Das laufende Kriegesjahr nämlich endet mit der Ueberfahrt des Königs im Herbſte von Holland nach England. Die letzten zwei Monate, z. B. des Jahres 1691, dürfen mit Recht dem Kriegesjahre 1692 zugezählt werden, weil die Verhandlungen des Parlamentes in dieſer Zeit betreffen den Kriegesetat für den nächſten Feldzug. Und ſo durchweg. Demnach ergibt die geſchichtliche Darſtellung des neunjährigen Krieges eben ſo viele Abſchnitte oder Bücher, die ſich ziemlich gleichmäßig auf drei Bände vertheilen.

Penzing, im März 1877.

Onno Klopp.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

	Seite
Ueberſicht der ſtreitenden Mächte 1689	1
Die große Allianz kämpft mittelbar für die Freiheit der Kirche	2
Der Tod des Papſtes Innocenz XI., 11. Auguſt 1689	—
Die Zuſchrift Ludwigs XIV. an das Cardinals-Collegium	4
Diejenige des Kaiſers Leopold	5
Ludwig XIV. zieht ſeine Offenſiv-Forderungen an den päpſtlichen Stuhl zurück	6
Die Wahl Alexanders VIII.	7
Ludwig XIV. macht weitere Conceſſionen	8
Lord Melford aus Irland zurück	9
Er wird von Ludwig XIV. und Marie Beatrice nach Rom geſchickt	10
Die Hoffnungen des Hauſes Stuart auf Alexander VIII.	11
Alexander VIII. fordert von Ludwig XIV. die Herſtellung des ganzen Rechtes der Kirche	12
Melford vor Alexander VIII.	14
Das Gutachten der Cardinäle ungünſtig für Ludwig XIV. und Jacob II.	—
Alexander VIII. mahnt fruchtlos zum Frieden	16
Die Verſchiedenheit ſeiner Stellung von derjenigen ſeines Vorgängers	—
Er leiſtet dem Kaiſer keine Türkenhülfe	17
Ludwig XIV. ſchließt Frieden mit Algier	18
Er ſendet Chateauneuf nach Conſtantinopel, im Juni 1689	19
Ob der Kaiſer damals ſich aus dem Türkenkriege losmachen konnte?	20
Die Willigkeit ſeiner Unterthanen für ihn	—
Das kaiſerliche Heer, charakteriſirt von Cornaro	21
Die mangelhafte Verwaltung der Mittel	22
Die Türkenſiege Ludwigs von Baden im Jahre 1689	23
Die Friedenshandlung mit den Türken zu Ende 1689	24
Das Schreiben Starhembergs an den Großweſir	25
Das Urtheil des Venetianers Cornaro über dieſe Verhandlungen	27
Holland arbeitet für den Türkenfrieden	28

Seit
Das Gutachten des Grafen Quintin Jörger, 1. November 1689 2
Umwälzung in Constantinopel 3
Die Aufträge des Gesandten Chateauneuf bei der Pforte 3
Die Stellung des Kaisers zu Ende 1689 3
Die Kriegsleistungen des Reiches im Jahre 1689 . . . . . –
Der Wiedergewinn von Mainz und Bonn 3
Die Absicht der Königswahl 3
Die Ladung der Kurfürsten nach Augsburg, im Sommer 1689 . . . . –
Friedrich III. von Brandenburg 3
Der Kaiser in Augsburg redet zu den Kurfürsten 3
Die Wahl Josephs zum römischen Könige 3
Die Krönung 4
Die Nothwendigkeit dieser Wahl 4
Rückkehr des Kaisers nach Wien 4
Ueberblick der Stellung Wilhelms III. im Jahre 1689 . . . . . –
Der Zweck Ludwigs XIV. bei dem Kriege in Irland 4
Jacob II. in Irland im Jahre 1689 . . . . . –
Das irische Parlament . . . . . –
Jacob II. gibt dem Drängen desselben nach 4
Die Haltung des französischen Botschafters Avaux 4
Weitere Misgriffe Jacobs II. 4
Der Feldzug Schombergs in Irland 1689 4
Unzulänglichkeit seines Heeres . . . . . –
Er rückt vor gegen Dundalk 5
Das Verhalten Jacobs II. nach der Landung Schombergs 5
Er lehnt die Zumuthung von Avaux ab . . . . . –
Gegenseitige Unkunde der kriegenden Parteien 5
Der Conflict zwischen den Wünschen Jacobs II. und der französischen Politik 5
Jacob II. läßt Dundalk aufgeben 5
Er rückt wieder dahin vor 5
Es kommt nicht zum Treffen 5
Die Verantwortung Schombergs vor Wilhelm III. . . . . –
Die geringe Leistung der Engländer auch zur See 5
Die Thronrede des Königs Wilhelm III. . . . . –
Sie erwähnt nicht der großen Allianz, noch Irlands . . . . . –
Die Adresse des Unterhauses stellt Irland voran 6
Die Beschwerden des Parlamentes 6
Der Commissär Shales . . . . . –
Urtheil Hoffmanns 6
Ungünstige Lage des Königs 6
Die Frage, ob er damals nach Holland hat zurückkehren wollen 6
Er faßt den Entschluß selber nach Irland zu gehen, im Anfange December 1689 6
Er gibt Schomberg nicht die Erlaubnis Irland zu verlassen . . . . . –
Er hofft durch die Reduction von Irland den Parteihader in England zu stillen 6
Die Convocation des Erzbisthums Canterbury . . . . . –

Seite
Die Whig-Partei gewährt die Kroneinkünfte nur auf Ein Jahr 69
Das Ehepaar Marlborough . . . . . —
Die Frage der selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna 70
Shrewsbury im Auftrage des Königs zu Lady Marlborough 71
Die Whig-Partei entscheidet im Interesse des Königs . . . . . —
Die Vorwürfe Whartons gegen den König 72
Shrewsbury räth sich nur auf die Whig-Partei zu stützen 73
Das Urtheil Hoffmanns über die Lage der Dinge, im December 1689 . . —
Der Plan der Whig-Partei, die Tories von allen Corporationen auszuschließen 74
Darlegung der Anschauungen der Tory-Partei 75
Derjenigen der Whig-Partei 77
Versuch der Renitenz der Stadt Amsterdam gegen den König-Statthalter, im Januar 1690 80
Urtheil des Venetianers Venier über die französische Politik in Holland . . 81
Amsterdam gibt nach 82
Die Corporations-Bill am 10./20. Januar 1690 83
Der Bericht des Königs an Portland . . . . . —
Der Sieg der Tory-Partei im Parlamente 84
Die Indemnitäts-Bill, am 21./31. Januar 1690 85
Urtheil Hoffmanns über die Ausnahmen von der Indemnitäts-Bill . . . 87
Der König erwägt und beschließt die Vertagung des Parlamentes . . . 88
Urtheile über diesen Schritt 89
Der König kommt den eidweigernden Bischöfen entgegen . . . . . —
Erwägung der Auflösung des Parlamentes 90
Der Wahlkampf 91
Die Thronrede des Königs, am 20./30. März 1690 . . . . . —
Der Graf Königsegg dringt auf eine Landung in Frankreich 92
Die Tory-Mehrheit bewilligt das Kroneinkommen 93
Andauernder Kampf der beiden Parteien 94
Die Abschwörungs-Bill 95
Erneuerter Angriff der Whig-Partei 96
Shrewsbury legt seine Stelle als Staats-Secretär nieder . . . . . —
Er ist damals Jacobit 97
Wilhelm III. erläßt einen Gnaden-Act 98
Er vertagt das Parlament, 20./30. Mai 1690 99
Besorgnisse vor einer jacobitischen Erhebung . . . . . —
Wilhelm III. lehnt einen Vorschlag zur Gefangennahme Jacobs II. ab . 100
Bestellung des Rathes der Neun um die Königin 101
Weisung Wilhelms III. an Caermarthen in Betreff der Königin . . . . —
Seine Eröffnungen zu Burnet 102
Die Popularität des Königs auf seiner Fahrt . . . . . —

Vierzehntes Buch.

Frankreich im Jahre 1689 defensiv 104
Das Bestreben Ludwigs XIV. die Zahl seiner Feinde zu verringern . . . 105

Seite
Seine Thätigkeit in Conſtantinopel und Warſchau 105
Er ſucht Geldmittel daheim 106
Er läßt die edelen Metalle aus den Kirchen nehmen . . . . . —
Die Beſteuerung 107
Der Rückſchlag des Unrechtes von Ludwig XIV. nach außen auf die Freiheit Frankreichs nach innen 108
Die Verſchiedenheit von England dagegen 109
Die Vortheile in der Stellung des Königs von Frankreich nach außen im allgemeinen 110
Im beſonderen zu Anfang des Feldzuges von 1690 111
Offenſiv-Plan des Kaiſers . . . . . —
Tod des Herzogs Carl von Lothringen, 18. April 1690 112
Die Schwere dieſes Verluſtes 113
Das Verhalten des Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg 115
Der Congreß im Haag befürwortet das Commando Friedrichs III. an der Moſel 116
Der Kaiſer gewährt zaudernd die Beſtätigung . . . . . —

Die Schlacht bei Fleurus.

Der Fürſt von Waldeck führt die Holländer 117
Er ſchildert ſeine Lage, am 9. Juni 1690 . . . . . —
Luxemburg und Boufflers vereinigen ſich wider ihn 118
Der Congreß im Haag mahnt zur Hülfe für Waldeck . . . . . —
Waldeck iſt entſchloſſen das Treffen anzunehmen 119
Die Schlacht bei Fleurus am 21. Juni/1. Juli 1690 . . . . . —
Die Holländer nicht entmuthigt 120
Der Erfolg für die Franzoſen nicht groß 121

Die Schlacht bei Beachy Head.

Die Stellung der Königin Mary zu ihrem Gemahle und ihrem Vater . . 121
Die Anklage Jacobs II. gegen ſie nicht begründet . . . . . —
Wahre Kundgebungen der Königin Mary 122
Mary als regierende Königin 124
Adreſſe der Jacobiten an Ludwig XIV. 125
Melford verkündet in Rom im voraus die Erhebung der Jacobiten . . . —
Die Stellung der Katholiken in London 126
Das Urtheil Hoffmanns darüber 127
Der Hof der Königin-Witwe in Somerſet-Houſe . . . . . —
Die franzöſiſche Kriegsflotte an der engliſchen Küſte 128
Der Plan der Vernichtung der verbündeten Flotte mislingt . . . . . —
Die Haltung der Königin 129
Sie läßt ihren Oheim Clarendon in den Tower bringen . . . . . —
Das engliſche Volk nicht jacobitiſch . . . . . —
Der Admiral Torrington erhält den Befehl zum Schlagen 130
Schlacht bei Beachy Head, 30. Juni/10. Juli 1690 131
Das Verhalten des Admirals Torrington . . . . . —

Seite
Dasjenige der Königin Mary 132
Sie sendet Devonshire und Pembroke zur Flotte . . . . . —
Harbord nach Holland 133
Die Haltung des Rathspensionärs Heinsius . . . . . —
Die Siegesnachricht in Versailles und St. Germain 134
Torrington in den Tower gebracht 135
Ronquillo über die Stimmung der Engländer 136

Die Schlacht an der Boyne.

Rückblick auf die letzten Monate des Feldzuges von 1689 in Irland . . . 137
Das Heer des Königs Wilhelm in Irland 1690 138
Wilhelm III. will nicht den Haß der Nationalitäten . . . . . —
Die Vorbereitungen Jacobs II. 139
Lauzun 140
Die französische Politik in Betreff Irlands 1690 141
Jacob II. und Wilhelm III. ziehen gegen einander 142
Der innere Conflict Jacobs II. . . . . —
Er gibt Dundalk auf. Die Urtheile darüber 143
Die Absicht Lauzuns dabei 144
Wilhelm III. an der Boyne 145
Die Schlacht an der Boyne, am 1./11. Juli 1690 . . . . . —
Lauzun drängt in Jacob II. zur Flucht nach Frankreich 146
Jacob II. und Berwick über die Nicht-Verfolgung 147
Die Motive Wilhelms III. . . . . —
Das Verhalten der Königin Mary 148
Tod des Marschalls Schomberg 149
Die Worte des Königs Wilhelm an den Grafen Meinhard . . . . . —
Die Wichtigkeit der Schlacht an der Boyne 150
Die Flucht Jacobs II. aus Irland 151
Das Gerücht vom Tode Wilhelms in Frankreich 153
Ungünstiger Eindruck der Flucht Jacobs in Frankreich 154
Ludwig XIV. nicht geneigt für eine Landung in England 155
Die Klage des Königs Jacob II. . . . . —
Seine damalige Lage 156
Er geht nicht ein auf den Versuch der Aussöhnung mit seiner Tochter Mary 157
Sein Verkehr in La Trappe . . . . . —
Die Treue schottischer Offiziere für Jacob II. 158
Der Zustand der Dinge in England, im Juli 1690 159
Die Besorgnis vor einer französischen Landung 160
Die französischen Vorwürfe gegen Tourville 161
Die französische Politik setzt für eine Landung eine jacobitische Erhebung in England voraus . . . . . —
Die Haltung der Engländer an der Küste gegenüber der französischen Flotte 162
Die Königin Mary 163
Der Brand von Teignmouth 164
Der politische Fehler dieser Brandlegung . . . . . —

Seite
Der König Wilhelm III. in Irland 166
Die confessionelle Färbung des Krieges dort . . . . . —
Wilhelm III. verkündet in Dublin eine Amnestie 167
Diese gedenkt nicht des irischen Adels . . . . . —
Wilhelm III. sichert die Verbindung mit England 168
Die Anwesenheit der französischen Flotte im Canale 169
Wilhelm III. belagert Limerick . . . . . —
Die Sorge der Königin Mary 170
Wilhelm III. gibt die Belagerung von Limerick auf . . . . . —
Marlborough nimmt Cork und Kinsale 171
Wilhelm III. wieder in London . . . . . —
Unzufriedenheit der Holländer mit den Leistungen Spaniens und der deutschen Fürsten 172
Die Mahnung des Kaisers an das Heer am Oberrhein . . . . . —
Die geringen Leistungen der deutschen Truppen 174
Victor Amadeus von Savoyen 175
Er fügt sich unter Frankreich bis in das Jahr 1690 176
Er begünstigt die Barbets 177
Er unterhandelt durch Grimani mit dem Kaiser . . . . . —
Rebenac als Gesandter in Turin 178
Catinat wird gegen die Barbets entsendet 179
Er erhält Vollmacht gegen Victor Amadeus . . . . . —
Victor Amadeus gibt scheinbar nach 180
Es gelingt ihm den Hof von Versailles zu täuschen . . . . . —
Er schließt einen Vertrag mit dem Kaiser, 4. Juni 1690 182
Der Kaiser und Spanien für die Waldenser 184
Ludwig XIV. sucht dem Herzoge gegenüber einzulenken 185
Die Aussichten günstig für Victor Amadeus 186
Amnestie der Barbets . . . . . —
Schlacht bei Staffarda, 18. August 1690 187
Die Verbündeten für Victor Amadeus 188
Günstig für Ludwig XIV. die Erfolge der Türken 189
Die Niederlage der Kaiserlichen bei Katsianek . . . . . —
Der moralische Eindruck derselben in Osten und Westen 191
Mistrauen im Haag gegen den Kaiser 192
Die Antwort Leopolds in Betreff der Religion in Ungarn . . . . . —
Der Bericht des Holländers Colyer aus Constantinopel . . . . . —
Die Offensive bei den Türken 193
Tökölys Sieg über Heißler in Siebenbürgen 194
Die Ansicht von Heemskerk . . . . . —
Ludwig XIV. ermuthigt die Türken 195
Ludwig von Baden sichert Siebenbürgen . . . . . —
Siegeszug Mustafa Köprilis an der Donau herauf . . . . . —
Das Unglück von Belgrad 196
Der Kaiser Leopold an seine Schwester Eleonore 197
Die Frage der Schuld Aspremonts . . . . . —

Seite
Eindruck der Nachricht von Belgrad in Wien und in Paris 198
Mustafa Köprili zieht nicht gegen Ofen . . . . . —
Starhemberg rettet Essek 199
Die Haltung Schwedens und Dänemarks 200
Der Kaiser sichert den Grafen Benedict Oxenstjerna für die große Allianz . —
Reibungen zwischen den Seemächten und den nordischen Kronen 202
Schweden bietet Friedensvermittlung an . . . . . —
Vergleich des Kriegsjahres 1690 mit 1689 203
Die Ursachen des Uebergewichtes der französischen Waffen in 1690 . . . —
Dieses Uebergewicht nicht entscheidend 204
Die Lage Frankreichs . . . . . —
Die Bedrängnis des Kaisers 205
Die Stellung Wilhelms III. . . . . —
Diejenige Jacobs II. 206
Anerkennung des Kaisers für Wilhelm III. . . . . —
Der Kaiser gibt dem Könige Wilhelm III. den Titel der Majestät . . . 207

Fünfzehntes Buch.

Die Thronrede des Königs Wilhelm III. am 2./12. October 1690 . . . 208
Urtheil über dieselbe 210
Die Dankadressen des Parlamentes . . . . . —
Willfährigkeit des Unterhauses für die Bewilligung der Mittel 211
Seymour und Clargis wider ein Landheer . . . . . —
Erwiederung eines Parlaments-Mitgliedes 212
Vergleich mit den Bewilligungen von 1689 . . . . . —
Nochmals der politische Fehler der Franzosen von Teignmouth 213
Günstige Lage der Dinge für König Wilhem 214
Härte des Unterhauses gegen Irland . . . . . —
Die Bill bleibt im Oberhause liegen 215
Der König drängt im Unterhause auf Beschleunigung . . . . . —
Der Parteihader 216
Der Prozeß Torringtons 217
Die Freisprechung 218
Sie wirkt nicht zu Gunsten der Autorität des Königs 219
Wilhelm III. mahnt abermals das Unterhaus zur Eile 220
Er vertagt das Parlament am 5./15. Januar 1691 . . . . . —
Entdeckung einer jacobitischen Verschwörung 221
Das Wetter hindert die Abfahrt des Königs . . . . . —
Die Papiere Prestons ergeben die Anschauungen und Wünsche der Jacobiten 222
Beurtheilung derselben nach der intellectuellen und moralischen Seite . . 224
Das Urtheil Hoffmanns 226
Die Mitverschworenen Graf Clarendon, der Bischof von Ely und Miss Sedley 227
Die Abfahrt des Königs am 16./26. Januar 1691 228
Der Bericht des Lootsen Hartevelt über die Fahrt . . . . . —

Seite
Die Landung am Oraniepolder 232
Die Ankunft im Haag 233
Der König gibt dem Andringen auf einen feierlichen Einzug nach . . . 234
Die Stellung des Oraniers zu der Republik . . . . . —
Das Wort, daß er König in Holland und Statthalter in England sei . . 235
Der feierliche Einzug im Haag am 26. Januar 5. Februar 1691 236
Die Anrede des Königs an die Generalstaaten 237
An die Fürsten und die Gesandten des Congresses 238
Untersuchung des Bestandes der großen Allianz 239
England und Holland 240
Spanien . . . . . —
Die Reichsfürsten . . . . . —
Die Subsidien-Verträge des Kurfürsten von Brandenburg 241
Die Leistungen der deutschen Fürsten für den Krieg 244
Der Kaiser Leopold und der König Wilhelm 245
Das Machtverhältnis für Leopold nach 1690 ungünstiger . . . . . —
Wilhelm III. und der Graf Windischgrätz . . . . . —
Urtheil des Königs über die Verbündeten, über Schweden 246
Ueber den Türkenfrieden . . . . . —
Der Kaiser will Siebenbürgen nicht preis geben 248
Der Friede nicht in der Hand des Kaisers 249
Ludwig XIV. ist der Fortdauer des Krieges sicher . . . . . —
Wilhelm entsendet Hussay nach Constantinopel 250
Der Kaiser beruft Truppen vom Rheine ab 251
Der Kriegsschauplatz in Savoyen . . . . . —
Darlegung der Ansichten des Herzogs Victor Amadeus . . . . . —
Catinat umschließt die Stadt Nizza 253
Die Beschaffung der Mittel zum Kriege in Frankreich 254
Der Plan der Belagerung von Mons 255
Wilhelm III. nach dem Schlosse Loo, 13. März 256
Er kehrt auf die Nachricht von Mons eilig zurück . . . . . —
Seine Ansicht über Mons, 27. März 257
Die Besorgnis, namentlich in London 258
Der Widerspruch der Berichte über Mons . . . . . —
Diejenigen von Louvois nach Paris absichtlich falsch 259
Wilhelm III. bereitet den Entsatz vor . . . . . —
Geringe Anstalten der Spanier . . . . . —
Wilhelm III. vertraut auf seine überlegene Infanterie 260
Ludwig XIV. und Louvois vor Mons 261
Die Thätigkeit von Meister Jacques bei der Bürgerschaft . . . . . —
Der Prinz von Berges will die Stadt halten 262
Die Stürme der Franzosen schüchtern die Bürger ein 263
Sie verlangen die Capitulation . . . . . —
Zugleich in Paris die Nachricht des Falles von Nizza 264
Französische Irrthümer über die Sache von Mons . . . . . —
Der König Wilhelm III. über die Belgier 265

Seite
Freude über den Vertrag des Kaisers mit Kursachsen 266
t des Falles von Mons, namentlich in London . . . . . —
nig Wilhelm III. nach England 267
iegsflotte . . . . . —
der Entdeckung der Verschwörung . . . . . —
reston . . . . . —
nig gibt das Commando in Irland an Ginkel 268
t die Parlaments-Acte gegen die eidweigernden Bischöfe aus . . . 269
zbischof Sancroft von Canterbury . . . . . —
iche Prestons 270
rtheil von St. Germain über das Verhalten des Königs Wilhelm gegenüber der Verschwörung 271
rough und Godolphin knüpfen an mit St. Germain . . . . . —
II. Emissär Bulkeley bei Godolphin . . . . . —
. 272
rough 273
et Glauben bei den Jacobiten . . . . . —
mäß auch beim Könige Jacob selbst 275
rough zieht die Prinzessin Anna mit herein 276
II. schreibt an Marlborough, an Godolphin . . . . . —
dmiral Dartmouth . . . . . —
n behält die auswärtige Politik nur für sich 277
rrath darin von Seiten der Jacobiten nicht möglich . . . . . —
fordert vor einer Landung in England eine Erhebung dort . . . 278
nknüpfung mit St. Germain bezweckt für Viele nur die Sicherheit . —
tand der Dinge in England beruht auf der Persönlichkeit Wilhelms III. 279
önig begibt sich am 1./11. Mai wieder nach Holland . . . . . —
attet dem Prinzen Georg nicht, sich auf die Flotte zu begeben . . —
ückliche Hülfe für Savoyen 280
önig Wilhelm III. fürchtet die Bildung einer dritten Partei . . . 281
August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover . . . . . —
ürstbischof von Münster 282
Besorgnis einer Gefahr für die katholische Religion 283
eneralstaaten weisen die Anklage zurück . . . . . —
altung der Kronen Schweden und Dänemark 284
Mistrauen gegen Schweden bei Wilhelm III. . . . . —
den fürchtet ihn als Herrn der beiden Seemächte 285
isch der Gedanken zwischen Ludwig XI. und Carl XI. . . . . —
Vertrag zwischen Schweden und Dänemark 287
Windischgrätz vermittelt zwischen den Seemächten und den beiden Kronen . . . . . —
eldzug in Belgien thatlos 288
leußerung Ludwigs XIV. über Wilhelm III. 290
ur See kein Treffen . . . . . —
m III. verläßt das Heer 291
bei Leuze, am 19. September . . . . . —

Seite
Der Feldzug am Oberrheine 291
Mainz bedroht durch Verrath 292
Die Brüder Consbruch . . . . . —
Schoening wirkt lähmend auf den Feldzug am Rheine 293
Die Klage Capraras über Schoening . . . . . —
Johann Georg III. stirbt zu Tübingen, 22. September . . . . . —
Der Feldzug in Savoyen . . . . . —
Der Vortheil auf Seiten Catinats 294
Der Feldzug in Catalonien . . . . . —

Der Feldzug in Ungarn.

Der Kaiser sucht sich das Haus Sobieski verbindlich zu machen 295
Bethunes Gegenbemühung in Warschau 296
Die Käuflichkeit in Polen 297
Die Sendung Hussays nach Constantinopel 298
Ungeachtet der ablehnenden Antwort des Sultans begibt er sich dahin . . —
Thronwechsel in Constantinopel, im Juni 1691 . . . . . —
Hussay nicht ohne Aussicht auf Erfolg 299
Die Rüstungen des Kaisers für den Feldzug . . . . . —
Schlacht bei Salankemen, 19. August . . . . . —
Der Glückwunsch der Generalstaaten 300
Des Königs Wilhelm III. . . . . —
Die Friedensaussicht . . . . . —
Der Tod Hussays 301
Der König Wilhelm sendet Harbord . . . . . —

Der Feldzug in Irland.

Die französische Hülfe für Irland 1691 302
Ginkel erstürmt Athlone, 30. Juni/10. Juli . . . . . —
Schlacht bei Aghrim, am 12./22. Juli . . . . . —
Capitulation von Galway 303
Die Bedingungen in den Augen der Engländer zu günstig . . . . . —
Ginkel zieht vor Limerick . . . . . —
Die Correspondenz Lutterels . . . . . —
Tyrconnel stirbt in Limerick 304
Die Belagerung dieser Stadt . . . . . —
Sarsfield geschlagen 305
Die Capitulation von Limerick 306
Eine französische Entsatz-Flotte kommt zu spät . . . . . —
Die Capitulation sichert für Irland den Stand der Verwaltung und der Religion wie unter Carl II. . . . . —
Misstimmung in England über diese Capitulation . . . . . —
Das Urtheil Jacobs II. über die Capitulation 307
Bericht des Königs Wilhelm III. über Limerick an den Kaiser . . . . . —
Wilhelm III. geneigt zum Frieden 308
Der König in der Versammlung der Generalstaaten 309

Seite
Abfahrt nach England, am 18./28. October 309
Der Minister Louvois . . . . . —
Die Frage des Bombardements von Brüssel 310
Die Misstimmung des Königs gegen Louvois . . . . . —
Ursprung derselben aus dem Rathe des Nicht-Schlagens bei Valenciennes, im April 1676 311
Lebendigkeit dieser Erinnerung in der Seele Ludwigs XIV. 314
Ludwig XIV. mißt dem Louvois den Nicht-Erfolg von Cuneo bei . . . 315
Tod des Louvois . . . . . —
Verhalten Ludwigs XIV. auf die Kunde 316
Rückblick auf die Thätigkeit des Louvois . . . . . —
Das Mittel der Lüge durch die Presse 317
Die Wohlthätigkeit des Louvois . . . . . —
Sein Sohn Barbesieux sein Nachfolger 318
Die Last des Krieges für Frankreich 319
Die Landmiliz aufgeboten gegen die Hugenotten 320
Die Stellung der Frau von Maintenon . . . . . —
Die Nicht-Declaration der Heirath 321
Die Mittel der Einwirkung auf Ludwig XIV. 322
Der Plan der Vermählung illegitimer Kinder des Königs mit französischen Prinzen und Prinzessinnen 324
Heirath des Herzogs von Chartres mit Mademoiselle de Blois . . . . . —
Der Mangel des kirchlichen Friedens 325
Die Stellung Ludwigs XIV. zu dem päpstlichen Stuhle . . . . . —
Alexander VIII. stirbt, 1. Februar 1691 326
Frankreich vermag die Veröffentlichung der Bulle vom 4. August 1690 nicht zu hindern 327
Das Parlament von Paris protestirt 328
Das Conclave beginnt, 11. Februar 1691 . . . . . —
Rede des Fürsten Liechtenstein als kaiserlichen Botschafters zu dem Conclave —
Das Conclave zieht sich hin 329
Die Wahl des Cardinals Pignatelli als Innocenz XII. 330
Er bewilligt eine Unterstützung für den Türkenkrieg, eine andere für Jacob II. —
Der Stand der Differenz mit Ludwig XIV. 331
Innocenz XII. tritt in die Fußstapfen seiner Vorgänger 332
Die französischen Cardinäle und die Calviniſten im Haag . . . . . —
Das Erbieten von Innocenz XII. 333
Der König Ludwig XIV. fordert Gutachten von einigen Erzbischöfen . . —
Er nimmt das Erbieten des Papstes an 334
Die Bedeutung dieses Schrittes ist der Rückzug des Königs . . . . . —
Die Calviniſten im Haag päpstlicher als der Papst 335
Innocenz XII. vertraut auf den völligen Sieg der Kirche 336
Der Kriegeseifer in Constantinopel im Steigen . . . . . —
Desgleichen in Versailles 337

Dreizehntes Buch.

Der große Krieg von 1689 an bis zum Aufbruche Wilhelms III. nach Irland, im Juni 1690.

Vom Jahre 1689 an durchtobt das christliche Abendland der Krieg so umfassend, wie es vorher nie geschehen war. Es wird gekämpft zugleich im Südosten an der unteren Donau und am Dniepr, im Nordwesten auf Irlands immer grünen Insel, am südlichen Abhange der Pyrenäen, auf den Ufern des Rheines und der Schelde; bald auch in den Alpenthälern von Savoyen und Piemont, sowie auf allen Meeren, wo immer das weiße Lilienbanner sich begegnen mag mit dem englischen rothen Kreuze, mit der spanischen roth-gelb-rothen Kriegsflagge, oder dem holländischen Roth-Weiß-Blau, oder der Halbmond mit dem Löwen von St. Marcus. Je nach West oder nach Ost erblicken wir zwei mächtige Coalitionen: nach Westen diejenige des Kaisers, der Könige von Spanien und England, der Republik der Niederlande, denen nach und nach auch der Herzog von Savoyen und die deutschen Reichsfürsten zutreten, gegenüber dem Könige von Frankreich und demgemäß auch dem Schützlinge desselben, dem unglücklichen Könige Jacob; nach Osten diejenige des Kaisers, Polens und der Republik Venedig, gegenüber der türkischen Macht. Der römische Kaiser allein, welcher beide Coalitionen ins Leben gerufen, gehört ausdrücklich beiden an. Demgemäß sind ihm gegenüber der König von Frankreich, welcher den Titel des Allerchristlichsten führt, und der Sultan, den die damalige Redeweise der europäischen Völker noch bezeichnet als den gemeinsamen Feind, als den Erbfeind des christlichen Namens, natürliche Bundesgenossen. Allein auch die anderen Mächte sind, ob

direct, ob indirect, betheiligt an dem Glücke oder Unglücke ihrer Freunde. Wie ein Erfolg oder Miserfolg der englischen Waffen an der Boyne und am Shannon in Wien vernommen wird mit Freude oder mit Trauer: so verkünden die Kanonen des Tower von London dem englischen Volke die Siege des Kaisers über die Türken. So hatte einst auch Jacob II. es gehalten, aus persönlicher Sympathie mit der Sache des Kaisers im Osten. In Folge seiner Flucht vom Throne, in Folge seines Hülfegesuches bei Ludwig XIV., hatten für ihn die Dinge sich gewendet. Er mußte fortan Freunde und Feinde gemein haben mit seinem Beschützer. Ob immer er mit diesem Könige das Banner der katholischen Religion zu entrollen suchte, die Thatsache blieb dieselbe: ihr Bundesgenosse war der Türke.

Wir sehen demnach, daß die Gemeinschaft der politischen Interessen in diesem Kriege nicht fragt nach dem kirchlichen Bekenntnisse. Die große Allianz ihrerseits vereinigte in sich alle christlichen Confessionen, ohne dieses Unterschiedes ihrer Theilnehmer auch nur mit Einem Worte zu gedenken. Wenn auch Ludwig XIV. und mit ihm Jacob II. nicht abließen, die Franzosen und die Irländer mit diesem Rufe des Religionskrieges zu erfüllen, und zwar, gemäß der Macht, welche zu jeder Zeit und überall die klangvollen Worte der Religion und der Nation auf die Menge auszuüben pflegen, mit nicht geringem Erfolge: so lag in dem Wortlaute der großen Allianz ausdrücklich vor, daß sie nur politische Zwecke verfolge, kein anderes Ziel sich setze, als die Herstellung des durch den König von Frankreich geschädigten politischen Rechtes, die Sicherung desselben für die Zukunft.

Und dennoch hatte jener Kölner Theologe, dessen Gutachten für die Allianz wir vernommen, mit richtigem Blicke erkannt, daß die Früchte dieser Allianz reifen würden für die Freiheit der Kirche, für den päpstlichen Stuhl.

Am 11. August 1689 starb der Papst Innocenz XI. Die Zeitgenossen, außer Ludwig XIV. und denjenigen Franzosen, welche die Politik des Königs vertraten, sind einstimmig in ihrer Anerkennung für Innocenz XI. Vernehmen wir das Urtheil eines Franzosen aus Rom, kurz nach dem Tode des Papstes [1]).

[1]) Jean Dumont: voyages en France, en Italie, etc., 1699, t. I, p. 287.

„Jedermann hier erzählt den Reisenden gern von den Lebensumständen des verstorbenen Papstes und preist seine Tugenden. Auch die Protestanten und Juden, so feindselig sie immer dem päpstlichen Stuhle gesinnt sein mögen, stimmen ein in dieses Lob der Person, und beweisen dadurch, mit welcher Kraft eine einfach stille, strenge Lebensweise, gepaart mit wahrhafter Frömmigkeit, die Anerkennung der Menschen fordert. Die Verehrung in Rom für diesen Papst steigt so hoch, daß bereits viele Menschen ihn um seine Fürbitte anrufen; ja man behauptet, daß Wunder geschehen an seinem Grabe. Sein ganzes Leben hat bestanden in einer Kette exemplarischer Handlungen. Vom Tage seiner Wahl an, dem 21. September 1676, bis zu seinem Tode hat man ihn beflissen gesehen, einzig und allein die Pflichten seines Pontificates zu erfüllen, Misbräuche abzustellen, die Hospitäler zu besuchen, den Armen zu helfen. Er begann, nach seiner Erhebung zu der dreifachen Krone, mit einem Schritte, den kein anderer Papst vor ihm gewagt, nämlich der Unterdrückung des Nepotismus. Sparsam, ja geizig gegen seine eigene Person, war er freigebig für das Gemeinwohl. Er stand mit aller Kraft dem Kaiser und der Republik Venedig zur Seite gegen die Türken. Ihm verdankt der Kaiser, daß die Stadt Wien sich hielt und entsetzt wurde. Er vertheidigte das Recht und die Freiheit der Kirche mit einer Festigkeit, die allein schon ihm ein Anrecht gewährt auf die allgemeine Bewunderung. Sein Zwiespalt mit dem Könige von Frankreich über die Regale und über die Quartier-Freiheit werden für immer in der Geschichte denkwürdig bleiben, und, wie sein ganzes Leben, den Grund darbieten zur Bewunderung seiner Festigkeit und seiner Geduld."

Wir erinnern uns, welche Mittel der König von Frankreich aufgewendet, um diese Festigkeit zu brechen. Er hatte den Lavardin als seinen Botschafter mit bewaffneter Macht in die Stadt des Papstes gesendet. Innocenz erkannte diesen Botschafter nicht an, belegte den Marquis Lavardin mit dem Banne. Der König sandte Chamlay mit geheimer Drohung. Der Papst ließ ihn nicht vor. Der König griff mit Gewalt ein in den Besitz des heiligen Stuhles. Die Wirkung der offenen Gewalt war gleich derjenigen der Drohung: Innocenz XI. wich nicht von seinem Rechte.

Seite
Die Landung am Oraniepolder 232
Die Ankunft im Haag 233
Der König gibt dem Andringen auf einen feierlichen Einzug nach . . . 234
Die Stellung des Oraniers zu der Republik . . . . . —
Das Wort, daß er König in Holland und Statthalter in England sei . . 235
Der feierliche Einzug im Haag am 26. Januar/5. Februar 1691 236
Die Anrede des Königs an die Generalstaaten 237
An die Fürsten und die Gesandten des Congresses 238
Untersuchung des Bestandes der großen Allianz 239
England und Holland 240
Spanien . . . . . —
Die Reichsfürsten . . . . . —
Die Subsidien-Verträge des Kurfürsten von Brandenburg 241
Die Leistungen der deutschen Fürsten für den Krieg 244
Der Kaiser Leopold und der König Wilhelm 245
Das Machtverhältnis für Leopold nach 1690 ungünstiger . . . . . —
Wilhelm III. und der Graf Windischgrätz . . . . . —
Urtheil des Königs über die Verbündeten, über Schweden 246
Ueber den Türkenfrieden . . . . . —
Der Kaiser will Siebenbürgen nicht preis geben 248
Der Friede nicht in der Hand des Kaisers 249
Ludwig XIV. ist der Fortdauer des Krieges sicher . . . . . —
Wilhelm entsendet Hussay nach Constantinopel 250
Der Kaiser beruft Truppen vom Rheine ab 251
Der Kriegsschauplatz in Savoyen . . . . . —
Darlegung der Ansichten des Herzogs Victor Amadeus . . . . . —
Catinat umschließt die Stadt Nizza 253
Die Beschaffung der Mittel zum Kriege in Frankreich 254
Der Plan der Belagerung von Mons 255
Wilhelm III. nach dem Schlosse Loo, 13. März 256
Er kehrt auf die Nachricht von Mons eilig zurück . . . . . —
Seine Ansicht über Mons, 27. März 257
Die Besorgnis, namentlich in London 258
Der Widerspruch der Berichte über Mons . . . . . —
Diejenigen von Louvois nach Paris absichtlich falsch 259
Wilhelm III. bereitet den Entsatz vor . . . . . —
Geringe Anstalten der Spanier . . . . . —
Wilhelm III. vertraut auf seine überlegene Infanterie 260
Ludwig XIV. und Louvois vor Mons 261
Die Thätigkeit von Meister Jacques bei der Bürgerschaft . . . . . —
Der Prinz von Berges will die Stadt halten 262
Die Stürme der Franzosen schüchtern die Bürger ein 263
Sie verlangen die Capitulation . . . . . —
Zugleich in Paris die Nachricht des Falles von Nizza 264
Französische Irrthümer über die Sache von Mons . . . . . —
Der König Wilhelm III. über die Belgier 265

Seite
Seine Freude über den Vertrag des Kaisers mit Kursachsen 266
Eindruck des Falles von Mons, namentlich in London . . . . . —
Der König Wilhelm III. nach England 267
Die Kriegsflotte . . . . . —
Verlauf der Entdeckung der Verschwörung . . . . . —
Lord Preston . . . . . —
Der König gibt das Commando in Irland an Ginkel 268
Er führt die Parlaments-Acte gegen die eidweigernden Bischöfe aus . . . 269
Der Erzbischof Sancroft von Canterbury . . . . . —
Die Sache Prestons 270
Das Urtheil von St. Germain über das Verhalten des Königs Wilhelm gegenüber der Verschwörung 271
Marlborough und Godolphin knüpfen an mit St. Germain . . . . . —
Jacobs II. Emissär Bulkeley bei Godolphin . . . . . —
Halifax 272
Marlborough 273
Er findet Glauben bei den Jacobiten . . . . . —
Demgemäß auch beim Könige Jacob selbst 275
Marlborough zieht die Prinzessin Anna mit herein 276
Jacob II. schreibt an Marlborough, an Godolphin . . . . . —
Der Admiral Dartmouth . . . . . —
Wilhelm behält die auswärtige Politik nur für sich 277
Ein Verrath darin von Seiten der Jacobiten nicht möglich . . . . . —
Ludwig fordert vor einer Landung in England eine Erhebung dort . . . 278
Die Anknüpfung mit St. Germain bezweckt für Viele nur die Sicherheit . —
Der Stand der Dinge in England beruht auf der Persönlichkeit Wilhelms III. 279
Der König begibt sich am 1./11. Mai wieder nach Holland . . . . . —
Er gestattet dem Prinzen Georg nicht, sich auf die Flotte zu begeben . . —
Nachdrückliche Hülfe für Savoyen 280
Der König Wilhelm III. fürchtet die Bildung einer dritten Partei . . . 281
Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover . . . . . —
Der Fürstbischof von Münster 282
Seine Besorgnis einer Gefahr für die katholische Religion 283
Die Generalstaaten weisen die Anklage zurück . . . . . —
Die Haltung der Kronen Schweden und Dänemark 284
Das Mistrauen gegen Schweden bei Wilhelm III. . . . . —
Schweden fürchtet ihn als Herrn der beiden Seemächte 285
Austausch der Gedanken zwischen Ludwig XI. und Carl XI. . . . . —
Schutz-Vertrag zwischen Schweden und Dänemark 287
Graf Windischgrätz vermittelt zwischen den Seemächten und den beiden Kronen . . . . . —
Der Feldzug in Belgien thatlos 288
Eine Aeußerung Ludwigs XIV. über Wilhelm III. 290
Auch zur See kein Treffen . . . . . —
Wilhelm III. verläßt das Heer 291
Gefecht bei Leuze, am 19. September . . . . . —

Inzwiſchen veränderten ſich die Dinge. Durch den Einbruch in Deutſchland, gleichzeitig mit der Gewalt gegen das Beſitzthum des heiligen Stuhles, im September 1688, hatte der König von Frankreich die Bahn nach England frei gelaſſen für den Prinzen von Oranien. Es erfolgte der Umſchwung in England. Die Dinge wuchſen weit hinaus über die Plane Ludwigs XIV. Er ſuchte mit dem Kaiſer wieder abzukommen. Sein Erbieten ward zurückgewieſen. Er hoffte noch den Bruch mit England zu vermeiden. Das Parlament trug dem Könige Wilhelm die Aufforderung zum Kriege wider Frankreich entgegen. Inzwiſchen woben ſich die Fäden der großen Allianz. Bei den Drohungen gegen Innocenz XI., im Auguſt des Jahres 1688, bei der Gewalt gegen das Beſitzthum des heiligen Stuhles vom September 1688 an, lag dem Könige von Frankreich eine ſolche Geſtaltung der Dinge noch fern. Vom Mai 1689 an ſtand die große Allianz fertig da. Es erwuchs die Frage, ob unter den ſo veränderten Umſtänden der König beharren würde in ſeiner feindſeligen Stellung gegen Rom.

Der Tod des Papſtes Innocenz XI. im Auguſt 1689 rief dagegen eine andere für Europa und die geſammte Chriſtenheit hochwichtige Frage hervor, nämlich die: ob in dem Kampfe der beiden Gewalten, des Papſtes und des Königs von Frankreich, die Perſon in den Vordergrund getreten ſei oder das Princip. Denn auf das Princip hatte Innocenz XI. ſich berufen als auf die Wurzel ſeiner Kraft.

Die Anſicht Ludwigs XIV. und ſeine Hoffnung für die Zukunft gibt ſich kund aus der Zuſchrift, die er richtete an das Collegium der Cardinäle [1]).

„Wir haben, ſagt er, aus Eurem Schreiben vom 13. d. M. den Tod unſeres heiligen Vaters Innocenz XI. vernommen. Wir haben gerechten Grund zu glauben, daß, da es Gott gefallen hat ihn zu ſich zu berufen in einer Zeit, in welcher alle Kräfte der Häreſie geeinigt hinwirken auf das Verderben unſerer Religion, und in welcher ſie in der Zertheilung der katholiſchen Fürſten allen erwünſchten Vorſchub dazu finden — jene Abberufung verhängt ſei, damit Ihr die

[1]) Das Schreiben iſt ganz abgedruckt im Mercure historique et politique, vom October 1689, p. 1026.

gesammte Christenheit Euch zu Danke verpflichten könnet durch die Wahl eines würdigen Oberhauptes der Kirche, eines solchen, das auf den Stuhl des heiligen Petrus mitbringe alle erforderlichen Eigenschaften zu einer guten Regierung derselben. Eben dies versprechen wir uns von den heiligen Absichten, mit welchen Ihr zusammen tretet zum Conclave." Der König empfahl dann dem Collegium den Herzog von Chaulnes als seinen Bevollmächtigten.

Wir haben den Worten des Königs von Frankreich gegenüber zu stellen diejenigen des Kaisers. Leopold sandte den Fürsten Liechtenstein. Die Instruction desselben lautet wie folgt [1]).

„Es ist männiglich bekannt, wie viel unser Erzhaus von Alters her und ganz besonders seit kurzen Jahren gethan für die Ausbreitung und den Schutz der wahren katholischen Religion, und wie das eine mit der anderen so innig verknüpft ist, daß, wer der Kirche wohl will, unserem Erzhause nicht übel gesinnt sein kann. Wir dürfen aber kraft unseres kaiserlichen Amtes und kraft der Pflicht, welche demgemäß uns obliegt als dem Schirmvogte der Kirche, nicht unterlassen, dem Collegium der Cardinäle den gefährlichen Zustand vorzustellen, in welchem zur Zeit die gesammte Christenheit sich befindet. Seit einigen Jahren hat jeder rechtschaffene Christ sich erfreut an den Erfolgen, welche uns Gott über die ungläubigen Feinde verliehen. Es hatte bereits den Anschein, daß diese Feinde aus Europa zurückgeworfen, daß der wahre Gottesdienst in allen den weiten, zur Zeit von ihnen beherrschten Ländern wieder aufgerichtet würde. Allein es ist auch männiglich bekannt, wie wir im vollen Siegeslaufe, als unsere gesammte Macht, zweihundert Meilen weit vorgeschoben, die Türken verfolgte, ganz unversehens von einem viel grausameren Feinde überfallen sind. Dessen geben Zeugnis die verbrannten Städte und Dörfer, die vorsätzlich aus dem Grunde aufgesprengten Kirchen und Klöster, die zerstörten und geplünderten Gräber der Könige und Kaiser im Dome zu Speier, und die anderen unzähligen, auch bei Heiden unerhörten Greuel. Diese haben uns gezwungen die Stärke unserer Macht von Osten her zurückzuziehen, sie zu senden nach dem Westen, und eben dadurch die Aussichten auf das Anwachsen der Kirche im Osten zu verringern."

[1]) K. k. Archiv. Romana. Instruction vom 8. September 1689.

„Nun aber liegt uns nichts so sehr am Herzen, als daß für die tief schmerzliche Wunde, welche wir und mit uns die gesammte Christenheit erlitten in dem Verluste des heiligen Vaters Innocenz XI., durch eine baldige Wahl ein Heilmittel gefunden werde, nämlich so, daß das Collegium der Cardinäle einmüthig einen Nachfolger ernenne, dem Vorgänger so ähnlich wie möglich, und darum der schweren Bürde des erhabenen Amtes gewachsen, vor allem in dem Sturme dieser Zeit, in welcher mehr als je zuvor das Schiff der katholischen Kirche in Gefahr schwebt, und in welcher diejenigen, welche zum Schutze desselben besonders verpflichtet sein sollten, mit dem Erbfeinde des christlichen Namens gewissermaßen im Bunde stehen, um es zum Scheitern zu bringen" [1]).

So der Gegensatz der beiden gewichtigsten Fürsten in Betreff der Neuwahl. Wie indessen auch immer diese ausschlagen mochte: jene andere Frage des Verhaltens gegenüber dem päpstlichen Stuhle für Ludwig XIV. war durch den Tod von Innocenz XI. erheblich erleichtert. Während schon die Fäden der großen Allianz sich verwoben, hatte noch Ludwig XIV. gehofft, den Papst Innocenz XI. wieder für sich zu gewinnen in Folge der Flucht von Jacob II., von jenem die Zustimmung zu erlangen zu seiner Absicht des Religionskrieges. Dies war ihm fehlgeschlagen, und eben damit die Brücke zu einer Verständigung zuletzt völlig abgebrochen. Die Offensive aber war ausgegangen von dem Könige. Wollte er daher, gegenüber der Last seiner anderen Gegner, mit dem päpstlichen Stuhle wieder anknüpfen: so mußte er in irgend welcher Weise abstehen von jener Offensive, so mußte er sich bereit erklären zu Concessionen. Gerade in dieser Beziehung ebnete der Tod von Innocenz XI. für ihn die Bahn. Denn, wie man leicht geneigt ist zu der Annahme, daß ein gewählter Nachfolger in der Regel minder solidarisch in allen Einzelnheiten den Fußstapfen seines Vorgängers folgen wird, als etwa der Sohn denjenigen seines Vaters:

[1]) Wortlaut des Originals: Ut concordibus sacri Collegii suffragiis renuncietur successor, qui defuncto sit quam simillimus, munerique tanto sustinendo et gubernando non impar, hac imprimis rerum tempestate, qua, si umquam alias, gravissime periclitatur Ecclesiae Catholicae navis, et conjuratis quodammodo in ejus perniciem cum immanissimo Turca iis qui eam vel maxime tueri debuissent, in summum naufragii discrimen adducta est.

ſo iſt es eben darum auch dem Gegner in ſolchem Falle leichter, früher erhobene Forderungen fallen zu laſſen, überhaupt einzulenken.

Ludwig XIV. beeilte ſich in dieſer Richtung. Die zwei äußerlich wichtigſten Differenz-Puncte mit Innocenz XI. waren geweſen die Forderung der Beſtätigung des Cardinals Fürſtenberg in Köln, und diejenige der Quartier-Freiheit in Rom. Wir haben beobachtet, wie Ludwig XIV. für die erſtere Angelegenheit auch den König Jacob dahin zu bethören wußte, in Rom thätig zu ſein, ohne Frucht für Ludwig XIV., dagegen zum großen eigenen Schaden.

Damals hatte Ludwig XIV. jene beiden Forderungen laut vor der Welt verkündet, als ſeien ſie unzertrennlich verbunden mit der Würde ſeiner Krone. Nicht dahin lautete der Auftrag ſeines neuen Botſchafters, des Herzogs von Chaulnes. Der Kölner Angelegenheit ward darin nicht mehr gedacht, der Name des Cardinals Fürſtenberg nicht genannt. Der König verlieh ſpäter dieſem Werkzeuge ſeiner Ungerechtigkeit zum Abſchlage auf den erträumten Kurfürſtenhut die Abtei St. Germain. Jenes Schweigen in Rom über die Kölner Sache, indem es die eigene Niederlage verhüllte, erkannte den Sieg des verſtorbenen Gegners an.

So in Betreff der einen äußerlich wichtigſten Differenz des Königs mit dem Papſte Innocenz XI. In Betreff der anderen, der Quartier-Freiheit, kündigte Chaulnes dem Collegium der Cardinäle ausdrücklich an, daß er im Namen des Königs für die Zeit der Sedisvacanz auf dies Privilegium verzichte [1]).

Unterdeſſen ſammelten ſich die Cardinäle in Rom. Dann geſchahen weitere Schritte. D'Eſtrees ſtellte den Einzelnen vor, welchen Ruhm und welchen Dank bei den Völkern das Collegium ſich erwerben werde durch eine Mahnung an die Herrſcher zum Frieden. Keiner wagte für dieſen Vorſchlag ſich offen auszuſprechen; aber die Meinung dafür wuchs empor. Der ſpaniſche Botſchafter erfuhr es. Er mahnte die Cardinäle ſeiner Partei, daß der eigentliche und wahre Zweck dieſes Vorſchlages ſei die Ausſaat von Mistrauen zwiſchen den Verbündeten, den katholiſchen und proteſtantiſchen Mächten. Der Vorſchlag kam im Collegium nicht zur Verhandlung [2]).

[1]) Bericht des Fürſten Liechtenſtein vom 28. October.

[2]) Bericht des Cardinals Medicis an den Kaiſer, im September.

Es handelte sich um die Neuwahl. Liechtenstein fühlte bald durch, daß die Mehrheit sich neige für den Cardinal Ottoboni. Dieser war achtzig Jahre alt, dennoch bei voller Geisteskraft, an Wissen, Erfahrung, Würde des Charakters hervorragend. Auf den Bericht Liechtensteins erwiederte der Kaiser: er schätze den Cardinal Ottoboni als eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Dieselbe sei ihm aus gerechten Gründen nicht in aller Beziehung genehm, jedoch leidlich [1]).

Am 6. October ward der Cardinal Ottoboni gewählt. Er nannte sich Alexander VIII. Es ist aus den damaligen Kundgebungen in Frankreich unverkennbar, daß man diese Wahl betrachtete als einen Sieg der Sache des Königs. Alle französischen Cardinäle hatten für ihn gestimmt. Der neue Papst, hieß es, sei hoch befähigt. Deshalb dürfe man hoffen, daß er mit aller Kraft beitragen werde, den Frieden herzustellen und die katholische Religion zu behaupten [2]). Nämlich in dem Sinne, in welchem Ludwig XIV. und seine Umgebung die katholische Religion verstanden. Ja man dachte sich den neuen Papst als geleitet von den Rathschlägen des Herzogs von Chaulnes. Es ward sogar die Besorgnis laut, daß der Papst allzu offen den Schein der Parteilichkeit auf sich laden werde [3]). Aehnliche Aeußerungen mochten sich regen in Rom selbst.

Nicht so faßte der Cardinal Goes, Bischof von Gurk, die Dinge auf. Er meldet dem Kaiser, am 16. October: „Es ist schwer zu durchdringen, worin die Vortheile dieser Wahl für Frankreich bestehen sollen. Es wird gesagt und geglaubt, daß die Last des Krieges, den der König sich zugezogen, ihm zu schwer fällt, daß er daher, in der Ueberzeugung auf die Dauer ihn nicht aushalten zu können, Verlangen trage nach dem Frieden und dafür hoffe auf die Vermittelung des Papstes und Venedigs“ [4]).

Jedenfalls zeigte Ludwig XIV. sich bereit zum Entgegenkommen. Am 15. October eröffnete der Cardinal Bouillon dem Papste, daß der

---

[1]) Ottoboni alioquin maximus vir, justis de causis non omnino esset gratus, tolerabilis tamen.

[2]) Dangeau t. II, p. 234. Der französische Ausdruck lautet: Ce pape a beaucoup d'esprit, ainsi on espère etc.

[3]) Man vgl. die lettres du comte de Bussy-Rabutin t. III, p. 52, 53, 57.

[4]) Bericht des Cardinals Goes aus Rom, vom 16. October.

Herzog von Chaulnes, eben so wenig wie zur Zeit der Sedisvacanz, auch nachher die Quartier-Freiheit beanspruchen werde. Alexander VIII. erwiederte, daß er von der Ergebenheit des Königs von Frankreich den völligen Verzicht erwarte. Er wiederholte dies am nächsten Tage dem Botschafter. Chaulnes entsendete einen Courier. Dieser kehrte zurück mit einem Handschreiben des Königs, enthaltend den absoluten Verzicht auf die Quartier-Freiheit und das Versprechen der Zurückgabe von Avignon [1]). Wir werden die Antwort des Papstes Alexander VIII. auf dasselbe später vernehmen.

Die Hoffnungen, mit welchen man in Versailles dem neuen Papste entgegen blickte, fanden lauten Wiederhall bei dem Staats-Secretär des Königs Jacob, dem Lord Melford, der eben damals, im Herbste 1689, aus Irland nach St. Germain zurückkehrte.

Melford nämlich hatte den König nach Irland begleitet. Dort im Hauptquartiere vertrat er am nachdrücklichsten den Plan des Ueberganges nach England. Da dieser Plan weder den Instructionen des Botschafters Avaux, noch den Wünschen der Irländer entsprach: so standen sie insgesammt gegen Melford. Dazu mochte kommen, daß Melford, wenn auch an Befähigung tief unter Sunderland stehend, dennoch bei den Anhängern Jacobs in England und Schottland kaum minder gehaßt wurde als jener. Der König Jacob sah sich daher genöthigt, diesen Mann zurückzusenden nach St. Germain. Melford kam darum freilich nicht zur Erkenntnis und Einsicht in die eigentliche Triebfeder und das Wesen der französischen Hülfeleistung für Jacob. Er eilte in Versailles und Paris zu dem Könige und zu Louvois, zu Croissy und zu Seignelay, um die Einwendungen derselben gegen jene Ueberfahrt zu überwinden. In seinen Berichten [2]) darüber an Jacob II. leuchtet auch nicht ein einziges Mal eine Klarheit herdurch über den einen wichtigen Punkt, daß hinter alle die französischen Reden von den Hindernissen und Bedenklichkeiten gegen jene Ueberfahrt sich versteckte der eine wichtige Grundsatz, England in Schach zu halten durch Irland, durch den König Jacob auf irischem Boden. Melford

[1]) Berichte des Cardinals Kolonitsch vom 17. October, des Cardinals Medicis vom 19. November.

[2]) Macpherson I. p. 319, sqq.

wie Jacob II. selbst und Marie Beatrice hielten fest an derjenigen Hoffnung auf Ludwig XIV., die ihren Wünschen entsprach.

Um so eifriger eigneten Marie Beatrice und ihr Berather Melford sich in Betreff des neuen Papstes die Meinungen an, welche damals den Hof von Versailles erfüllten. Melford malte diese Hoffnungen dem Könige Jacob in rosigem Lichte. Die Wahl, sagte er, sei das Werk der französischen Cardinäle, der Herzog von Chaulnes des Papstes innigster Freund. Alexander VIII. stamme aus Venedig, und ganz Venedig sei jacobitisch gesinnt. Noch vor der Wahl habe er vorgeschlagen, daß ein Theil des Schatzes von Innocenz XI. verwendet werden möge für den König Jacob. Ganz gewis sei es, daß der Papst begonnen habe mit Glückwünschen für Frankreich, mit dem Versprechen der Bestätigung aller Bischöfe in Frankreich. Darauf habe der König ihm Avignon zurückgegeben. Ein günstiger Wind beginne somit zu wehen von der Ecke aus, von welcher so viel Unwetter für den König Jacob aufgestiegen [1]).

So Melford, nach den französischen Mittheilungen das Falsche mischend mit dem Wahren, bis das Letztere sich nicht mehr erkennen läßt.

Marie Beatrice und Ludwig XIV. kamen überein, diesen Mann nach Rom zu entsenden. Dort werde er, meinten sie, Großes verrichten. Ludwig XIV. war der Ansicht, daß die Sendung sei im hohen Interesse beider Könige. Er übernahm die Kosten. Damit Melford nicht zu warten habe auf die Instructionen des Königs Jacob, stattete Ludwig XIV. ihn aus mit den seinigen. Das Ziel ist dasselbe wie im Beginne des Jahres 1689 bei Innocenz XI. „Die protestantischen Fürsten, sagt Ludwig XIV., haben sich vereinigt zur Vernichtung der Kirche, haben Fürsten katholischer Religion mitbethört, und haben Widerstand gefunden lediglich an Frankreich. Es ist die Obliegenheit des heiligen Stuhles, zur Vereitelung dessen seine ganze Autorität einzusetzen, auch die Schätze der Kirche zu verwenden. Denn, wenn nicht, so wird der Prinz von Oranien, im Falle des Gelingens seiner Plane in England, auch in Frankreich den Calvinismus wieder aufrichten, ja sogar ihn einzuführen trachten in Italien."

[1]) Macpherson I. p. 329.

Entsprechend lautete dann die nachfolgende Instruction des Königs Jacob. Der Lord Melford soll den Papst auffordern zur Vermittelung eines Friedens zwischen den katholischen Fürsten, zur Losreißung derer, welche der protestantischen Allianz angehören, von diesem Bunde, damit dann der König von Frankreich um so eher im Stande sei, das Königthum in England herzustellen. Jacob II. empfiehlt seinem Gesandten das genaueste Einverständnis mit den Ministern des Königs von Frankreich. „Denn, so schließt er abermals wie immer, unser Interesse und dasjenige unseres geliebten Bruders von Frankreich ist durchaus dasselbe."

Die Hoffnung Jacobs II. auf Alexander VIII. ward verstärkt durch ein Breve, in welchem der Papst wie sein Vorgänger Innocenz XI. dem Könige sein Mitgefühl aussprach. Von Dublin aus, am 26. November 1689, verband Jacob II. mit seinem Danke eine abermalige Anmahnung. „Die einzige Ursache aller Empörung gegen mich, sagt der König, ist mein Auftreten für die katholische Religion, mein Streben dieselbe in meinen Reichen und in Amerika wieder zu begründen. Was ich dafür hier gethan, ist ein erneuter Beweis. Denn, nachdem ich mit Gottes Hülfe zwar nur kleine, aber häufige Erfolge über die Rebellen errungen, während sie einem Entscheidungskampfe sich beharrlich entzogen, habe ich diese Vortheile gewendet zum Heile der Religion, welche ich hier in kurzem fest zu begründen hoffe. Eben dasselbe werde ich thun in meinen anderen Reichen, sobald ich mit Gottes Hülfe dort hergestellt sein werde. Dies erscheint nicht schwer, wenn nur einige Geldhülfe mir zukommt. Denn das Joch des Usurpators ist den Engländern drückend, und die Sehnsucht nach meiner Rückkehr weit verbreitet. Dazu würde besonders dienlich sein der Friede zwischen den katholischen Fürsten, oder, wenn bei den Wirrsalen dieser Zeit der Friede nicht möglich, ein Stillstand, welcher zugleich dem Trauerspiele in Deutschland, wo die Häretiker in den Eingeweiden der Kirche wühlen, ein Ziel setzen würde. Es bedarf nicht der Worte, wo die Thatsachen so klar reden. Der Eifer Ew. Heiligkeit wird Heilung finden für alle diese Leiden" [1]).

[1]) Das Schreiben bei Pufendorf lib. III, §. 45, p. 257.

So der König Jacob II. Demnach war an der Verworrenheit dieſes Kopfes auch die Darlegung des Kaiſers vom 9. April wirkungslos abgeprallt.

Die beiden Könige Ludwig XIV. und Jacob II. hofften alſo in Alexander VIII. zu finden, was ſie in Innocenz XI. ſo ſchwer vermißt. Noch im October 1689 machte Melford ſich auf den Weg nach Rom. Dort war inzwiſchen dem Herzog von Chaulnes ſchon etwas mehr Klarheit aufgegangen.

Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. ihn ermächtigt hatte zum abſoluten Verzichte auf die Quartier-Freiheit, zur Rückgabe von Avignon. Mit dieſen Erklärungen trat Chaulnes am 28. October 1689 vor den Papſt Alexander VIII. [1]). Er betheuerte die ſöhnliche Ergebenheit des Königs von Frankreich, wie ſie ſich darlege in ſolchen Thatſachen. Demgemäß mochte Chaulnes hoffen auf eine Conceſſion auch von Seiten des Papſtes. Die Antwort Alexanders VIII. entſprach nicht dieſen Wünſchen. „Ich trage, erwiederte er, die wärmſte Zuneigung zu dem Könige als dem älteſten Sohne der Kirche. Allein ich kann nicht ohne den tiefſten Schmerz anſehen, wie die heilige Mutter, die Kirche, ſelbſt ſo übel behandelt, ſo zerriſſen iſt, daß man faſt ſagen möchte: das Alte iſt vergangen, und es iſt alles neu geworden. Stellen wir alſo die Mutter her in ihren früheren Stand und in ihre Zier. Nicht bloß Avignon ſelbſt muß zurück gegeben werden, ſondern alles was dazu gehört und davon genommen iſt.“ Der Papſt erörterte die einzelnen Einbrüche des Königs in den dortigen Beſitz des heiligen Stuhles. „Man ſtehe ab, fuhr er fort, von dem Plane der Ableitung des Stromes der Rhone. Der Verkehr der Poſten nach und von Avignon ſei ungehemmt wie vorher. Dem Biſchofe von Vaiſon werde die Freiheit. Möge der König ſich vor Augen ſtellen den Ruhm ſeines Vaters, den man den Gerechten nannte! — Er erkannte an, daß die Regale ihm nicht gebührte, und enthielt ſich des Anſpruches. Der Name des Großen reicht nicht aus zum vollen Ruhme Sr. Majeſtät, wenn nicht mit

[1]) Bericht des Fürſten Liechtenſtein vom 28. October, nach der Mittheilung eines Vertrauten, dem Alexander VIII. ſelbſt die Sache erzählt. — Man vgl. dazu den Endbericht des Cardinals d'Eſtrees, bei Gérin: Recherches historiques sur l'assemblée de 1682, p. 622.

demſelben ſich verbindet der andere des Gerechten. Für das Gemeinwohl und das Gedeihen der Kirche bin ich bereit dem Könige alles zu bewilligen, allen Dank zu geben, der vereinbar iſt mit Ehre und Gewiſſen, wenn zuvor alles hergeſtellt wird in den früheren Stand. Dagegen werde ich die Freiheit und die Rechte der Kirche vertheidigen bis in den Tod." Der Papſt wiederholte mehrmals dieſe letzten Worte.

Dann erſt kam er zu den gallicaniſchen Artikeln von 1682. Er erklärte ſich bereit, den von Ludwig XIV. ernannten Biſchöfen die Beſtätigungen zu gewähren, jedoch unter der Bedingung, daß entweder die von Innocenz XI. gegen jene vier Artikel abgefaßte Bulle in Frankreich veröffentlicht werde, oder daß jeder einzelne der Biſchöfe durch eine Erklärung vor dem päpſtlichen Stuhle ſeine Zuſtimmung zu jener Bulle ausſpreche. Eben dieſe ſelbe Forderung hatte früher der Papſt Innocenz XI. erhoben, der Cardinal d'Eſtrees verworfen.

Faſſen wir die Antwort kurz zuſammen, ſo ergibt ſich, daß der Papſt Alexander VIII. auf die Conceſſionen Ludwigs XIV., die ja doch in Wirklichkeit nur von einem Theile des gegen Innocenz XI. verübten Unrechtes abließen, antwortete mit der Forderung der Herſtellung des ganzen Rechtes. Und zwar lautete dieſe Erwiederung ſo beſtimmt und klar, daß über die Verneinung der wichtigen Frage, ob mit dem Wechſel der Perſonen auch das Princip ſich verändert habe, ein Zweifel nicht übrig blieb. Alexander VIII. war, bei aller Verſchiedenheit der Perſonen, das Haupt der Kirche wie Innocenz XI. es geweſen war, und demgemäß ſo berufen wie entſchloſſen das Recht derſelben zu wahren.

Die Antwort des Papſtes Alexander VIII. reichte indeſſen noch weiter durch das was ſie nicht ſagte. Sie forderte die Herſtellung des geſammten verletzten Rechtes des päpſtlichen Stuhles, ſowohl in weltlicher wie in kirchlicher Beziehung. Dafür bot ſie die Ausſöhnung und den Frieden mit der weltlichen Macht von Frankreich. Eine Gegenleiſtung anderer Art ſtellte ſie nicht in Ausſicht. Wenn auch Ludwig XIV. alle ſeine Uebergriffe in das Recht und die Freiheit der Kirche zurücknahm: ſo hatte er, gemäß dieſer Erwiederung des Papſtes, dennoch nicht zu erwarten, daß Alexander VIII. in Betreff der politiſchen Verwickelungen in Europa für Frankreich auftreten,

dieſen König als den Vorkämpfer der katholiſchen Religion proclamiren werde.

So war der Stand der Dinge beim Eintreffen von Melford in Rom. Er trat vor den Papſt. Er machte jene Gründe ſeiner Auftraggeber geltend. Er behauptete, daß Jacob II. ſich eifriger bemüht für ſeine Unterthanen die himmliſche Krone zu erlangen, als für ſich eine irdiſche zu bewahren. Dies und die Ausrottung der Häreſie in Frankreich habe alle Proteſtanten in Europa und die Hölle ſelbſt ſo ſehr beunruhigt, daß ſie jedes Mittel, auch das abſcheulichſte, in Anwendung gebracht zum Verderben des Königs und mit ihm aller derjenigen, die beſeelt ſeien von ähnlichen Gefühlen der Religion und Frömmigkeit. Melford ſchloß mit der Behauptung: die Sache des Königs Jacob ſei mit derjenigen des Papſtes ſolidariſch [1]).

Das hohle Gerede dürfte nicht geeignet geweſen ſein, beſtimmend auf die Entſchlüſſe des Papſtes Alexander VIII. einzuwirken. Er hatte ſchon früher den franzöſiſch geſinnten Cardinälen, die für König Jacob ſich verwendet, die Antwort gegeben: die Gewalt der Waffen werde nicht ausreichen zur Herſtellung des Königs Jacob. Eher ſei für ihn etwas zu erwarten von einem allgemeinen Frieden. Das Verlangen einer Geldhülfe für Jacob lehnte er ab [2]).

Der Papſt Alexander VIII. hatte augenſcheinlich den guten Willen, ſich um dieſen allgemeinen Frieden zu bemühen. Aber Ludwig XIV. und demgemäß Jacob II. faßten ihr Ziel anders. Der Herzog von Chaulnes ſtellte ſein Verlangen auf die Vermittelung eines Waffenſtillſtandes mit dem Kaiſer, zum Zwecke des Schutzes der katholiſchen Religion. Alexander VIII. legte dem Collegium der Cardinäle die Frage vor. Die Mehrheit derſelben erwiederte: da der König von Frankreich bei währendem Türkenkriege den Kaiſer und das Reich, wider die Verträge, grauſam überfallen: ſo dürfe er nicht ſich bezeichnen wollen als Vorkämpfer der katholiſchen Religion. Eben ſo wenig dürfe in dieſer Richtung geltend gemacht werden die Entthronung des Königs Jacob, weil die Expedition Oraniens nach England unternommen ſei erſt nach jenem franzöſiſchen Friedensbruche, und es

---

[1]) Macpherson I. 351.

[2]) Theatrum Europaeum. Theil XIII, S. 1099 u. f.

klar vorliege, daß die beiden Könige im Bunde gewesen seien wider Katholiken und Protestanten[1]).

Es ist nicht unwichtig, abermals auf diesen Punct hinzuweisen. Wir wissen zur Genüge, daß ein formell ausgesprochenes Bündnis dieser Art im Jahre 1688 nicht bestand. Wir wissen aber auch, daß nicht bloß der Schein im allgemeinen für die Existenz eines solchen Bündnisses sprach, sondern auch, daß Ludwig XIV. durch Avaux im Haag, am 9. September 1688, das Bestehen eines formellen Bündnisses mit Jacob II. offen vor aller Welt verkündet, und endlich, daß Jacob II. die Unwahrheit dieser französischen Behauptung nicht durch eine Realität dargethan hatte. Die Cardinäle irrten sich also; aber sie irrten deshalb, weil sie jener öffentlichen Erklärung Ludwigs XIV. Glauben schenkten. Wie damals, im September 1688, in der Republik Holland jene Erklärung Ludwigs XIV. und die nicht genügende Zurückweisung derselben von Seiten Jacobs II. den Entschluß der Expedition nach England zur Reife brachten: so gab dieser dem Anscheine nach unleugbare Thatbestand auch dem Collegium der Cardinäle in Rom die Basis zum Urtheile wider Ludwig XIV. und Jacob II.

Das Gutachten der Cardinäle ging weiter. Der Kaiser, sagten sie, erfahre von den Protestanten keine Gehässigkeit, vielmehr Hülfe zum Kriege wider die Türken. Auch übe der neue König Wilhelm von England in keiner Weise Verfolgung gegen die Katholiken, sondern belasse sie bei ihrem Glauben[2]). Aus allem diesem ergebe sich als der Zweck der französischen Anträge die Absicht den Kaiser zu entzweien mit seinen protestantischen Bundesgenossen, dann mit Hülfe der Anklage der Untreue und Undankbarkeit wider den Kaiser diese Bundesgenossen für sich zu gewinnen, und mit ihnen zusammen sich auf den Kaiser zu stürzen.

Ungeachtet aller dieser Gründe war dennoch die Mehrheit der Cardinäle für das Bemühen um einen Stillstand der Waffen, mit der Bedingung freilich, welche denselben für Frankreich sehr schwer machte,

[1]) Sylvius t. III. l. 29 p. 62: Omnibus perspectum, ipsum Jacobum regem simul cum Gallia tam contra Protestantes quam Catholicos conspirasse.

[2]) Neque ipse modernus Angliae rex Guilelmus ullatenus catholicos afflixit, sed hos sua fide vivere permisit.

daß nämlich vorher das Genommene völlig zurück gegeben werde [1]). Genommen hatte ja nur der König von Frankreich.

Der Papst Alexander VIII. schrieb demgemäß Briefe voll Friedensmahnungen nach beiden Seiten. Er erhielt die Antworten, die vorauszusehen waren. Der Kaiser und der König von Spanien entrollten ihm das lange Register der Treulosigkeiten und Rechtsbrüche des Königs von Frankreich. Es ist zu bemerken, daß in solchen Fällen die Ausdrücke von Madrid aus schärfer lauteten als diejenigen von Wien.

In jener Zeit faßte Alexander VIII. in einer Anrede an das Collegium der Cardinäle die Sache zusammen: „Wie sollen wir uns verhalten? — fragt er. Jede Krone hat ihre besonderen Beweggründe, und zwar solche, die hinaus liegen über das Gebiet, auf welches die Kirche einwirken kann. Dagegen vermag ich bei der Macht jeder Partei nicht abzusehen, daß der eine oder der andere Theil wegen der Ungleichheit den Drang der Nothwendigkeit zum Frieden verspüren werde. Ich hebe meine Augen und meine Hände auf zum Himmel, fasse diesen, fasse jenen Entschluß, und sobald ich ihn gefaßt, sehe ich dennoch nicht ab, wie ich ihn ausführen kann, und die Hindernisse wachsen riesengroß vor mir empor. Frankreich will in nichts nachgeben: es setzt seine Hoffnung auf den Krieg. Es schiebt jede Genugthuung für Andere hinaus bis nach dem Frieden. Der Kaiser und Spanien, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu dem Bündnisse genommen, würden haben unterliegen müssen. Und obwohl das Bündnis mit den protestantischen Mächten viele Inconvenienzen nach sich zieht: so ist es doch ein nothwendiges Uebel, welchem sie sich, gegenüber den mannigfachen und unerwarteten Gefahren, nicht haben entziehen können. Ihr seht daraus, meine Brüder, wie schwer es ist, so sehr widerstreitende Ansichten zu einem Vergleiche zu bringen. Das Einzige, was wir vermögen, ist das Beharren bei unserem guten Willen und die Bethätigung desselben, wo wir können".

Wir erblicken demnach Alexander VIII. nach beiden Seiten hin in etwas anderer Stellung als diejenige von Innocenz XI. gewesen war. Die feindselige Haltung gegenüber Ludwig XIV. hatte aufgehört. Sie hatte aufgehört, weil Ludwig XIV. seine letzten Uebergriffe, durch

[1]) Sed facta prius integra ablatorum restitutione.

welche er den Papst Innocenz XI. in die direct feindliche Haltung hinein gezwungen, zurückgezogen hatte, theils stillschweigend, theils ausdrücklich. Er hatte die Ansprüche Fürstenbergs auf Köln fallen lassen. Er hatte auf die Forderung der Quartier-Freiheit verzichtet. Er hatte Avignon zurück gegeben. Er erfüllte auch die anderen kleineren Forderungen, z. B. diejenige der Herstellung des von Louvois mishandelten Bischofs Vaison. Kurz er war bereit zur Zurücknahme aller der geringeren Schritte, welche mehr berechnet gewesen waren auf die persönliche Kränkung des Papstes Innocenz XI., als auf größere politische Ziele. Daß das durchschlagende Moment für diesen Rückzug weniger das Gerechtigkeitsgefühl des Königs war, als die Furcht vor der großen Allianz, und demgemäß der Wunsch einen Feind weniger zu haben, mochte Niemand klarer erkennen als Alexander VIII. selbst. Insofern indessen war die Stellung nicht mehr eine feindselige. Dagegen blieb die andere weite Kluft: der Zwiespalt über die Jurisdiction. Der Papst Alexander VIII. im Namen der Kirche beharrte bei seiner Forderung des vollen Rechtes derselben, der Herstellung ihrer Freiheit in Frankreich. Er verlangte namentlich den völligen Rückzug von den vier gallicanischen Artikeln von 1682, die Unterwerfung aller Betheiligten. Er verlangte sie nachdrücklicher sogar als Innocenz XI. es gethan. Nicht mit Unrecht sagte später der französische Cardinal d'Estrees, der den Dienst des Königs höher stellte als denjenigen der Kirche, von diesem seinem Standpunkte aus in seinem Endberichte: „Alexander VIII. erregte Schwierigkeiten, die man sogar bei Innocenz XI. nicht gekannt hatte" [1]).

Andererseits aber entsprach der Papst politisch nicht den Wünschen des Kaisers. Die Cardinale Kolonitsch und Goes wie der Botschafter Fürst Liechtenstein waren unzufrieden mit ihm. Bei aller Freigebigkeit für das Gemeinwohl hatte dennoch Innocenz XI. einen Schatz angesammelt, den Alexander VIII. vorfand. Jene Cardinäle baten den neuen Papst um die Fortsetzung der Subsidien wider die Türken. Er suchte sich dem Andringen zu entwinden. Eine ähnliche Forderung, sagte er, stellten an ihn Polen und Venedig. Dazu bitte der König Jacob um Geld. Liechtenstein hob hervor die Hoffnung des Kaisers,

[1]) Gérin p. 622.

auch ungeachtet des Krieges mit Frankreich, dennoch die Türken aus Europa zu werfen, die gesammten Länder diesseit des Bosporus für die römisch-katholische Kirche zurück zu gewinnen. Mit Mühe entrang er dem Papste das allgemeine Versprechen: „Wir wollen sehen was möglich ist". — Liechtenstein war der Ansicht, daß der alte Papst nichts Anderes erstrebe als die Ruhe für sich und die Zufriedenheit seiner Familie, welcher er warm anhange, und daß er sich nicht allzu viel darum kümmere, ob ihm das Haus Oesterreich oder Ludwig XIV. mehr zugethan sei. So bereits am 14. December 1689. Einige Wochen später ernannte Alexander VIII. den Bischof von Beauvais zum Cardinale Fourbin. Die Ernennung geschah auf den Wunsch Ludwigs XIV.: sie misfiel namentlich in Wien.[1]) Alexander VIII. bewilligte endlich dem Kaiser eine geringe Türkenhülfe: er bewilligte eine ähnliche Summe auch dem Könige Jacob als einen Beitrag zu seinem Unterhalte.

Im Wesentlichen blieb der Stand der Dinge zwischen Alexander VIII. und dem Könige von Frankreich während der fünf Vierteljahre dieses Papats derselbe wie zu Anfang. Alexander VIII. forderte die Herstellung des Rechtes der Kirche in aller Beziehung. Ludwig XIV. weigerte sich. Die Bedrängnis, in welche die große Allianz ihn gebracht, drückte noch nicht so schwer auf ihn.

Auch nach einer anderen Seite gelang es dem Könige von Frankreich, sich eines offenen Feindes zu entledigen. Er war im Kriege mit Algier. Seine Flotte hatte diese Stadt bombardirt. Dann bot er, den Algierern unerwartet, den Frieden an. Der Dey war wenig geneigt. Erst eine bedeutende Geldsumme für ihn persönlich, wie man behauptete, machte ihn willfähriger. Auch so noch waren die Bedingungen wenig ehrenhaft für Frankreich. Es ward den Algierern unter anderen das Recht zuerkannt, die französischen Schiffe auf dem Meere zu durchsuchen, die Personen nicht französischer Nationalität heraus zu nehmen und zu Sklaven zu machen. Der holländische Consul in Livorno fügt seinem Berichte an die Generalstaaten über diesen Friedensschluß hinzu: in Algier lache man laut über dies Abkommen, und bezeichne es als das Gegentheil von Ehrenhaftigkeit, daß eine Macht, welche über 12.000 Bomben in die Stadt geworfen, dann in

[1]) Man sehe das nachdrückliche Schreiben des Kaisers in Lünigs: Literae Procerum Europae t. III, p. 310.

ſubmiſſiver Weiſe um den Frieden bitte [1]). — Es iſt kaum anzunehmen, daß in Frankreich die Bedingungen dieſes Friedens zur öffentlichen Kunde gebracht ſeien. Vielmehr erſchien dort, in der Umgebung des Königs ſelbſt, der Friedensſchluß als eine beſondere Leiſtung. „Es iſt bemerkenswerth, ſchreibt der Hofmann Dangeau darüber in ſein Tagebuch, daß wir dieſen Frieden abgeſchloſſen zu einer Zeit, wo wir nicht über das geringſte Kriegsſchiff im Mittelmeere verfügten" [2]).

Der Dey und der Divan von Algier ſchickten dann eine Geſandtſchaft an den König Jacob. Sie thaten durch dieſelbe ihm ihre Betrübnis kund über das Unglück, das ihn betroffen, ihre Bereitwilligkeit dagegen mit dem Kaiſer der Franzoſen, wie ſie ſagten, mitzuwirken zu ſeiner Herſtellung, und deshalb dem Prinzen von Oranien den Krieg anzukündigen [3]). — Es iſt nicht erſichtlich, daß dieſe Hülfe von Algier für den König Jacob ein Merkliches ausgetragen habe.

Ungleich wichtiger als die Erweckung dieſes neuen Gegners wider den Oranier, war es für Ludwig XIV., die Türken im Kriege wider den Kaiſer zu erhalten. Er entſandte nach Conſtantinopel den Herrn von Chateauneuf. Das Creditiv für denſelben war gezeichnet am 12. Juni 1689, gerade einen Monat nach dem Abſchluſſe der großen Allianz in Wien. Sein Auftrag lautete: er ſolle den Krieg wider den Kaiſer im Gange erhalten, dagegen einen Sonderfrieden der Pforte mit Polen bewirken. Er ſolle die Türken abhalten, ſich einzulaſſen in die Anerkennung Wilhelms III., dagegen ſie auffordern die engliſchen Schiffe zu kapern. Er ſolle endlich die Rückgabe der heiligen Orte in Paläſtina, welche der griechiſche Patriarch von Jeruſalem in Beſitz hatte, verlangen für die römiſchen Katholiken. Es waren in Conſtantinopel verſchiedene Rückſtände von früheren Verheißungen aufgelaufen: Chateauneuf erhielt den Auftrag alles zu bezahlen [4]). Für

---

[1]) Bericht des Conſuls Kalkberner, vom 28. November 1689, bei Sylvius t. III. b. 28, p. 212.: Ende gantsch Algiers lachten luyd uit over dit adjustement, seggende het eene infamiteyt te wesen, op dusdanige submissive maniere om de Pays te komen bidden, nadat sy in (de) stad over de 12000 Bomben gegooyd hadden.

[2]) Journal et mémoires de D. t. II, p. 232.

[3]) Sylvius III. b. 30, p. 167.

[4]) Barozzi e Berchet: Relationi Venete. Francia t. III, p. 559. Finalbericht des Pietro Venier.

dieſe Zwecke insgeſammt reichlich mit Geld ausgeſtattet, traf Chateauneuf im September 1689 in Conſtantinopel ein[1]).

Wir gelangen hier an eine Frage der folgenſchwerſten Bedeutung für jene Zeit. Dieſe Frage iſt, ob der Kaiſer Leopold damals dem Türkenkriege ſich habe entwinden können. Sie iſt in jener Zeit ſelbſt namentlich von dem Engländer Burnet[2]), aus deſſen Werke eine nähere Kunde der Thatſachen nicht erſichtlich, leichthin bejaht. Wie es in geſchichtlichen Dingen oft zu geſchehen pflegt, daß ein einmal gefälltes Urtheil, und wäre es noch ſo wenig begründet, wenn nur der Urheber den Anſchein des Beſſerwiſſens für ſich hat, als abſchließend fertig der Nachwelt überliefert wird: ſo iſt beſonders in dieſem Falle jenes Urtheil von ſpäteren Hiſtorikern bis auf die neueſte Zeit oft wiederholt. Aus dieſem Urtheile fließen dann die Vorwürfe, welche für die partielle Lähmung der großen Allianz in Folge des Nicht-Abſchluſſes mit den Türken, auf den Kaiſer zurück fallen. Um ſo ſchärfer tritt an uns heran die Forderung einer genauen Unterſuchung.

Zuvor verlangt der Stand der Dinge von 1689, das Ergebnis des Feldzuges der Kaiſerlichen, unſere Aufmerkſamkeit.

Wir erinnern uns, daß im April 1689 die Friedenshandlung mit den Türken zerging, daß demnach für dieſes Jahr der doppelte Krieg, nach Oſt wie nach Weſt, an der Donau wie am Rheine, in ſicherer Ausſicht ſtand. Dieſe Laſt drückte ſchwer, und um ſo ſchwerer, weil gleichzeitig der Kaiſer um der Wahl und der Krönung willen ſeines Sohnes Joſeph den Zug nach Augsburg unternahm, deſſen Aufwand demjenigen eines Feldzuges gleich kommen mochte. Ein Herrſcher wie Ludwig XIV. verfügte in ſolchem Falle der Bedrängnis über die Geld- und Menſchenkraft ſeiner Länder mit abſoluter Macht. Der Kaiſer Leopold war nicht in derſelben Lage. Obwohl in ſeiner Willensrichtung nach außen völlig unabhängig, mußte er doch zum Zwecke der Durchführung die Bewilligung der Mittel erwarten von den Landtagen ſeiner Erbländer. Aber dieſe treuen Erbländer erkannten und verſtanden die Lage ihres Fürſten, der, wie ſie wußten, niemals zum Schwerte griff, weil er wollte, ſondern nur weil er mußte.

---

[1]) Flassan IV. 122. — Sylvius t. III. b. 29, p. 28.

[2]) Burnet t. II, p. 97, 117.

Sie kamen dem Kaiser entgegen mit dem Angebote einer außerordentlichen Bewilligung[1]) von 13.000 Mann mit den ferneren Kosten. Diese Bewilligung setzte den Kaiser in den Stand, für das Jahr 1689 eine Armee von 24.000 Mann an den Rhein zu entsenden, und dennoch, wenn auch mit verringerter Macht, den Türkenkrieg nachdrücklich fortzuführen. Den mächtigeren Reichsständen war es nicht unlieb, daß die Macht des Kaisers im Kriege gegen Frankreich die ihrige nicht überwog. Den eigentlichen Türkensieger, den Herzog Carl V. von Lothringen, als den besten seiner Heerführer entsendete der Kaiser an den Rhein: den Oberbefehl gegen die Türken verlieh er dem Markgrafen Ludwig von Baden. Dieser Prinz, damals 34 Jahre alt, Soldat von Jugend auf, ein würdiger Schüler jenes Herzogs, erfreute sich des vollen Vertrauens der Armee. Man sagte von ihm, daß sein Glück seinem Muthe entspreche. Andere warfen ihm vor, daß er allzu unternehmend sei, daß unter seiner Leitung die Armee alljährlich neu zu errichten sein werde[2]).

Die Unterthanen des Kaisers Leopold hatten keine Abneigung gegen den Türkenkrieg. „Die Deutschen, sagt der Venetianer Cornaro in Betreff der kaiserlichen Armee, also der gesammten Bevölkerung der Erbländer, der Slaven und der Deutschen — werden geboren und wachsen heran mit dem Instincte der Waffen, welcher sich steigert durch den Krieg. Jeder einzelne Mann, vom Pfluge weg, darf sich einen Soldaten nennen. Ihre Geduld in Mühsalen und Entbehrungen ist bewundernswerth, und nicht minder ihre Verachtung der Gefahr. Eine strenge Disciplin erhält sie im Gehorsame. Ungeachtet der oft harten, ja grausamen Behandlung von ihren Offizieren, erhalten doch wieder die Belohnungen ihrer Kühnheit die Hoffnungen rege, und dem Tode ins Angesicht schauend bewahren sie die Festigkeit des Sinnes, die Treue, die Pünctlichkeit im Dienste. Die beständige Uebung im Kriege hat diese Mannschaft zur vollendeten Genauigkeit gebracht. Die Einrichtungen, die Regeln des kaiserlichen Heeres dürfen als Muster gelten für alle andere Völker."

---

[1]) Ich folge dem Venetianer Cornaro in den Fontes Rerum Austr. Bd. XXVII, p. 289. Vom Jahre 1690.

[2]) A. a. O. p. 281. — Vgl. den Bericht Veniers p. 315.

Eine besondere Anerkennung zollt Cornaro der Kriegsweise der Kaiserlichen gegenüber den Türken. „Die kaiserlichen Schwadronen, sagt er, nehmen fest und unbeweglich wie eine Mauer den Anprall der an Zahl überlegenen, aber regellosen türkischen Haufen auf, werfen sie zurück, und stürmen dann ihrerseits unwiderstehlich sie nieder. Die Dinge haben so völlig sich gewendet, daß der einst so schreckensvolle Name der Türken nun verlacht und verachtet wird, daß die Kaiserlichen den Tag der Schlacht ersehnen, des Sieges gewis, bevor sie ihn errungen haben. Dazu wird für die Verwundeten und Kranken in besonderer Weise Sorge getragen. Die ganze Fastenzeit hindurch ertönt in den Kirchen die Mahnung beizusteuern zu Gunsten derer, welche Blut und Leben einsetzen für die Kirche gegenüber den Türken. Die Verwendung der Erträgnisse für die Hospitäler steht unter der besonderen Leitung des Cardinals Kolonitsch" [1]). Wir haben den Namen dieses Mannes, einer der schönsten Blüthen des kirchlichen und des patriotischen Lebens unter dem Kaiser Leopold, kennen gelernt bei der Belagerung von Wien. (Band II, S. 398.)

Der Kampfbegier der Soldaten entsprachen freilich nicht die Rüstungen. Die Leitung des Hof-Kriegsrathes stand bei dem Grafen Rüdiger von Starhemberg. So glanzvoll dieser Name leuchtet durch die im Jahre 1683 bewiesene Ausdauer und Thatkraft: so erschien doch Manchem seine Umsicht für dies schwere Amt nicht ausreichend [2]). Mehr indessen als dieser Mangel in der einen Persönlichkeit, mochte ein anderes Uebel schaden, welches von der Monarchie Leopolds I. nun einmal nicht getrennt gedacht werden kann [3]). Es war der Mangel der ehrlichen und gewissenhaften Verwaltung der Mittel, jener von allen venetianischen Botschaftern im siebenzehnten Jahrhundert gerügte Unterschleif der kaiserlichen Beamten bei der Einnahme wie bei der Ausgabe. Als ein Beispiel dieser Unordnung in den Finanzen führe ich an die wiederholte Beschwerde des Gesandten Kramprich im Haag, im September 1689, daß seit zwei und zwanzig Monaten seine Besoldung rückständig. Die Beschwerde ward dennoch nicht sofort erledigt,

[1]) Cornaro p. 284.
[2]) Venier p. 315.
[3]) Ich folge Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 114.

sondern zog sich weiter hin bis in das Jahr 1690 [1]). Diese Unordnung war die lähmende Krankheit der Monarchie, für welche niemals der Arzt sich fand, weil die allzu gütige Gesinnung des Kaisers zurückscheute vor dem energischen Durchgreifen.

Der Fall von Belgrad im September 1688 hatte die Türken aufgelärmt. Auch sie betrachteten Belgrad wie ein Thor von Constantinopel. Die erste Regung war damals für den Frieden. Als die französische Mahnung, die Hoffnung auf die Diversion vom Westen her gegen den Kaiser dann die Oberhand behielt, rüsteten die Türken wie nur je zuvor. Aber in ihrem Rücken, in Kleinasien, erhob sich ein Aufstand. Die Folge war, daß den Sommer 1689 hindurch bis tief in den Monat August die westlichen Länder des Sultans offen lagen, daß es nur des Einzuges der Kaiserlichen bedurfte. Aber das kaiserliche Heer war marschbereit erst im Monate August.

Und dann wiederholten sich die Vorgänge der letzten Jahre. Der erste Sieg der Kaiserlichen war bei Batudschina, am 29. August. Der Markgraf von Baden marschirte auf Nissa. Unfern dieser Stadt, vor dem Flusse Nissa, erreichte er am 24. September die türkische Armee, beschäftigt mit der Errichtung eines festen Lagers. Es kam nicht zum Handgemenge. Der Anblick der anrückenden kaiserlichen Cürassiere zersprengte die Türken in wilde, regellose Flucht. Es war ein fast blutloser Sieg. Dann jedoch mußte die siegreiche Armee, anstatt den Feind zu verfolgen, über drei Wochen lang auf der Wahlstatt harren, weil in der Kriegskasse sich nicht die Mittel fanden, deren man bedurfte zum Ankaufe von Zugthieren für die Fortschaffung der an Waffen und Lebensmitteln gemachten Beute [2]). Erst nach vollen zwei und zwanzig Tagen floß etwas Geld von Wien herab.

Und weiter ging der Siegeszug. Vor der Stadt Nissa hielten die Türken Stand. Die Kräfte waren ungleich. Die türkische Armee ward gerechnet auf 40.000 Mann, die kaiserliche auf 16.000. Der Mangel der Seinigen an Lebensmitteln ließ dem Feldherrn Ludwig von Baden keine Wahl. Er mußte schlagen. Nach langem hartem

---

[1]) Kramprichs Bericht vom 24. September 1689, desgleichen mehrere aus dem Jahre 1690.

[2]) Wagner sagt stärker: Badensi ne teruncius quidem in aerario castrensi.

Kampfe bis in die Dunkelheit der Nacht löste das türkische Heer sich auf. Der Markgraf von Baden zog als Sieger in Nissa ein. Er nahm Widdin. Er schob seine Truppen vor bis hinaus über Pistrina. Es schien, daß auch ungeachtet des neu entbrannten Krieges am Rheine dennoch Serbien zu behaupten, Bosnien zu gewinnen sein würde.

Die türkische Friedensbotschaft war, ungeachtet des Scheiterns der Verhandlungen im März 1689, von Wien nicht abgereist. Das Verweilen dürfte nicht als ein rein freiwilliges anzusehen sein. Der Wunsch für diesen Frieden vom Westen her war sehr nachdrücklich. Eifriger vielleicht noch als von Holland und England her, ward er geltend gemacht von Spanien und dessen Vertreter Borgomainero. Das einstige Verhältniß, daß das Cabinet von Madrid ein Uebergewicht ausübte auf das kaiserliche, hatte längst sich gewandelt; aber Borgomainero persönlich, von Wilhelm III. hoch geschätzt, machte in Wien seine Stellung mit Nachdruck geltend. Sein Wort galt viel auch bei dem Kaiser selbst, mehr jedoch, wie man zu bemerken glaubte, aus Rücksicht als aus Neigung für ihn [1]). Borgomainero war, ganz im Sinne des Oraniers, der nachdrücklichste Widersacher des Türkenkrieges, der eifrigste Fürsprecher des Friedens. Aber es darf zweifelhaft sein, ob dieser Eifer, welcher der türkischen Botschaft nicht geheim bleiben konnte, in dieser Richtung fördernd auf sie wirkte.

Sulfikar Effendi ward in Wien gedrängt, sich vom Divan neue Instructionen zu erbitten. Sein Courier mit denselben traf in Wien wieder ein im October 1689, war demnach von Constantinopel aus abgefertigt zu einer Zeit, wo man dort die Kunde der letzten Niederlage von Nissa noch nicht haben konnte.

Der Kaiser befand sich zum Zwecke der Wahl seines Sohnes Joseph in Augsburg. Er hatte dem Grafen Quintin Jörger, Statthalter von Nieder-Oesterreich, und dem Freiherrn Dorsch die Vollmacht zur etwaigen Verhandlung hinterlassen. Die türkischen Gesandten begehrten eine Unterredung. Sie ward ihnen gestattet. Aber die Kaiserlichen waren sehr überrascht, als jene, anstatt von den früheren Forderungen zurück zu weichen, erklärten, daß sie bei denselben beharrten, daß sie verlangten entweder den Abschluß auf Grund

[1]) Finalbericht des Venetianers G. Venier, im Jahre 1692, p. 327.

derſelben oder ein ſicheres Geleite zur Heimkehr. Sie forderten vor allen Dingen die Rückgabe von Belgrad und allem, was am rechten Ufer der Save ihnen genommen ſei. Dafür waren ſie erbötig diejenigen Plätze auszuliefern, welche auf dem linken Donauufer von den Kaiſerlichen bereits umſchloſſen waren. Die Reden gingen weiter. Die hohe Pforte, ſagte Sulfikar Effendi, trete überhaupt keine Länder ab. Wenn man von kaiſerlicher Seite nichts oder nur etwas zurück geben wolle: ſo ſei nicht an einen definitiven Frieden zu denken, ſondern nur an einen Stillſtand auf vier oder fünf Jahre [1]).

Der Bericht dieſer ſonderbaren Verhandlung ging ab nach Augsburg. Der Kaiſer ließ, wie er zu thun pflegte, die Angelegenheit im engeren Conferenz-Rathe erörtern. Aus dem Protokolle desſelben iſt nicht zu erſehen, daß auch nur einer der Miniſter eine Anſicht zu Gunſten der türkiſchen Forderungen ausgeſprochen. Man einigte ſich dahin, daß eine Grundlage zum Frieden hier nicht geboten werde. Der Kaiſer möge ein Schreiben dieſes Inhaltes ſenden an den Sultan, der Graf Starhemberg als Präſident des Hof-Kriegsrathes an den Großweſir. Die türkiſche Botſchaft ſei zu entlaſſen. Der Kaiſer Leopold gab dem Gutachten ſeiner Räthe ſein Placet. So am 29. November 1689.

Wir haben aus dem Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großweſir die hauptſächliche Stelle zu vernehmen. [2])

„Ihre Abgeſandten, ſagt Starhemberg, bieten in ihren Vorſchlägen dem Kaiſer das was nicht in ihren Händen, und trachten gleicher Weiſe dem Kaiſer das zu nehmen, was ſie nicht inne haben. Sie haben offen erklärt, auf keine andere Weiſe in einen Frieden ſich einlaſſen zu können noch zu wollen. Von dieſem ihrem Standpuncte, von dieſem ihrem Vorſatze haben ſie durch keine Gründe, keine Darlegung des Sachverhaltes ſich abbringen laſſen, vielmehr wiederholt

---

[1]) K. k. Archiv. Turcica. Das Protokoll der Conferenz zu Augsburg, vom 29. November 1689.

[2]) Die Stelle im Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großweſir lautet: Ubi super intellectu pacis et armistitii propositi pressius interrogati fuerunt, positive responderunt, se sub pacis propositae nomine pacem solidam numquam intellexisse, sed tantum armistitium longius vel brevius quattuor vel quinque annorum, si quid vel nihil de occupatis restitueretur, praefato pacis nomine designasse.

ihre Entlassung verlangt. Zwar haben sie nach der gegebenen Erlaubnis einen Courier an die Pforte zu entsenden, auf jenes Verlangen einstweilen verzichtet, nach der Rückkehr des Couriers jedoch jegliche weiter gehende Instruction verneint, vielmehr gefordert, daß entweder man mit ihnen verhandele und schließe auf Grund ihrer ersten Vorschläge, oder ihnen die Entlassung gewähre. Dagegen enthielt das letzte Schreiben Ew. Excellenz an mich die ausdrückliche Erklärung, daß die Abgesandten ausgestattet seien mit der Vollmacht zum Abschlusse eines beiderseits annehmbaren Vertrages."

„So ist, wie ich des Breiteren ausgeführt, der Verlauf der Verhandlung mit diesen Abgesandten. Von Seiten Seiner kaiserlichen Majestät und der Bundesgenossen ist es daher unmöglich, auf diesem Wege zu dem gewünschten Frieden zu gelangen. Denn weder der christlichen Sache noch dem Kaiser könnte ein Friede genügen, welcher die Territorien durch einander mischt, welcher dadurch den Feinden Anlaß und Gelegenheit gewährt, in bewaffneten Schaaren das diesseitige Gebiet zu betreten, und somit die Länder und Völker des Kaisers den Gefahren einer täglichen Friedensstörung auszusetzen."

„Die Thatsache also ist, daß die türkischen Abgesandten nach der Wiederkehr des Couriers, vor dessen Abgange von unserer Seite die ausdrückliche und wiederholte Erklärung vorlag, daß auf Grund der bisherigen Vorschläge ein Friede nicht geschlossen werden könne, dennoch an eben diesen Vorschlägen festgehalten haben, und daß demnach ein sicherer und ehrenhafter Friede zwischen den beiden Monarchen nicht zu erreichen steht. Es folgt daraus, entweder daß die ottomanische Pforte niemals den aufrichtigen Willen zum Frieden gehabt, oder daß ihre Abgesandten den Intentionen derselben nicht entsprochen, sondern eine Hartnäckigkeit an den Tag gelegt haben, die unvereinbar ist mit der jetzigen Sachlage, so wie mit dem Gebote der Vernunft. Die Schuld des nicht erfolgten Friedens liegt demnach nicht auf unserer, sondern auf türkischer Seite. Ob dies Verhalten der Abgesandten bedingt worden ist durch Ihren Befehl, oder durch die böswillige Einflüsterung derjenigen, welche darauf ausgehen, uns an einander zu bringen, damit zu ihrem Nutz und Frommen wir gegenseitig einander aufreiben und kraftlos machen, wollen Sie selbst entscheiden."

„Gott aber, der die Herzen kennt und die Siege austheilt, wird richten zwischen uns über die Gerechtigkeit unserer Sache, über die Aufrichtigkeit des Willens zum Frieden hüben und drüben. Er wird die Schuld und Strafe für das noch ferner zu vergießende Menschenblut auf denjenigen wälzen, den er als den Urheber erfindet. Der Ausgang wird es darthun, und das Urtheil der von Leidenschaft nicht befangenen Menschheit wird über uns richten" [1]).

Bei dem auffallenden Benehmen dieser türkischen Friedensbotschaft blieb auf kaiserlicher Seite die Vermuthung rege, auch in den Berathungen zu Augsburg wohl erkennbar, daß dennoch am letzten Ende Sulfikar Effendi mit noch einer anderen weiter gehenden Instruction hervortreten werde. Man glaubte dahin zielende Andeutungen zu verspüren. Dennoch kam nichts Derartiges zu Tage. Dagegen versuchten die Türken bei dem venetianischen Botschafter in Wien einen Anwurf zu einem Sonderfrieden. Cornaro wies zurück. Wie von kaiserlicher Seite kein Schritt ohne sein Vorwissen und seine Zustimmung gethan wurde: so sehen wir auch ihn beflissen, diesem Vertrauen zu entsprechen und andererseits das Verhalten der Türken zu durchdringen. Darum ist sein zusammen fassendes Urtheil über dies Verhalten, dessen Consequenzen für das gesammte Westeuropa und namentlich für die Ziele der großen Allianz eine so weittragende Bedeutung gewinnen mußten, für die Erklärung desselben von besonderer Wichtigkeit.

„Es ist nicht zu zweifeln, sagt Cornaro einige Monate später in seinem Finalberichte an den Senat von Venedig, daß in Folge der Diversion im Westen, des Einbruches der Franzosen in das Reich, die Meinungen der Barbaren sich gewandelt haben. Sie erkannten, daß die Macht des Kaisers dadurch getheilt wurde. Sie sahen, daß er seine Heereskräfte aus Ungarn abberief. Sie nahmen den Schrecken wahr, den die französischen Waffen einflößten. Es überwog in ihnen die Ansicht, daß der Kaiser genöthigt sein werde, die Mehrzahl seiner Truppen in Deutschland zu verwenden, in Folge dessen Ungarn zu entblößen. Sie wurden unbeugsam in ihren Forderungen. Dies ergibt sich klar aus der Verschiedenheit des Verfahrens, mit welchem sie die Verhandlungen begannen, von demjenigen, mit welchem sie endlich den

[1]) Anlage I.

Faden zerriſſen. Sie verweilten in Wien nur noch in der wohl durchdachten Abſicht, den Ausgang des Feldzuges abzuwarten, ihre Entſchlüſſe zu faſſen nach Maßgabe der Ereigniſſe, zugleich um durch dies Aushalten die Eiferſucht Frankreichs zu erregen, und ſcheinbar dem Wunſche und dem Drange der Reichsfürſten auf den Frieden Genüge zu leiſten."

„Es iſt nie gelungen zu durchdringen, ob dieſe Friedensgeſandten noch eine weitere Vollmacht beſaßen als die ausdrücklich zur Sprache gekommen iſt. Aus begründeten Nachrichten jedoch bin ich dahin gelangt zu ermitteln, daß der Beſchluß der Pforte zur Abſendung der Friedensbotſchaft erfolgt iſt weſentlich auf das Einrathen der Holländer, welche ſich zur Vermittelung erboten" [1]).

Hier liegt der Schlüſſel der geſammten Angelegenheit. Nicht ſo ſehr aus eigenem Entſchluſſe, aus eigenem Antriebe hatten die Türken jene Friedensbotſchaft entſendet. Vielmehr war es das Bemühen des Oraniers, bereits vor ſeiner Unternehmung nach England, den Kaiſer im Oſten frei zu machen. Auf ſeinen Betrieb daher ließ die Republik Holland den Divan in Conſtantinopel zu einer ſolchen Friedensbotſchaft auffordern. Es war dagegen Ludwig XIV., der durch die Conſequenzen ſeines Einbruches in das Reich, im September 1688, dieſe Bemühungen durchkreuzte. Eben aber, weil vom Haag aus das Beſtreben dieſer Friedensvermittelung ſeinen Urſprung genommen: ſo lag es in der Natur der Sache, daß der Abbruch der Verhandlungen gerade dort am unangenehmſten empfunden wurde, und daher für eine Zeitlang die Neigung vorherrſchte, nicht ſo ſehr den Türken dieſes Scheitern vorzuwerfen als dem Kaiſer. Die Frage dieſes Friedens, neben derjenigen des Krieges gegen Ludwig XIV. die nächſt wichtige für die geſammte große Allianz, wird noch oft uns entgegen treten.

Dem Verlangen der türkiſchen Friedensgeſandten gemäß ſtellte man ihnen die Päſſe zu. Im Januar 1690 begaben ſie ſich nach Komorn. Dort warteten ſie ab.

---

[1]) Fontes Rerum Austriacarum. Bd. XXVII, p. 290. — Man wird dieſem Urtheile Cornaros nicht dasjenige von Venier, ebendort S. 336, im Jahre 1692, entgegen halten dürfen. Denn C. fällte ſein Urtheil nach eigener Kunde, V. kam nach Erledigung der Sache.

Ihre Forderungen hatten den Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich gemacht. Und doch dürfte es die Frage sein, ob nicht, nachdem es nun einmal dahin gekommen, auch Vielen auf kaiserlicher Seite dieser Ausgang erwünscht gewesen sein mag. Denn in der Abwägung des Für und Wider schien doch Manchem die Wage sich neigen zu müssen zu Gunsten des Kaisers.

Eine Zusammenstellung dieser Art liegt vor von der Hand des Grafen Quintin Jörger, des Statthalters von Nieder-Oesterreich, den der Kaiser mit der Führung dieser Geschäfte betraut. Das Gutachten, datirt vom 1. November 1689, aus der Zeit der Verhandlung, ist dennoch davon unabhängig, auf sich selber ruhend. Wir haben den Kern desselben zu vernehmen[1]).

„Die Vorfahren des Kaisers, sagt Jörger, nämlich Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., die beiden folgenden Ferdinande, haben den Frieden annehmen oder halten müssen gemäß dem Willen der Türken. Auch der Kaiser Leopold ist nach dem Siege bei St. Gotthard dennoch froh gewesen den Frieden zu erlangen. Nun zum ersten Male steht es in der Hand des Kaisers den Frieden zu geben."

„Seit dem Jahre 1618 haben die Länder keines dauernden Friedens, keiner Ruhe genossen."

„Die Kriegesanstalten von kaiserlicher Seite lassen viel zu wünschen übrig. Die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln, ja der Hunger selbst hat den Markgrafen Ludwig von Baden bei Nissa gezwungen zu dem kühnen Entschlusse des Angriffes. So hat er mit seinen 13.000[2]) Mann die 40.000 Türken geschlagen."

„Die Disciplin des kaiserlichen Heeres nach oben hin ist schlecht. Sie krankt namentlich an der Ueberzahl von General-Offizieren. Die Mächtigeren unter ihnen haben die Regimenter an sich gebracht, und können ohne große Gefahr und Anstoß nicht gestraft werden."

„Aus dem Reiche ist eine Hülfe nicht zu erwarten."

„Allein dagegen hoffen seit 1453 viele Christen unter der Herrschaft der Ungläubigen ihre Befreiung von dem römischen Kaiser."

---

[1]) Es ist abgedruckt in Selecta scripta illustria, herausgegeben von Lünig 1723, S. 93 u. f.

[2]) Wagner II, p. 117 sagt 16.000.

„Der Kaiser ist apostolischer König."

„Auch das oströmische Kaiserthum steht ihm in Aussicht."

„Die Union der Kirche des Morgenlandes mit derjenigen des Abendlandes ist die Folge des Sieges."

„Die Lage der Dinge ist eine so günstige, wie sie vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder zu erwarten."

„Denn die türkische Regierung ist schwach, zerrüttet durch häufigen Thronwechsel in Folge von Empörungen."

„Ihre Kriegführung ist fehlerhaft."

„Sie sind gebeugt durch Niederlagen: man darf ihnen daher nicht die Zeit lassen sich wieder aufzurichten."

„Das Unrecht ist auf ihrer Seite. Nicht der Kaiser, sondern sie haben den Frieden von 1664 gebrochen."

„Auch für den Fall daß der Friede geschlossen würde, muß doch eine starke Truppenmacht in Ungarn stehen bleiben."

„Der Weg nach Constantinopel ist bereits halb zurückgelegt. Er ist zu vollenden. Denn die Türkenmacht geht, allem Anscheine nach, ihrem Untergange entgegen."

„Deshalb muß der Krieg gegen sie energisch fortgesetzt werden."

Anders lautete eine hinterlassene Mahnung des einstigen Feldherrn Montecuculi, der zuerst bei der Abtei St. Gotthard an der Raab den kaiserlichen Truppen das Siegen über die Türken gelehrt. „Der Kaiser, hatte er gesagt, möge sich hüten vor einem langen Türkenkriege. Denn auch zwanzig Siege über sie würden nicht ausreichen ihre Macht zu brechen. Der Kaiser dagegen kann durch eine einzige Niederlage alles verlieren" [1]).

Jörger verfaßte sein Gutachten am 1. November 1689. Eine der wichtigsten Voraussetzungen desselben war die innere Schwäche, die Zerrüttung der türkischen Regierung. Er konnte nicht voraussehen, daß, noch bevor sein Gutachten in die Hände des Kaisers in Augsburg gelangte, jene wichtige Voraussetzung in Betreff der Türkei zu Boden fiel, und zwar merkwürdiger Weise in Folge des letzten Sieges der Kaiserlichen bei Nissa. Die Kunde desselben rief dort im Anfange

[1]) Bericht des venet. Botschafters Venier, von 1693, in den Fontes Rer. Austr. Bd. XXVII, p. 337.

November eine völlige Umwälzung hervor. Jenes Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir, über welches man in Wien und Augsburg berieth, war zwecklos geworden, noch bevor man es abgefaßt. Denn der Großwesir Mustafa, für den es bestimmt, war nicht mehr im Amte. Er war nach Adrianopel berufen, wo sich der Sultan Soliman befand, und dort abgesetzt. In seine Stelle ward berufen als der siebente im Laufe des nun siebenjährigen Krieges Mustafa Köprili, ein Bruder des einstigen Eroberers von Candia. Er war bis dahin Pascha von Chio, ein strenger Türke, ein Mann von umsichtigem Blicke und starkem Willen, der sofort mit fester Hand die Zügel erfaßte. Das gleichzeitige Verhalten der türkischen Gesandten in Wien entsprach durchaus seinen Wünschen; denn er war entschlossen zur nachdrücklichen Fortführung des Krieges[1]).

Und dies führt uns zurück zu den Aufträgen, mit denen kurz zuvor der Marquis Chateauneuf in Adrianopel eingetroffen war.

Das Verlangen Wilhelm III. nicht als König von England anzuerkennen, dagegen die englischen Schiffe wegzunehmen, wies der Großwesir zurück. Denn derjenige sei König von England, den England selbst dafür erkenne, und es würde den Türken, die so oft den Herrn gewechselt, übel anstehen dasselbe Recht einer anderen Nation zu bestreiten. Für den Abschluß eines Sonderfriedens mit Polen stellte Köprili Bedingungen, auf die voraussichtlich Polen nicht eingehen würde. Die Geldsummen dagegen, die Chateauneuf darbrachte für die Fortführung des Krieges gegen den Kaiser, waren willkommen. Eben darum auch bewilligte Köprili die andere Forderung, die Einräumung der heiligen Stätten in Jerusalem an die Katholiken. Einige Monate später vernahm die Welt, daß dies geschehen sei, und demnach erschien die Fürsorge des Königs von Frankreich für die katholische Religion abermals als offenkundig und augenscheinlich dargethan.

Dem gegenüber haben wir das Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir vernommen, in demselben den Hinweis auf den fremden Rath, welcher den Krieg zu schüren, die Macht des Kaisers und des Sultans gegenseitig aufzureiben suche zu eigenen Gunsten, die Berufung dagegen auf das Recht und die Entscheidung der Waffen.

---

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 28.

Die Sprache war angemessen nach dem Stande der Dinge zu Ende 1689. Kein sterbliches Auge konnte damals ermessen oder ahnen, daß mit dem Beginne, ja mit dem ersten Tage selbst des nächsten Jahres die Siegesfluth sich wenden, nicht mehr rollen würde für die Kaiserlichen von West nach Ost, sondern für die Türken von Ost nach West. Wir werden diesen Umschwung im Zusammenhange später zu überblicken haben.

Der Kaiser Leopold stand vielmehr zu Ende des Jahres 1689, in Betreff der beiden Kriege, die nicht er gesucht, die fremder Wille ihm aufgezwungen, nach Osten wie nach Westen, sieggekrönt. Er war zugleich sicher der Erfüllung des liebsten seiner Wünsche, der Erhaltung der römischen Kaiserkrone in seinem Hause durch die Wahl seines Sohnes Joseph zu seinem Nachfolger, zum römischen Könige. Wir haben diese Stellung nach dem Westen ins Auge zu fassen.

Man hätte denken sollen, daß bei dem allgemeinen Zorne der deutschen Fürsten gegen Frankreich im Jahre 1689 die Truppen frühzeitig ins Feld rücken würden[1]). Es geschah nicht. Den Kaiser drückte dazu noch eine andere Sorge. Drei der Kurfürsten, von Bayern, von Sachsen, von Brandenburg, waren bereit persönlich mit auszuziehen. Aber dies Erbieten schloß in sich für jeden von ihnen die Führung des eigenen Heeres, die Bereitwilligkeit zum Befehlen, nicht zum Gehorchen. Deshalb ward das Auskunftsmittel gefunden, die deutsche Macht dreifach zu theilen. Das stärkste Heer unter der Führung des Herzogs von Lothringen begab sich an den Mittelrhein; mit einem anderen der Kurfürst von Brandenburg an den Niederrhein; das dritte deckte den Oberrhein. Daß ein französisches Heer sich stellen würde zur offenen Feldschlacht, war nicht zu erwarten. Ludwig XIV. hatte durch seinen raschen Einbruch vom September 1688 eine lange Reihe fester Plätze auf dem deutschen Boden in seine Gewalt gebracht. Gegen diese galt es sich zu wenden. Die Frage war nur, gegen welchen zuerst. Es handelte sich um Philippsburg, um Mainz, um Bonn, um das auf dem Boden von Kur-Trier erbaute Mont-Royal. Der Kriegsrath erörterte lange. Endlich sprach der Lothringer Herzog: „Mainz und Köln sind die Puncte, welche einst das Auge der Römer ausersehen zur Anlage von Bollwerken, geeignet zur Bezwingung der Völker

[1]) Ich folge Wagner t. II, p. 98 sqq.

diesseit des Rheines. Eben dies ist das Ziel des neuen Frankreich. Darum muß unsere erste Aufgabe sein der Wiedergewinn von Mainz." Das Wort entschied[1]).

Die Belagerung begann erst tief im Monate Juli. Um den Lothringer Herzog sammelten sich dort die Fürsten des Reiches. Auch der Kurfürst von Bayern zog zu diesem Zwecke mit heran. Es war der Wunsch und die Bitte des Kaisers und des Königs von England, daß auch der Kurfürst von Brandenburg dazu mitwirkte. Friedrich III. weigerte sich. Er wählte für sich, nach der Bezwingung von Kaiserswerth, die Belagerung von Bonn, der kurfürstlichen Residenz, in welche der Cardinal Fürstenberg eine starke französische Besatzung eingelegt. Der König sprach wiederholt sein Misfallen aus über diese Theilung der Streitkräfte, durch welche der Kurfürst die gemeinsamen Maßregeln durchkreuze. Er nannte dies Verhalten des Kurfürsten unentschuldbar[2]).

Die Belagerung von Mainz, welches, weil unvorbereitet, der dortige Kurfürst im Jahre zuvor den Franzosen ohne Widerstand überliefert, und welches sie dann sofort nachdrücklich verstärkt, forderte das Opfer vieler Tausende der Belagerer. Wo es zum Handgemenge kam, wie bei dem furchtbaren Sturme auf den bedeckten Weg, hatte man niemals zuvor eine solche Erbitterung der Kämpfer wider einander wahrgenommen. Es war die Consequenz derjenigen Art von Kriegführung, welche von Chamlay, Louvois, Ludwig XIV. ausgegangen war. Endlich erkannte der Commandant Uxelles die Unhaltbarkeit an. Er erhielt einen ehrenvollen Abzug, am 1./11. September 1689. Unterdessen hatte der Kurfürst von Brandenburg die Stadt Bonn bis zur Vernichtung bombardirt. Die Verwüstung übte auf den Commandanten Asfeld keine Wirkung. Nach dem Falle von Mainz, entsendete der Herzog Carl von Lothringen eine bedeutende Hülfe gegen Bonn. Dann folgte in kurzer Zeit Asfeld dem Beispiele von Uxelles. Er hatte nur noch einen Trümmerhaufen zu übergeben.

Der Wiedergewinn der beiden Städte erschien als eine erhebliche Leistung der deutschen Waffen im Jahre 1689. Auch in den Nieder-

[1]) Wagner t. II, p. 100.

[2]) v. d. Heim: het Archief van Heinsius p. 47. W. III. an Heinsius, am 13./23. August 1689: De conduite van Brandenburg is inexcusabel en te beklagen.

landen war der Vortheil auf Seiten der Verbündeten. Es erfolgte kein Haupttreffen; aber bei Walcourt behielt der Fürst von Waldeck die Oberhand. Er anerkannte die Leistungen der Engländer unter der Führung von Marlborough [1]). Die Franzosen dagegen bemerkten mit Genugthuung, daß ihre im Jahre zuvor rasch und fast mühelos erlangten Vortheile im Reiche auch gegenüber der großen Macht, welche man dort gegen sie entsendet, dennoch überwiegend blieben. So sei es geschehen im ersten Jahre, wo der Eifer für die Allianz warm. Im zweiten werde derselbe lau werden, und dann noch lauer. So wohl sei alles vorbereitet, daß keine feindliche Armee in Frankreich eindringen, daß vielmehr die französischen Armeen sich erhalten würden auf Kosten der Feinde [2]).

Im Wesentlichen war diese Ansicht richtig. Der Wiedergewinn von Mainz und Bonn war die bedeutendste eigene Leistung von deutscher Seite nicht blos für das Jahr 1689: er blieb es für den ganzen neunjährigen Krieg.

Der Sieg von Mainz ward vor allem mit Jubel vernommen in Augsburg, wo damals der Kaiser sich befand zum Zwecke der Wahl seines Sohnes. Die Einwirkung auf die Kurfürsten für dieselbe war eine der wesentlichen Bedingungen, die er der Republik Holland und dem Oranier gestellt hatte für den Abschluß der großen Allianz. Indem Wilhelm III. aufbot was er vermochte, um diesen Wunsch des Kaisers zu erfüllen, kittete er dadurch um so fester diese Allianz, durch die allein er hoffen durfte, das begonnene Werk durchzuführen, das auf Europa lastende Uebergewicht des Königs von Frankreich abzuwerfen. Für den Kaiser war diese Erfüllung seines Wunsches der Glanzpunct seines Lebens. Verfolgen wir daher seine Schritte zu diesem Ziele.

Am 25. Juni 1689 forderte der Kaiser Leopold den Mainzer Kurfürsten, Anshelm Franz, aus dem Geschlechte Ingelheim, als Erzkanzler des Reiches auf, einen Kurfürstentag nach Augsburg auszuschreiben, gegen das Ende des Monates August. Die Aufforderung legt schweren Nachdruck auf die unmenschlichen Grausamkeiten des fried-

---

[1]) Waldecks Bericht an die Generalstaaten, bei Sylvius t. III, b. 28, p. 182.
[2]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 26. Vom 12. August 1689.

brüchigen Königs von Frankreich. Bis dahin ward der Türke bezeichnet als der Erbfeind des christlichen Namens, oder auch schlechthin als der Erbfeind: in diesem Schreiben redet der Kaiser zum ersten Male von „den beiden Erbfeinden“[1]). Der gerechten Erregung des Kaisers Leopold wider Ludwig XIV., so wie der langen Erinnerung an die zweihundertjährige Aggressive der Häuser Valois und Bourbon gegen das Haus Habsburg, darf dieser Ausdruck zu gute gehalten werden. Dies um so mehr, da Ludwig XIV. durch seinen Bund mit den Türken, ähnlich wie einst Franz I. durch den seinigen mit Soliman gegen Carl V., in den Augen des Kaisers als derselbe Feind erschien. Daß dagegen in späteren Zeiten Andere, deren Vorfahren und Vorgänger die Feindschaft der Häuser Valois und Bourbon gegen das Kaiserhaus im eigenen Interesse ausgebeutet — jene Benennung gegen Frankreich, gegen die französische Nation als solche sich aneignen könnten, lag sicherlich den Gedanken des Kaisers Leopold sehr fern.

Der Zweck der Zusammenkunft gemäß der Aufforderung des Kaisers sollte sein die Beredung über die Mittel zur Fortsetzung beider Kriege, so wie überhaupt über die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches. Daß darunter verstanden wurde namentlich die Wahl des Nachfolgers im Reiche, des römischen Königs, lag vor Augen. Der Kaiser verbat übermäßigen Aufwand als den Zeitumständen nicht angemessen.

Wir haben aus dem Schreiben des Kaisers Leopold an den König von Spanien, im Juli 1689 (Band IV. S. 453 u. f.) seine persönliche Ansicht vernommen. Er meldet darin, daß er für schweres Geld auch den Brandenburger Kurfürsten bewogen, die Versprechungen des Vaters zu erfüllen. Der Kaiser glaubte im Voraus der Willfährigkeit aller Kurfürsten sicher zu sein. Er hoffte sie alle persönlich in Augsburg um sich zu sammeln.

So günstig indessen lagen nicht die Dinge. Am 26. Juli 1689 erließ der Mainzer Kurfürst Anshelm Franz, von der Stadt Erfurt aus, die Ladungen an die Kurfürsten nach Augsburg. Am 31. August traf der Kaiser in Augsburg ein, am 4. October der erste der Kur-

[1]) Das Schreiben im Theatrum Europaeum, Theil XIII S. 1102 u. f. Dasselbe Werk für das Folgende.

fürsten, der Mainzer selbst. Langsam folgten im Laufe des Monates October einige andere, nur nicht der mächtigste, Friedrich III. von Brandenburg.

Das Verhalten des Kurfürsten Friedrich III. im Jahre 1688 bewog den Venetianer Venier in Paris zu dem Urtheile, daß das Glück, welches Frankreich immer darin gefunden, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Glanze des Goldes für sich zu gewinnen, mit demselben ins Grab gelegt sei [1]). Es war der Beginn. Friedrich III., an Befähigung allerdings viel geringer, war in Gesinnungen durchaus der Sohn seines Vaters, bereit zu gehen mit demjenigen der ihm den größeren Vortheil bot.

Es würde zu weit führen alle diese Windungen der Unehrlichkeit zu verfolgen. Begnügen wir uns, sie mit einigen Strichen anzugeben.

Im Sommer und Herbste des Jahres 1688 schien Friedrich III. mit lebhaftem Eifer eingegangen zu sein in die Plane Oraniens. Im Spätherbste finden wir ihn wieder in Unterhandlungen mit Frankreich, die sich hinziehen bis in den Januar 1689 (Bd. IV. S. 316). Er nimmt dann Theil am Reichskriege gegen Frankreich, und ersieht sich Bonn als sein besonderes Ziel. Wir haben darüber das Urtheil des Königs von England vernommen. Aber Wilhelm III. wußte damals noch nicht alles. Während dieser Kurfürst eine deutsche Stadt, deren Festungswerke er mit zu geringer Macht durch eine regelrechte Belagerung nicht nehmen konnte, durch seine Bomben in einen Trümmerhaufen verwandelte, fanden in seinem Lager Beredungen statt zwischen seinem General Schoening und dem Marquis de Flisange, entfielen dem Kurfürsten selbst nicht blos unmuthige Worte über die kaiserlichen Ansprüche an ihn, sondern auch die weiteren: die große Macht des Kaisers beginne verdächtig zu werden. Es sei fast an der Zeit, gegen diese Macht des Hauses Oesterreich seine Maßregeln mit Frankreich zu treffen [2]).

---

[1]) Barozzi e Berchet: Relationi Venete. Francia t. III, p. 477: Brandemburgo ha sepolto col padre quella felicità che aveva sempre trovato la Francia in guadagnar coll' allettamento dell' oro quell' elettore.

[2]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 47. Bericht von Heckeren an Heinsius, vom 9. Dec. 1689.

So ſchwer demnach auch die Zahlung des Goldes, von welcher der Kaiſer in ſeinem Schreiben an den König von Spanien Meldung thut, ihm angekommen ſein mochte: dies bereits gezahlte Gold bot ihm keine Bürgſchaft für die Treue des Brandenburgers. Von einem andern Geſichtspuncte aus erwog Friedrich III. die Frage der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige. Die Gedanken waren weſentlich dieſelben, wie früher bei dem Abbruche der Verhandlungen mit Frankreich. „Weil mit Sicherheit angenommen werden durfte, daß die Mehrheit der Kurfürſten für den Wunſch des Kaiſers bereits gewonnen war: ſo würde das Widerſtreben des Einen nur eine Einbuße an Gunſt und Verdienſt nach ſich ziehen, ohne Frucht zu bringen. Darum erſchien es gerathener mit Anſtand einzuwilligen in dasjenige, deſſen Verweigerung keinen Vortheil brachte“ [1]). Aus dieſer Erwägung floß dann folgerecht das Beſtreben, dem Fortgange jener Angelegenheit, deren Gelingen direct nicht zu vereiteln war, indirect möglichſt viele Steine in den Weg zu wälzen, jedenfalls ſie zu verſchleppen.

Dies gelang, namentlich durch die Ausnutzung der ergiebigen Quelle des Haders damaliger Zeit, des Ceremoniells. Erſt am 25. November 1689 ſammelte der Kaiſer Leopold um ſich in Augsburg fünf anweſende Kurfürſten und die Bevollmächtigten derjenigen von Brandenburg und Sachſen. Und damit treten wir in eine lichtere Region.

Wir haben die Worte vernommen, mit welchen der Kaiſer dem Könige von Spanien die Lage der Dinge zeichnete: halten wir zu ihnen diejenigen an die Kurfürſten. Der Kaiſer wies hin auf den traurigen Zuſtand des Reiches. „Dahin, fuhr er fort, iſt es gebracht durch die Falſchheit des Königs von Frankreich, der ſeit langem mit höchſter Anſtrengung trachtet nach ſeinem Ziele, nämlich die römiſche Kaiſerkrone zu erlangen, ſei es durch Wahl, ſei es durch Gewalt. Darum hat er die Rebellen von Ungarn mit Rath und That unterſtützt, darum meine Unterhandlungen mit der Pforte um die Fortdauer des Stillſtandes im Jahre 1682 durchkreuzt. Als die Türken gegen Wien

[1]) Pufendorf: de rebus gestis Friderici III. etc. lib. III, §. 2, p. 211: Quia sine dubio major Collegarum pars Caesari suffragia sua addixerat, Elector, si reluctaretur, nonnisi gratiae ac meriti jacturam facturus erat, nullo effectu. Igitur satius erat, quod negari commode nequibat, decore annuere.

herannahten, ſtanden ſeine Heere an der deutſchen Grenze. Indem er ſo ſich als Protector anbot, hoffte er, daß man dafür die Kaiſerkrone ihm entgegen tragen würde[1]). Nachdem ihm der Stillſtand von 1684 alles bewilligt hatte, was ſeine Gier verlangte, iſt er dennoch, wider alle gelobte Treue, hervorgebrochen zu dem jetzigen grauſamen Kriege, und hat dabei ſeinen Ehrgeiz ſo wenig verhehlt, daß ſeine Geſandten bei dem einen und anderen Kurfürſten, bald drohend, bald verheißend, offen haben vorſchlagen dürfen, den Dauphin zum römiſchen Könige zu erwählen. Daher, weil ich weder durch Nachgeben, noch durch die äußerſte Geduld den Frieden zu erhalten und die unſägliche, des Chriſtennamens unwürdige Verheerung vom Vaterlande abzuwehren vermochte, habe ich mit den Ständen des Reiches und meinen andern Verbündeten zu den Waffen gegriffen. Bisher hat Gott dieſelben ſo geſegnet, daß an einem günſtigen Ausgange nicht zu zweifeln ſteht. Namentlich gereicht es mir zum großen Troſte, daß die Kurfürſten und die andern Stände des Reiches mit ſolchem Eifer eingetreten ſind für das Vaterland. Ich hoffe, daß Alle mit gleicher Treue zu mir ſtehen werden, wie es mein Wille iſt mich nie von ihnen zu trennen, ſondern alle von Gott mir verliehenen Kräfte aufzuwenden für das Vaterland"[2]).

„Bei dieſem Anlaſſe, fuhr der Kaiſer fort, habe ich noch ein beſonderes Mittel zur feſteren Einigung vorzuſchlagen". Er überreichte dem Mainzer Kurfürſten eine Schrift. „Ich bitte, fügte er hinzu, daß die Kurfürſten den Inhalt ſorgfältig erwägen, daß ſie dem Wohle des Reiches entſprechend ihren Beſchluß faſſen und mir mittheilen wollen."

Der Inhalt dieſer Schrift beſagte, daß, um alle franzöſiſchen Umtriebe abzuſchneiden, das durchgreifende Heilmittel ſei die Wahl eines römiſchen Königs. Die Umſtände ſeien günſtig, weil Frankreich zur Zeit in Deutſchland nichts vermöge. Dagegen ſtehe es um das

[1]) Man vgl. Bd. II, S. 396. Ich bemerke noch, daß dies auch die Anſicht ſpäterer venet. Botſchafter in Paris war. So Pietro Venier, 1695, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 498: Quando piantato l' assedio di Vienna s' ideò che alcuni dei principi dell' impero impauriti portassero, con ricorsi per ajuti, unita l'offerta della corona dei Romani al Delfino per conservare all' impero la libertà e prevenirgli i ceppi che gli soprastavano.

[2]) Pufendorf lib. III, §. 10, p. 219.

Reich gefährlich, wenn in dieſer ſchweren Kriegeszeit dem Kaiſer etwas Menſchliches widerfahre, ohne daß vorher die Succeſſion ſicher geſtellt ſei. Darum empfehle der Kaiſer den Kurfürſten dieſe Angelegenheit auf das dringendſte, und bitte um Eile, da der Stand der Angelegenheiten, namentlich derjenigen des Türkenfriedens, die Rückkehr nach Wien fordere. Nicht jedoch wolle er der Freiheit ihrer Entſchlüſſe zu nahe treten. Er empfehle den König von Ungarn, welcher, wohl begabt, in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren treten und vermögen werde, zum Schutze des Reiches aus Eigenem nachdrücklich beizutragen. Zwar ſei der junge König noch nicht reif zur Regierung; aber die goldene Bulle ſchreibe über das Alter nichts Beſtimmtes vor, und noch ſei er ſelber, der Kaiſer, in derjenigen Lebenskraft, daß er mit Gottes Hülfe auf einige Jahre hoffen dürfe. Bei den Kurfürſten ſtehe es, gemäß dem Geſetze der goldenen Bulle, diejenige Fürſorge zu treffen, welche entſpreche den Rechten der Kurfürſten, dem Wohle des Reiches.

So der Kaiſer. Die Kurfürſten traten zuſammen zur Berathung. Kurpfalz bat dringend um Eile. Der Geſandte von Brandenburg dagegen mahnte zur Behutſamkeit. Wegen der Möglichkeit zufälliger Ereigniſſe dürfe man nicht ſich verſchnellen. Nicht zur Wahl ſeien die Kurfürſten geladen, ſondern zum Convente, und dieſer Convent werde nun verwandelt in einen Wahltag. Dafür bedürfe man der Zeit. Kurpfalz wies in ſcharfer Rede hin auf die Noth des Vaterlandes. Der brandenburgiſche Geſandte Dankelmann dagegen erhielt die Zuſtimmung ſeines Herrn. Denn die Gelegenheit ſei der einzige Keil vom Kaiſerhofe etwas herauszuſchlagen, namentlich in Betreff des Ceremoniells und der Vorrechte der Kurfürſten[1]). Von Kurpfalz galt ſchon ſeit den Zeiten Friedrich Wilhelms in Berlin das Wort: er verſtehe das kurfürſtliche Handwerk noch nicht[2]).

Es gelang dann den Bemühungen dieſer Art, die Wahl-Capitulation, die nach der Anſicht der kaiſerlichen Räthe in fünf Stunden ſich erledigen ließ, eben ſo viele Wochen hinzuſchleppen.

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 12, p. 221: Hunc enim unicum cuneum esse ab aula Caesarea aliquid extundendi, cumprimis circa caeremonias et praerogativas Electorales.

[2]) A. a. O. Eum opificium Electorale nondum callere.

Endlich waren alle Schwierigkeiten behoben. Am 19. Januar 1690 geschah die Krönung der Kaiserin. Bevor dann die formelle Wahlhandlung stattfinden durfte, mußten, dem Herkommen gemäß, alle Nicht-Angehörige des Reiches die Stadt verlassen. Der Kaiser bat seinem Sohne, dem Könige von Ungarn, den Verbleib in der Stadt zu gestatten. Dies ward bewilligt gegen die schriftliche Verpflichtung des Kaisers, daraus nicht eine Consequenz ziehen zu wollen. Dem Nuntius dagegen, wie dem englischen Gesandten Paget ward die Bitte abgeschlagen [1]).

Die St. Ulrichskirche wurde zum Kur-Conclave eingerichtet. Am 24. Januar 1690 ward dort der zwölfjährige Erzherzog Joseph, König von Ungarn, einstimmig erwählt zum römischen Könige. Es ist der einzige Fall dieser Art in der Geschichte des alten römischen Reiches deutscher Nation. Die Krönung erfolgte am 26. Januar 1690 im Dome zu Augsburg, mit denselben Formen, wie sonst in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt, also mit den Formen, die gegolten haben von uralten Zeiten her bis auf den letzten römischen Kaiser Franz II., und die gedient haben zum Vorbilde aller Krönungen in den alten christlichen Königreichen von Europa. Diesen Formen gemäß ist die Krönung der Vertrag der weltlichen Gewalt mit der Kirche als solcher, als der Vertreterin alles Rechtes, und namentlich aller Schwachen und Hülfsbedürftigen, insbesondere der Witwen und der Waisen. Kraft dieses Vertrages verheißt und beschwört der König seinen Schutz für die Kirche und alle diejenigen, welche die Kirche vertritt, und empfängt dafür von der Kirche den Segen ihrer Weihe. Das ist der Inbegriff des christlichen Königthumes.

Die Feierlichkeit in diesem Falle war jedoch einzig in ihrer Art, weil sie geschah in der Gegenwart des Vaters und der Mutter, beide gekrönt. Dazu kam die Anwesenheit so vieler Fürsten des Reiches, der Glanz des Actes selbst, vollzogen von dem Erzbischofe von Mainz, unter Assistenz der beiden von Köln und Trier. Mit solchem Pompe war noch niemals eine Krönung gefeiert [2]).

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16, p. 227.

[2]) Theatrum Europaeum. Theil XIII, S. 1157. Kupferstich und Text. — Man vgl. auch Pufendorf III, §. 16, p. 227.

Es mochte dagegen unvermeidlich sein, daß einzelne Acte des festlichen Gepränges hier und da spöttische Bemerkungen wachriefen. Die Krönungsgeräthe waren nicht berechnet für einen zwölfjährigen Knaben. Man hatte die Krone ausgefuttert. Das Gewicht derselben, welche dann der jugendliche König sieben Stunden auf dem Haupte zu tragen hatte, ward geschätzt auf vierzehn Pfund. Manches konnte immerhin so angepaßt werden, nicht jedoch die Sandalen und das Schwert Carls des Großen. Mit diesem Schwerte ertheilte der junge König nach der Krönung vielen Getreuen den Ritterschlag [1]).

Jedenfalls war unter den Theilnehmern an der feierlichen Handlung Eine Persönlichkeit, auf welche die Wahrnehmung der Aeußerlichkeiten keinen ablenkenden Einfluß übte. Es war der Kaiser Leopold. Er stand auf der Sonnenhöhe seines Lebens. Ihm war gelungen was keinem seiner Vorfahren, auch nicht dem Ahnherrn des Hauses, Rudolf von Habsburg. Diesem, dem Wiederbegründer des alten römischen Reiches deutscher Nation, des Werkes der herrlichen Dynastie der Ottone, hatten einst die Kurfürsten das Verlangen der Wahl seines Sohnes Albrecht, des kraftvollen Mannes, abgeschlagen, hatten ihm erwiedert: es sei im Reiche nicht Herkommens, daß der Sohn dem Vater folge. Leopold, der lange Jahre hindurch hatte besorgen müssen, daß in ihm sein Stamm erlösche, fand nun keinen Widerspruch gegen seinen Sohn, der noch ein Knabe, ein solcher freilich, der den Vater wie die Völker zu schönen Hoffnungen berechtigte. „Niemals, berichtet drei Jahre später der Venetianer Venier über ihn, haben die Anlagen eines Prinzen so viel verheißen" [2]). Wenn der Kaiser Leopold dort im Dome zu Augsburg sich vergegenwärtigte, daß er, zwei und dreißig Jahre zuvor, selber achtzehnjährig in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt so dagestanden wie nun sein Sohn: so mochte ihm, bei allem gerechten Unwillen gegen den König von Frankreich, auch die Erwägung nahe liegen, welche mehr als einem seiner Vorfahren sich aufgedrängt, nämlich daß das Unrecht und die Gewalt der Könige von Frankreich dennoch vielfach negativ gedient hatte für die Erhöhung der deutschen

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16. p. 227.

[2]) Finalbericht von 1693 p. 312: Il talento maggior d' ogni espressione. Giamai giovane Prencipe tanto promise.

Linie des Hauſes Habsburg. Denn vor allem trat dies hervor an dem Siege — ſo darf man es bezeichnen — deſſen der Kaiſer Leopold ſich erfreute in dieſer Krönung ſeines Sohnes. Die Brandfackel, welche Ludwig XIV. reichlich ein Jahr zuvor in das Reich geſchleudert, hatte unſäglichen Jammer über viele Unſchuldige gebracht; aber mit den menſchlichen Wohnungen war zugleich ein langjähriger Lebensplan des Königs Ludwig XIV. in Rauch aufgegangen: ſein und ſeines Hauſes Trachten nach der römiſchen Kaiſerkrone. Zwiſchen derſelben und ihm oder dem Dauphin wogte das Flammenmeer der Pfalz.

Die Wahl des Königs Joſeph war eine Nothwendigkeit nicht bloß im Intereſſe des Reiches, ſondern demjenigen des geſammten Europa, inſofern dasſelbe wider den König von Frankreich ſtand. In dieſem Sinne hatten Wilhelm III. und die Republik Holland bei den Kurfürſten ihr Gewicht geltend gemacht. Selbſt Schweden, obwohl der Coalition nicht angehörend, hatte doch in gleicher Weiſe ſeine Stimme für dieſelbe erhoben [1]). Auch der Biograph des Kurfürſten von Brandenburg, ſo wenig der letztere förderlich für die Wahl gewirkt, ſo ſehr er beſtrebt geweſen war, die Lage der Dinge auszubeuten für ſeinen Eigennutz und ſeine Kleinlichkeit, faßt doch ſein Urtheil zuſammen in die Worte: „Wenn auch bei dieſer Wahl manches zugelaſſen iſt, was dem ſtrengen Wortſinne der Geſetze nicht entſprach: ſo erhielt doch alles ſeine Entſchuldigung durch den grauſamen, von dem Könige von Frankreich erregten Krieg, und das Intereſſe des Vaterlandes forderte durchaus, daß auf dieſe Weiſe den Umtrieben jenes Königs ein Ziel geſetzt, der Weg zur Knechtung von Deutſchland ihm verſperrt werde“ [2]).

So war die eine große europäiſche Frage erledigt. Die andere, diejenige der Succeſſion in der ſpaniſchen Monarchie, blieb offen. Auf die Werbung des Kaiſers war die Prinzeſſin Maria Anna, die Schweſter der Kaiſerin, dem Könige Carl II. von Spanien durch Procuration zu Neuburg angetraut. Man erſuchte nicht den König von Frankreich um einen Paß für die Königin von Spanien. Unter dem Geleite des Grafen Mannsfeld, den Carl II. mit dieſem Auftrage beehrt, fuhr die junge Königin den Rhein hinab nach Holland. Ein Kriegs-

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16, p. 228.
[2]) A. a. O.

geschwader der Republik trug sie hinüber nach England. Dort wieder lag eine englische Flotte von 32 Schiffen bereit für sie zur Reise nach Spanien. Widrige Winde verzögerten die Abfahrt [1]). Erst am 26. März 1690 landete die Königin in Corunna. Bis nach Valladolid kam ihr der König Carl II. mit seinem Hofe entgegen. Für mehrere Jahre lang ruhte fortan äußerlich die Frage der spanischen Succession, und die Völker gaben sich der Hoffnung hin, daß es um derselben willen nicht zum Kriege kommen, daß dort das königliche Haus sich neu begründen werde.

Der Kaiser kehrte zurück nach Wien. Dort landete er am 6. März 1690, von den Ständen von Niederösterreich empfangen als ein Triumphator. Der Kanzler derselben hob die wichtigsten Erfolge nach außen im Leben des Kaisers hervor. Den siegreichen Waffen des Kaisers verdanke Polen die Erhaltung seines rechtmäßigen Königs, Dänemark seine Rettung, die Republik Holland nachdrückliche Hülfe, das Reich die Kraft des Widerstandes gegen den König von Frankreich. Diesen Waffen endlich sei es beizumessen, daß die seit drei Jahrhunderten für unüberwindlich gehaltene Macht der Osmanen zum ersten Male eine Botschaft gesandt, mit dem Antrage des Friedens [2]).

Die letzten Worte hatten Wahrheit gehabt. Sie hatten sie nicht mehr. Es ist bereits erwähnt, daß am ersten Tage des neuen Jahres die Dinge im Osten sich gewendet. Das Glück hatte im Jahre 1689 seine Fülle über den Kaiser ausgeschüttet: es nahten die Tage des Unglückes.

Anders als für den Kaiser standen gegen das Ende des Jahres 1689 die Dinge für den Fürsten, dessen politische Bahn parallel lief mit derjenigen Leopolds, den König Wilhelm III. von England.

Blicken wir zurück. Er war hinüber gegangen nach England, beseelt von dem Wunsche die Macht dieses Reiches, im Bunde zunächst

---

[1]) Verschiedene Berichte Hoffmanns im Januar und Februar 1690.

[2]) Die Rede im Theatrum Europaeum Theil XIII, S. 1166. — Ruzzini in seinem Finalberichte von 1699, in den Fontes rerum Austriacarum Bd. XXVII, p. 388, drückt sich eben so aus: Furono gloriose le prime cure del Regno: respinta la fortuna della Suetia, restituita la corona ad un Rè, e sostenuta quella d' un altro etc. — Man vgl. Band I dieses Werkes, S. 87 u. f.

mit der Republik Holland, ferner mit dem Kaiser und mit Spanien, zu wenden gegen den König von Frankreich, mit vereinten Kräften diesen König zu zwingen zu einem sicheren und dauerhaften Frieden für Europa. Er hatte für diesen seinen großen Plan bei den Engländern nicht ein volles Verständnis gefunden. Das Parlament hatte ihm die von Jacob verlassene Krone dargeboten, nicht jedoch die Machtmittel zur Ausführung jenes großen Planes. Eine Zeitlang hatten sogar Louvois und Ludwig XIV. sich der Hoffnung hingeben dürfen, daß es nicht zum Kriege mit England kommen werde. Die französische Politik selbst erst hatte dann den Anlaß zu der Kriegswilligkeit des Parlamentes gegeben durch die Sendung von Jacob II. nach Irland. Die Aufforderung des Parlamentes rief darauf in Wilhelm III. die Hoffnung hervor, daß durch die Kriegserklärung sein Königthum zur vollen Wahrheit werde, daß er nun rechnen dürfe auf das Angebot der Mittel, den Feind auf dem eigenen Boden desselben anzugreifen. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er und der Marschall Schomberg hatten zuerst wesentlich ins Auge gefaßt den Plan einer Landung in Frankreich, ohne die Entsendung einer erheblichen Streitmacht nach Irland. Sie waren davon dann in so weit gewichen, daß sie eine solche Entsendung mit in den Kriegsplan aufnahmen. So lag für sie die Sache noch im Juli 1689 [1]). Auch dabei konnten sie nicht stehen bleiben. Sie mußten weiter zurück bis zum Verzichte auf den ersten Plan für das Jahr 1689. Nur für die Reduction von Irland hatte das Parlament die Kriegsmittel bewilligt: nur dahin durften sie gewendet werden.

Es kam also zunächst an auf die Reduction von Irland. Schomberg, der mit der Hoffnung jenes größeren Planes sich getragen, erhielt den Auftrag nach Irland, im Juli 1689. Wir haben, bei der Darlegung des französischen Planes den König Jacob auf den Boden von Irland zu beschränken, einige Momente dieses Feldzuges von Schomberg bereits früher kurz berichtet (Band IV, S. 461 u. f.). Es ist erforderlich diesen Krieg von 1689 in Irland im Zusammenhange uns klar zu machen, und demgemäß zuerst unsere Blicke zu

[1]) Man sehe den Bericht von Hoffmann vom 7. Juli 1689, in den Anlagen zu Band IV, S. 524.

richten auf den Stand der Dinge in Irland bis zu dem Eintreffen Schombergs.

Wir erinnern uns der Verschiedenheit der Principien, von welchen in Betreff der Anwesenheit Jacobs in Irland einerseits dieser König selbst, andererseits Ludwig XIV. und seine Diener ausgingen. Für den König Jacob war Irland die Vorstufe zum Wiedergewinne von England: für die französische Politik war der Krieg in Irland und demgemäß die Anwesenheit von Jacob dort das Mittel zur Lähmung von England. Die Ueberlegenheit in der Durchführung der eigenen Absichten war in vieler Beziehung auf französischer Seite. Sie hatte das Geld. Sie gewährte die Hülfe. Sie kannte den König Jacob und nutzte seine Schwächen aus. Der König Jacob dagegen kannte diese seine Freunde nicht.

Dennoch mußte äußerlich der Wille des Königs Jacob frei bleiben. Und dieser Wille, incommensurabel wie er war, konnte doch einmal der französischen Politik einen unangenehmen Querstrich machen.

Wir kennen die Instruction, in welcher Louvois den Botschafter Avaux anwies, durch die beständige Mahnung an die französischen Wohlthaten den König Jacob in der für Frankreich zweckmäßigen Abhängigkeit des Willens zu erhalten (Bd. IV, S. 464). Das plumpe Mittel mochte nicht ausgereicht haben. Wir sehen den Grafen Avaux thätig in schlauerer, nicht freilich ehrenhafterer Weise. Er suchte den König Jacob auf dem Boden von Irland zu verstricken, wo möglich so, daß Jacob nach England nicht einmal zurück konnte. Die Thorheit und die Leidenschaft vieler katholischer Irländer leistete ihm dabei hülfreiche Hand.

Wir haben gesehen, daß der König Jacob im Februar 1689 an den Papst und den Kaiser die Bitte gestellt um die Verkündigung des Religionskrieges. Er selber betrat den Boden von Irland mit dem Versprechen des Schutzes für die Hochkirche. Er berief ein Parlament. Er erneuerte vor demselben seine Erklärung der Gewissensfreiheit. Er wollte, sagte er, das Seinige beitragen, sie alle glücklich und reich zu machen. Er pries zugleich in den wärmsten Ausdrücken die Großmuth des Königs von Frankreich. Das Parlament stimmte jubelnd ein. Es ward eine Proclamation erlassen, in welcher der König seine Freude betonte über die günstige Gelegenheit, vor der Welt die Falsch-

heit und Böswilligkeit seiner Gegner offen zu legen, indem er darthue, daß in Irland der Schutz seiner protestantischen Unterthanen, ihrer Rechte, ihres Eigenthumes untrennbar sei von dem Wiedergewinne seines eigenen Rechtes [1]).

So der König Jacob in Irland. Die letzten Worte waren löblich an sich, so wie politisch zweckmäßig. Es fragte sich, ob die Handlungen ihnen entsprechen würden.

In dem Parlamente, welches er nach Dublin berufen, brach der langjährige Groll und Haß der Irländer über all das Unrecht und die Unterdrückung, die sie von den Engländern erlitten, hervor in stürmischer, überwältigender Leidenschaft. Dieses Unrecht, diese Unterdrückung hatte ihre Besiegelung gefunden durch die Parlaments-Acte Carls II. (Act of Settlement), welche die Masse des Grundeigenthums den Irländern nahm, den Engländern zusprach. Die Irländer verlangten nun die Aufhebung dieser Acte. Einige Besonnene riethen zur Mäßigung. Sie wiesen darauf hin, daß seit jener Zeit sich Rechtsverhältnisse gebildet, die man nicht auf einmal zerreißen dürfe, daß allem gegenseitigen Vertrauen die Axt an die Wurzel gelegt werde, wenn ein Gesetz, das Jahrzehnte gegolten, mit allen seinen Rechtswirkungen nun ungültig sein sollte, daß eine unabsehbare, endlose Verwirrung im Rechtsleben die Consequenz sein müsse. Es ließen sich Uebergangsformen finden, meinten sie, zum Ausgleiche des alten Rechtes mit dem neuen. So namentlich der anglicanische Bischof Meath, der Lord Oberrichter Keating. Dieser hob hervor, daß die Nachtheile nicht bloß auf die Protestanten fallen, daß vielmehr durch die Verkettung der Rechtsverhältnisse, die im Laufe der Zeiten stattgefunden, auch viele Katholiken in Mitleidenschaft gezogen, daß die Calamität eines solchen Schrittes eine allgemeine sein würde. Die Stimmen verhallten. Das irische Parlament beschloß die Aufhebung der Act of Settlement. Es verlangte die Sanction von dem Könige Jacob.

Jacob war unschlüssig. Er fühlte sich als König von England. Die Forderung, die man ihm stellte, war nicht bloß in ihrer Form ungerecht: sie stand im Widerspruche mit dem Interesse von England.

---

[1]) The life of James. t. II, p. 363. Die Proclamation wurde erlassen without the king's privity, but approved by him afterwards.

Sie war wie ein entscheidender Schritt auf der Bahn der Losreißung Irlands von England. Eben das wollten jene Irländer, wollte mit ihnen der französische Botschafter Avaux. Nur Jacob konnte das nicht wollen. Er zauderte. Er suchte zu beschwichtigen. Aber die Irländer drängten. Er vernahm die Rede, daß im Falle der Weigerung die Nation ihn verlassen würde. Jacob sah das Eingehen an als unvermeidlich. Er sanctionirte [1]).

So wandten die Dinge sich dahin um, daß auf jene Erklärung, welche die Gerechtigkeit Jacobs in Irland verkündigen sollte, die Handlung der Ungerechtigkeit unmittelbar folgte.

Es blieb nicht dabei. Die maßlose Leidenschaft des Parlamentes von Irland forderte mehr. Es beschloß eine Proscriptions-Liste (act of attainder). Dieselbe umfaßte mehr als zweitausend Namen. Man legte sie dem Könige vor. Man hatte sein Widerstreben vorausgesehen, es vorher mit in Erwägung gezogen, und deshalb der Acte eine Clausel beigefügt, welche sie dem Begnadigungsrechte des Königs ausdrücklich entzog, mithin in scharfer Weise eingriff in die Prärogative des Königs. Das irische Parlament forderte die Sanction. Und derselbe König Jacob, welcher vier Jahre zuvor der Bitte des loyalen Parlamentes von England um die Entlassung der wenigen, wider den Buchstaben des englischen Gesetzes angestellten Offiziere nicht hatte weichen wollen, wich nun der Forderung des schreienden Unrechtes. Es bot sich ihm die schöne Aufgabe des Königthums der Welt zu zeigen, daß die Wogen der stürmischen Leidenschaft der Menge sich brechen müssen an dem Throne als dem Felsen der Gerechtigkeit für Alle. Der König Jacob erfaßte nicht diese Aufgabe. Um seine Krone zu behalten oder wieder zu erringen, glaubte er auch unter dieses Joch derselben sich beugen zu müssen. Auch dies Mal freilich zauderte er, suchte er zu entkommen. Er klagte über den Mangel an Großmuth der Irländer, die seiner Noth alles abtrotzten. Dann jedoch unterschrieb er [2]).

Avaux hatte vorher in Versailles sich beschwert, daß der König Jacob nicht alle die Mittel ergreife, die er erlangen könne durch Confiscationen von Gütern. Jacob hatte erwiedert, daß er solche Con-

---

[1]) The life of James. t. II, p. 360.

[2]) A. a. O. 361.

fiscationen nicht anders vornehmen dürfe als gemäß den Gesetzen des Landes, also auf Grund entweder eines Richterspruches oder einer Parlaments-Acte [1]). Es ist anzunehmen, daß eine Parlaments-Acte solcher Art wie die Act of Attainder vom Juni 1689, auch selbst den Wünschen des französischen Botschafters genug gethan habe.

Und weiter hinaus gingen diese Misgriffe. Jacob und sein Cabinet erwogen, wie dem Mangel an Silbergelde abzuhelfen. Sie geriethen auf den Einfall es durch Kupfergeld zu ersetzen, und zwar so, daß eine aus Kupfer geprägte Münze, welche den Metallwerth eines Halfpenny enthielt, für einen Shilling gelten sollte, also für den vierundzwanzigfachen Betrag, und so nach Verhältnis. Es erwuchs daraus die weitere Nothwendigkeit den Preis der Waaren zu regeln. Die furchtbaren Consequenzen dieses Eingriffes in das Eigenthum der Menschen traten bald zu Tage: der Handel stand still, selbst der Verkauf der nothwendigen Lebensbedürfnisse hörte auf [2]).

Wie sehr hatten in den wenigen Monaten des Verweilens von Jacob II. auf irischem Boden die Dinge sich verworren! Er war hergekommen, wie er selbst es glaubte, mit dem Willen der Gerechtigkeit gegen Alle. Er hatte sie Alle glücklich und reich machen wollen. Und nun standen die Einwohner einander gegenüber, Engländer gegen Irländer, Protestanten gegen Katholiken, feindseliger, erbitterter als je zuvor. Jacob wollte die Protestanten nicht mishandeln. Aber er erließ eine Proclamation, welche ihnen gebot die Waffen abzuliefern. Avaux hatte daran nur auszusetzen, daß das Gebot nicht scharf genug ausgeführt werde.

So lagen die Dinge im Juli 1689. Bis dahin durfte Jacob sich noch der Hoffnung hingeben, bald Herr von ganz Irland zu sein. Dann jedoch traf seine Sache militärisch ein empfindlicher Schlag. Folgen wir also zunächst dem Marschall Schomberg bei dieser Unternehmung [3]).

---

[1]) Macpherson I, p. 307. Vom 4. Juni 1689.

[2]) The life of James. II, p. 370.

[3]) Ich benutze für das Folgende, außer den bekannten Briefen von Schomberg an den König in Dalrymples Memoirs, die Actenstücke in Kazner: Leben des Marschalls Schomberg, Bd. II, nämlich das Tagebuch des Feldzuges, mehrere Denkschriften über denselben, so wie Briefe des Königs Wilhelm an Schomberg; endlich die Briefe des Grafen Solms an Hoffmann, im k. k. Archive.

Der König und das Parlament von England hatten mit ihrem Danke für die Dienste des Marschalls Schomberg im Jahre 1688 nicht gekargt. Ludwig XIV. hatte alles Eigenthum desselben innerhalb seines Machtbereiches eingezogen: Wilhelm III. verlieh ihm dafür erblich ein Jahreseinkommen von 5000 £. und ernannte ihn zum Pair und Herzog in England [1]). Es folgten andere Ehren. Das Parlament setzte eine Commission nieder für die Sicherung dieses Einkommens durch Grundbesitz. Bevor der Herzog nach Irland aufbrach, bat er dem Unterhause seinen Dank aussprechen zu dürfen. Es geschah am 16. Juli 1689. Im Namen des Unterhauses that der Sprecher die Befriedigung kund, daß der König dem Herzoge die Führung der Armee in Irland anvertraut, und versprach gewissenhafte Sorgfalt für dieselbe.

Schomberg begab sich nach Chester, dem Sammelplatze für die Abfahrt. Die Werbungen waren berechnet auf 22 Regimenter, in allem 20,000 Mann. Er fand nicht den dritten Theil vor, mangelhaft gerüstet, wenig disciplinirt, ungeübt in der Handhabung der Waffen. Es fehlte an Transportschiffen, an Lebensmitteln. Dennoch entschloß sich Schomberg, nach Beschaffung des Unentbehrlichen, am 10. August mit der vorhandenen Mannschaft abzusegeln. Die Revue nach der Landung ergab eine Zahl von kaum 6000 Mann [2]). Diese Truppen bestanden fast nur aus Infanterie: die Cavallerie und die Artillerie sollte nachgesendet werden. Dagegen durfte Schomberg darauf rechnen, daß viele der Vertheidiger von Londonderry, sowie die berittenen Inniskillener, die Nachkommen der unter Cromwell zu Inneskilling angesiedelten Veteranen, zu ihm stoßen würden.

Es war der Wunsch des Königs Wilhelm III., daß Schomberg, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, so nahe wie möglich bei Dublin landen solle. Als der König diesen Wunsch aussprach, mochte er den Zustand der zu entsendenden Truppen nicht kennen. Schomberg landete, nach rascher Ueberfahrt, in Bangor, am 13. August. Es kam ihm dann vor allen Dingen darauf an einen festen Platz zum Stützpunkte zu haben. Er wandte sich gegen Carrickfergus. Im Namen

[1]) Das Diplom bei Kazner II, 374 u. f.

[2]) Kazner II, 340.

des Königs und der Königin erließ er eine Proclamation. Sie rief die Bevölkerung zur Unterwerfung unter den König und die Königin, ohne Unterschied der Religion, und verhieß den gleichen Schutz für Katholiken und Protestanten.

Unterdessen verstärkte sich das Heer. Die Inniskillener kamen heran, ein Regiment Cavallerie, dürftig ausgerüstet, mangelhaft gekleidet, aber voll guten Willens. Ein Theil der Artillerie und Cavallerie von England traf ein. Der König Wilhelm stellte 6000 Mann Dänen in Aussicht, über die er in Kopenhagen eben damals abschloß [1]). Der Bestand der Armee jedoch gelangte nicht hinaus über 14,000 Mann. Die verwendbarsten unter ihnen waren die holländischen und französischen bereits kriegesgeübten Soldaten. Am wenigsten befähigt zeigte sich die Artillerie. Schomberg bezeichnet dem Könige die Offiziere derselben als unwissend, faul, furchtsam. Dazu that, sowohl in der Ausrüstung wie in der Verpflegung, jeder Tag neue Mängel kund.

Nachdem Carrickfergus capitulirt, brach Schomberg mit dieser so beschaffenen Armee südwärts auf. Der Marsch ging auf Belfast, von da auf Newry. Er war bei der Beschaffenheit des Bodens, namentlich von Lisburne an, wo die Gebirge begannen, mit vielen Beschwerden verknüpft. „Bei jedem Schritte, meldete Solms, hätte man uns aufhalten können." Es geschah nicht. Daß auch Newry nicht vertheidigt werden sollte, kündete der Flammenschein an, der am Abende vor dem zum Anmarsche auf diesen Ort bestimmten Tage in das Lager Schombergs hinein leuchtete. Diese Art der Kriegführung nach der französischen Weise jener Tage schnitt indessen Schomberg ab. Er ließ dem Herzoge von Berwick melden, daß im Falle des nochmaligen Brandes eines Ortes die Gefangenen dafür büßen würden durch den Strick. Noch in Newry erhielt Schomberg die Nachricht, daß auch Dundalk verlassen sei. Dies Verhalten von Seiten des Königs Jacob nöthigt uns, zunächst dahin unsere Blicke zu richten.

Die Nachricht der Landung von Schomberg fiel auf die Umgebung des Königs Jacob in Dublin wie ein vernichtender Schlag. Es sei kein Mittel, hieß es, einer so mächtigen Armee Widerstand zu leisten. Alles sei verloren. In wenigen Tagen werde Schomberg seinen Einzug in

[1]) Der Vertrag vom 25. August.

Dublin halten. Denn zu der Armee, die er mitbringe, würden noch die Inniskillener stoßen. Die Abneigung der Protestanten liege klar zu Tage: man müsse gefaßt sein auf eine allgemeine Erhebung derselben [1]).

Der französische Botschafter Avaux suchte die gedrückte Stimmung des Königs Jacob auszunutzen im Dienste der Politik seines Herrn. Er trat zu dem Könige. Er gebe den Rath, sagte er, daß auf die Kunde irgend welcher Erhebung von Seiten der Protestanten in Folge der Landung von Schomberg, der König sofort den Befehl erlasse zur allgemeinen Vernichtung der Protestanten [2]).

Jacob II. vernahm diesen Rath mit Schweigen. Avaux glaubte darin nicht eine Ablehnung zu lesen. So am 31. Juli/10. August 1689.

Es leuchtet ein, daß, wie auch immer die Ausführung dieser Nachahmung der sicilianischen Vesper hätte ausfallen mögen, der Erlaß eines Befehles, einer Aufforderung solcher Art dem Könige Jacob und seiner Descendenz die Rückkehr nach England unwiderruflich abgeschnitten hätte. Diese Consequenz konnte dem Blicke des Grafen d'Avaux sich nicht verschließen. Und eben darum, weil sie ihm offen liegen mußte, ist die weitere Folgerung berechtigt, daß er sie wollte, daß er mit diesem seinem Vorschlage beabsichtigte, England und Irland für immer von einander zu reißen, die Dynastien und die Völker einander todfeindlich gegenüber zu stellen, zur gegenseitigen Zerfleischung, im Interesse der französischen Politik. Demnach ward der Gedanke, aus welchem im Interesse der französischen Politik die Sendung des armen Königs Jacob nach Irland hervorgegangen war, der Zweck der Lähmung von England durch Irland, von diesem Botschafter Avaux ausgebildet bis in die äußerste erbarmungslose Consequenz.

Die Frage war, ob auch der König Jacob diese Arglist durchschaute. Er hatte auf den ersten Anwurf weder zugestimmt, noch verneint. Avaux hatte dies Schweigen günstig aufgenommen. Einige Tage später, am 4./14. August, erneuerte er seine Mahnung. Dies Mal indessen wurde der König Jacob warm. „Die Protestanten, entgegnete er, sind eben so wohl meine Unterthanen, und man darf nicht

[1]) So schilderte der König selbst die ersten Eindrücke, in The life of James II. Vol. II, p. 372. Es ist merkwürdig, daß er dann den Vorschlag von Avaux nicht erwähnt.

[2]) Macaulay. Ch. XIV gibt den Wortlaut der Berichte von Avaux.

mir die Grausamkeit zumuthen, ihnen, die unter meiner Regierung friedlich leben, die Hälse abzuschneiden." — „Mein Rath, erwiederte Avaux, beabsichtigt nicht eine Grausamkeit. Vielmehr sollten Ew. Majestät erwägen, daß in diesem Falle die Barmherzigkeit gegen die Protestanten gleichbedeutend ist mit Grausamkeit gegen die Katholiken." — Avaux gab seinen Vorschlag noch nicht verloren. Nach seiner Ansicht, die er seinem Berichte beifügte, weigerte sich der König den Befehl zu geben, in der Erwartung, daß die Katholiken aus eigenem Antriebe in entsprechender Weise handeln würden.

Indessen auch bei Ludwig XIV. selber fand Avaux für seinen Plan nicht die gewünschte Zustimmung. „Ich billige nicht Ihren Vorschlag, erwiederte dieser König. Denn außerdem daß es nicht gerecht wäre, neben wenigen Schuldigen eine unendliche Anzahl von Unschuldigen zu bestrafen, würden auch die Repressalien gegen die Katholiken um so gefährlicher sein, weil jene Anderen besser bewaffnet sind und die gesammte Macht von England zur Stütze haben." So Ludwig XIV. Jedoch ist das Datum dieses Schreibens zu beachten. Es war der 27. August/6. September. Bis dahin waren also seit dem ersten Vorschlage von Avaux bei Jacob vier Wochen verflossen. Demnach konnte bei der Abfassung dieses Bescheides in Versailles kein Zweifel mehr darüber stattfinden, daß Jacob II. zu einem Eingehen auf den Rath des Grafen d'Avaux nicht zu bringen war. Für uns Spätere ist indessen noch fraglich, ob lediglich das Rechtsgefühl bei Jacob II. das entscheidende Motiv gewesen, oder ob auch mitgewirkt ein Einblick in die Arglist seines französischen Berathers. Zur directen Beantwortung dieser Frage fehlt eine maßgebende Aeußerung: wir müssen daher aus dem übrigen Verhalten der nächsten Zeit sie indirect uns klar zu machen suchen.

Der eigene Bericht des Königs Jacob thut dar, daß er und die Seinen über die Streitkräfte, die Schomberg mitführte, sehr mangelhaft unterrichtet waren, daß man sie weit überschätzte. Daher, und bei der Niedergeschlagenheit, die auch schon vorher in Folge der wiederholten Unfälle auf den Gemüthern lag, machte man keinen Versuch die Landung zu wehren, den Vormarsch zu hindern, irgendwo Stand zu halten. Der Herzog von Berwick sagt sogar in seinen späteren Denkwürdigkeiten: man sei dem feindlichen Feldherrn Schomberg zu

Danke verpflichtet, daß er sich acht Tage lang mit Carrickfergus aufgehalten, wo er bei rascher Ausnutzung der Lage der Dinge nach Dublin hätte gelangen können, ohne auf Widerstand zu stoßen [1]).

Es dürfte die Frage sein, ob Berwick, als er viele Jahre später diese Ansicht niederschrieb, eine sichere Kunde besaß von dem Zustande der Truppen, mit welchen Schomberg gelandet war. Andererseits ist kaum anzunehmen, daß Schomberg im Anfange gewußt habe um die Consternation, die auf seinen Gegnern lag. Allein auch wenn er sie gekannt hat, so war doch in seinen Augen der Nachtheil der eigenen Schwäche überwiegend gegen den Vortheil der fremden. Bei der Quantität und Qualität seiner Truppen, fast ohne Cavallerie und ohne Fuhrwerk, wagte er nicht, in Eilmärschen auf Dublin zu ziehen. Dazu kam, daß, wie auch immer zu Anfang die Dinge lagen, an dem Namen des Königs Jacob sicherlich auch bei Schomberg damals noch haftete der militärische Ruhm des einstigen Herzogs von York.

Und in der That hielt der König Jacob von Anfang an in der allgemeinen Bestürzung sich aufrecht. Er gab seinen Willen kund, dem Feinde entgegen zu gehen und mit ihm zu schlagen.

Der Entschluß entsprach nicht dem Interesse der französischen Politik. Dasselbe verlangte zuerst und vor allen Dingen die Fortdauer des Krieges in Irland, nicht, wie auch immer die Entscheidung ausfiel, ein Ende desselben. Die Franzosen daher in der Umgebung des Königs Jacob riethen ab, nachdrücklich, eindringlich. Sie kleideten diesen ihren Rath, den sie gaben im Interesse von Ludwig XIV., in die Sorgfalt für die Person Jacobs II. Auf die Sicherheit derselben, sagten sie, komme es an. Lieber daher möge der König Dublin preisgeben, nach Athlone sich zurückziehen, den Uebergang über den Shannon wehren und die Provinz Connaught halten, bis neue Hülfe von Frankreich komme [2]).

Die Fassung der Worte, mit welchen Jacob II. selber diese Reden der Franzosen berichtet, läßt erkennen, daß er, wie immer nach dieser Seite, fern war von jeglichem Zweifel an der Aufrichtigkeit derselben. Es fiel ihm auf, daß nicht bloß ihm persönlich gegenüber die

---

[1]) Mémoires du duc de Berwick t. I, p. 41.

[2]) Der eigene Bericht des Königs in The life of James. Vol. II, p. 373.

Franzoſen dieſe Einwände vorbrachten, ſondern daß ſie die Frage machten zu einem Gegenſtande öffentlicher Unterhaltung. Er nannte dies Verfahren unklug. Denn, da erfahrene Männer vom Fache ſolche Reden führten, ſagt König Jacob: ſo war die Folge davon eine Steigerung der Ungewisheit und Verwirrung. „Alle ihre Gründe und Beſorgniſſe, fährt er dann fort, vermochten doch nicht den König umzuſtimmen. Er war entſchloſſen nicht in ſo zahmer Weiſe ſich aus Irland hinaus manövriren zu laſſen, ſondern wenigſtens einen Schlag für dieſes Königreich zu thun."

So Jacob II. Wir ſehen, daß der alte Muth ihm wieder gekehrt, die Unklarheit über ſeine franzöſiſchen Rathgeber geblieben war. Dennoch ſtand er nicht allein. Zu ihm traten ſowohl Irländer als diejenigen Franzoſen, die nicht unter dem Einfluſſe der Inſtructionen von Ludwig XIV. und Louvois ſtanden, in denen darum das natürliche Gefühl überwog, daß, wer eine Krone beanſprucht, auch ſein Leben einſetzen muß für dieſe Krone. Jacob II. brach von Dublin nordwärts auf nach Drogheda. Von dort aus wollte er weiter ziehen nach Dundalk, um die Stadt zu beſetzen vor der Ankunft von Schomberg. So ſagt es der König ſelber, und malt ſich dabei die Vortheile aus, welche dieſe rechtzeitige Beſetzung für ihn gehabt haben würde [1]). Er ſendete den General d'Esco voraus nach Dundalk. Dahin hatte ſich Berwick nach dem Aufgeben von Newry zurückgezogen. Dundalk war alſo in den Händen des Königs. Dennoch ſcheint er dann dieſen Poſten nicht als haltbar angeſehen zu haben. Er rief Berwick und d'Esco zurück nach Drogheda. Der erſtere meldet in ſeinen Denkwürdigkeiten kurz: er ſei abgezogen auf Befehl [2]).

Der Wechſel in dieſem Verhalten Jacobs II. läßt nur die eine Erklärung zu, daß er, indem er den eben zuvor von ihm gelobten Poſten Dundalk aufgab, dem Andringen der Franzoſen gewichen ſei. Wir werden im nächſten Feldzuge, nicht mehr dem Marſchalle Schomberg, ſondern dem Könige Wilhelm III. gegenüber, dieſen Vorgang ſich erneuern ſehen.

Auf die Kunde, daß Dundalk verlaſſen ſei, beſchloß Schomberg dahin vorzurücken. Der Marſch ging dahin am 7. September. Man war nur noch 36 engliſche Meilen von Dublin, 15 von

[1]) The life of James. Vol. II, p. 375.

[2]) Mémoires de Berwick t. I, p. 41.

Drogheda. Die Irländer im Heere Schombergs wünschten den weiteren Marsch, eine Schlacht, zu welcher, wie man sagte, der König Jacob bei Drogheda sie erwartete. Bei der Beschaffenheit des eigenen Heeres, bei der ungenügenden Verpflegung, bei dem Mangel an Cavallerie, an Pferden überhaupt, wagte Schomberg es nicht. Dundalk erschien ihm vortheilhaft gelegen zum Erwarten eines Angriffes. Er verstärkte die natürliche Festigkeit des Ortes durch Verschanzungen, und harrte dort des Königs Jacob.

Von Seiten Jacobs schien damals jedoch ein Angriff nicht in Aussicht zu stehen. Vielmehr erneuerten die Franzosen um ihn in Drogheda ihre Vorstellungen, ihren Rath des Rückzuges. Er könne, sagten sie, umgangen, Dublin in seinem Rücken genommen werden. Die Redeweise war ähnlich derjenigen, welche drei Vierteljahre zuvor im Schlosse zu Whitehall der Abbe Rizzini, die Königin Marie Beatrice und wer immer sonst geführt hatten. In Drogheda jedoch erhielten die Gründe der Franzosen kein verstärkendes Gewicht durch die Geltung der Personen bei dem Könige. Sie prallten ab. Ein Schritt nur nach rückwärts, erwiederte er, würde alles entmuthigen bis zur völligen Uebergabe. Die neu angeworbenen Truppen würden auf ein Nichts zusammen schwinden. Wer etwas zu verlieren habe, würde Schutz suchen bei dem Feinde; denn jeder würde glauben, daß der König die Seinigen verlassen wolle. Und mit Recht, wenn der König sich weigere, dem Feinde ins Gesicht zu blicken. Wenn er den Boyne-Fluß bei Drogheda nicht vertheidigen könne, so auch nicht einen andern Posten.

So der König Jacob. Unterdessen sammelte sich das ganze Heer um ihn, bereitwillig zum Schlagen. Sie waren überzeugt, sagt er, daß nur der Sieg ihnen ihre Freiheit, ihre Habe, ihre Religion verbürgen werde.

Es ist von Wichtigkeit, hier die eigenen Worte des Königs Jacob zu vernehmen.

„Dennoch, sagt er, hörten die Franzosen nicht auf mit ihren Reden für den Rückzug auf Athlone, und folgerecht für das Preisgeben von Dublin. Ja an dem Abende vor der Ankunft des Herzogs Tyrconnel, der die letzten Truppen nachführte, drängten sie mit größerer

[1]) Mémoires de Berwick t. I, p. 377.

Heftigkeit als je zuvor in den König: er möge zu einem Entschlusse kommen, wie sie es nannten. In Wirklichkeit wäre dieser Entschluß das völlige Preisgeben gewesen. Als der König ihnen erwiederte, daß er seine Ansicht nicht ändern könne, bis er zuvor diejenige Tyrconnels vernommen, verdoppelten sie ihren Eifer und ihre Gründe. Das brachte den König dahin, ihnen mit mehr Wärme als gewöhnlich zu erwiedern: er wolle nicht so unvernünftig handeln, sei vielmehr fest entschlossen den Feind zu bestehen. Denn es entspreche weder seiner Gesinnung, noch seiner Ehre, Dublin preiszugeben und so schmachvoll davon zu gehen, anders als im Falle der Noth."

So Jacob II. Aber dämmerte darum ein Lichtstrahl in ihm auf? Als den eifrigsten der Franzosen für den Vorschlag des Rückzuges nennt er den Liefländer Rosen. „Dieser, sagt der König, gab, seiner gewohnten Vorsicht nach, keinen andern Rath als den des Nichtschlagens und des Rückzuges." „Er that dies, fährt aber dann Jacob II. fort, nicht aus Mangel an Muth — denn an dieser Eigenschaft, so wie an Kriegserfahrung war Niemand ihm überlegen —; allein es war sein Unglück allzu vorsichtig zu sein. Außerdem hatte Rosen, wie man erfuhr, nach Frankreich berichtet, daß es dem Könige unmöglich sein würde eine Armee zu errichten. Als nun das Gegentheil vorlag, wollte Rosen doch in so weit Recht behalten, daß die Armee nichts ausrichten sollte"[1]).

Man sieht, daß Jacob II. eher ein kleinliches Motiv in den Menschen um ihn ausklügelte, als auch nur einmal den starken Faden zu gewahren, der von Versailles aus nicht ihre Einsicht, sondern ihren Willen lenkte.

Er dagegen beharrte bei dem seinigen. Er ging darin noch weiter. Schomberg stand in Dundalk. Als er von dort aus keine Bewegung weiter südwärts machte, gegen Dublin, erwog Jacob den Gedanken selber nordwärts zu ziehen, auf Dundalk zu. Er fasse nicht die Gründe bemerkte er, welche Schomberg zum Verbleiben in Dundalk bewögen, wo er sich doch der reichen Gegend südwärts von da hätte bemächtigen können. Diese Worte des König Jacob zeigen, daß er den Zustand des englischen Heeres auch da noch nicht kannte. Jedoch erfuhr er, daß drüben viele bereit seien zum Uebertritte zu ihm, sowohl Fran-

[1]) The life of James II. Vol. II, p. 378.

zosen als Engländer. Diese Nachrichten, die Bereitwilligkeit der Seinen zum Schlagen, das Bewußtsein dem Gegner an Zahl überhaupt mindestens gewachsen, an Cavallerie weit überlegen zu sein, reifte in dem Könige, trotz aller Abmahnungen der Franzosen, den Entschluß zum Anrücken auf Dundalk.

Dort lag Schomberg. Er hatte nicht, wie es sein sollte reichlich, 20,000 Mann, sondern höchstens 14,000, von denen 600 Mann Cavallerie. Das Gerücht gab die Zahl der Gegner an auf 42,000. Immerhin mochte darunter viele irische Landmiliz sich befinden: es war gewis, daß andererseits kriegserfahrene Offiziere dort nicht fehlten. Gerade daran aber mangelte es bei Schomberg. Sein Heer bestand erst seit vier Monaten. Es fehlte die Disciplin, es fehlte oft sogar der gute Wille. Dazu war die Mannschaft schlecht bewaffnet, schlecht gekleidet, schlecht genährt. Man war an der Küste her marschirt, um immer die Fühlung mit dem Meere zu behalten. Aber bereits zweimal war das Heer fünf Tage nach einander ohne Brot gewesen.

Schomberg berief einen Kriegsrath. Die Generale Solms, Schomberg der Sohn, Douglas, Kirke, so wie der Zahlmeister Herbert, waren einstimmig der Ansicht, daß der Mangel an Lebensmitteln so wie an Fuhrwerk einen Ausmarsch aus Dundalk südwärts nicht gestatte. Schomberg verlangte die Gutachten schriftlich und sendete sie dem Könige Wilhelm ein.

Unterdessen nahte der König Jacob mit seiner Armee. Er schlug sein Lager auf, drei englische Meilen von Dundalk. Schomberg lag innerhalb seiner Verschanzungen. Der König, kühner geworden, führte sein Heer bis fast in Kanonen-Schußweite des englischen Lagers. Er bot augenscheinlich ein Treffen an. Von Dundalk aus erblickte man die wehenden Fahnen Jacobs, vernahm man das Hochrufen, mit welchem die Truppen den an ihrer Fronte hinab reitenden König empfingen. Drei Stunden lang hielt so das Heer des Königs Jacob in Schlachtordnung. Schomberg kam nicht hervor. Dann kehrte Jacob in sein Lager zurück.

Aber warum wagte er, trotz seiner Uebermacht, die nun doch längst ihm kund sein mußte, nicht mehr als nur dies? — Schomberg berichtet die Lage der Dinge dem Könige Wilhelm am 27. September. „Derselbe Umstand, der den Feind hindert mich zu einem Treffen zu zwingen, weil er nämlich nur auf zwei oder drei großen Heerwege

über den zwischen uns liegenden morastigen Boden zu mir heran gelangen kann, steht auch meinem Marsche gegen ihn entgegen, während er noch dazu vor sich hat einen kleinen Fluß und einige Anhöhen" [1]).

Den Wünschen des Königs Wilhelm entsprach dennoch nicht diese ablehnende Haltung. Er war der Ansicht, daß, wenn Schomberg nicht eine offene Schlacht liefern wolle, er westwärts auf den Shannon-Fluß zu marschiren möge. Schomberg erkannte die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages an. „Aber erwiederte er, das Heer ist ohne Schuhe. Ein Marsch von zwei Tagen würde die Hälfte der Mannschaft barfuß machen. Dazu die andern Uebelstände" [2]).

Es war unverkennbar, daß alles dies den König Wilhelm noch nicht befriedigte. Schomberg mußte noch tiefer eingehen. Es waren nicht bloß die Säumnisse, die Betrügereien des Kriegs-Commissariates, namentlich des Hauptes desselben, Shales, die er zu rügen hatte, sondern vor Allem auch die Qualität der Offiziere, besonders der irischen. „Wenn die irischen Obersten, sagt er, so befähigt und so geneigt wären für den Krieg, wie sie es sind für die Aussendung von Streifparteien zum Plündern im Lande, und wie sie es sind für die Nicht-Bezahlung ihrer Leute: so würde es um unsere Sache besser stehen. Die Unfähigkeit der Offiziere überhaupt ist groß; aber größer noch ist ihre Sorglosigkeit und ihre Trägheit. Obwohl die Cavallerie nicht so neu angeworben ist wie die Infanterie: so kümmern sich doch die Offiziere gar nicht um die Pferde ihrer Leute. Ihre Gewohnheit ist im Wirthshause zu leben, und sie stehen verwundert über meine Weise der Kriegführung. Ich muß diese Einzelnheiten darlegen, um meinen Entschluß des Nicht-Schlagens zu rechtfertigen. Wenn wir im Falle des Schlagens nicht den Sieg davon trügen: so stünde für die Trümmer der Armee kein Rückzug offen. Sie wäre rettungslos verloren. Die Folgen des Abwartens, des Zauderns lasten dagegen schwerer auf dem Feinde als auf uns. Der Mangel, die Noth wird ihn aufreiben, und er hat nicht sich eines erheblichen Nachschubs zu getrösten" [3]).

---

[1]) Schombergs Bericht vom 27. September.

[2]) Desgl. vom 6. October.

[3]) Die Berichte Schombergs vom 8. und 12. October, bei Dalrymple, und die Denkschrift desselben bei Kazner II, 338 u. f.

Diese Noth kam über beide Heere. Der Feldzug gegen einander war zu Ende. Es nahte der eine gemeinsame Feind: die Witterung von Irland, die Stürme und der Regen. Ungenügend geschützt in Obdach und Kleidung, mangelhaft genährt, starben auf beiden Seiten die Menschen haufenweise dahin.

Das Parlament war einberufen auf den 19. October 1689. Der König Wilhelm mochte gehofft haben mit einem Erfolge vor dasselbe zu treten. Ein solcher war nicht da, wie nicht zu Lande, so noch weniger zur See. Der König hatte den Admiral Herbert zum Grafen Torrington gemacht, ihm sowohl den Vorsitz in der Admiralität, als das Commando der Flotte übergeben. Es hatte ein Treffen stattgefunden in der Bucht von Bantrim. Es hatte geendet wenn auch nicht mit einer Niederlage, doch mit dem Rückzuge der englischen Flotte. Seitdem hatte man von einer Leistung derselben nichts vernommen, dagegen unzählige Klagen der Kaufleute, der Seefahrer über ungenügenden Schutz.

Am Tage vor dem Zusammentritte des Parlamentes eröffnete der König dem Cabinetsrathe, daß er selber seine Thronrede französisch abgefaßt. „Ich weiß, fügte er hinzu, daß die meisten meiner Vorgänger die Abfassung solcher Reden ihren Ministern zu übertragen pflegten. Diese jedoch haben der Regel nach dabei besondere Zwecke verfolgt. Ich habe dies vermeiden wollen." Er sprach den Wunsch aus, daß man die Rede durchnehme, das Ungeeignete ändere und sie dann ins Englische übersetze [1]).

Der Vorgang ist von besonderer Wichtigkeit. Denn Wilhelm III. kündigt mit diesen Worten nicht an ein Verhalten in dem einmaligen Falle, sondern ein Princip.

Demnach fordert die Rede unsere besondere Aufmerksamkeit sowohl in Betreff dessen was sie sagt, als dessen, was sie nicht sagt.

Die Thronrede sagte direct nichts von der großen Allianz wider Frankreich. Sie hob hervor, daß alle Mächte, die bei dem Kriege gegen Frankreich betheiligt, im November einen Congreß in Haag beschicken würden, zum Zwecke der Vereinbarung gemeinsamer Maßregeln. Diesen Gedanken hatte nämlich der Kaiser angeregt, der König Wil[illegible]

[1]) Commons' Debates t. II, p. 353.

lebhaft begrüßt. Auf seinen Wunsch hatte dann der Kaiser als das Haupt der Allianz die Einladungen ergehen lassen [1]).

Mit Bezug auf diesen Congreß verlangte der König in der Thronrede von dem Parlamente die Feststellung des Kriegsstaates für das kommende Jahr. „Ich habe dabei kein anderes Ziel, fuhr er fort, als im Stande zu sein zu einem so nachdrücklichen Angriffe auf die Feinde, daß ich mit Gottes Hülfe in kurzer Frist einen ehrenhaften und dauernden Frieden erringen möge."

Der Lage der Dinge in Irland geschah in der Thronrede keine Erwähnung.

Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die letzten Berichte von Schomberg, welche für das Jahr 1689 jede Hoffnung eines weiteren Erfolges in Irland abschnitten, dem Könige noch nicht vorlagen Er mochte daher, nach seinen wiederholten Aufforderungen an Schomberg, noch in der Erwartung leben: es sei dort ein entscheidender Schlag bereits geschehen.

Dagegen stellt der König in der Thronrede abermals die Gemeinsamkeit der europäischen Interessen voran, fordert das Parlament auf zum Handeln in dieser Richtung. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß der König Wilhelm sich mit der Absicht trug, im Falle eines günstigen Eingehens des Parlamentes auf seine Thronrede, demselben das Actenstück der großen Allianz vorzulegen, wenn auch immer mit Ausschluß des geheimen Artikels.

Am Schlusse der Thronrede empfahl der König mit Nachdruck die Erledigung der Indemnitäts-Bill. „Denn, sagte er, vermöge der Beruhigung, welche diese Bill den Gemüthern meiner guten Unterthanen gewähren wird, vermögen wir alle um so einträchtiger zu arbeiten für die Beförderung der Wohlfahrt und der Ehre des Königreiches."

Die letzte Mahnung der Thronrede fiel nicht auf einen günstigen Boden. „Die Gemüther, sagt Burnet, waren erfüllt von Argwohn und Mistrauen." Der König versuchte die Wiederaufnahme des Zwie-

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. August: Dykvelt hat im Namen des Königs gebeten, daß ein Congreß der Föderirten im Haag stattfinden, und daß der Kaiser als das Haupt derselben ihn berufen möge.

ſpaltes vom Sommer durch eine kurze Vertagung formell abzuſchneiden. Es gelang nicht. Am 23. October begannen die Sitzungen. Der König bemerkte kurz, daß ſeit ſeiner Thronrede vom 19. ſich nichts verändert, er derſelben nichts nachzufügen habe. Er bezog ſich auf jene Rede und bat um ſchleunige Beſchlüſſe.

Es iſt kaum anzunehmen, daß nicht inzwiſchen einer der Berichte von Schomberg aus den erſten Tagen des October an ihn gelangt ſei. Der König gab demnach ſich noch der Hoffnung hin, daß dennoch Schomberg einen Erfolg erringen werde.

Die Antwort des Unterhauſes, gefaßt ohne Widerſpruch, entſprach nicht ſeinen Erwartungen. Sie enthielt: „Das Haus tritt ein für Ew. Majeſtät in Betreff der Reduction von Irland und in Betreff des gemeinſamen Handelns mit den auswärtigen Verbündeten zur nachdrücklichen Fortführung des Krieges gegen Frankreich.“

So gering der Unterſchied in den Worten der Adreſſe von denen der Thronrede: er war dennoch ſehr erheblich. Dieſe hatte Irland nicht genannt; jene ſtellte es voran. Wenn der König Wilhelm, wie nach dem Schwanken darüber im Auguſt 1689 anzunehmen ſein dürfte, die Abſicht hatte, im Falle einer günſtigen Antwort des Unterhauſes auf ſeine Thronrede den Vertrag der großen Allianz vorzulegen: ſo mochte ihm, nach dieſer Antwort, die Abſicht als unausführbar erſcheinen.

In ſo fern alſo war Wilhelm III. zurückgekehrt auf den Standpunkt Carls II., zu der Prärogative der Krone, die Verträge des Königs mit den auswärtigen Mächten dem Parlamente nicht kund zu geben. Nur waren die Motive entgegengeſetzter Art. Carl II. konnte und durfte den wahren Dover-Vertrag dem Parlamente nicht vorlegen, weil dieſer Vertrag feindſelig war gegen das Lebensintereſſe des Parlamentes. Wilhelm III. legte den Vertrag der großen Allianz nicht vor, weil er kein Vertrauen hatte zu der Uebereinſtimmung des Parlamentes mit ihm in Betreff der politiſchen Nothwendigkeit dieſer Allianz auch für die Lebensintereſſen von England.

Gemäß der Antwort auf die Thronrede beſchloß dann das Unterhaus, zwei Millionen £. St. für die Fortführung des Krieges zu bewilligen. So am 2. November. Nicht jedoch ward die Bewilligung

in die Form einer Bill gebracht. Sie ſtand daher dem Könige in Ausſicht nur für den Fall ſeines Eingehens auf andere Forderungen des Parlamentes.

Denn die Mehrheit desſelben hatte nicht die Abſicht, dem Wunſche des Königs nach einer Indemnitäts-Bill zu entſprechen. Nicht die Verſöhnung, meinten die Whigs, ſei ſein Zweck, ſondern der Wunſch die Rathgeber der beiden letzten Stuart-Könige auch für ſich verwendbar zu machen. Wie die Whigs dieſe zur Rechenſchaft ziehen wollten, namentlich zunächſt gegen Halifax anſtürmten: ſo ſuchten die Tories die Misſtände der gegenwärtigen Regierung aufzudecken. Und wiederum alſo loderte der Parteikampf empor.

Die Beſchwerden über die gegenwärtigen Misſtände blieben indeſſen nicht bei den Tories. Auch viele Whigs betheiligten ſich. An dem Stoffe dafür war kein Mangel. Die Kaufleute klagten über den ungenügenden Schutz des Handels durch die Kriegesflotte, diejenigen von London allein über den Verluſt von hundert Schiffen. Jegliche Convoy müſſe von der Habgier der Capitäne der Kriegsflotte erkauft werden. Man nannte vor allen anderen Churchill, den Bruder des Grafen Marlborough. Die Seeleute der Kriegesflotte beſchwerten ſich über die Lieferung mangelhafter und ungeſunder Lebensmittel. Allen anderen voran aber traten die Klagen über den Zuſtand der Armee in Irland [1]).

Das Unterhaus nahm ſich aller dieſer Beſchwerden mit großem Eifer an. Es erörterte namentlich diejenigen aus Irland. Es erſuchte den König um die Abſendung einer Commiſſion dahin zur Prüfung des Standes der Dinge. So am 11. November. In einer zweiten Adreſſe vom 26. bat es um die Verhaftung des General-Commiſſärs Shales. Der König erwiederte, daß er ſchon vorher den erforderlichen Befehl an Schomberg abgeſendet. Dies war geſchehen am 6. November. Am 29. November beſchloß das Unterhaus mit 195 Stimmen gegen 146 eine neue Adreſſe. Dieſelbe zählte die Verbrechen des Commiſſärs Shales auf, bezeichnete ihn als notoriſch papiſtiſch angethan, und ſchloß mit der Bitte: der König wolle geruhen dem Hauſe kund zu thun, wer ihm dieſen Commiſſär Shales empfohlen, damit das Haus um

[1]) Commons' Debates t. II, p. 355 sqq.

ſo beſſer im Stande ſei, unterthänigen Rath zu ertheilen für die Erhaltung der Perſon des Königs und ſeiner Regierung.

Eine Anfrage ſolcher Art hatte das Parlament doch auch ſogar in der Sturmzeit des Popiſh Plot dem Könige Carl II. gegenüber nicht gewagt.

Der König Wilhelm erwiederte auf die Adreſſe: „Meine Herren, es iſt mir nicht möglich dieſe Frage zu beantworten“ [1]).

Wir haben bei dieſer Lage der Dinge zu fragen, wie die Unbetheiligten über dieſelbe urtheilten.

Das Verhalten des Königs hatte ſchon ſeit längerer Zeit den Eindruck gemacht, als ob die Spannkraft des Prinzen Oranien in ihm nachgelaſſen habe. Zwar war er ſichtlich bemüht, das Volk ſich geneigt zu machen. Er hatte ſeine Wohnung nach Kenſington verlegt, nahe an die Stadt. Zweimal wöchentlich fuhren er und die Königin von da nach Whitehall, um dort öffentlich zu ſpeiſen, mit allem einſtigen Pompe, den die beiden Vorgänger unterlaſſen hatten. Das gefiel der Bürgerſchaft von London. Allein im übrigen ſchien es, daß der König die Dinge allzu ſehr gehen laſſe. Andere erwiederten: nicht dem Könige falle das zur Laſt, ſondern lediglich den Miniſtern, die ſeinen Intentionen nicht entſprächen. Darum wurde das Vorgehen des Unterhauſes in Betreff der Schäden der Verwaltung vielfach mit Freude begrüßt; denn, ſagte man, wenn die Uebelthäter keine Scheu mehr vor dem Könige empfänden, ſo würden ſie doch dieſes ſtrengere Tribunal zu fürchten haben [2]).

Eben derſelbe Berichterſtatter jedoch geht einige Tage nachher tiefer in die Sache ein.

„Die große Unordnung, ſagt er, rührt daher, daß der König ſowohl in Civil- wie Militär-Angelegenheiten vorzugsweiſe diejenigen Perſonen verwendet hat, welche mit ihm herüber gekommen, oder welche nach ſeiner Ankunft hier zuerſt ihm zugelaufen ſind. Dies ſind meiſtens hitzige Köpfe. Voll des Selbſtgefühles, daß gerade ſie den König auf den Thron geſetzt, haben ſie ſich Uebergriffe aller Art ohne Scheu geſtattet. Dennoch, da ein Jeder ſich einbildet noch mehr ver-

---

[1]) Commons' Debates t. II, p. 363.

[2]) Die Berichte Hoffmanns vom 15., 17. November, 9. December.

dient zu haben als er wirklich genießt, sind sie nun in und außer dem Parlamente voran im Reden wider die Regierung des Königs. Sie geben daher Grund zu dem Urtheile, daß sie im geeigneten Falle diesem Könige eben so wenig treu sein werden, wie dem vorigen. So lange er nicht diese Leute von den Geschäften entfernt, werden die Dinge hier sich nicht besser gestalten" [1]).

Der Bericht nennt nicht ausdrücklich die Whig-Partei. Dennoch ist es klar, daß er auf dieselbe zielt.

Auf jene erste hauptsächliche Adresse in Betreff Irlands, vom 11. November, that der König dem Hause kund, daß er, wie er fest entschlossen sei, den Krieg in Irland mit allem Nachdrucke fortzuführen, so auch gern eingehe in den Vorschlag einer Commission zur Untersuchung der Dinge an Ort und Stelle. Er überlasse es dem Unterhause, ihm die geeigneten Persönlichkeiten vorzuschlagen. So am 30. November.

Die Antwort ward freudig begrüßt, und zwar, wie es scheint, nicht bloß als Antwort auf die Adresse vom 11. Der Eingang dieser Antwort lautete anders als die Thronrede. Diese hatte nicht Irland genannt, sondern die europäischen Angelegenheiten: die Antwort vom 30. November betonte nur Irland. Demnach war der König thatsächlich von seiner Thronrede zurückgewichen. Nur dieser Umstand scheint die freudige Zustimmung, mit welcher die Antwort begrüßt wurde, genügend zu erklären. Das Unterhaus faßte, ohne Widerspruch, den Beschluß sich insgesammt zum Könige zu begeben und für diese Antwort zu danken.

Die Freunde des Königs suchten sofort diese günstigere Stimmung zu benutzen für den Antrag, die Mittel und Wege für die Ausführung der Bewilligung jener zwei Millionen ausfindig zu machen. Wenn auch mit wenigen Stimmen (189 : 182): der Antrag fiel. Es war am 30. November, sechs Wochen nach der Thronrede, welche die definitive Bewilligung des Kriegesstaates als dringlich für den nächsten Monat betont hatte.

Das Haus erstattete seinen Dank, wie beschlossen war. Es ging jedoch nicht ein auf den Vorschlag des Königs ihm Commissäre nach

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 13. December

Irland zu empfehlen. Es überlasse, sagte es, der großen Weisheit des Königs die geeigneten Personen auszufinden. „Denn, berichtet Hoffmann, gleichwie sie diese Unordnung, und zwar mit gutem Fug, den Ministern des Königs zuschreiben: so würden wiederum diese, im Falle keine Heilung erfolgte, den etwaigen übelen Ausgang dem Unterhause beimessen" [1]).

Der König nahm auch dieses Ausweichen gut auf. Er ließ durch den Sprecher erwiedern, am 3./13. December: „Ich werde alle mögliche Sorgfalt aufwenden, um den Krieg in Irland mit Nachdruck zu führen, und werde dafür diejenigen Personen verwenden, welche für den Dienst als die geeignetsten erscheinen. Und ich zweifele nicht an der Unterstützung des Unterhauses in solcher Weise, wie es Euren Wünschen und meinen Anordnungen entspricht".

Was barg diese Antwort in sich? — Es scheint nicht, daß die Tragweite derselben gleich damals dem Unterhause sich erschlossen habe. Wir haben daher diese Worte des Königs vom 3./13. December 1689 genauer ins Auge zu fassen.

Burnet berichtet, daß eines Tages in dieser Zeit der König Wilhelm, unmuthig über den endlosen Hader der Parteien, die Räthe Caermarthen, Shrewsbury und einige andere zu sich entboten und ihnen eröffnet habe: den Tories könne er nicht, den Whigs wolle er nicht trauen. Er hoffe dagegen, der Königin würden die Tories getreu sein. Darum wolle er die Königin in England zurück lassen. Für ihn dagegen liege ein Schiff segelfertig zur Rückkehr nach Holland. Auf das dringende Zureden der Räthe habe dann endlich der König sich bewegen lassen zum Abstehen von seinem verzweifelten Entschlusse, dagegen den anderen und besseren ergriffen in Person nach Irland zu gehen [2]).

Für diese Erzählung ist Burnet der einzige Gewährsmann, und zwar nicht als Augenzeuge, sondern mit Berufung auf eine Mittheilung von Shrewsbury.

Fassen wir die Sache näher ins Auge.

Die Erzählung von Burnet legt das Hauptgewicht für jenen vermeintlichen Entschluß des Königs auf den Kampf der Parteien. Dieser

---

[1]) Commons' Debates t. II, p. 364. — Hoffmanns Bericht vom 13. December.

[2]) Burnet II, 46.

dient zu haben als er wirklich genießt, sind sie m
Parlamente voran im Reden wider die Regier
geben daher Grund zu dem Urtheile, daß sie im
Könige eben so wenig treu sein werden, wie d
er nicht diese Leute von den Geschäften entfer
sich nicht besser gestalten" [1]).

Der Bericht nennt nicht ausdrücklich
ist es klar, daß er auf dieselbe zielt.

Auf jene erste hauptsächliche Adres
11. November, that der König dem H
entschlossen sei, den Krieg in Irland mi
so auch gern eingehe in den Vorschla
suchung der Dinge an Ort und Ste
hause, ihm die geeigneten Persö
30. November.

Die Antwort ward freudig
nicht bloß als Antwort auf die
Antwort lautete anders als die
genannt, sondern die europäi
30. November betonte nur
sächlich von seiner Thronred
die freudige Zustimmung,
genügend zu erklären. D
Beschluß sich insgesamm
wort zu danken.

Die Freunde de
mung zu benutzen fü
führung der Bewilli
Wenn auch mit we
war am 30. Nove
definitive Bewilli
Monat betont h

Das Hau
jedoch nicht ein

...eren
...ng nicht
...r ist in seiner
...ent schon enthalten.
...eit zu entsenden, ge-
...g mit vollem Nachdruck.
...nzweifelhaft der König Wil-
... geboten. Der Marschall Schom-
...beten, eine Reise nach England zu
...m Theile entstammen aus seinem Ver-
...eldzuges, die von England aus zu ihm
...gt er darüber, daß es schwer ist, Parla-
...digen, die von der Ansicht ausgehen, daß
... frisch angeworben und ein Neuling in den
...schlagen muß" [2]). Andere haben als Grund

[1]) Hoff...

Könige vermuthet den Wunſch noch einmal eine
ſich mit der Marquiſe von Antrim.[1]) Wie
es Königs, vom 30. November/10. De-
r Kundgebung, iſt charakteriſtiſch für
ch würde es Ihnen gern bewilligen,
hwendig halten für Ihre Ge-
würde Sie zu ſehen. Allein
ſo iſt alles dort verloren.
wenn Sie nicht dort bleiben.
ıd zur Zeit an die Reiſe nach
In einem andern Schreiben einige
g ſein Leidweſen, den Herzog von
gland ſehen zu können. Nur die ab-
die Gewährung der Wünſche, zu welcher
und bei jeder Gelegenheit gern bereit ſei[3]).
o. Aber der Ausdruck ſeines Wunſches hatte
ndigkeit auferlegt, für den Fall daß Schomberg
könne oder nicht mehr wolle, an den geeigneten
ıd dieſer Erſatz war nur er ſelbſt.

ſprach den Entſchluß noch nicht aus in offizieller
hielt ihn auch nicht geheim. Diejenigen, welche unpar-
ige betrachteten, ſahen von Anfang an dieſen Entſchluß
ı heilſamen. Irland, meinten ſie, als ein offenes, durch
nicht gedecktes Land, werde durch eine einzige ſiegreiche
ı gewonnen werden. Man vernahm, daß der König ſeinen Auf-
dahin ſchon auf den Monat Februar anſetze. In den nächſten
gen geſtaltete ſich der Plan beſtimmter dahin, daß der König und
die Königin ſich im Februar 1690 zuerſt nach Schottland begeben
würden, um dort ſich krönen zu laſſen, oder hauptſächlich, um dort

[1]) Kazner I, 325.

[2]) Kazner II, 321. Vous me témoignez d'avoir envie de venir faire un tour icy, ce que je vous accorderois volontiers, puisque vous le croyez nécessaire pour votre santé, et aussi que je serois très-aise de vous voir. Mais si vous abandonnez présentement l'Irlande, tout y est perdu, étant impossible de la maintenir cet hyver, si vous n'y restez. Ainsi je vous prie d'y rester et ne plus songer à venir en Angleterre présentement.

[3]) A. a. O. p. 323.

durch ihre Gegenwart alle Mißhelligkeiten beizulegen. Von da aus wolle dann der König hinüber setzen nach Irland, um durch die gehoffte baldige Reduction dieses Königreiches wenigstens diese Quelle des Haders in England zu stopfen [1]).

Demnach sollte die Reduction von Irland das Mittel sein zur Conciliation der Parteien in England. Es war die Frage der nächsten Zeit, ob dieser Plan sich durchführen ließ.

Die Aussichten auf eine Einigung der Gemüther waren nicht günstig, weder in kirchlichen noch in weltlichen Angelegenheiten.

Es war der Wunsch und das Streben des Königs Wilhelm und vielleicht noch mehr der Königin Mary, daß ein Ausgleich zwischen der Hochkirche und den Presbyterianern zu Stande gebracht werden möge. Zu diesem Zwecke ward für jede der beiden Erzdiöcesen, Canterbury und York, die altherkömmliche Convocation der Geistlichkeit ausgeschrieben. Diejenige für Canterbury trat zusammen in Westminster. Die Bischöfe und die niedere Geistlichkeit erwählten je einen Prolocutor, jene den Bischof Compton von London, diese den Dr. Jane. Es war vorauszusehen, daß der Bischof Compton den Wünschen des Hofes entsprechen würde: es war eben so gewis, daß die Wahl Janes eine entgegen gesetzte Absicht ankündigte. Die Anrede, mit welcher Jane die Versammlung eröffnete, bestätigte dieses Urtheil. Er mahnte seine Freunde, daß der Hochkirche nichts ab- noch zugethan werden dürfe, ohne sie zu schädigen. Von diesem Standpunkte aus, der eine Concession nicht zuließ, war demnach nicht eine Transaction möglich, sondern nur die Forderung der unbedingten Unterwerfung der Presbyterianer unter die Hochkirche. Man redete Wochen lang hin und her über Einzelnheiten, über das weiße Chorhemd der anglicanischen Geistlichkeit, über das Kreuzeszeichen bei der Taufe, und Anderes: den Kundigen stand von Anfang an das Ergebnis fest, daß eine Einigung nicht zu erreichen sei. Und eben darum konnte die Stellung dieser kirchlichen Parteien zu einander nicht eine freundlichere werden als zuvor [2]).

In anderer Weise ward die Stellung des Königs schwieriger gegenüber dem Unterhause. Es war die Ansicht der herrschenden Partei,

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 23 December.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 9. December.

nämlich der Whigs, daß man dem Könige die Kroneinkünfte nicht lebenslänglich bewilligen dürfe. Denn, so bald dies geschehe, sobald die Abhängigkeit des Königs aufhöre, werde er sich bemühen, die Prärogativen der Krone auf den höchsten Stand zu bringen. Der König kannte diese Gesinnung. So sehr er sich in seinen öffentlichen Antworten an das Parlament der concilianten Ausdrücke befliß, in ganz anderer Weise als es Carl II. oder Jacob II. jemals gethan: in vertraulichen Gesprächen brach hier und da sein Unmuth hervor. Er äußerte sich zu Burnet: wenn man nicht auch ihm wie seinen Vorgängern die Einkünfte lebenslänglich gewähre, so sei er nicht König; denn ohne das Einkommen sei der Titel ein bloßer Schein. Es entfielen ihm, wie Burnet sagt, die Worte: wenn man ihn darin nicht befriedige, so wolle er nicht bleiben. „Ich würdige, fuhr er dann fort, eben so wohl eine republikanische Staats-Verfassung wie eine monarchische. Ich will nicht entscheiden, welche die bessere. Aber die schlechteste Regierungsform ist jedenfalls diejenige eines Königthums ohne Schatz und ohne Macht“ [1]).

Das Unterhaus bewilligte in denselben Tagen die Kroneinkünfte abermals auf Ein Jahr.

Eine andere Angelegenheit dagegen, die das Königspaar unangenehm berührte, nahm einen günstigeren Verlauf als es zu Anfang schien. Diese Angelegenheit ging aus von dem Ehepaare Marlborough.

Wir haben die Thätigkeit dieses Ehepaares für die Umwälzung von 1688 kennen gelernt als eine der dunkelsten Seiten derselben. Sie beide hatten damals die Prinzessin Anna nebst dem Prinzen-Gemahl geführt. Sie führten sie auch ferner.

Lady Sarah Marlborough hat in späteren Jahren, wo nur noch der Schatten der einstigen Größe ihr geblieben, einen Ueberblick ihrer Laufbahn abgefaßt zum Zwecke ihrer Rechtfertigung. Sie hat diesen ihren Zweck in vielfacher Beziehung nicht erreicht. In ihren eigenen Berichten spiegeln sich vielmehr als hervorstechende Eigenschaften die Habgier und die Herrschsucht. Ganz besonders ergibt sich, daß sie vermöge des Uebergewichtes, welches sie auf die Prinzessin Anna übte, das trennende, zersetzende Element war, welches sich zwischen die königs-

[1]) Burnet II, 41.

lichen Schwestern stellte. In Frankreich hat man als den Grund der auffallenden Neigung der Prinzessin Anna für das Ehepaar Marlborough damals vermuthet eine Leidenschaft ihrerseits für den schönen Cavalier [1]). Jegliches Zeugnis für diese Vermuthung fehlt. Die sonderbare Freundschaft war theils das Product der Gewöhnung, theils der gefügigen Unterordnung des schwächeren Willens unter den stärkeren, bis zur völligen Abhängigkeit des ersteren. Lady Sarah bezeichnet die Prinzessin als so schweigsam, daß sie selten mehr sprach, als erforderlich war für eine Antwort auf eine Frage [2]). Sie bedurfte nicht mehr. Der Mangel bei Missis Morley im Reden wie im Denken ward ersetzt durch den Ueberfluß bei Missis Freeman. Andererseits aber auch war diese nicht ein Werkzeug in der Hand ihres Mannes. Welche Willenskraft, welche Selbstbeherrschung immer sonst dem Staatsmanne und Feldherrn Marlborough zu Gebote stand: das dominirende Element auch ihm gegenüber fand sich bei Lady Sarah.

Die Gräfin Marlborough wußte sehr bald die Prinzessin Anna zu überreden, daß sie, deren Eintreten entscheidend gewesen sei für die Umwälzung, von dem Königspaare nicht genügend anerkannt, vielmehr in einer unwürdigen Abhängigkeit gehalten werde. Das Mittel ihre Selbständigkeit zu sichern, sei eine Dotation vom Parlamente, unabhängig von der Krone. Die Sache ward im Parlamente angeregt. Die Aussicht schien nicht ungünstig. So bereits im Sommer 1689. Der König fand sich dadurch doppelt gekränkt, einmal weil die Sache betrieben wurde ohne sein Vorwissen, und dann weil ihm das Einkommen der Krone nicht lebenslänglich bewilligt war. Bevor die Sache entschieden war, vertagte er damals das Parlament.

Nach dem Zusammentritte im Herbste regte die Gräfin Marlborough die Sache wieder an. Sie fand, wie sie sagt, eine starke Partei geneigt. „Die Mehrzahl, berichtet sie, waren Tories. Der Eifer derselben ging nicht so sehr hervor aus einer positiven Neigung für die Prinzessin, als aus dem Streben dem Könige einen Streich zu versetzen“ [3]). Man sprach von 70,000 £., ja von 100,000 £. Der

---

[1]) Lettres de Bussi-Rabutin III, 363.

[2]) Conduct of the Duchess of M. p. 25.

[3]) Conduct etc. p. 35.

König bemühte sich die Sache abzuwenden. Er ließ durch andere Personen der Gräfin Vorstellungen machen. Sie meldet, daß jegliche dieser Vorstellungen ihren Eifer höher getrieben. „Lieber würde ich gestorben sein, sagt sie, als das Interesse der Prinzessin geopfert haben." Als der Beschluß des Unterhauses vorlag, welcher dem Könige die Kroneinkünfte für Ein Jahr bewilligte [1]), ging Wilhelm III. so weit, den Staats-Secretär Shrewsbury an die Gräfin Marlborough zu senden. Er hatte den Auftrag, im Namen des Königs für die Prinzessin 50,000 £. St. jährlich zu versprechen, wenn sie abstehen wolle von dem Plane einer selbständigen Dotation. „Ich habe ein festes Vertrauen auf dieses Wort des Königs, fügte Shrewsbury hinzu, und würde ihm, falls er es bräche, nicht eine Stunde länger dienen." — „Der Entschluß steht Ihnen sehr wohl an, erwiederte Lady Marlborough; aber ich sehe nicht ab, daß er der Prinzessin von einigem Nutzen sein könnte, im Falle Se. Majestät das Versprechen nicht hielte." Alle weiteren Reden des Botschafters prallten ab. Die Gräfin führte ihn zu der Prinzessin. Die Antwort derselben lautete: sie vermöge nicht einzusehen, daß ein Unrecht darin liege, eine Sicherheit für ihren Unterhalt zu wünschen. Dazu seien die Dinge nun so weit gekommen, daß es vernünftig erscheine abzuwarten, was ihre Freunde für sie thun könnten [2]).

Die Rechnung der Gräfin Marlborough, aus welcher diese Antworten hervorgingen, hatte dennoch eine große Lücke. Im Unterhause hatte die Whig-Partei die Mehrheit. Sie also entschied. Die Whig-Partei wollte überhaupt die Herrschaft für sich. Dem Interesse dieser Herrschaft aber entsprach es wenig, wenn neben oder gegenüber dem königlichen Hofe ein anderer prinzlicher Hof erstand, unabhängig von jenem, unter der Leitung dagegen der Gräfin Marlborough.

Die Beschlüsse des Unterhauses erfolgten. Der erste bestätigte der Prinzessin für ihr Leben die 30,000 £. jährlich, welche der König Jacob ihr angewiesen. Der zweite Beschluß ersuchte den König Wilhelm Fürsorge zu treffen, daß das prinzliche Paar jährlich 50,000 £. erhielte [3]).

---

[1]) Conduct etc. p. 33. Die Herzogin sagt: A day or two before it was put to the vote in the house of C.

[2]) A. a. O. p. 34.

[3]) Commons' Debates t. II, 367.

Demnach trug nicht die Prinzeſſin, oder richtiger die Gräfin Marlborough den Sieg davon. Die Prinzeſſin erhielt nicht mehr als was der König aus ſich ihr angeboten. Sie erhielt dieſen Betrag, wenn auch immer auf den Beſchluß des Parlamentes, jedoch gemäß eben demſelben aus der Hand des Königs. Die Unparteiiſchen waren der Anſicht, daß in keiner Beziehung die Sache ausgeſchlagen ſei zum Vortheile der Prinzeſſin, daß vielmehr das Unterhaus gehandelt habe gemäß den Wünſchen des Königs [1]). Und in der That nahm die Whig-Partei ſeinen Dank dafür in Anſpruch [2]).

Die Klagen dieſer Partei über das unentſchiedene Verhalten des Königs wurden lauter, ihre Forderung, daß er ſich ſtützen müſſe auf ſie und auf ſie allein, immer dringender. Das in Betreff Irlands niedergeſetzte Comite des Unterhauſes legte am 21./31. December eine Adreſſe vor, welche die Urſachen des Miserfolges aufzählte. Das Schriftſtück war in ſo heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß ſich im Unterhauſe Bedenken dagegen erhoben. Das ſei ein Libell, hieß es, nicht jedoch eine Adreſſe. Es ward an das Comite zurückgewieſen [3]).

Dagegen erhielt der König wenige Tage ſpäter von einem Mitgliede der Whig-Partei, vermuthlich Wharton, ein ausführliches Schreiben [4]). Dasſelbe bezweckte ihm alle vermeintlichen Fehler ſeiner Regierung aufzudecken. Der Cardinalpunct derſelben in den Augen Whartons war, daß der König nicht ſein ausſchließliches Vertrauen geſetzt habe in die Whig-Partei, daß er gehofft habe regieren zu können auch mit Perſönlichkeiten, die im Grunde ihres Herzens dem Könige Jacob anhingen. Das Schreiben iſt ſo maßlos heftig, wie vielleicht irgend jemals ein ſolches an einen König gerichtet ſein mag. Dennoch mochte die Haltung der geſammten Partei, welche in dieſem Schreiben eines befähigten Mitgliedes zum ſchärfſten Ausdrucke gelangte, klar

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 30. December.

[2]) Der anonyme (Whartons) Brief bei Dalrymple III II p. 107: The design was plain to give the princess a great revenue, and make her independent upon Y. M., that she might be the head of a party against you. This was laboured by the Tories and high church men, and carried for you by the honest old Whig interest.

[3]) Commons' Debates t. II. 368.

[4]) Man ſehe Note 2.

vor Augen legen, daß die Dinge heran reiften zu einer Krisis, welche dem Könige die Entscheidung aufzwingen werde.

Denn eben dies gibt sich kund in einem anderen gleichzeitigen Schreiben des Staats-Secretärs Shrewsbury. Der König Wilhelm erwog den Gedanken einer längeren Vertagung. Shrewsbury rieth ab. „Ich hätte wünschen mögen, sagt er, daß Ew. Majestät Ihre Regierung hätten gründen können auf maßvolle und ehrenhafte Männer von beiden Richtungen. Allein da die Nothwendigkeit der Entscheidung herantritt: so trage ich kein Bedenken meine Ansicht dahin auszusprechen, daß die Regierung Ew. Majestät besser gesichert ist im Zusammengehen mit der Whig-Partei. Hat dieselbe irgend welche feindselige Absichten, wie es doch unwahrscheinlich: so sind dieselben jedenfalls ferner als diejenigen der Tories, unter denen unzweifelhaft viele die Herstellung des Königs Jacob im Sinne haben, und selbst die besten doch noch immer an eine Regentschaft denken. Ich gestehe zu, daß diese Partei streben würde für die Prärogative der Krone; aber ich besorge bei ihr eine so unvernünftige Verehrung des monarchischen Princips, daß sie niemals sich herbeilassen wird zur vollen Anerkennung der Grundsätze, auf denen der Thron Ew. Majestät ruht" [1]).

So die Aeußerungen von Seiten der Whigs. Stellen wir denselben gegenüber die Rede eines Unbetheiligten aus denselben Tagen. Hoffmann berichtet, daß die Mittel und Wege zur Aufbringung der bewilligten zwei Millionen für den Krieg angewiesen, daß der König diese Bill sanctionirt, so wie zugleich die Bill der Rechte und der Succession. Wir haben dieselbe früher bereits kennen gelernt (Band IV. S. 472 u. f.). Neben den geringeren Angelegenheiten bleibe nun, sagt Hoffmann, als die wichtigste noch übrig die allgemeine Amnestie. „Denn ohne diese, fährt er fort, wird das Königreich nimmer zur Ruhe gelangen. Allein die Räthe des Königs selbst haben bisher, anstatt diese Sache zu befördern, sie hintertrieben. Ihre Absicht ist einerseits, dadurch ihre Gegner in beständiger Furcht zu erhalten, andererseits die befähigten Persönlichkeiten der anderen Partei von den Geschäften auszuschließen. Denn, so lange der General-Pardon nicht erfolgt ist, kann der König jene Anderen nicht verwenden. Die Zahl derselben ist nicht gering. Es

[1]) Coxe: Shrewsbury p. 15. Vom 22. December.

Demnach trug nicht die Prinz[essin] [des] Königs Jacob Aemter Marlborough den Sieg davon. Die [Ge]gner diejenigen, die in was der König aus sich ihr ange[hör]en angehört; endlich alle wenn auch immer auf den Befe[hl] dem Könige Jacob nach ir- eben demselben aus der Hand [ge]geben gestanden. Sie alle sind in der Ansicht, daß in keiner [Be]ziehungen, so lange bis ein General Vortheile der Prinzessin, [das] [Ver]hältniß [1]).

gemäß den Wünschen [des] [Kö]nigs Bann zu lösen, war die Whig- Whig-Partei seinen T[riu]mph sie in denselben Tagen hinaus

Die Klagen die[ser] [Ver]bindung ihr für lange Zeit die Herrschaft Königs wurden lau[t] sie und auf sie [ge]stützt kam Bill vor zum Zwecke der Her- niedergesetzte C[orpo]rationen ihre früheren Rechte. Wir haben uns Adresse vo[n] [Ge]richte der Reaction, welche in Folge des mis- Schriftstü[cke] [Ja]hren 1683 mächtig wurde, viele politische terhause [Ge]meinden, theils freiwillig, ihre Freibriefe an jedoch [ge]nommen. Dies hatte begonnen unter Carl II., sich fort- [Ue]ber das Wesen der Sache, die Herstellung g[lei]chen die Parteien im ersten Parlamente Wilhelms III. [Ma]ßregeln und die Consequenzen standen in Frage.

[Am] 7. Januar 1690 erstattete Somers Bericht über diese [Ge]setz. Die Reihen der Tories waren gelichtet; denn viele [Ab]geordnete noch nicht zurückgekehrt von der Weihnachtsfeier auf [dem] Lande. Dies ward von der Whig-Partei benutzt zu dem An- [trag]e auf folgenden Zusatzes. Derselbe untersagte Jedem, der [bei] der Wahlagitation thätig gewesen, für eine lange Reihe von Jahren [die] Bekleidung eines Gemeindeamtes. Der Zweck lag vor Augen. Die [Folge] würde sein die Besetzung aller Aemter in den Communen [durch] die Ausschließung aller Tories. Der Antrag ward an- [genom]men und der Bill einverleibt [2]).

Es handelte sich nur noch um die endgültige Annahme durch die [Lords]. Die Entscheidung darüber stand bei der Whig-Partei. [Der] Vertrage darüber behielt jedoch eine bessere Seite des eng-

[1]) Pepys' Bericht vom 30. December.
[2]) Ich folge hier der Darlegung von Macaulay. Ch. XV.

n Charakters die Oberhand, eine Seite, nicht immer zum vollen
t bei anderen Nationen, welche durch die Nachahmung der
s englischen Verfassungslebens auch den Geist desselben sich
ien vermeinen. Die besonnenen Mitglieder dieser Partei stimmten
r, daß bis zur dritten Lesung der Bill eine Woche vergehen müsse.
Immerhin mochte die Whig-Partei glauben, weil sie überhaupt in der
Mehrheit war, dabei nichts zu befürchten zu haben. Der Aufschub
ging durch. Die Tories hatten Zeit sich zu sammeln.

Diese Zeit der Ungewisheit ward von beiden Seiten benutzt zu
Versuchen der Einwirkung auf den König. Die Tories wie die Whigs
suchten ihre Auffassung der Dinge in kurze Denkschriften zu drängen,
die sie dem Könige einreichten[1]).

Die Tories redeten in folgender Weise:

„Die Whigs haben beharrlich sich dem friedfertigen Könige
Jacob I. widersetzt. Sie haben den tugendreichen Carl I. gemordet.
Sie haben, nach dem Tode desselben, alle verschiedenen Regierungs-
formen versucht und mit keiner sich befriedigt. Sie haben den sorg-
losen König Carl II. gequält. Sie haben versucht den Nachfolger von
der Krone auszuschließen und endlich ihn entthront. Der Beweggrund
dieses Handelns ist nicht, wie sie behaupten, das Freiheitsgefühl, son-
dern der Geist der Opposition gegen das Königthum. Ein Theil von
ihnen sucht unter der Maske der Freiheitsliebe die Befriedigung des
eigenen Ehrgeizes; der andere weiß nicht, was wahre Freiheit, noch
wie sie anzuwenden. Denn Niemand hat sich tyrannischer bewiesen
als gerade das Whig-Parlament, welches die Monarchie gestürzt hatte.
Für diese Leute hat der König Wilhelm seine Person und sein Vater-
land gewagt: sie ihrerseits haben dafür allerdings ihm die Krone dar-
gereicht, das Scepter jedoch sich vorbehalten. Sie haben ihn ihren
Befreier genannt; aber sie haben ihm das Kroneinkommen verweigert,
welches sie ohne Bedenken demjenigen bewilligt, den sie als ihren
Tyrannen bezeichnen. Sie haben den König Wilhelm hinein gedrängt
in einen Krieg, nur um ihn durch die Bedürfnisse desselben von sich
abhängig zu erhalten. Sie haben zeitweilig ihm Bewilligungen ge-

[1]) So fasse ich die Darlegungen bei Dalrymple III p. 122 sqq. D. gibt kein Datum an.

macht, jedoch unzureichend, nur zu dem Zwecke, um ihn hinzuweisen auf seine Abhängigkeit, dagegen auf ihre Bedeutung. Sie haben getrachtet in alle Geheimnisse seiner Regierung einzudringen, um dann der Welt sie offen zu legen. Indem sie behaupteten seine alleinigen Freunde zu sein, haben sie durch ihre Weigerung, das Haus Hannover in der Bill der Rechte und der Succession ausdrücklich zu benennen, die Thür offen gelassen für den Wiedereintritt der flüchtigen Familie Stuart. In Wahrheit jedoch sind alle Könige ihnen gleichgültig. Indem sie den einen beseitigen, den andern in Fesseln zu halten suchen, geht ihre Absicht nur dahin den Weg zu bahnen für die Republik, welche ihnen wie ihren Vorfahren immer vorschwebt als das Ziel ihrer Hoffnung. Sogar die Schotten, einst so fügsam für Regierungen, welche die Whigs als tyrannisch bezeichneten, sind durch das Beispiel der Whigs verlockt worden zur Opposition wider die gegenwärtige freiheitliche Regierung."

„Die Whigs sind eifersüchtig nach allen Seiten: gegen Holland, gegen ihre eigenen Landsleute, gegen den König. Denn, anstatt zuerst das Gemeinwohl der beiden Länder in Betracht zu ziehen, haben sie die Zeit damit vergeudet, Beschlüsse zu fassen wider ihre Mit-Unterthanen, Klagen zu erheben gegen die Alliirten, und, unter dem Vorwande der Adressen an den Thron, den König zu behelligen mit ihren Vorwürfen. Ihre Absichten, obwohl nur diejenigen des engen Partei-Interesses, sind doch umfassend und unbeschränkt. Denn nicht zufrieden damit für jetzt alle anderen Parteien von der Regierung auszuschließen, gehen sie darauf aus, sich die Macht auch für alle kommenden Zeiten zu sichern. Der König, der zuerst das Gewicht dieser Macht zu fühlen hat, sollte eben darum nicht der letzte sein im Widerstande gegen dieselbe. Dagegen sind die Whigs unfähig ihm zu dienen. Sie sind nicht im Stande gewesen, zum Zwecke der Versöhnung der verschiedenen kirchlichen Richtungen die Comprehensions-Bill durchzubringen, welche, wie der König sie sehnlich wünschte, zugleich in ihrem eigenen Interesse lag."

„Die Tories dagegen haben von je, sobald sich ein Streit zwischen König und Volk erhoben, das Interesse der Krone vertreten. Sie haben die Raserei des großen Haufens zu zügeln gesucht. Sie haben, in einer unglücklichen Zeit, sich gestellt unter die Trümmer des

stürzenden Thrones. Sie sind dem vorigen Könige treu geblieben, so lange er sich selber und sein Volk nicht verließ. Die Meisten von ihnen haben, nachdem das Recht des Vaters nicht länger verdiente vertheidigt zu werden, dennoch das Recht des Sohnes geachtet, obwohl er freundlos war, abwesend, ein Kind. Aber sie haben zuletzt dem Wunsche des Vaterlandes nachgegeben."

„Indem die Tories dies gethan, haben sie mit der Pflicht ihrer Treue auch die Loyalität ihrer Gesinnung gewendet. Sie wollen den Thron stützen, auf welchen das Land den König gesetzt; denn der Thron ist der Mittelpunct aller Verfassung, die Schranke gegen republikanische Neuerungen. Die Tories haben zusammen gewirkt mit den Whigs in der Einladung nach England; aber sie wollen nicht zusammen wirken mit den Whigs, um den König zur Reue über die Annahme dieser Einladung zu bringen."

„In der Tory-Partei finden sich die alten Familien, der Grundbesitz, das ganze Gewicht der Kirche von England, in deren Macht es liegt, Könige zu erheben und zu erniedrigen. Als das Haupt der Tories ist der König der Souverän eines gehorsamen und ordnungliebenden Volkes. Als das Haupt der Whigs dagegen kann der König nichts Anderes sein als der Führer einer Partei, welche weder der Lenkung eines Königs jemals sich gefügt, noch Gott zum Wohlgefallen gereicht hat."

So die Tories.

Wir sehen, ihre Darlegung beschränkt sich auf England. Ueber das Meer, über den Canal hinaus blicken sie nicht. Die einzige Stelle, an welcher von dem Kriege die Rede ist, zeigt in auffallender Weise die geringe Kenntnis der europäischen Verwickelung, sowie der Stellung des Oraniers zu derselben.

Hören wir die Whigs.

„Eine jede Verfassung, sagen sie, hat ihre eigenen Grundsätze, auf welche sie sich erbaut, entsprechend dem Geiste des Volkes, dem sie angehört. Der Grundsatz der englischen Verfassung ist die Freiheit. Die Vertheidiger dieser Freiheit sind jederzeit gewesen die Whigs. Um dieser Freiheit willen haben sie die Felder von England gedüngt mit ihrem Blute. Die Schaffotte selbst, welche sie um dieser Volkssache willen so oft bestiegen, geben ihnen Bürgschaft, daß das Volk, zum

Erweise seines Dankes, immer auf ihrer Seite stehen wird. Nicht die Genossenschaften von Grundbesitzern, noch die Gebete von Geistlichen, entscheiden über die Schicksale freier Nationen, sondern die Menge freier Unterthanen. Die ganze Regierung Carls I. erbringt den fortlaufenden Beweis, daß die Bedeutung des Grundbesitzes und der Kirche gering ist gegen die Kraft des Volkes. Bei der jüngsten Umwälzung haben die Weigerungen der Soldaten und der Seeleute zu fechten, und die Erhebungen in jeder Grafschaft, es aller Welt offenbar gemacht, daß die Regierung von England bedingt wird durch die Vielen, und nicht durch die Wenigen. Auch sogar das Uebergewicht der Whig-Partei in dem gegenwärtigen Parlamente gestattet einen Schluß auf die Macht und die Neigung des Volkes. Die großen Städte, die großen Handelsgesellschaften, das ganze Geld-Interesse gegenüber demjenigen des Grundbesitzes, sind in den Händen der Whigs. Nun ist in einer handeltreibenden Nation, und mehr noch, wenn diese Nation sich in einen Krieg verwickelt sieht, das Geld-Interesse gleichwiegend mit demjenigen des Grundbesitzes. Denn, ohne den Herzutritt derjenigen, welche im Stande sind zu sofortigen Vorschüssen auf Treue und Glauben der Regierung, können keine Mittel aufgebracht, ohne diese Mittel kein Krieg geführt werden. Denn nicht mehr wie in früheren Zeiten führt man Krieg vermittelst der Vasallen von Lords und Bischöfen, sondern mit Soldaten, welche fechten für Sold, und nur so lange wie dieser ihnen bezahlt wird."

„Von diesen Ansichten aus und gestützt auf diese Mittel hat die Whig-Partei das erste Mal gestrebt, durch die Ausschließungs-Bill die Erhebung des Königs Wilhelm auf den Thron vorweg zu nehmen, und hat, bei dem zweiten Versuche, ihn auf denselben gesetzt."

„Der Grundsatz der Whigs, daß die letzte Entscheidung bei dem Volke steht, ist untrennbar von dem Titel des jetzigen Königs. Daher muß er, wenn er nicht ihren Grundsatz vor der Nation geltend macht, selber gelten für einen Usurpator. Die Tories dagegen haben seit langem die Grundsätze des unvertilglichen Erbrechtes eingesogen. Um dieser willen haben sie allen thörichten Theorien des Königs Jacob I. nachgegeben. Um dieser willen haben sie Antheil genommen an allen Gewaltsamkeiten der früheren Zeit Carls I. und der späteren Zeit seines Nachfolgers. Sie haben dadurch in beiden Zeiträumen das

Unglück herauf beschworen für die Sache des Königthumes, welcher sie zu dienen vermeinten. Um derselben Grundsätze willen haben sie sich gefügt unter die Tyrannei des Königs Jacob II., und würden unter dieselbe noch ferner sich gefügt haben, wenn nicht er die Hand gelegt hätte an die Hochkirche. Um derselben Grundsätze willen hat ein Theil von ihnen sich bemüht das Recht des Sohnes von Jacob II. zu sichern, nur deshalb, weil sie sein eigenes nicht mehr retten konnten, während der andere Theil noch an ihm selber fest hielt. Denn manche Pairs, sowie auch Mitglieder des niederen Adels haben sich geweigert die neuen Eide zu leisten, und mit ihnen sogar einige der Bischöfe, welche der König verfolgt hatte. Dem Beispiele derselben sind viele Mitglieder der Geistlichkeit der Hochkirche von England gefolgt, und die Mehrzahl derer, die sich gefügt, haben es gethan in einer Weise, die klar an den Tag gab, daß sie ihren König setzten über ihren Gott. Sogar die Leiden der Tories seit einem halben Jahrhunderte für das nun flüchtige Königshaus haben sie fester an dasselbe gekettet; denn man ist von Natur geneigt dasjenige zu lieben, wofür man gelitten hat."

„Dagegen ändern die Menschen nicht in einem Augenblicke die Grundsätze ihres Lebens. Vielmehr sollte da, wo sie es anscheinend thun wollen, dies Anerbieten selbst Verdacht erregen. Früher oder später werden sicherlich die Tories zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurückkehren. Denn, indem sie einen Fürsten verrathen haben, den sie liebten, und vorgeben einem Anderen zu dienen, können sie lediglich und allein durch einen doppelten Verrath hoffen, die eigene Schande mit fortgeschwemmt zu sehen in derjenigen der Gesammtheit. Das Beispiel von Schottland mag den König aufklären über das, was er von solchen neuen Freunden zu erwarten hat. Denn eben diejenigen Tories, welche nach London geeilt waren mit dem Erbieten ihrer Dienste, sind dann mit noch viel größerer Eile in ihre Heimat zurück gekehrt, um sich davon los zu machen. Will denn nun der König sich gegen diejenigen, welche seine natürlichen Freunde sind, verbünden mit seinen natürlichen Feinden, und somit beitragen zu einer Niederlage, die als ihre unvermeidliche Consequenz nach sich zieht seinen eigenen Sturz?"

„Die Whig-Partei, bei dem Hinausschieben der Bewilligung eines Kroneinkommens auf Lebenszeit, hat bezweckt den König und das Volk

durch die Bande gegenseitiger Abhängigkeit fester an einander zu kitten, und jeder englische Monarch wird finden, daß die sicherste Basis seines Thrones ist seine Popularität. Ja sogar wenn den Tories die Treue für ein Interesse, das dem ihrigen so völlig entgegen gesetzt ist, auch nur möglich wäre: so kann doch ein Tory-König nichts Anderes sein als ein Beherrscher von Sclaven, deren Gehorsam selbst ihn herabwürdigt, während er an der Spitze der Whigs sich betrachten muß als den Vater und den Freund eines freien Volkes. Ja die Verschiedenheit der Anschauungsweise desselben von derjenigen des Souveräns gereicht diesem zur Ehre, weil dieselbe Zeugnis ablegt für die Aufrichtigkeit und die Klarheit des Geistes der von ihm beherrschten Nation."

So die Whigs.

Wir sehen, daß in ihrer Darlegung der Contact von England mit den europäischen Angelegenheiten auch nicht einmal zur Erwähnung kommt.

Demnach vermochte weder die eine, noch die andere dieser Parteien, die zusammen das politische England repräsentirten, sich zu erheben zu dem Standpuncte, von welchem aus der Oranier nicht bloß dies Königreich, sondern Europa ins Auge faßte. Aber vermochten es Andere? — Wir haben dem Verhalten der Parteien von England das gleichzeitige der Stadt Amsterdam gegenüber zu stellen.

Der König hatte den Generalstaaten kund gethan, daß er das Amt des Erbstatthalters auch ferner beibehalten, die Rechte desselben ausüben werde. Eben damals aber weigerte sich die Stadt Amsterdam, diese Rechte anzuerkennen. Sie wollte, erklärte sie, die Ernennung ihrer Schöffen nicht mehr suchen bei einem Statthalter außer Landes. Sie wolle, bis dieses Zugeständnis ihr gemacht, nichts mehr zum gemeinen Wesen beitragen. Die Kundgebung erscheint wie ein nochmaliges Sich-Aufraffen und momentanes Ueberwachsen der oligarchischen Partei, die von dem Oranier sich gedrückt meinte, und es noch mehr zu werden fürchtete, wenn er als König von England heimkehrte. Es galt ja doch auch bei manchen Zeitgenossen die Ansicht, daß der tiefere Grund, dem Oranier die Kriegesmittel nach England zu bewilligen, bei vielen Mitgliedern dieser Partei bestanden habe in der Hoffnung, dadurch seiner los zu werden [1]). Dazu auch mochte französischer Einfluß

[1]) Finalbericht des Venetianers Corner, im Jahre 1690, p. 295.

mitwirken. Denn es ist nicht anzunehmen, daß, ungeachtet des Kriegszustandes, alle früheren Fäden zwischen Amsterdam und Paris zerrissen worden seien. Die Tendenz der französischen Politik in Bezug auf die Republik beim Beginne des Krieges selbst zeichnet der Venetianer Venier aus eigener Anschauung in Paris mit folgenden Worten: „Obwohl die Holländer so viel beigetragen haben zur Erhebung des Oraniers, gegen welchen der Haß Frankreichs, wenn nicht eine harte Noth ihn tilgt, ewig dauern wird: so werden doch die französischen Minister ihre Kunstgriffe immer auf Holland richten, um dort Zwietracht auszusäen, oder mit der Hoffnung auf einen vortheilhaften Handelsvertrag die Sehnsucht nach dem Frieden einzuflößen. Sie werden Eifersucht zu erregen trachten gegen den Oranier, werden sagen, daß er, groß geworden durch die Usurpation eines Königreiches, nun bereit ist seinen Wohlthätern mit Undank zu lohnen. Gemäß der vielfach wiederholten Erfahrung von der Geneigtheit, mit welcher jene Republik, in dem Eifer für den Handel, in dem Wunsche nach Befreiung von den schweren Kriegeslasten, auf die Lockungen zum Frieden horcht, wird der König von Frankreich niemals ablassen von dem Versuche, mit der Republik zu einem Sonderfrieden zu gelangen. Er wird sich dies zum hauptsächlichen Ziele setzen, um dadurch den Bund wider ihn zu sprengen" [1]).

Wir werden im Laufe des Krieges mehr als einmal Gelegenheit haben zu beobachten, wie die von Venier hier gleich zu Anfang gezeichnete Tendenz der französischen Politik sehr erkennbar zu Tage tritt. Es ist daher mit Grund anzunehmen, daß auch für diese Weigerung von Amsterdam, den Oranier noch die Befugnisse des Statthalters ausüben zu lassen, französischer Einfluß mitwirkte.

Allein wenn auch diese Partei sich selber lossagen, und in Folge dessen die gesammte Republik losreißen wollte von dem Oranier: so wollte er seinerseits nicht sich lösen von ihnen. Er schickte den Grafen Portland. Die Stadt Amsterdam erhob Einspruch gegen seine Zulassung in die Versammlung der Stände von Holland. Denn Port-

[1]) Finalbericht des Venetianers Girolamo Venier, von 1688, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 480.

land ſtehe in Eid und Dienſt einer fremden Macht, des Königs und des Parlamentes von England [1]).

Wie ſonderbar ſehen wir die Dinge ſich verſchlingen! Es iſt gewis, daß Portland allein damals in England das volle Vertrauen des Königs beſaß, daß er thatſächlich da ſtand wie ein Miniſter über den Miniſtern. Es ſcheint, daß der König auch äußerlich in dieſer Beziehung ſich keinen Zwang auferlegte, keine Vorſicht zu beobachten für nöthig hielt. Nicht bloß Engländern, ſondern auch Unbetheiligten fiel es auf, daß man den König, er mochte gehen, fahren oder ſtehen, niemals erblickte ohne den Grafen Portland an ſeiner Seite. „Die Engländer, fügt Hoffmann ſeinem Berichte hinzu, die unter allen Nationen am wenigſten geneigt ſind für Nicht-Einheimiſche, können es gar nicht ertragen, daß ein Ausländer oben an ſteht im Vertrauen ihres Königs. Daher iſt ihre Abneigung gegen die Holländer im ſtetigen Wachſen“ [2]).

Und nun wurde eben dieſer ſelbe Bentink, welcher als der Holländer die Abneigung der Engländer ſich zuzog, weil ſie vermeinten, daß bei dem Könige und ihm das engliſche Intereſſe dem holländiſchen nachſtand, als Graf Portland von der Stadt Amſterdam angeſehen und behandelt wie nicht mehr ſeinem Vaterlande angehörig, wie dienend dem Intereſſe einer fremden Macht.

Dieſe Thatſachen, nämlich jene Darlegungen der beiden Parteien von England für ihren König, dann das Verhalten der Stadt Amſterdam wider ihren Erbſtatthalter, prägen vor allen anderen Dingen klar das Verhältnis aus, daß die beiden Mächte, England und Holland, nicht aus ſich ſelber ſich zuſammen gefunden zu dem vereinigten Widerſtreben gegen Frankreich, ſondern nur darum, weil die Perſon des Oraniers ſie zuſammen band.

Und ſeine Hand hielt ſie feſt, die eine Macht wie die andere.

Da dem Rathe der Stadt Amſterdam eine Thatſache zur Begründung eines Vorwurfes wider Portland nicht vorlag: ſo berief man ſich auf eine einſtige Reſolution der Stände von Holland wider den Grafen Leiceſter als Bevollmächtigten der Königin Eliſabeth, vom

---

[1]) Ausführlicher Bericht Kramprichs vom 24. Januar 1690.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. Juli 1690.

7. März 1586. Für diese Berufung fehlte freilich der wesentliche Anhaltspunct, daß im Jahre 1586, nach dem Tode des ersten Oraniers, sein Sohn Moritz als Erbstatthalter noch nicht anerkannt gewesen war.

Wie indessen auch immer diese Dinge lagen: die Weigerung der Stadt Amsterdam im Beginne des Jahres 1690 war für lange Zeit die letzte Kraftanstrengung der oligarchischen Partei gegenüber dem Oranier. Seine Autorität in der Republik war fest bewurzelt. Zu ihm standen in der Provinz Holland die gesammten kleineren Städte und die Ritterschaft. Vor dem Uebergewichte derselben mit dem Erbstatthalter mußte auch die Stadt Amsterdam sich beugen. Und so geschah es.

Ganz anders lagen die Dinge in England. Die Whig-Partei betrachtete sich selber als die Trägerin des neuen Königthums und wurde von Anderen als solche betrachtet. War es dem Könige möglich, einen Stützpunct zu finden außer ihr? —

Sein Entschluß selber nach Irland zu gehen war nach und nach bekannt geworden. Man redete an allen Orten dafür und dawider. Man zweifelte nicht, daß dann bald ein günstiger Ausgang zu erwarten stehe [1]). Einige äußerten sich, der König habe den Krieg in Irland geflissentlich verlängert und hingezögert, um sich die Ehre der Beendigung vorzubehalten [2]). Man erwartete, daß der König nun auch bald offiziell dem Parlamente seinen Entschluß kund thun werde. Hier aber sei Widerspruch vorauszusehen [3]). — Wir werden Bestimmteres darüber vom Könige selbst erfahren.

Der Tag der Entscheidung über die Corporations-Bill brach an. Es war der 10./20. Januar 1690. Beide Parteien entboten ihre gesammte Zahl und alle Kraft. Der Kampf währte vom Morgen bis in die Nacht, vierzehn Stunden lang. Es war ein Treffen, bei welchem mehr auf dem Spiele stand als bei manchem Waffengange.

Der König Wilhelm saß in Kensington und harrte des Ausganges. Er schrieb unterdessen an Portland. „Heute, sagte er, ist im Unterhause der große Tag der Corporations-Bill. Am Schlusse meines Briefes werde ich Ihnen den Ausgang melden; denn jetzt ist

[1]) Hoffmanns Berichte vom 16. und 20. Januar 1690.

[2]) Kazner II, S. 322.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 20. Januar 1690.

es Vormittag. Ich vernehme, daß viele Leute unzufrieden ſind mit meinem iriſchen Plane, beſonders die Whigs. Sie fürchten mich eher zu verlieren, als bis ſie aus mir gemacht haben was ſie wünſchen. Denn was ihre Zuneigung betrifft, ſo wiſſen Sie, was darauf in dieſem Lande zu geben iſt. Ich habe dem Parlamente meinen Plan noch nicht eröffnet, gedenke es jedoch in der nächſten Woche zu thun. Einſtweilen laſſe ich meine Ausſtattung fertig machen, und Jedermann ſpricht offen davon. Sagen Sie den dortigen Offizieren, daß ſie ſich im Beginne Februar zum Aufbruche hierher bereit halten mögen. Denn im Anfange März marſchieren wir."

So der König am Vormittage. Der Tag verging. Es wurde Nacht, und noch keine Entſcheidung. Endlich fügte der König hinzu: „Es iſt 11 Uhr. Um 10 war das Unterhaus noch verſammelt. Deshalb kann ich Ihnen mit dieſer Poſt den Ausgang nicht melden. In den Vorfragen haben die Tories mit fünf Stimmen die Mehrheit erhalten. Urtheilen Sie demnach, wie ſehr man gekämpft. Von Schlaf und Huſten erdrückt, vermag ich nicht mehr darüber zu ſchreiben. Bis zum Sterben der Ihrige" [1]).

Der endliche Ausgang in der Hauptfrage war der Sieg der Tories mit achtzehn Stimmen, demnach die Entfernung jenes nachträglichen Zuſatzes aus der Bill für die Herſtellung der Corporationen.

Allein wodurch war der Sieg errungen? Es kann nach der Sachlage kaum ein Zweifel obwalten, daß bei dieſer Frage der König das ganze Gewicht des Hofintereſſes geworfen hatte in die Wagſchale der als Partei gegen Partei an Zahl ſchwächeren Tories [2]).

Darum indeſſen lenkte der König noch nicht hinüber zu den Tories. Er war unſchlüſſig: „Ich bin in großer Verlegenheit, ſchreibt er vier Tage ſpäter, am 14./24. Januar 1690, und weiß nicht, welchen Entſchluß ich faſſen ſoll. Die Ueberzeugung jedoch ſteht bei mir feſt, daß, wenn ich nicht ſelbſt nach Irland gehe, dort nichts Nennenswerthes geſchehen wird. Ich bedürfte Raths in dieſer Sache; aber ich habe keinen zu erwarten; denn Niemand wagt es offen zu mir zu reden.

[1]) Das Schreiben iſt abgedruckt bei Dalrymple I II p. 129. — Clarendon's Diary II, p. 311. Er wußte durch Rocheſter poſitiv, that the king did not like the bill.

[2]) Dalrymple I II p. 127.

Dagegen beginnt man schon ganz offen zu sagen, daß der Rath zu dem Entschlusse nach Irland ausgegangen ist von Verräthern" [1]).

Die Tories ihrerseits mochten glauben nun auf gutem Wege zu sein. Wir haben vernommen, wie nachdrücklich der König in seiner Thronrede die Nothwendigkeit einer Indemnitäts-Bill hervorhob. Wir haben dann gehört, wie, nach der Erledigung der anderen wichtigen Bills, ein unparteiischer, aber für England wohlwollender Beobachter eine allgemeine Amnestie als ein dringendes Bedürfnis für die innere Wohlfahrt bezeichnete. Die Tory-Partei, die an einer solchen Indemnitäts-Bill das nächste Interesse hatte, hoffte sie durchbringen zu können. Die Whigs dagegen gingen von dem Grundsatze aus, daß eine Amnestie gleichbedeutend sei mit einer Verurtheilung der Revolution. Vergeltung geübt zu haben an einem schuldigen Fürsten, seine Diener dagegen für straffrei zu erklären, sei unvereinbar. Der Satz in sich möchte theoretisch richtig sein: die Anwendung jedoch in diesem besonderen Falle war nicht zutreffend. Eine Erörterung, ob die Whigs den König Jacob, so lange er in England weilte, würden haben absetzen können, dürfte müßig sein. Es kann sich nur um die Thatsachen handeln. Die Reihenfolge derselben aber ist die, daß der König Jacob nicht zuerst von Anderen abgesetzt, sondern zuerst freiwillig geflohen war, und daß hauptsächlich, oder vielmehr lediglich die vollzogene Thatsache dieser Flucht sowohl die Möglichkeit als den Grund dargeboten, den Thron für erledigt zu erklären.

Ueberschätzte die Whig-Partei bereits im Beginne des Jahres 1690 die Beschlüsse vom Februar des Jahres zuvor: so überschätzte damals die Tory-Partei die eigene Macht. Bei den Vorfragen der Indemnitäts-Bill blieb sie in der Minderheit. Die Hauptsache wurde angesetzt auf den 21./31. Januar 1690 [2]).

Beachten wir das Verhalten des Königs. „Heute, schreibt er von Kensington aus an Portland, ist der große Tag der Indemnitäts-Bill. Nach allem was ich darüber vernehme, wird man viele Leidenschaft kund geben und nichts entscheiden. Auch scheint es nach der Art und Weise wie man die Sache eingewickelt hat, daß sie zu einem

[1]) Das Schreiben bei Macaulay Ch. XV.

[2]) Commons' Debates t. II, 370.

Schluſſe nicht gebracht werden kann. Demnach iſt es möglich, daß die Seſſion nur noch kurz iſt. Denn Geld iſt nicht mehr zu erwarten, und die Gemüther verbittern ſich täglich mehr." — „Von meiner Reiſe nach Irland, fährt er dann fort, habe ich dem Parlamente noch nichts geſagt. Ich habe mich ſogar noch nicht entſchieden, ob ich davon ſprechen will. Deſſen ungeachtet iſt zu beſorgen, daß man mir eine Adreſſe wider dieſen Entſchluß einreichen werde. Dies würde mich ſehr in Verlegenheit ſetzen; denn meine Reiſe dahin iſt durchaus nothwendig [1]).

Da der König damals nach Irland hinüber ſegeln wollte, bevor noch das Gras heraus ſproß, ſo wurden die Vorbereitungen mit allem Nachdrucke betrieben. Die Verträge über die Lieferungen von Brot und Fourage waren bereits abgeſchloſſen, und zwar, da diesmal kein Engländer dazu ſich fand, mit dem holländiſchen Juden Pereira [2]). Während der König am 21./31. Januar 1690 jene Worte an Portland niederſchrieb, dachte er ſich dennoch nicht, daß die Beſchlüſſe, die inzwiſchen gefaßt wurden, weit über ſeine Erwartung hinaus gingen. Die Indemnitäts-Bill erhielt einen Zuſatz, ſo daß der Titel lautete: „Bill der Indemnität, ſo wie der Strafen und Bußen für diejenigen, welche davon ausgenommen ſind". Es ward der Antrag geſtellt, die auszunehmenden Perſonen zu benennen. Der Antrag ward zum Beſchluſſe erhoben mit 190 Stimmen gegen 170. Das Unterhaus ging weiter auf dieſem Wege. Am 23. Januar alten Stiles wurden ſieben Kategorien von Perſonen aufgeſtellt, die auszunehmen ſeien. Es waren diejenigen, welche in irgend einer Weiſe für das Dispenſationsrecht im Sinne Jacobs ſich kund gegeben; ferner diejenigen, welche die ſtrafrechtliche Verfolgung der ſieben Biſchöfe angerathen; dann diejenigen, welche an der kirchlichen Commiſſion Theil genommen; weiter diejenigen, welche zugeſtimmt für Gelderhebungen auf Grund der königlichen Prärogative; ferner diejenigen, welche mitgewirkt zur Haltung eines ſtehenden Heeres in Friedenszeit; dann diejenigen, welche eine Thätigkeit entwickelt für die Ueberlieferung der Freibriefe an die Krone; endlich diejenigen, welche ſich betheiligt an ungeſetzlichen, ſtrafrechtlichen Verfolgungen in Anklagen auf Hochverrath [3]).

---

[1]) Das Schreiben bei Macaulay Ch. XV.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 18. Januar 1690.

[3]) Die Aufzählung in Commons' Debates t. II, 371.

Vernehmen wir darüber zuerst das Urtheil eines unparteiischen Beobachters.

„In Betreff des General-Pardons, welcher für die Beruhigung der Gemüther so hoch nöthig wäre, hat das Unterhaus verschiedene Kategorien von Personen ausgenommen. Diese Ausnahmen umfassen fast alle und jede Personen, die unter der vorigen Regierung Aemter gehabt, und erklären sie für strafbar. Ein General-Pardon mit diesen Ausnahmen würde daher die Nation nicht zur Ruhe bringen, sondern sie geradezu in offenen Brand setzen. Das Vorhaben des Unterhauses oder vielmehr der darin herrschenden Presbyterianer ist gerichtet gegen die Anglicaner, auf die Unterdrückung derselben. Zugleich vernimmt man, daß jene Partei eine Adresse einreichen will gegen die Reise des Königs nach Irland".

Wie man hier sieht, eigneten sich die fremden Gesandten in London die Bezeichnungen der Whigs und Tories damals noch nicht an, sondern bedienten sich der Regel nach jener Namen der Presbyterianer und Anglicaner.

Macaulay hat die von Burnet eingebrachte und weiter nicht verbürgte Erzählung von einem Plane des Königs Wilhelm zur Rückkehr nach Holland in diese Tage verlegt [1]). Jene Erzählung bei Burnet endet mit dem Entschlusse des Königs nach Irland zu gehen als etwas Neuem, vorher nicht Bekanntem. Wenn daher der Bericht von Burnet überhaupt haltbar wäre: so müßte, wie wir gesehen haben, die Thatsache fallen spätestens auf den 3./13. December 1689. Daß dies sehr unwahrscheinlich, hat sich aus der Erwägung der damaligen Sachlage ergeben. Noch weniger aber entspricht dem Charakter des Königs Wilhelm der bei Burnet ihm untergelegte Plan, die Königin Mary, und zwar ohne ihr Vorwissen, wenn auch allerdings unter günstigeren Umständen für sie als für ihn, vor einen Kampf stellen zu wollen, den er selber durchzuführen sich nicht getraut. Wilhelm III. vielmehr getraute sich allerdings diesen Kampf zu führen. Wir haben zu erfahren, wie es geschah.

---

[1]) Macaulay Ch. XV. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mein Einwand gegen diese Ueberlieferung der dann folgenden höchst lebendigen Darstellung der wirklichen Thatsachen bei Macaulay keinen Eintrag thut.

Der König erwog und beschloß das Parlament einstweilen zu vertagen, später aufzulösen. Der Entschluß barg in sich die Lossagung von der Whig-Partei. Der König faßte den Entschluß allein, ohne Beirath. Er selber schrieb die Thronrede. Nur dann bedurfte er einer Beihülfe, nämlich für die Uebersetzung ins Englische. Es ist wahrscheinlich, daß er sich dazu Caermarthen ersah, den Präsidenten des geheimen Rathes, selber Tory. Außer dieser einen Person ahnte Niemand was der König vorbereite [1]).

Das Unterhaus hatte die Berathung der Adresse an den König wider seinen Feldzug in Person in Irland angesetzt auf den 27. Januar alten Stiles.[2]) Bevor noch dieselbe begann, erfolgte zur allgemeinen Ueberraschung die Ladung an die Schranken des Oberhauses. Der König im Ornate saß auf dem Throne. Er sanctionirte einige Bills. Dann begann er seine Rede.

Er dankte zuerst für die Bewilligung der Mittel zum Kriege und verhieß die richtige Verwendung. Dann fuhr er fort: „Ich beklage schmerzlich mein gutes Volk mit der Bürde so schwerer Taxen belastet zu wissen. Allein, da der schleunige Wiedergewinn von Irland, nach meiner Ansicht, das einzige Mittel ist es zu erleichtern und den Frieden und die Ehre der Nation zu bewahren: so bin ich entschlossen in Person dahin zu gehen und, unter Gottes Segen, die Reduction dieses Königreiches zu unternehmen, damit es aufhöre uns zur Bürde zu sein. Und wie ich mein Leben eingesetzt für die Erhaltung der Religion, der Gesetze, der Freiheit dieser Nation: so will ich nun abermals es wagen, um Euch den ruhigen Genuß alles dessen zu sichern."

Während der König redete, beobachtete er die Haltung der Whigs. „Ich sah sie vielmals die Farbe wechseln," berichtet er an Portland. Aber er war noch nicht zu Ende.

„Der Frühling naht heran, fuhr er fort. Da es erforderlich ist bald im Felde zu sein, so muß ich meine Gedanken richten auf die nothwendigen Vorbereitungen. Um dies mit desto mehr Muße zu thun, habe ich es für zweckmäßig erachtet, der jetzigen Session ein Ende zu machen."

---

[1]) Das Schreiben des Königs an Portland, vom 28. Januar/7. Februar. Macaulay gibt den Wortlaut.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 27. Januar/6. Februar: Worüber es (das U.-H.) anheut eine Adresse hat formiren wollen.

Alsdann verkündete Lord Atkyns die Vertagung des Parlamentes auf den 2. April. Ein Freudenschrei der Tories war die Antwort. Anders die Whigs. „Ich habe Gesichter gesehen, schließt der König seinen Bericht an Portland, so lang wie eine Elle."

Vernehmen wir das Urtheil eines Unparteiischen vom selben Tage.

„Man kann, berichtet Hoffmann, des Königs Verfahren in dieser Angelegenheit nicht genugsam preisen und bewundern. Seine Autorität schien bisher ein wenig gelitten zu haben. Er hat sie durch diesen entschlossenen Schritt hoch gesteigert. Er hat durch denselben der Nation dargethan, daß, wenn auch immer er das übermüthige Unterhaus, welches sich die Regierung fast völlig zueignete und des Königs Schweigen als Schwäche auslegte, nach eigenem Gefallen vorgehen läßt — er dennoch seine Zeit zu wählen weiß, und dann auf einmal, wie es heute durch die von keiner Seele vorher geahnte Vertagung geschehen, es versteht alle Uebergriffe mit Einem Schlage zu Nichte zu machen" [1]).

In ähnlicher Weise urtheilte gleich damals der Zeitgenosse Pufendorf: „Diese Vertagung erschien aller Welt als ein wahrhaft königliches Meisterstück" [2]).

Die Tories drängten sich um den König zur Bezeugung ihres Dankes. Er sprach es offen aus, daß er in dem künftigen Parlamente die Hochkirchlichen in der Mehrheit zu sehen wünsche. Die Freude der Tories über diese Worte erschien den eigentlichen Jacobiten wie eine seltsame Verblendung [3]).

Es folgten entgegen kommende Schritte von Seiten des Königs gegenüber den eidverweigernden Bischöfen. Er sandte Compton an den Erzbischof Sancroft von Canterbury, mit dem Erbieten, ihn so wie auch die anderen auf ihren Sitzen zu belassen. Sie sollten ihre Einkünfte behalten, nur mit dem Unterschiede in der Form, daß die Einnehmer derselben ihren Dienst verwalteten im königlichen Auftrage, die Gelder dagegen den Bischöfen auszahlten [4]). Der König gab demnach sich der Hoffnung hin, daß sich noch ein Abkommen werde treffen lassen.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. Jan./6. Febr.

[2]) Pufendorf lib. III. §. 40, p. 252: Eam prorogationem omnes agnoscebant specimen vere regium.

[3]) Clarendon's Diary. Feb. 9.

[4]) A. a. O., Feb. 11.

Es dürfte dennoch nicht richtig sein, aus solchen Schritten auf eine Aenderung der Gesinnung bei dem Könige Wilhelm zu schließen. Wie er vorher nicht ein Whig gewesen war, so war er nun ein Tory nicht geworden. Die eine Partei hatte ihm gedient, bis sie in der Maßlosigkeit ihrer Herrschsucht ihn zu machen gedachte zu ihrem Werkzeuge, und zwar zu dem Werkzeuge ihrer Rache an ihren Gegnern. Der König stellte die Autorität der Krone schützend vor die Schwächeren, um sie stärker zu machen, um durch das Gleichgewicht der Parteien dem Königreiche England in sich den Frieden zu geben, und demgemäß die Kraft des Königreiches nach außen zu verwerthen für seine höheren Ziele, welche weder die eine Partei noch die andere vollständig zu erfassen verstand.

Die Vertagung des Parlamentes war der erste Schritt.

Der zweite war in den Augen des Königs zunächst nicht die Auflösung und die Neuwahl, sondern ein Erfolg in Irland. In demselben Schreiben, in welchem er seinem Freunde Portland die Vertagung meldet, fügt er hinzu: „Jetzt wird alles abhangen von einem günstigen Ausgange in Irland, und ich verwende meine ganze Kraft zu dem Zwecke die Vorbereitungen wohl zu treffen". Die vertraulichen Worte entsprechen durchaus den öffentlichen der Thronrede. Demnach war es anfänglich der Plan des Königs, die Auflösung erst auszusprechen nach einem Erfolge in Irland, und unter dem Eindrucke desselben die Neuwahlen vornehmen zu lassen.

Im Laufe der nächsten Tage jedoch mögen andere Erwägungen aufgestiegen sein. Die Whigs hatten namentlich durch ihren beabsichtigten Zusatz zu der Corporations-Bill den Bogen überspannt. Sie hatten alle diejenigen gereizt, welche im Falle des Gelingens darunter hätten leiden müssen. Sie hatten dagegen viele bisher Indifferente in die Reihen ihrer Gegner gescheucht. Es war nicht unwahrscheinlich, daß auch in einem sofort neugewählten Unterhause die Tories die Mehrheit haben würden [1]).

Dazu trat ein Anderes. Es erschien nothwendig, daß während des Feldzuges des Königs in Irland ein Parlament im Wesen verbleibe, auf welches für alle Fälle die Königin sich stützen und verlassen

[1]) Hoffmanns Bericht vom 21. Februar. Man vergl. Burnet II. 47.

könne. Dazu aber war, nach dem was geschehen, das bisherige Parlament nicht geeignet.

Man glaubte endlich, daß die Verzögerung, welche der Aufbruch des Königs durch ein neues Parlament zu erleiden habe, nicht allzu viele Zeit beanspruchen werde. Das Parlament könne zusammen treten, und dann sofort vertagt werden, nur daß es bereit sei für den Fall der Noth. Immerhin könne der König dann noch im April nach Irland aufbrechen [1]).

Am 11./21. Februar 1690 ward das Parlament aufgelöst, und der Zusammentritt des neuen ausgeschrieben auf den 20./30. März.

Ein heftiger Wahlkampf durchwogte das Land. Dennoch erwiesen sich jene Voraussetzungen, welche den König zu dem Schritte bewogen, als richtig. An mehr als einem Orte hatten die Dinge sich gewandelt in den völligen Gegensatz gegen denjenigen des Jahres zuvor. Damals hatte die Stadt London vier Whigs entsendet. Im März 1690 entsendete sie vier Tories. Westminster wählte desgleichen zwei Tories. Früh im März ward es kund, daß in dem neuen Unterhause die Tory-Partei die Mehrheit haben werde. Die Whigs ihrerseits verloren nur Stimmen, nicht Capacitäten. Die hauptsächlichen Mitglieder ihrer Partei wurden sämmtlich wiedergewählt [2]).

Burnet berichtet, daß in diesem neuen Parlamente gegenüber dem ersteren eine große Aenderung eingetreten sei. Damals hatte der König sowohl bei den Wahlen als nachher es vermieden einzugreifen. Nicht mehr so in diesem zweiten Parlamente. Das Geld, dessen der König sich zur Einwirkung auf die Abstimmungen bediente, ging durch die Hände des Sprechers, Sir John Trevor. Burnet nahm, wie er sagt, sich eines Tages die Freiheit dem Könige dies Verfahren vorzuhalten. Wilhelm III. erwiederte: die Sache sei ihm mehr zuwider als irgend einem Anderen. Und dennoch glaube er, daß, wenn man nicht alles auf einmal aufs Spiel setzen wolle, bei der Verdorbenheit der Zeiten dies Mittel unvermeidlich sei [3]).

Das Parlament trat am bestimmten Tage zusammen. Die Thronrede des Königs war ausführlich. Er begann mit der erneuten Er-

[1]) Die Darlegung fast wörtlich nach Hoffmanns Berichte vom 11./21. Febr.
[2]) Macaulay hat diese Zahlen, in Ch. XV.
[3]) Burnet II, 50.

klärung seines Entschlusses nach Irland zu gehen, und zwar so bald wie möglich. Er verlangte jedoch vorher die Feststellung des Kroneinkommens. „Ich kann nicht zweifeln, sagte er mit Nachdruck, daß Ihr in dieser Beziehung für die Ehre und Würde der Monarchie in meinen Händen dieselbe Rücksicht haben werdet, wie sie vorher Anderen erwiesen ist". Er erinnerte daran, wie oft er dem vorigen Parlamente eine Indemnitäts-Acte empfohlen. Aber die Zeit der Berathung werde nun durch andere Dinge zu sehr in Anspruch genommen. Deshalb wolle er selber dem Parlamente einen Gnaden-Act vorlegen, mit wenigen Ausnahmen, jedoch mit solchen, in welchen sein Misfallen an den Verbrechen genugsam zu Tage träte. Ein anderer Grund für ihn dazu sei die Wegnahme jegliches Vorwandes, jeglicher Entschuldigung für eine Störung des inneren Friedens, zumal in seiner Abwesenheit. Er betonte dies mit scharfem Nachdrucke. Er hob hervor, daß, wer immer eine innere Uneinigkeit aussäe, arbeite im Dienste der Feinde. Er empfahl das Werk einer Union mit Schottland. Er erklärte, daß während seiner Abwesenheit die Regierung ruhen werde in den Händen der Königin, und verlangte, wenn dies erforderlich sei, zur Bestätigung eine Parlaments-Acte. Die Jahreszeit und sein Plan nach Irland, fügte er hinzu, gestatte keinen Verzug. Vielmehr thue Eile noth. „Damit, so schloß er, nicht wir hier debattiren, während unsere Feinde im Felde stehen".

In denselben Tagen traf der Graf Königsegg als besonderer Gesandter des Kaisers in London ein. Er hatte den Auftrag dem Könige darzulegen, weshalb der Kaiser bei allem guten Willen zum Frieden mit den Türken nicht habe gelangen können. Er sollte den König dringend bitten um die Ausführung des Planes einer Landung in Frankreich. Denn die einzige Hoffnung von Seiten des Reiches mit Nachdruck den Krieg zu führen, bestehe darin, daß man über den Rhein gehe und auf dem Boden von Frankreich sich behaupte. Die Erfüllung dieser Hoffnung aber setze voraus eine nachdrückliche Diversion von Seiten Englands, und zwar durch eine Landung [1]). — Wir erinnern

[1]) Instruction für den Grafen Königsegg, vom 11. Februar 1690. — Man vgl. den Finalbericht von Cornaro aus Wien, vom Jahre 1690, p. 294: Presentemente ogn' oggetto è rivolto che rieschi agl' Olandesi et Inglesi con le poderosissime loro flotte di far sbarco in Francia.

uns, daß von diesem Plane im September 1688 der Prinz von Oranien und Fagel ausgegangen waren, daß sie auf diesen Plan die Hoffnung gebaut hatten, einen gesicherten Friedensstand für Alle zu erringen. (Bd. IV. S. 138). Eben an diesem Plane hielt darum der Kaiser fest.

Der König nahm die Mahnung gut auf. „Aber, erwiederte er, ich bin durch Irland so sehr in Anspruch genommen, daß vor der Reduction desselben an eine Landung in Frankreich nicht zu denken. Meine Flotte dagegen ist stark. Sie trägt über 38,000 Mann mit mehr als 6000 Geschützen. Sie wird die französische Macht zertheilen. Wenn Irland unterworfen, was vielleicht sehr bald geschehen sein wird, will ich unverzüglich in eigener Person mit besonderem Eifer direct gegen Frankreich auftreten" [1]).

Es war am 28. März. Inzwischen begannen die Berathungen des neuen Parlamentes.

Dem Wunsche des Königs gemäß beschäftigte sich das Unterhaus zuerst mit der Feststellung des Kroneinkommens. Es war williger als das vorige gewesen war: es war nicht so willig, wie der König es hoffte. Denn die Ansicht, daß die Gewährung des gesammten Einkommens auf Lebenszeit an der Misregierung der beiden letzten Stuart-Könige eine hauptsächliche Schuld trug, war nicht bloß das Eigenthum der Whigs. Man fand daher das Auskunftsmittel, daß etwa die Hälfte auf Lebenszeit bewilligt wurde, die andere Hälfte nur auf vier Jahre. Der König war innerlich damit nicht zufrieden. Er äußerte sich zu Burnet. Er begreife nicht, sagte er, weshalb man in ihn, der gekommen sei um die Religion und die Freiheit der Engländer zu retten, ein solches Mistrauen setze, während man dasselbe nicht gehegt gegenüber dem Könige Jacob, der beide zu unterdrücken gesucht habe. Burnet erwiederte: nicht in den König setze man Mistrauen, sondern in seine Nachfolger am Reiche. Wenn der König sich das Anerbieten gefallen lasse: so werde er, indem er dadurch das Beispiel gebe, als Erretter gelten nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Denn es sei unzweifelhaft, daß der König Jacob auf die unheilvollen Rathschläge zu seinem Verderben nicht eingegangen wäre, wenn ihm die Aussicht auf eine Nicht-Bewilligung als Schranke vorgestanden.

[1]) Bericht des Grafen Königsegg, vom 28. März.

— Burnet selbst spricht nicht die Ansicht aus, dadurch den König überzeugt zu haben. Allein dieser hatte auch nur im engen Vertrauen seiner Misstimmung Ausdruck verliehen. „Der König — so berichtet der Graf Königsegg am Tage der Bewilligung — hat mehr nicht erwartet, und ist deshalb wohl zufrieden“ [1]).

Es schien somit alles geebnet zu sein. Man erwartete zu Anfang April, daß der König bereits den Tag seiner Abreise nach Irland bestimmen werde [2]).

Allein so glatt lagen nicht die Dinge. Die Whigs, obwohl in der Minderheit, vermochten doch manche Fragen anzuregen, bei denen in der Gestaltung, die sie ihnen gaben, der Ausgang zweifelhaft war. Sie brachten eine Bill ein, welche die Acte des vorigen Parlamentes als gültig anerkannte. Es war für die Tories schwer hier auszuweichen. Die Bill ging durch. Daß dies geschah, wurde betrachtet als ein Sieg der Whig-Partei, aber auch als der einzige, den sie errangen.

Denn dann kamen andere Dinge. Die Tory-Partei in London führte Klage beim Könige, daß die Offiziere der Stadtmiliz sämmtlich der Whig-Partei angehörten. Es könnten Fälle eintreten, in denen dies Verhältnis den Tories gefährlich sein würde. Der König ging darauf ein. Er cassirte die bisherigen Offiziere, und setzte Tories an ihre Stelle. Die Sache kam im Unterhause zur Sprache. Die Whigs erhoben Klage. Die Tories lobten die Maßregel. Sie gingen weiter. Sie beantragten eine Dankesadresse. Nach heftigem Kampfe ward dieselbe durchgesetzt mit 185 Stimmen gegen 136. Das gesammte Haus trat mit der Adresse vor den König. Er erwiederte: „Es wird immer mein Bestreben sein diejenigen Persönlichkeiten zu verwenden, von welchen der wirksamste Dienst für Kirche und Staat zu erwarten steht“ [3]).

Hier zurückgeschlagen, versuchte die Whig-Partei sofort einen neuen Angriff. Sie brachten im Unterhause einen Antrag ein auf die Ab-

---

[1]) Bericht des Grafen Königsegg vom 7. April. — Burnet II, 50. — Man vgl. die ausführliche Darlegung bei Macaulay Ch. XV. Die Feststellung des Jahrgeldes für die Prinzessin Anna gehört jedoch, wie oben dargethan, in den December 1689.

[2]) Königseggs Bericht vom 11. April.

[3]) Commons' Debates t. II, p. 378. — Hoffmanns Bericht vom 12. Mai. — Man vgl. Macaulay Ch. XV.

schwörung des Königs Jacob durch alle Angestellte. „Sie haben, meldet Hoffmann, dies nicht gethan etwa dem Könige zu Liebe, sondern um die Anglicaner dadurch zu exponiren, da sie ja wohl wissen, daß dieselben, sonderlich die Bischöfe, zu einer Abschwörung des Königs Jacob sich nicht verstehen werden." Diesen eigentlichen und letzten Grund vorzubringen, war für die Tories schwer. Den Whigs dagegen war der Raum frei für die volle Entwickelung ihres scheinbar nur loyalen Eifers für den König Wilhelm. Um so delicater wurde die Frage. Burnet, der sicherlich nicht die Absicht hatte, den König in eine Verlegenheit zu bringen, berichtet, daß er eingetreten sei für die Abschwörung. Der König Wilhelm machte ein Ende. Auf einen Wink seinerseits an diejenigen, auf die er sich völlig verlassen konnte, ward der Antrag verworfen mit 192 Stimmen gegen 165 [1]), am 26. April/6. Mai.

Daß für diese Entscheidung der König selber sich betheiligt, war offenkundig, und diese Kunde steigerte die leidenschaftliche Erbitterung [2]) der Whig-Partei. Dieselbe hatte eine besondere Wirkung. Es stiegen bereits Zweifel auf, ob die Reise des Königs nach Irland ausführbar sei. Denn so viele Mittel auch immer für den Krieg bewilligt sein mochten, sie lagen nicht bereit, kamen vielmehr erst ein im Laufe des Jahres. Nur durch die Vorschüsse auf die erfolgten Bewilligungen konnte Geld flüssig gemacht werden. Baares Geld war vorzugsweise bei den Mitgliedern der Whig-Partei. Sie weigerten die Vorschüsse [3]).

Aber waren die Tories ihrerseits mit dem Könige ganz zufrieden? — Sie kannten nicht die Einzelnheiten der auswärtigen Politik des Königs; aber so viel lag vor Augen, daß der Graf Portland und immer wieder nur dieser das volle Vertrauen des Königs besaß. Als ein Anhänger des Königs im Unterhause die Gefahren darlegte, die von Frankreich und Irland für England heraufdroheten, fiel ihm der Tory Seymour in die Rede mit den Worten: „Und von den Holländern" [4]).

---

[1]) Commons' Debates t. II. 378. — Burnet II, 51. — Hoffmanns Bericht vom 12. Mai 1690. — Man vgl. Macaulay.

[2]) Das Gift und die Rachbegier, sagt Hoffmann.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 12. Mai 1690.

[4]) Desgleichen vom 4. Juli.

Der hauptsächliche Angriff der Whigs war abgeschlagen. Sie erneuerten ihn in etwas abgeschwächter Form. Eine neue Bill ward eingebracht, dies Mal ins Oberhaus. Sie verlangte, daß jedes Mitglied des Parlamentes, so wie jeder Angestellte im Königreiche schwören solle, einzustehen für den König Wilhelm und die Königin Mary gegen den König Jacob und dessen Anhänger. Die Bill ging zum ersten Mal durch. Bei der zweiten Lesung war der König anwesend als Zuhörer, demnach ohne Ornat. Man erstaunte, daß zwei Lords, welche in der Revolution voran gestanden, Wharton und Macclesfield, sich gegen die Bill erklärten. Marlborough dagegen trat ein für dieselbe. Von den Räthen des Königs stand Shrewsbury an der Spitze derer, welche die Bill befürworteten, Caermarthen, der Präsident des geheimen Rathes, führte diejenigen, welche sie bekämpften. Die Bill ward an das Comite zurückgewiesen und dann vergessen [1]).

War es der Eifer und die Treue für den König Wilhelm, welche jene beiden Männer, Shrewsbury und Marlborough, zu ihrem Auftreten bewog? — Der eine wie der Andere sind Persönlichkeiten, deren innere Windungen und Wandlungen sich dem Auge des Beobachters durchaus entziehen. Nur die äußeren Thatsachen liegen vor, bei Marlborough indessen erst später. Zunächst kommt nur Shrewsbury in Frage. Er war, wie wir uns erinnern, einer der sieben, welche die Einladung vom 30. Juni/10. Juli 1688 gezeichnet. Er hatte dann den Prinzen von Oranien auf der Fahrt begleitet. Er stand in den Augen der Welt voran als einer der Begründer der neuen Ordnung der Dinge. Er eröffnete sich nun zu Burnet: er könne, wie die Dinge liegen, dem Könige nicht mehr dienen. Er hielt dabei die Siegel seines Amtes als Staats-Secretär in der Hand. Burnet bewog ihn, nicht in dieser Erregung vor den König zu treten. Aber Shrewsbury beharrte bei seinem Entschlusse. Der König ließ ihn bitten abzustehen, nur zu warten bis nach dem irischen Feldzuge. Es war vergeblich. Shrewsbury erschien mit den Siegeln vor dem Könige. Er wollte sie dort niederlegen. Der König gebot ihm sie wieder aufzunehmen. So geschah es viermal. Die Erregung warf Shrewsbury

[1]) Ich folge hierin Macaulay, der allein diese verwickelte Sache entwirrt zu haben scheint.

nieder. Er erkrankte. Dann erschien Portland bei ihm und nahm die Siegel mit [1]).

Wir vernehmen dagegen das kurze Wort des Königs Jacob zu Ludwig XIV. über Shrewsbury: „Er hat, sagt Jacob, die Siegel des Prinzen von Oranien niedergelegt auf meinen Befehl" [2]).

Demnach muß Shrewsbury schon vorher mit St. Germain angeknüpft, und der König Jacob ihm diese Bedingung gestellt haben.

Wir haben nicht das Feld der Vermuthungen zu betreten. Ein späteres Wort von Shrewsbury jedoch verdient bemerkt zu werden. Als er mehrere Jahre nachher die Siegel im Dienste des Königs Wilhelm wieder übernommen, fragte ihn dieser in Betreff eines Anderen, ob derselbe eine Beziehung habe mit St. Germain. Shrewsbury erwiederte: er wisse es nicht, und fügte dann hinzu: „Es ist natürlich, daß Jemand, der schlecht steht nach der einen Seite, wünschen wird, nicht auch nach der anderen so zu stehen" [3]).

Die Thatsache dieser zu Wilhelm III. selber gesprochenen Worte gießt Licht aus über das Verhalten von mehr als einer wichtigen Persönlichkeit jener Zeit.

In jedem Falle war jener Schritt Shrewsburys, obwohl die weitere Verkettung desselben verhüllt lag, ein Nachtheil für die Sache des Königs Wilhelm. „Zu allgemeiner Verwunderung, meldet Hoffmann, hat in diesen Tagen der erste Staats-Secretär, der Graf Shrewsbury, in welchen der König alles Vertrauen gesetzt, sich vom Hofe losgesagt. Dieser Rückzug thut dem Könige Schaden, nicht um der Persönlichkeit willen, welche jung und ohne Anhang, als wegen der Consequenz der Thatsache, daß sogar die Begünstigten ihn verlassen."

Daß Shrewsbury das volle Vertrauen des Königs jemals besessen, dürfte dennoch zu bezweifeln sein. Es ist keine Spur vorhanden, die darauf hindeutet, daß dieser Staats-Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten, weder damals, noch einige Jahre später, im Beginne 1694, wo er, zurückgewandt, die Siegel wieder übernahm, vom Könige selber eine Kunde erhalten über den Vertrag der großen Allianz

[1]) Burnet II. 52. — Coxe's Shrewsbury p. 497.

[2]) Macpherson's Original Papers I, 435.

[3]) Coxe's Shrewsbury p. 54. Schreiben vom 17./27. Juli 1694.

vom 12. Mai 1689. — Wir werden im Januar 1695 von Shrewsbury ſelber dies vernehmen.

Den Weg nach St. Germain hatte damals auch bereits der Marquis Halifax betreten. Marlborough und Godolphin thaten es im nächſten Jahre.

Die Vorgänge in England erregten namentlich in Holland bange Sorge. Sie wurden mit Freuden vernommen in Verſailles, in St. Germain, in Dublin. Dort wie hier erſchien es zweifelhaft, ob in dem Jahre 1690 von dem Könige Wilhelm noch etwas zu hoffen, etwas zu fürchten ſei [1]).

Das Parlament hatte inzwiſchen auch die Acte beſchloſſen, welche, für die Zeit der Abweſenheit des Königs, der Königin die Regierung überwies, ſo jedoch, daß ſeine Befehle vorzugehen hatten. Die Erledigung des Streites über die Abſchwörung des Königs Jacob hatte den günſtigen Erfolg, daß einige Vorſchüſſe einfloſſen.

Und damit hielt der König Wilhelm die Zeit für gekommen, den letzten Schritt zu thun, den er in ſeiner Thronrede vom 20. März in Ausſicht geſtellt, den Erlaß eines Gnadenactes. Zwiſchen einem ſolchen und einer Indemnitäts-Bill war der Unterſchied, daß der Gnadenact nicht wie eine Bill berathen wurde in den beiden Häuſern des Parlamentes, ſondern fertig vorlag von Seiten der Krone, daß er nur Einmal in jedem Hauſe verleſen und dann, ſo wie er war, angenommen oder abgelehnt wurde. Der Gnadenact ſchloß ein und dreißig Perſonen namentlich aus.

Am 20./30. Mai 1690 gelangte der Gnadenact im Namen des Königs an das Oberhaus. Die Mitglieder erhoben ſich, unbedeckten Hauptes, um ihn zu vernehmen. Kein Widerſpruch ward laut. Das Oberhaus ſandte den Gnadenact mit dem Berichte der Annahme an das Unterhaus. Und eben ſo geſchah es dort [2]). War damit auch nicht dasjenige erreicht, was hinaus lag über die Grenzen der Macht des Königs, die Verſöhnung der Gemüther: ſo war doch ein feſter ſicherer Boden gewonnen, die geſetzliche Baſis des inneren Friedens.

---

[1]) Die Berichte Kamprichs im Mai 1690 ſind davon erfüllt.

[2]) Commons' Debates t. II, p. 382.

Das große Werk war vollbracht. Auf die Meldung deſſen begab ſich der König Wilhelm in das Oberhaus und ließ das Unterhaus an die Schranken beſcheiden. Er dankte für die ihm bewieſene Zuneigung, für die bewilligten Mittel. Dann fuhr er fort: „Die Jahreszeit iſt ſo weit vorgerückt, daß ich meinen Aufbruch nach Irland nicht länger hinausſchieben darf. Deshalb halte ich eine Vertagung für nothwendig".

„Obwohl der Feldzug ſich raſch erledigen wird, ſo will ich doch nicht — es ſei denn daß eine wichtige Angelegenheit es erfordere — Euch vor dem Winter wieder zu Geſchäften berufen, und, mit Gottes Segen, hoffe ich dann auf ein glückliches Wiederſehen. Inzwiſchen empfehle ich Euch die Erfüllung Euerer Pflicht daheim, damit der Friede der Nation geſichert ſei durch Euere Sorgfalt und Euere Wachſamkeit." So am 20./30. Mai 1690.

Die Mahnung hatte einen beſonderen Grund. Seit Monaten ſchon ſchwebten Gerüchte in der Luft von Planen einer jacobitiſchen Erhebung. Der Hof von St. Germain hatte eine Menge Fäden in England angeknüpft, freilich nicht immer glücklich. Im März 1690 waren von dort zwei Briefboten zugleich entſendet, Fuller und Crone. Der erſtere brachte ſeine Sendung direct nach Whitehall, und ließ ſich dann vor Gericht als Zeuge verwenden gegen den letzteren. Eine lange Reihe von Namen wurde compromittirt, unter ihnen auch diejenigen des Quäkers Penn, ſowie des Grafen Clarendon, des Oheims der Königin. Der König ließ dieſen warnen durch den Bruder, den Grafen Rocheſter. „Ich kenne, ſagte der König zu dieſem, die Umtriebe des Grafen Clarendon, ich kann ſie beweiſen mit ſeiner Handſchrift. Man hat mich gedrängt ihn von dem Gnadenacte auszunehmen. Ich habe dies nicht gewollt, um der Königin willen. Aber er möge auf ſeiner Hut ſein. Denn in ſolchen Dingen verſtehe ich keinen Scherz." Clarendon ließ erwiedern: er hege keinen anderen Wunſch als ſtill und friedlich zu leben, der Regierung ſo folgſam wie irgend ein Anderer [1]). Wie die Dinge lagen, konnte dieſe Antwort als aufrichtig kaum angenommen werden.

Daß auch mit jener Entdeckung von Fuller und Crone bei weitem nicht alle Fäden der Verbindungen mit St. Germain oder Dublin

[1]) Clarendon's Diary II, 314. 30. Mai.

offen lagen, bestätigte sich durch eine andere Wahrnehmung. Vom Hofe der Königin-Witwe her, Catharina von Braganza, wurden auffallende Reden vernommen. Dies fiel um so mehr auf, da der König ihr Witthum erhöht. Er sah sich genöthigt die Königin-Witwe zu warnen [1]).

Es scheint, es habe dennoch damals auch auf Unbetheiligten die Besorgnis gelastet, daß etwa die Dinge sich wenden könnten. Die Offiziere der Kriegsflotte sendeten eine Treu-Adresse ein. Sie betheuerten darin, daß sie in täglicher Erwartung zum Kampfe zu schreiten, vor Gott und der ganzen Welt erklärten, Ihre Majestäten anzusehen für die unzweifelhaft rechtmäßigen Herrscher, König und Königin von England. — Indem Hoffmann über diese Adresse berichtet, fügt er hinzu: „Auf diese und ähnliche Adressen, so stark auch die Ausdrücke lauten mögen, ist geringes Fundament zu machen" [2]).

In jenen Tagen gelangte, wie Burnet berichtet, an den König ein besonderer Vorschlag, wie die Sache in Irland durch die Entfernung des Königs Jacob leicht zu beenden sei. Der Capitän eines Kriegsschiffes, früher am Hofe desselben wohl gelitten, erbiete sich nach Dublin zu segeln und dort sich für den König Jacob zu erklären. Er wolle dann ihn einladen aufs Schiff zu kommen, darauf aber sofort in See stechen, nach Italien oder Spanien fahren, und dort den König Jacob, ausgestattet mit reichlichen Geldmitteln, ans Land setzen. Der König Wilhelm erkannte den Vorschlag an als wohl ausgedacht. Er wolle jedoch, erwiederte er, keine Hand haben an einem Verrathe. Auch sei vorauszusehen, daß der König Jacob nicht ohne Begleitung das Schiff betreten, und daß diese Begleitung zu den Waffen greifen würde. In solchem Falle könne auch dem Könige Jacob ein Unglück widerfahren. Daran wolle er keine Schuld tragen. Er lehnte ab [3]).

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zur Abfahrt mit allem Nachdrucke betrieben. Am 27. Mai/6. Juni konnte der König an Heinsius melden, daß er nach dem Ueberwinden vieles Entgegen-Strebens nun endlich dahin gekommen sei, in acht Tagen die Fahrt anzutreten.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. Juni.
[2]) Desgl. vom 13. Juni.
[3]) Burnet II, 54.

„Es thut mir leid, fügt er hinzu, einen Monat verloren zu haben. Der Verluſt iſt für den Feldzug unerſetzlich“ [1]).

Es handelte ſich dann noch darum, die Regierung der Königin für die Zeit der Abweſenheit des Königs möglichſt ſicher zu ſtellen. Es war eine ſchwierige Frage, auf wen das Königspaar bauen könne.

Der König beſtimmte einen engeren Rath von neun Perſonen um die Königin. Vier von denſelben waren Whigs, nämlich Devonſhire, Dorſet, Monmouth, der Seemann Ruſſel; fünf waren Tories, nämlich Caermarthen, Lowther, Marlborough, Nottingham und Pembroke. Zwei Tage vor ſeiner Abfahrt, am 2./12. Juni, hieß der König die Neun ſich verſammeln. Dann führte er die Königin herein, und richtete an die Räthe die folgenden Worte: „Die Königin bedarf der Erfahrung; aber ich glaube, daß ich, indem ich Sie zu ihren Beiräthen erſehen, dieſen Mangel erſetzt habe. Ich lege mein Königreich in Ihre Hände. Weder auswärtige noch innere Angelegenheiten ſollen Ihnen vorenthalten werden. Ich beſchwöre Sie wachſam zu ſein und einig“ [2]).

Daß weder der König ein volles Vertrauen der Königin in dieſe neun Perſönlichkeiten gewollt, noch daß die Königin ein ſolches in dieſelben geſetzt habe, ergibt ſich aus den zahlreichen Briefen, die ſie nachher an ihn in Irland richtete. Am eheſten noch durfte ſie, gemäß ihrer eigenen Lebenserfahrung, den Präſidenten Caermarthen, den ehemaligen Grafen Danby, als ihr perſönlich treu und ergeben betrachten. Eben auf dieſen als den für ſie zuverläſſigſten verwies ſie auch der König. Er richtete andererſeits an Caermarthen eine Mahnung. „Sie können Sich darauf verlaſſen, ſagte er, daß das was die Königin Ihnen eröffnet, ſtreng der Wahrheit entſpricht; aber ſie wird Ihnen nicht immer alles ſagen. Sie dürfen nicht darauf rechnen, daß die Königin in jedem Falle, wo ſie keinen Einwand erhebt, Ihre Anſicht für richtig hält. Hüten Sie Sich beſonders, vor der Königin etwas auszuſprechen, was ausſieht wie Misachtung ihres Vaters. Sie ver-

---

[1]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 201.

[2]) Macaulay hat dieſe Rede aus einer Handſchrift Lowthers. — Das Datum in Hoffmanns Berichte vom 13. Juni.

zeiht das niemals irgend Jemandem. Der Marquis Halifax hat sich in dieser Beziehung einige unpassende Scherze erlaubt, und daher jeglichen Credit bei ihr verloren" [1]).

Am selben Abende des 3./13. Juni beschied der König den Bischof von Salisbury zu sich in sein Cabinet. „Er erschien mir, berichtet Burnet, sehr bekümmert über den Zustand seiner Angelegenheiten, der damals ein trübes Aussehen hatte. Was ihn selbst beträfe, sagte er, so setze er sein Vertrauen auf Gott, und wolle entweder obsiegen oder auch umkommen. Nur beklagte er die arme Königin. Er wiederholte das zweimal mit großer Zärtlichkeit. Er sprach den Wunsch aus, daß diejenigen, welche ihr zugethan, sich oft ihr zu Diensten erbieten möchten. Er beklagte die Spaltungen in England, den Eifer in der Zwietracht, so wie daß die Bischöfe und Geistlichen, anstatt zum Frieden zu reden, eher schürten und hetzten. Er sagte weiter, daß es ihm nicht unangenehm sei zu Felde zu gehen; denn er verstände besser das Kriegshandwerk, als die Kunst England zu regieren. Dann jedoch stieg die Erwägung empor, wem er als Feind gegenüber stehen würde. „„Ich hege keinen Zweifel noch Mistrauen in meine gerechte Sache, fuhr der König fort. Dennoch ist es mir hart in Person gegen den König Jacob zu fechten. Denn sowohl mir wie der Königin würde sein Tod oder seine Gefangennahme ein schweres Herzeleid sein."" — Er verlangte hierauf in mein Gebet eingeschlossen zu werden, endet Burnet, und entließ mich schwer betrübt über alles was ich vernommen" [2]).

Am 4./14. Juni 1690 brach der König auf nach Westen. Unterweges sammelte sich um seinen Wagen ein Geleite besonderer Art, nämlich zahlreiche Frauen zu Pferde, die wie eine Leibwache ihn umringten. Sie begnügten sich nicht mit dieser Bethätigung ihrer Ergebenheit. An den Rastorten verlangten sie zum Handkusse zugelassen zu werden [3]). Die Beeinträchtigung der Ruhe des Königs mochte reichlich aufgewogen werden durch die Erfahrung, daß das englische

---

[1]) Aus den Zusätzen von Dartmouth zu Burnet, bei Dalrymple III II p. 199. — In Betreff des Vertrauens in Caermarthen, eben dort p. 147.

[2]) Burnet II, 54.

[3]) Anlage III.

Volk dennoch ſeine Neigung ihm entgegen trage, mehr als im Parlamente ſich erkennen ließ. Das Bewußtſein deſſen war eine Stütze in den herannahenden Tagen, für die Königin vielleicht noch mehr als für den König.

In Cheſter ſtieg Wilhelm III. zu Schiffe, am 11./21. Juni. Nach der Abfahrt begann in England das Regiment der Königin Mary.

Vierzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1690.

Wir sind gelangt bis in den Sommer 1690, wo rasch nach einander drei gewaltige Schläge niederfallen, in die Tage von Fleurus, von Beachy Head, von der Boyne. Wir haben sie der Zeitfolge gemäß nach einander zu betrachten, und zwar jeden dieser drei Tage in dem besonderen Zusammenhange der Zustände, welche jeden einzelnen von ihnen bedingen. Demnach haben wir zu beginnen mit dem Tage von Fleurus.

Von eben diesem Punkte aus haben wir unsere Blicke zurück zu lenken auf den Urheber der Unruhe Europas, den König Ludwig XIV., so wie auf seine Schritte im Beginne dieses Jahres 1690 gegenüber der großen Allianz.

Obwohl Frankreich das Jahr 1689 hindurch sich wesentlich defensiv verhalten, büßte es doch die durch den raschen Ueberfall von 1688 dem Reiche gegenüber erlangten Vortheile nicht völlig wieder ein. Mit Genugthuung wiesen die literarischen Stimmführer in Frankreich darauf hin. „Der König, hieß es, hat so viele Vortheile über die Gegner davon getragen, und seine Maßregeln so wohl getroffen, daß auch das zahlreichste Heer, welches seit Jahrhunderten gegen Frankreich im Felde gestanden, nicht bis in das Elsaß hereindringen, nicht innerhalb unseres Gebietes seine Winterquartiere nehmen wird. Unsere Heere dagegen werden leben auf ihre Kosten“ [1]).

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin III, p. 26 und p. 78.

Die Worte entsprachen der Wahrheit. Wir haben gesehen, daß mit dem Wiedergewinne von Mainz und Bonn im Jahre 1689 die Kraft der Deutschen sich erschöpft zu haben schien. Philippsburg verblieb in den Händen der Franzosen. Auch in Belgien hatte der günstige Ausgang des Treffens von Walcourt nicht den Erfolg, die Franzosen zurück zu treiben in die eigenen Grenzen. Das französische Heer dort erhielt sich zum erheblichen Theile auf Kosten der Unterthanen des Königs von Spanien.

Wir erinnern uns, wie dann Ludwig XIV. einerseits bisherige Feindschaften wider ihn beizulegen, andererseits die Freundschaften enger zu knüpfen suchte. Er schloß einen Frieden mit Algier, wenn auch nicht einen ehrenhaften. Er unterwarf sich noch nicht dem päpstlichen Stuhle; aber er kam doch in so weit entgegen, ließ in so weit seine unberechtigten Forderungen fallen, daß die offen feindselige Stellung aufhörte, daß Alexander VIII. nicht wie einst Innocenz XI. seine Friedensmahnungen richtete nur an den König von Frankreich, sondern auch an den Kaiser und den König von Spanien.

In Constantinopel schürte der Marquis Chateauneuf. Er pries vor den Türken die Macht des Königs von Frankreich. Man hatte im Jahre 1689 weder ein englisches noch ein holländisches Kriegsschiff im Mittelmeere erblickt. Das erschien als ein Zeugnis der Schwäche dieser Gegner des Königs. Chateauneuf berichtete bei den Türken über die Streitigkeiten im englischen Parlamente, über die ablehnende Haltung der Stadt Amsterdam gegen den Erbstatthalter. Vor allen Dingen war er bemüht um den Sonderfrieden der Türken mit dem Könige von Polen, damit die ganze osmanische Macht zu Lande auf den Kaiser falle [1]). Wir werden später im Zusammenhange überblicken, wie im Jahre 1690 das geschah.

Wie Ludwig XIV. die Zahl seiner Widersacher verringern, die Gegner seiner Gegner zu ermuthigen suchte: so war er nicht minder beflissen, daheim die Mittel aufzufinden und verfügbar zu machen nicht bloß zum Widerstande wider die zahlreichen Feinde, sondern zu Aggressive gegen dieselben. Zu diesen Feinden gehörte im Beginn

---

[1]) Bericht des holländischen Gesandten Colyer, aus Adrianopel vom 3. Mai 1690. K. k. Archiv. Hollandica.

des Jahres 1690 der Herzog Victor Amadeus von Savoyen noch nicht. Dennoch war die Haltung desselben derartig, daß der König auch im Südosten einer Heeresmacht zu bedürfen glaubte.

Man schätzte die Geldmittel, deren Frankreich für den Krieg des Jahres 1690 außerordentlich bedürfen würde, auf 144 Millionen französischer Livres [1]). Es war die Aufgabe dieses Geld zu beschaffen. Einen Beitrag dafür lieferten die Contributionen, die man in Feindes Land erhob. Immerhin konnte dies, auch bei der härtesten Grausamkeit, nur einen geringeren Theil ausmachen. Die eigentliche Masse mußte aus Frankreich selber kommen. Es wurden neue Aemter geschaffen und zu hohen Preisen verkauft. Die Münze ward verschlechtert, so daß der König an jeder Pistole 18 Sous, an jedem Thaler, zu etwa drei Franken, 4 Sous gewann. Dies ging später weiter. Das Gold- und Silbergeschirr, groß und klein, mußte in die Münze geliefert werden. Dort ward dafür ein durch königliche Verordnung festgestellter Preis gezahlt. Der König selber ging mit dem Beispiele voran. Der Kostbarkeit der Arbeit, des Kunstwerthes überhaupt, ward dabei nicht geachtet: Email und Filigran-Arbeit schnellten empor gegenüber dem Blei des Gewichtes. Geschont wurde, der Absicht nach, Niemand; die Toilette der Dauphine von Frankreich fiel demselben Geschicke anheim wie diejenige jeder Dame des Hofes. Man erwartete, das königliche Silbergeräth würde sechs Millionen ausliefern: es ergab zwei und eine halbe. Beträge solcher Art erkleckten nicht. Louvois dehnte den Gedanken weiter aus. Er legte dem Könige eine Denkschrift vor, betreffend das Eigenthum der Kirchen an edlen Metallen. „Ew. Majestät, sagt er darin, werden bemerkt haben, daß überflüssiges Silber bei Privatpersonen sich nur in Paris ergeben hat, und etwas weniges in drei oder vier anderen Städten des Königreiches. Dagegen findet sich eine unendliche Menge dessen nicht bloß in den Kirchen von Paris, sondern sogar reichlich in allen Städten des Königreiches, und selbst in den Dörfern". Louvois ist nicht der Ansicht, daß man den Kirchen geradezu alles nehmen soll, aber doch sehr viel. Er schreibt vor, mit welchem Schmucke sie sich zu begnügen haben würden. Er findet noch

[1]) Sylvius: saken van Staat en Oorlog t. III, b. 29, p. 75. — Man vgl. Dangeau t. II, p. 242.

einen besonderen Grund für die Wegnahme. „Durch dies Mittel, sagt er, würde man die Sacrilegien vermeiden, die sich in den Kirchen oft darum zutragen, weil die Diebe die Hoffnung hegen, dort edle Metalle zu finden" [1]).

Der König ging ein auf den Rath seines Dieners. Er erließ an die Erzbischöfe und Bischöfe des Königreiches einen Befehl, welcher genau die Vorschläge von Louvois wieder spiegelt. „Man hat mir berichtet, sagt darin der König, daß in den Kirchen über die zum Gottesdienste nothwendigen Geräthe hinaus viel Silberwerk vorhanden, dessen Werth durch den Umlauf im Handel für meine Unterthanen vielen Nutzen schaffen würde". Demgemäß werden die Bischöfe angewiesen, das Nicht-Nothwendige in die Münze zu schaffen. So am 8. Februar 1690. Louvois berichtet einige Wochen später, daß der Bischof von Metz nur aus dieser Stadt 1749 Mark Silber eingeliefert habe [2]).

Da für diese Gegenstände ein Preis gezahlt wurde, so war es nicht ein Raub im eigentlichen Wortsinne. Ob der gezahlte Preis auch nur dem Metallwerthe entsprochen habe, ist eine andere Frage. Nicht gewürdigt und nicht bezahlt wurde jedenfalls der künstlerische Werth, der an so manchen dieser Gegenstände weitaus denjenigen des Metalles überragen mochte. Und noch viel weniger ward in Betracht gezogen der Eingriff in das Recht der Kirchen an ihrem Eigenthume, die Verletzung der Gefühle der Pietät in dem christlichen Volke. Weder in der Denkschrift des Ministers Louvois, noch in dem entsprechenden Befehle des Königs an die Bischöfe, geschieht dessen eine Erwähnung. Hervorgehoben dagegen wird das Wohl des Staates.

Der geistliche Stand unterlag nicht den gewöhnlichen Steuern. Er pflegte in besonderen Fällen das zu zahlen, was man ein don gratuit nannte. Der König berief die Versammlung. „Es lebte in Allen, meldet der Hofmann Dangeau, die eine Gesinnung alles zu thun, was der König verlangte". Er forderte ein don gratuit von zwölf Millionen. Es ward bewilligt [3]).

---

[1]) Oeuvres de L. XIV. t. VI, p. 507 et suiv. — Rousset: Louvois t. IV, p. 378. — Sylvius t. III, b. 29, p. 75.

[2]) Rousset t. IV, 379. — Dangeau t. II, p. 254.

[3]) Dangeau t. II, p. 312.

Der Natur der Dinge nach blieben gegenüber dem ungeheueren Bedürfniſſe alle ſolche Mittel weit zurück. Die hauptſächliche Maſſe des Geldes mußte aufgebracht werden durch die Beſteuerung, namentlich die Tailles. Die Laſt derſelben drückte ſchwer. Vielfach wurde der Verſuch der Auswanderung gemacht. Sie ward nicht verſtattet. Die Intendanten der Provinzen erhielten den Befehl, die Auswanderung zu verbieten bei Strafe der Confiscation des Vermögens und der Demolition der Häuſer [1]). Das weite, ſchöne Frankreich wurde ein Gefängnis. Der Jammer der Menſchen fand einen beredten Ausdruck in der Schrift: Les soupirs de la France esclave. Eine Abhülfe fand er nicht.

Und hier iſt der Vergleich unabweisbar zwiſchen dem damaligen Frankreich und dem damaligen England. Frankreich war in die Lage gekommen, in der es ſich befand, in Folge des endloſen Hinausgreifens ſeines Königs in die Rechte anderer Fürſten und Völker. Die Allianz aller dieſer Anderen forderte von dem Könige von Frankreich nicht einen Verzicht auf ſein Eigenthum: ſie forderte das Ablaſſen von dieſem Unrechte, die Zurückgabe des ſeit dreißig Jahren, ſeit dem pyrenäiſchen Frieden von 1659, widerrechtlich Genommenen. Der König weigerte. Er wollte das Genommene behalten. Er bot, um dies zu können, die geſammte Kraft ſeines Volkes auf. Und hier war der Punct, von welchem her das Unrecht des Königs nach außen gegen fremde Fürſten und Völker, lähmend und vernichtend zurückſchlug auf die Reſte der Freiheit des eigenen Volkes. Auch bis dahin ſchon hatte der König ſich um die Schranke einer Willigkeit desſelben nicht gekümmert. Es gab für ihn nur noch die Schranke der phyſiſchen Möglichkeit. Aber auch in Betreff des Abſchätzens derſelben hatte er keinen anderen Maßſtab als den ſubjectiven ſeines eigenen Blickes. Die Forderungen des Krieges ſtiegen von Jahr zu Jahr. Um ſo weiter rückte ſich dem Auge des Königs, der nicht nachgeben wollte, jene Schranke hinaus. Er forderte. Er nahm. Er drückte heraus. Je länger dies dauerte, je höher die Forderungen ſtiegen: deſto mehr verblaßte in den Franzoſen die Erinnerung, daß einſt auch ihre Väter das menſchliche Recht eines eigenen freien Willens im Bewilligen und Verſagen beſeſſen. Je mehr Deſpot

[1]) Sylvius t. III, b. 29. p. 76.

er, deſto ſclaviſcher ſie. Durchweg iſt bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Rückſchlag einer Eroberung nach außen tief ſchädlich auf die Freiheit nach innen: intenſiver jedoch als früher bei anderen Völkern war dies der Fall in Frankreich wegen der Größe der Opfer, welche, um dieſe Eroberungen zu behalten, Ludwig XIV. dem franzöſiſchen Volke auferlegte.

Wie ſo ganz anders, wie ſo völlig umgekehrt war das alles in England! — Nicht der König Wilhelm hatte, wie einſt Carl II. im Jahre 1672, ohne Noth und zu eigenem Nutzen, dem Volke einen Krieg aufgebürdet, ſondern die Vertretung der Nation, in Beſorgnis der Schädigung ihrer Rechte, hatte den König zum Schutze derſelben aufgefordert. Der Krieg ging alſo, nach der Anſchauung der Engländer, hervor aus ihrer Pflicht der Defenſive gegen fremde Uebergriffe. Eben ſo verſchieden mithin wie die Nationen, ſtanden die Könige. Ludwig XIV. hatte ſeinem Volke ſeinen Willen aufgedrückt: Wilhelm III. war, wenigſtens in den Augen der Engländer, nur ihrem Wunſche gefolgt. Die weiſe Mäßigung des Königs, der dennoch ſie führte, wo ſie ihn zu drängen glaubten, ward von den Engländern nicht, oder doch nicht zur Genüge erkannt. Und eben auf ihre Anſchauung kommt es an. Indem das Parlament von dem Könige den Krieg verlangte, mußte es ihm die Mittel gewähren. Mit dieſer Pflicht war untrennbar verwachſen das Recht, daß lediglich und allein das Parlament die Mittel bewilligte. Die unabläſſige Ausübung eines Rechtes ſtärkt und erhöht dasſelbe in dem Bewußtſein aller Betheiligten. Indem Jahr auf Jahr die Forderung an das Parlament heran trat, neu zu bewilligen, indem Jahr auf Jahr dieſe Forderung ſtieg, indem dann doch dabei das allgemeine Bewußtſein ſich lebendig erhielt, daß dieſe Bewilligungen außerordentlich ſeien, nicht eine bleibende Laſt — bewurzelte ſich in England tiefer und feſter als je zuvor dies Bewilligungsrecht als die Baſis des freiheitlichen Lebens, zur ſelben Zeit wo in vielen Ländern des Continentes dies Recht mehr oder minder erſchlaffte, wo es in Frankreich vor dem Deſpotismus der Krone völlig unterging. Die Vorbedingungen zu dieſem Prozeſſe, in England der freiheitlichen Entwickelung, in Frankreich des Servilismus, waren vorhanden auch vor dem großen Kriege. Die Bedeutung des großen Krieges in dieſer Richtung liegt darin, daß die Gluth desſelben den Prozeß um Jahrzehnte beſchleunigte.

Der König von Frankreich hatte gegenüber den zahlreichen Feinden dennoch wichtige Vortheile voraus, sowohl bleibende im allgemeinen, als besondere für den Feldzug des Jahres 1690. Im allgemeinen war es zunächst derjenige des einheitlichen Willens. Fassen wir diesen Vortheil in die Worte eines urtheilsfähigen Franzosen im Beginne des Jahres 1690. „Sie haben es schon erlebt, schreibt der Graf Bussy Rabutin im Januar 1690 an die Dichterin Scuderi, und Sie werden es ferner erleben, daß ein einziger Kopf, der richtig denkt, der schnell zu handeln versteht, der keine Verbündete hat, welche seine Maßregeln durchkreuzen, günstiger fährt als eine vereinigte Menge. Mit Einem Worte: der König wird den Sieg davontragen über den Kaiser" [1]).

Dieser Vortheil des einheitlichen Willens beschränkte sich nicht auf die Oberleitung des Ganzen. Die Strömung dieses Willens ergoß sich von dem Haupte hinunter durch alle Glieder. Die Heerführer hinderten einander nicht durch Neid und Eifersucht. Sie gehorchten dem Haupte, wie ihnen die Soldaten. So barbarisch die Kriegführung der Franzosen: ihre Disciplin im allgemeinen war ungleich schärfer und strenger, und darum da, wo jene Grausamkeiten des Brennens und Verwüstens nicht statt fanden, die Einquartirung französischer Soldaten für die Einwohner leichter zu ertragen als diejenige von Seiten der Alliirten [2]).

Dazu kam der Vortheil der territorialen Lage. Sie gestattete die Vereinigung von überlegenen Streitkräften an Einem Puncte für die Franzosen in kürzerer Zeit und mit geringerem Aufwande von Mitteln, als für die Verbündeten. Jene hatten nur die Sehne zurückzulegen, diese den Bogen.

Ferner war Frankreich fest verwahrt, namentlich im Nordosten. Dort hatte der Baumeister Vauban Jahrzehnte hindurch seine Kunst aufgeboten, um Frankreich zu decken durch einen dreifachen stachelichten Gürtel fester Plätze. War es das Ziel der Verbündeten diese Kette

---

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin III, 78.

[2]) Die Einzelnheiten zum Beweise dieses Urtheils würden zu weit führen. Ich nenne beispielsweise nur das Verhalten der Kursachsen in Franken und Schwaben. Man vgl. Wagner II, p. 254.

zu durchbrechen: so war es dasjenige der Franzosen, sie durch die Wegnahme noch anderer Städte von Belgien zu stärken.

So die Lage der Dinge im allgemeinen. Betrachten wir sie im besonderen zu Anfang des Feldzuges von 1690.

Die Landmacht von England ward noch völlig in Anspruch genommen durch Irland. Die französische Macht zur See war überlegen gegen jede einzelne der Kriegsflotten von England oder der Republik der Niederlande. Nur vereinigt waren sie stärker. Spanien war mit Eifer in den Krieg eingetreten. Es zeigte sich dann, daß es zur Bethätigung dieses Eifers die Mittel nicht verfügbar zu machen wußte. Die Offensive war auf französischer Seite. Noailles stand in Catalonien, wie Luxemburg in Belgien. Frankreich war verwundbar an der Südost-Grenze, im Delphinate und der Provence. Aber der Herzog von Savoyen verhandelte noch mit Catinat. Bis fast zur Mitte des Jahres 1690 dauerte in Versailles die Hoffnung ihn zu gewinnen, oder doch neutral zu erhalten.

Zu fürchten hatte Frankreich namentlich von Osten her. Es war die Absicht des Kaiser, in nachdrücklicher Weise offensiv vorzugehen, und zwar doppelt. Er gab dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern den Oberbefehl in Süddeutschland. Wir sehen bei dem weiteren Plane, wie so oft, einen besonderen Charakterzug des Kaisers hervortreten: die Hintansetzung des eigenen Interesses gegen das allgemeine. Die Stadt Freiburg im Breisgau, im Erblande des Kaisers, war im Besitze der Franzosen. Nicht dahin lenkte der Kaiser den Blick. Nicht Freiburg stellte er dem Kurfürsten als nächste Aufgabe. Der Kurfürst möge zuerst Hüningen nehmen, dort über den Rhein gehen, möge den Deutschen dort auf dem linken Rheinufer die Befreiung bringen, und eben dadurch Schwaben und Franken zum Tragen der schweren Kriegeslast ermuthigen. Der Kurfürst von Sachsen werde inzwischen diese Kreise decken [1]).

Dieser Kurfürst indessen weigerte sich des Ausrückens, bevor die Kosten, die er im Feldzuge zuvor über sein Contingent hinaus aufgewendet, ihm erstattet seien. Erst im August erschien er im Felde. Wir werden

---

[1]) Man vgl. hier die Darlegung bei Wagner II, p. 156 sqq. — Ferner Pufendorf lib. III, p. 238.

ſpäter kurz zu vernehmen haben, was unter ſolchen Umſtänden am Oberrheine verrichtet wurde.

Wichtiger noch war der andere Offenſivplan des Kaiſers. Der Herzog Carl von Lothringen ſollte zwiſchen der Maas und der Moſel ein ſtarkes Heer bilden, und mit demſelben von dort aus vorbrechen.

Carl V. von Lothringen als rechtmäßiger Souverän des von Ludwig XIV. ihm genommenen Fürſtenthumes war Mitglied der großen Allianz, und zugleich Oberfeldherr des Kaiſers. Er forderte den Reichstag in Regensburg auf, ſeine Sache anzuerkennen als diejenige des Reiches. Dann erließ er im Januar 1690 eine Proclamation. Er erklärte darin ſelbſtändig dem Könige von Frankreich den Krieg, und verhieß ſeinen Unterthanen ſeinen Einmarſch in Lothringen, an der Spitze von 40,000 Mann [1]).

Im Beginne des Monates April begab ſich der Herzog von Innsbruck aus, wo ſeine Gemahlin, die Herzogin Eleonore, die Schweſter des Kaiſers, die Statthalterſchaft führte, auf den Weg nach Wien, um die letzten Abreden für ſeine Unternehmung zu treffen. In Wels erkrankte er an einem bösartigen Huſten. Es war am Morgen des 18. April. Die Krankheit ſtieg mit furchtbarer Schnelle. Bereits am Nachmittage fühlte der Herzog, daß ſeine Stunde gekommen. Er verfaßte einen Abſchiedsgruß an den Kaiſer, ſeinen Schwager, in folgenden Worten: „Geheiligte Majeſtät. Ich bin von Innsbruck aufgebrochen, um Ihre Befehle zu empfangen. Allein ein höherer Herr beruft mich ab, und ich ſcheide, um ihm Rechenſchaft zu geben von einem Leben, das ich Ihnen geweiht. Ich bitte demüthig Ew. Majeſtät gedenken zu wollen an meine Frau, welche Sie ſo nahe angeht, an meine mittelloſen Kinder und meine unterdrückten Unterthanen“ [2]). Zuſehends wuchs die Krankheit. Noch am Abende desſelben Tages, an welchem ſie begonnen, endete Carl V. von Lothringen an Erſtickung.

---

[1]) Die Actenſtücke unter anderen bei Sylvius t. III, b. 29, p. 73 sqq.

[2]) Wagner II, p. 153. — Sylvius t. III, b. 29, p. 96. — Pufendorf lib. III, p. 238. Er ſagt, der Wortlaut des Briefes habe nur in der Empfehlung beſtanden. — Bussy-Rabutin t. III, p. 114, hat den oben ſtehenden Wortlaut in directer Rede. — Die Nachforſchungen im k. k. Archive haben kein Ergebnis gebracht. Nicht einmal ein Schreiben der Herzogin-Königin Eleonore über den Todesfall hat ſich vorgefunden.

Der Eindruck, den diese Todesnachricht auf die Kundigen machte, legt sich uns in einer merkwürdigen Weise dar in den Worten, mit welchen ein Zeitgenosse, der Graf Christoph von Dohna, lange Jahre später seine Erinnerung an diesen Fürsten als ein Vermächtnis seinen Kindern überlieferte.

„Während meines Aufenthaltes in Augsburg, sagt Graf Dohna, begab ich mich öfter in den Palast, um den Kaiser speisen zu sehen. Dies verschaffte mir die Ehre eines Grußes von dem Herzoge von Lothringen, der gemeiniglich sich bei dem Kaiser befand. Der Fürst, dem ich in Bonn vorgestellt worden war, legte seine rechte Hand auf die Halsbinde und neigte gnädig das Haupt mir zu. Das zog die Blicke auf mich und trug mir viele Höflichkeiten ein. Ich gestehe, daß diese kleine Auszeichnung von Seiten dieses großen Mannes mir unendlich angenehm war. Ich sah ihn damals zum letzten Male. Wenige Wochen später starb er plötzlich, zum herben Verluste für den Kaiser und für alle Verbündete. Denn man darf sagen, daß er eben so sehr gefürchtet wurde von den Feinden als geliebt von den Soldaten, die ihn ihren Vater nannten. Ich besonders war sehr betrübt über seinen Tod. Viele glaubten an eine außerordentliche Ursache desselben, als ob Helden nicht eben sowohl eines plötzlichen Todes sterben können wie andere Menschenkinder“ [1]).

Wir erfahren Bestimmteres über diese außerordentliche Ursache von einem anderen Zeitgenossen. Es verbreitete sich nämlich mit der Trauerkunde aller Orten in Deutschland die Sage eines von französischer Seite im Puder der Perrücke dem Herzoge gemischten Giftes. Wagner, der alle Umstände wissen konnte, sagt, daß jeglicher Anhaltspunct für diesen Verdacht fehlt. „Aber so heftig, fügt er dann hinzu, war damals die Abneigung des deutschen Volkes gegen den französischen Namen, daß es, was immer Unheilvolles geschah, dessen Ursprung unbekannt blieb, den Franzosen beimaß“ [2]).

In dem Herzoge von Lothringen verlor der Kaiser nicht bloß einen Freund und nahen Verwandten, sondern zugleich den treuesten

---

[1]) Memoires du comte de Dohna p. 123.

[2]) Wagner a. a. O. — Das sog. Testament des Herzogs erklärt W. für eine Erdichtung.

und fähigsten Diener seiner Monarchie. Carl von Lothringen hatte das Werk Montecuculis fortgesetzt in höherem und weiterem Maße. Montecuculi zuerst hatte nach langer Dauer des Uebergewichtes der Türken dem christlichen Volke dargethan, daß die gefürchtete Macht des Halbmondes besiegbar sei. Unter Carl von Lothringen wandelte sich der einstige Schrecken vor den Türken in Geringschätzung, vielleicht nur allzu sehr. Seit den Zeiten der Kreuzfahrer hatte der türkischen Macht Niemand so viele und so starke Schläge zugefügt, wie dieser Herzog. An seinen Namen band sich der Entsatz von Wien, die Siege von Barchan und von Gran, die Erstürmung von Ofen, der entscheidende Sieg von Mohacs, mit Einem Worte: der Wiedergewinn von Ungarn und Siebenbürgen [1]).

Der Herzog hatte diese lange Reihe von Erfolgen errungen als ein Diener des Kaisers. Wir haben den Abschiedsgruß des Sterbenden vernommen, seine letzte Bitte an Leopold für sein Haus. Der Herzog konnte nicht ahnen, daß sein Dienst für den Kaiser auch dem eigenen Hause gegolten, daß sein Enkel dieselbe höchste Krone tragen werde wie Leopold, daß von diesem seinem Enkel und der Enkelin seines kaiserlichen Freundes aus eine neue Dynastie entstammen und die Namen beider herrlichen Großväter vereinigen werde.

Der herbe Schlag traf zunächst den Kaiser. Er traf zugleich die große Allianz. Vernehmen wir also die Klage des Oraniers.

„Der Tod des Herzogs von Lothringen, schreibt er am 2./12. Mai an Heinsius, betrübt mich tief. Es ist nicht zu glauben, was die gemeinsame Sache an ihm verliert. Denn ich kann mir nicht ausdenken, wer in der Führung, die er zu übernehmen im Begriffe stand, ihn ersetzen könnte. Das traurige Ereignis wird alle Entwürfe des Kaiserhofes durchkreuzen. Man muß die Befehle von Wien her erwarten. Das beste Mittel erscheint mir die Ernennung des Markgrafen Ludwig von Baden anstatt des Verewigten" [2]).

Als der König diese Worte schrieb, wußte er noch nicht, daß die Lage der Dinge gegenüber den Türken den Kaiser nöthigte zur Entsendung dieses Markgrafen nach Ungarn.

---

[1]) Man vgl. Wagner II, 154.

[2]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 199.

Jene erſten Worte des Königs waren tief begründet, tiefer noch als er vielleicht ſelbſt damals ſie gemeint. Denn in dem Herzoge von Lothringen verloren Kaiſer und Reich nicht bloß den befähigtſten, den erfahrenſten Feldherrn, ſondern zugleich auch den charactervollen Fürſten, der, weil ſelber neidlos, nur der Sache dienend, und darum ſtets willig und bereit die Ehre mit anderen zu theilen [1]), vielleicht es vermocht hätte, den einen oder anderen der Reichsfürſten zu bringen zu einer Gemeinſamkeit des Handelns unter ſeiner Führung.

Nicht freilich alle, am wenigſten den mächtigſten dieſer Herren, den Kurfürſten Friedrich von Brandenburg. Wir haben ſein Verhalten in dem Feldzuge des Jahres 1689 geſehen, das Urtheil des Königs Wilhelm über dasſelbe vernommen (S. 33). Die Thatſache, daß dann der Herzog von Lothringen, nach der Einnahme von Mainz, dem Kurfürſten Hülfe geſchickt zu derjenigen von Bonn, hatte dieſen kleinlichen Sinn nicht gewandelt. Auf die Mittheilung der Entwürfe für den Feldzug von 1690 gegen Frankreich, im Beginne des Jahres, erwiederte der Kurfürſt: er wolle mit 20,000 Mann ins Feld ziehen, aber ſelber ſie führen. Wenn auch andere Truppen dazu ſtießen, ſo wolle er mit Niemandem den Oberbefehl theilen, auch nicht mit dem Herzoge von Lothringen. Beſſer ſei es drei ſelbſtändige Heere zu bilden: das eine unter Max Emanuel von Bayern, das andere unter Carl von Lothringen, das dritte unter ihm. Er wolle operiren an der Maas [2]).

Der Plan fand geringe Zuſtimmung, die geringſte bei dem Könige Wilhelm von England. „Ich wende auf, was ich vermag, meldet er an Heinſius, am 15./25. April 1690, um den Kurfürſten von Brandenburg zu bewegen, daß er nur nicht in Perſon ſich ins Feld begeben, ſeine Truppen dagegen unter den Befehl des Herzogs von Lothringen geben möge. Allein ich weiß nicht, ob ein Erfolg davon zu hoffen" [3]). Beim Abfaſſen dieſes Briefes hatte der König noch keine Kunde von dem Tode des Herzogs. Aber wir haben vernommen, daß

[1]) Wagner II, p. 154: Victoriarum laudem facile cum Bavaro, Badensi, Caprara dividere, aut totam etiam transferre solitus; nempe qui animi quadam excelsitate, vel maximis heroibus incognita, non aliud ab virtute praemium, quam virtutis ipsius conscientiam repeteret.

[2]) Pufendorf lib. III. §. 27, p. 238.

[3]) Das Schreiben bei v. d. Heim: het Archief van Heinsius p. 64.

auch das Eintreffen dieſer Nachricht ſeine Meinung nicht lenkte
den Kurfürſten, ſondern auf den Markgrafen von Baden.

Man wird als den Grund dieſer Anſicht von Wilhelm I
über ſeinen Vetter von Brandenburg nicht bloß die geringe Meinu
des Königs von der geiſtigen Befähigung desſelben anzuſehen hab
Der König hatte Kunde von den Verhandlungen Friedrichs III. 1
Frankreich im Winter von 1688 auf 1689. Er wußte, was zur
der Belagerung von Bonn im Spätſommer von 1689 geredet war
Den Velleitäten ſolcher Art gegenüber war das allein ſichere Mi
die Stellung der Truppen von Brandenburg unter das Commar
eines zuverläſſigen Bundes-Feldherrn.

Anderer Anſicht jedoch war die Mehrheit des Congreſſes
Haag. Das Votum desſelben fiel dahin aus, daß die Lücke, welche
Tod des Herzogs von Lothringen geriſſen, nicht beſſer zu erſetzen
als durch den Kurfürſten von Brandenburg. Der Congreß erſuc
durch den kaiſerlichen Geſandten, den Grafen Berka, in Wien um
Beſtätigung des Commandos für den Kurfürſten zwiſchen Maas u
Moſel. So am 9. Mai [2]).

Hier indeſſen ergibt ſich eine Differenz der Berichte. Nach Puf
dorf hat der ſpaniſche Geſandte Coloma dieſen Vorſchlag noch beſond
befürwortet [3]). Gemäß der Meldung des Grafen Berka nach W
haben die Geſandten von Spanien, Kurpfalz, Münſter und Lüttich
Hoffnung ausgeſprochen: der Kaiſer werde auf den Vorſchlag
Congreſſes nicht eingehen. Es ſei zu bedenken, daß der Kurfürſt
der Spitze eines ſtarken Heeres allerlei Anſprüche auf Gebietsth
in den ſpaniſchen Niederlanden, in Kur-Köln, in den Stiftern Lütt
und Münſter, in Jülich, erheben und geltend machen werde [4]).

Wir haben erfahren, daß zwölf Jahre früher die Beſorgı
vieler Reichsfürſten vor dem Ueberwachſen des Hauſes Hohenzolle
ein Motiv geweſen war, in den Kaiſer zu dringen auf die Annah
des Friedens von Nymegen (Bd. II., S. 160 u. f.). Die Bitte v
9. Mai 1690 mochte in Wien die Erinnerung daran wach ruf

[1]) Der Bericht Heckerens darüber iſt gerichtet an Heinſius. Bei v. d. Heim p.
[2]) Bericht des Grafen Berka, vom 9. Mai.
[3]) Pufendorf lib. III, §. 28, p. 239.
[4]) Anlage I.

Dazu kamen die neuen Erfahrungen. Dennoch gewährte der Kaiser die Bestätigung, allein, wie es scheint, zaudernd. Sie traf erst ein im Laufe des Monates Juni [1]). Bis dahin rückten die Brandenburger nicht vor.

Und hier gelangen wir zu der Verkettung der Dinge, welche uns führt zu der Schlacht von Fleurus.

Der Fürst von Waldeck, kriegeserfahren, rüstig trotz seines Alters, stand als Stellvertreter des Oraniers an der Spitze des holländischen Heeres in Belgien. Er war von Anfang an der Ansicht, daß die Differenz über den Oberbefehl sich leicht werde ausgleichen lassen, und bat deshalb frühzeitig den Kurfürsten von Brandenburg, seine Truppen ehestens an den Rhein zu führen [2]). Wir haben erfahren, daß dies nicht geschah.

Eben so wenig indessen fruchteten die Mahnungen des Fürsten Waldeck nach anderen Seiten. Die holländische Armee, die er führte, war längst kampfbereit. Das holländische Volk, im Vertrauen auf dieselbe, hoffte einen entscheidenden Schlag. Aber die Verstärkungen blieben aus. Der Monat Juni brach an. Vernehmen wir von Waldeck selber die Schilderung seiner Lage, am 9. Juni 1690.

„Es ist für die gemeine Sache zu beklagen, daß man in Wien zaudert, am brandenburgischen Hofe langsam, in Münster nach Neigung und Bequemlichkeit die Truppen verwenden will, daß man in Brüssel mit zwecklosen Beredungen die Dinge hinhält, in Hannover politisirt, und aller Orten unbereit zum Kriege steht. Man will eine Armee bilden aus den Truppen der Republik, den spanischen und anderen, und sendet dabei mich wie eine gepflückte Henne, bald hierhin, bald dorthin. Wenn keine anderen Maßregeln getroffen werden, sowohl zur Rechten wie zur Linken, werden diese ansehnlichen Truppen thatlos die Zeit hinbringen. Wenn ich aber die für dieselben bestimmten spanischen Abtheilungen an mich heran ziehe, so wird man den Verlust, den die Spanier durch ihr Verhalten selber sich zuziehen, mir beimessen, und man wird mich ausschreien wie Einen, der nichts Gutes thun will. Geduld ist mein Rath, mein Fleiß mein Schild, und mein Gott mein

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 30, p. 241. Er gibt kein Datum an, sondern sagt: ante paucos demum dies, d. h. wie es scheint, erst wenige Tage vor dem Treffen von Fleurus.

[2]) A. a. O. §. 27, p. 238. Dem Zusammenhange nach in den ersten Monaten des Jahres 1690.

Beistand und meine Kraft, mit welcher ich mein Thun anfangen, fortführen und enden, und meine Ehre und meinen Lohn von ihm erwarten muß" [1]).

Wir sehen, daß Waldeck an diesem Tage eine besondere für ihn aufsteigende Gefahr noch nicht ahnt.

Inzwischen nahte dieselbe heran.

Nach der französischen Ansicht hatte der Marschall Humieres im Jahre zuvor bei Walcourt den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Ludwig XIV. zog für den Feldzug von 1690 einen anderen Mann wieder hervor, den Marschall Luxemburg, dessen Feldherrn-Befähigung die dunkelen Seiten seines Privatlebens überstrahlte. Es wurden zwei französische Armeen in Belgien aufgestellt: die geringere ostwärts, unter Boufflers, die stärkere westwärts, unter Luxemburg.

Im Beginne des Monats Juni wandte der Marquis Boufflers, der zwischen Mosel und Maas sich gegenüber keinen Feind gewahrte, sich links ab auf die Sambre. Zur selben Zeit begann der Marschall Luxemburg, der bei Deynse stand, den Zug nach rechts. Waldeck erkannte die beiderseitigen Bewegungen. Er marschirte auf den Fluß Pieton, um dort als an der geeigneten Stelle die Brandenburger zu erwarten.

Am 16. Juni meldet der kaiserliche Gesandte Berka, im Haag, daß der Congreß schwere Klage führe über den langsamen Anmarsch der Brandenburger. Ein Tag nach dem anderen verging, ohne eine Kunde von dort zu bringen. Von Süden dagegen kam die Nachricht, daß Waldeck in Folge der Vereinigung von Luxemburg und Boufflers in Gefahr stehe, mit überlegener Macht angegriffen zu werden. Am 19./29. Juni beschloß der Congreß im Haag einstimmig: da von dem Anrücken der Brandenburger, demnach von der Bildung einer Armee zwischen Maas und Mosel, nichts Zuverlässiges verlaute, dagegen keine Zeit zu verlieren sei: so entsendet der Congreß einen eigenen Abgeordneten, um den Anmarsch aller Völker zu dem Fürsten von Waldeck zu beschleunigen. Der Congreß forderte die Gesandten von Brandenburg und Münster auf zur sofortigen besonderen Mittheilung an ihre Principale [2]).

---

[1]) Der Fürst von Waldeck an den Grafen Berka, 9. Juni 1690. K. k. Archiv, Hollandica.

[2]) Bericht des Grafen Berka, vom 30. Juni.

Am selben Tage näherten sich die feindlichen Heere einander. Waldeck, obwohl um ein Drittel schwächer an Zahl, war nicht Willens zurückzuweichen. Nach einem Schreiben an Gastanaga hat er sicher auf den Sieg gehofft [1]). Er brach am 29. von Genappe auf, dem Feinde entgegen, welcher unfern von da die Sambre überschritt. Am 30. Juni rückte Waldeck vor bis da, wo er zu seiner Rechten erblickte den Ort Fleurus, zur Linken St. Amand.

Es ist die Ebene, auf welcher der Name fast jeder Kirchthurmspitze mahnt an die Schlachten Europas. Dort hatte im Jahre 1623 der spanische General Cordova dem Herzoge Christian von Braunschweig den Weg verlegt, bis dieser mit unsäglichen Opfern den Weitermarsch erstritt. Von St. Amand über das unfern gelegene Ligny hinaus dehnt sich das Schlachtfeld vom 16. Juni 1813. Wenige Stunden nordwärts, nach Brüssel zu, liegen Quatre-Bras und Waterloo.

Bereits am Abend des 20./30. Juni 1690 berührten einander die Spitzen der feindlichen Heere, mit beiderseitig nicht geringem Verluste. Die Nacht hindurch hielt der Fürst Waldeck die Seinigen in Schlachtordnung. Das eigentliche Treffen begann erst gegen Mittag des 21. Juni/1. Juli. Die Cavallerie auf dem linken Flügel der Verbündeten hielt nicht Stand, desto fester die Vierecke der holländischen Infanterie. Viele Stunden hindurch vermochte Luxemburg von jenem Vortheile und demjenigen seiner Uebermacht an Zahl keinen Nutzen zu ziehen. Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher die Vierecke den Ansturm aufnahmen, war mörderisch für die Franzosen. So hielten die Holländer sechs Stunden lang, immer dieselben, während die Angreifer sich ablösten. Luxemburg selbst, der einst die Schlacht von Rocroy mitgemacht, urtheilte, daß die spanische Infanterie von damals hier übertroffen werde. „Endlich jedoch, berichtet Waldeck, da wir keine Cavallerie mehr zur Stütze hatten, waren wir genöthigt mit der noch übrigen Infanterie den Feind, sowohl zu Pferd als zu Fuß, vorn anzugreifen, während wir ihn hinten abzuwehren hatten. Dies geschah mit solchem Erfolge, daß der Feind einen nochmaligen Angriff nicht wagte. Also zogen wir ab, neun ungebrochene Regimenter."

[1]) Schreiben von Waldeck an Gastanaga, vom 30. Juni, in den Hollandicis des k. k. Archivs.

Es ergab sich später, daß von den 40,000 Franzosen gefallen oder verwundet waren 10,000, von den 30,000 Alliirten 7000 [1]).

Die Couriere Waldecks trafen am 23. Juni/3. Juli im Haag ein. Heinsius bat den Congreß am Abende zusammen. Er theilte den Gesandten die Nachricht mit. Dann fügte er hinzu: „Die Republik hat bei größerem Unglücke Rath gefunden. Sie wird auch dieses überwinden, wenn nur alle Verbündete treu zusammenhalten. Ich ersuche die Herren dies Ihren Principalen kund zu thun". Zugleich beschloß der Congreß einstimmig ein sofortiges Schreiben des Dankes und der Ermuthigung an den Fürsten Waldeck. Im Namen Aller verfaßte es der Graf Berka in den Ausdrücken ehrenvollster Anerkennung. Er hob die Geringfügigkeit des Erfolges für die Franzosen hervor im Verhältnisse zu ihrem viel größeren Verluste, den damaligen Gerüchten nach, dem doppelten. Er konnte zugleich hinzufügen, daß von dem Kurfürsten von Brandenburg bestimmte Zusagen der Hülfe eingelaufen, daß er seine eigene Ankunft in Wesel am Rheine auf den 8. Juli angekündigt [2]).

So erfreulich diese letztere Kunde sein mochte, so nahm sie den Holländern im allgemeinen nicht die Ansicht, daß dies Unglück über sie gekommen, weil die Alliirten, im besonderen dies Mal der Kurfürst von Brandenburg, nicht, durch rechtzeitiges Vorrücken an die Mosel, die Vereinigung von Boufflers mit Luxemburg gehindert hatten [3]).

Auch der Kaiser sprach dem Fürsten von Waldeck seine volle Anerkennung aus. Waldeck habe seinen wohl erworbenen Ruhm durch dieses Treffen nicht verringert, sondern gesteigert [4]). Bereits am 6. Juli, fünf Tage nach der Schlacht, meldete Waldeck seinerseits aus Brüssel dem Kaiser: „Ich bin beschäftigt den Verlust eiligst zu ersetzen, eine

[1]) Die Berichte des Fürsten Waldeck an die Generalstaaten, des Grafen Hornes an die Stände von Holland, so wie eine Reihe anderer Schreiben, bei Sylvius t. III, b. 29, p. 131 enz.

[2]) Die Protokolle des Haager Congresses, und Berkas Schreiben vom 3. Juli.

[3]) Sylvius t. III, b. 29, p. 135: De eerste en voornaamste oorzaak van dit ongeval was, dat de troupen van Brandenburg, Munster en Nieuburg sich niet by tyds genoeg aan den Moesel hebben konnen laten vinden, om diversie aan de Fransche te maken.

[4]) Schreiben des Kaisers vom 20. Juli. Hollandica. Ebendort dasjenige Waldecks vom 6. — Eben so wie der Kaiser, auch Borgomainero: El credito de su exercitu no solo no queda desminuido, pero bien aumentado.

ansehnliche Armee zusammen zu bringen, um, unter Gottes Beistand, dem Feinde wieder unter die Augen zu gehen". Die Generalstaaten entsprachen allen Wünschen des Feldherrn. Sie votirten den Soldaten ein Geldgeschenk. Die Lücken wurden ausgefüllt, neue Kräfte herangezogen. Um die Mitte Juli stand Waldeck mit der holländischen Armee wieder kampfbereit bei Hal. Luxemburg wich zurück über die Sambre. Demnach war der einzige Erfolg des Sieges der Franzosen, für einige Tage die Gegend nordwärts der Sambre unter Contribution gesetzt zu haben [1]).

Inzwischen war rasch der zweite Schlag gefallen: der Sieg der französischen Flotte bei Beachy Head, am 1./11. Juli 1690. Wenden wir daher unseren Blick zurück nach England, auf die Zustände und Ereignisse, als deren Mittelpunct erscheint die Schlacht von Beachy Head.

Wir haben vernommen, daß Wilhelm III. bei seinem Aufbruche nach Irland im Juni 1690 die Königin Mary zurückließ, ausgestattet mit der vollen Regierungsgewalt, umgeben von einem besonderen Rathe von neun Personen. Das Regiment der Königin begann von dem Momente an, in welchem sie die Nachricht erhielt, daß die Schiffe des Königs die Anker in sich aufgenommen.

Die menschliche Geschichte alter oder neuer Zeit kennt kaum ein anderes Beispiel, ähnlich dieser Stellung einer Königin als Frau und Tochter. Der Gemahl war hinausgezogen zum Kampfe gegen den Vater, und unterdessen lag ihr die Aufgabe ob, das Königreich zu bewahren für den Gemahl. Ihre Briefe an Wilhelm III. aus dieser Zeit sind der getreue Ausdruck der warmen Anhänglichkeit, man dürfte sagen, der Verehrung für den Gemahl, dem sie als Frau ebenbürtig in Geist und Sinn zur Seite stand, dessen hohes Streben sie allein in England damals zu würdigen wußte. Aber die Frage ist dann: wie stand die Königin zu ihrem Vater? —

Der König Jacob selber dachte sich seine Tochter als seine schlimmste Feindin. Wir finden in seinen Aufzeichnungen die Worte: „Bei der Nachricht der Landung des Königs Jacob in Irland war der Prinz von Oranien höchlichst überrascht. Als die Prinzessin, wie der König von sehr guter Hand erfahren hat, die Bestürzung des

[1]) Sylvius a. a. O.

Gemahles gewahrte, sagte sie zu ihm: Das habe er sich selber zuzuschreiben, weil er den König habe fliehen lassen, wie er gethan" [1]).

Die Fassung der Worte läßt kaum einen Zweifel, daß der König Jacob der furchtbaren Anklage, die sich in diese Worte gegen die eigene Tochter birgt, Glauben beigemessen hat. Allein wie steht es mit der Begründung dieses Glaubens? — Der König Jacob sagt, er habe die Nachricht von sehr guter Hand. Es ist auffallend, daß er in diesen seinen eigenen Aufzeichnungen die sehr gute Hand nicht nennt, daß er, anstatt den Namen anzugeben, die Glaubwürdigkeit des ungenannten Zeugen betont.

Es kommt zunächst darauf an festzustellen, wie sich gegenüber der von Jacob II. gegen seine Tochter erhobenen Anklage die Thatsachen und andere Zeugnisse verhalten.

Die Prinzessin von Oranien hatte, im Herbste 1688, noch in der letzten Stunde die Expedition nach England abzuwenden gesucht durch den Rath für ihren Vater, dem Prinzen von Oranien den Oberbefehl der englischen Streitkräfte zu geben.

Wie der Rathspensionär Fagel, wie der Fürst von Waldeck und Andere es wußten, so wußte auch die Prinzessin, daß der Zweck des Gemahles nicht war die Entthronung des Königs Jacob, sondern, zunächst und hauptsächlich im Interesse der Republik, einen Druck auszuüben auf den König Jacob, ihn zu zwingen zu einer Wandlung seiner Politik nach außen, wie nach innen. Daß der König Jacob in seiner Thorheit und Verblendung durch die Werkzeuge Ludwigs XIV., zu Nutz und Frommen der Politik dieses Königs, sich würde verleiten lassen zur Flucht von seiner Krone weg — konnte die Prinzessin von Oranien eben so wenig vorher sehen noch ahnen, wie irgend ein anderer Mensch.

Aber es geschah. Die von Jacob verlassene Krone ward dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien angetragen. Der Prinz berief die Prinzessin nach England. Wir erinnern uns an ihre Worte in der Abschieds-Audienz des kaiserlichen Gesandten Kramprich: „Es fällt mir

[1]) The life of James Vol. II, p. 328: On which occasion the Princess of Orange (as the king was informed from a very good hand), seeing her husband in great trouble at the news, told him, he might thank himself for it, by letting the king go as he did.

ſchwer dies Land zu verlaſſen, wo ich elf Jahre lang friedlich und ruhig gelebt. Weil aber der Prinz von Oranien mich berufen, ſo kann ich nicht anders". (Bd. IV., S. 377.) Die Andeutung einer gehobenen Stimmung über die Ausſicht auf den Thron von England liegt nicht in dieſen Worten. Daß ſie vielmehr ungern gegangen, nur dem Rufe des Gemahles folgend, war allen Zeitgenoſſen in Holland bekannt [1]).

Mary war nun Königin von England. Wir haben die Mahnung des Königs Wilhelm an Caermarthen vor ſeinem Scheiden vernommen. Die Wahrheit derſelben hatte bald Titus Oates zu erfahren. Der König Wilhelm hatte dieſem Individuum, um die Differenz der beiden Häuſer des Parlamentes zu erledigen, im Jahre zuvor eine Penſion gegeben. Titus Oates aber hatte dann, ſeiner alten Gewohnheit nach, läſterliche Reden über den König Jacob geführt. Mary erfuhr es. Sie ſtrich die Penſion [2]).

Man hat geſagt, daß die Bezeichnung: the late king, deren die Königin ſich in ihren Briefen bedient, um den Gemahl zu erinnern an ſein Verſprechen der Schonung Jacobs, nicht die Kundgebung ſei eines wärmeren Gefühles. Allein es iſt hier die Gattin, die ſpricht, die nicht dem Gatten das Herz ſchwer machen will mit dem Ausſprechen von Klagen, deren Gegenſtand er kennt. Mary glaubt an den providentiellen Beruf ihres Gemahles [3]). Sie iſt demnach weit entfernt ihn hindern zu wollen. Dennoch iſt der Gegner, wider den er zunächſt ſich richtet, der eigene Vater. Die Erkenntnis, welche der Königin als der Frau des Oraniers längſt aufgegangen ſein mußte, nämlich daß der König Jacob, der im eigenen Intereſſe zu handeln glaubte, als Werkzeug diente für die Politik Ludwigs XIV. — dieſe Erkenntnis änderte

[1]) Graevius ſagte fünf Jahre ſpäter in der Leichenrede auf die Königin, vor den Ständen von Utrecht, in Lünigs: Orationes Procerum etc. t. III, p. 204: Recordamini, credo, quam invita et quam dolenter se passa fuerit a nostrae Reipublicae sinu avelli. Sed non licebat illi obniti abstruso aeternae destinationis consilio.

[2]) Leibniz an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, 11./21. Mai 1691. La reine Marie depuis peu luy a fait retrancher sa pension, parce qu'il avoit parlé du roy Jacques en termes outrageants. Leibniz konnte dies in directer Weiſe wiſſen aus der Correſpondenz der Königin mit der Prinzeſſin Sophie in Hannover.

[3]) 6./16. Juli: I hope in his (God's) mercy that this is a sign he preserves you to finish the work he has begun by you.

nicht die Thatsache, daß der Gemahl in Waffen stand gegen den Vater. Das gepreßte Gefühl der Königin bedurfte eines Ausdruckes. Sie ergoß ihren Schmerz vor derjenigen Fürstin, welche erscheint als die allen ihren Verwandten gleich wohlwollende Freundin und Trösterin, der Prinzessin Sophie in Hannover. An sie wendet sich der Vater Jacob, an sie die Tochter Mary, und zwar diese mit der schmerzlichen Klage, daß sie ihren Vater nicht vergessen könne. Wir werden nachher erfahren, daß von der Prinzessin Sophie aus die Klagen der Tochter gelangten zu den Ohren des Vaters, und welchen Eingang sie dort fanden [1]).

Diesen Thatsachen gegenüber ist jene Anklage des Königs Jacob wider seine Tochter, die Königin Mary, unhaltbar. Aber Jacob führt dafür ein Zeugnis an, wie er sagt, von sehr guter Hand.

Wir haben wiederholt wahrgenommen, daß der König Jacob, lange vor der Katastrophe, geneigt war, den Anklagen gegen das prinzliche Paar von Oranien Glauben beizumessen. Wir haben an Thatsachen beobachtet, daß diese Neigung des Königs Jacob ein Factor war, den die Thätigkeit von Persönlichkeiten wie Avaux, Barillon, Bonrepos, Rizzini, im Interesse der Politik ihres Herrn wohl auszunutzen verstand. Dies Interesse verlangte die Verfeindung der Mitglieder des Hauses Stuart unter einander. Darum wurden von jenen Persönlichkeiten wissentlich falsche Anklagen wider den Prinzen von Oranien vor Jacob II. erhoben, wie namentlich diejenige der Absicht des Religionskrieges. Das Interesse dieser Verfeindung für die Politik Ludwigs XIV. bestand nach 1688 fort wie vorher. Demnach ist für jene von Jacob erhobene, durch ein bestimmtes Zeugnis nicht erhärtete, und mit den Thatsachen unvereinbare Anklage, mit Wahrscheinlichkeit zu schließen auf dieselbe unlautere Quelle der französischen Politik.

Der König Wilhelm hatte nun die Königin beauftragt mit der Regierung, mit der Obsorge für das Königreich England. Wir haben zu sehen, wie sie diese Aufgabe löste.

Ihre Briefe an ihn zeigen, daß sie keinen anderen Wunsch, keinen anderen Willen hatte als das Streben dem seinigen zu entsprechen. Der Gedanke einer eigenen feindlichen Begegnung mit dem Vater lag

[1]) Die Herzogin von Orleans an die P. Sophie, 30. Juli 1690. Abgedruckt bei Ranke: Franz. Geschichte Bd. VI, S. 81.

ihr fern. Wir werden ſpäter erſehen, daß er den Wünſchen Jacobs weniger fern lag. Die Königin hatte zu fürchten einen franzöſiſchen Angriff von außen, eine jacobitiſche Erhebung daheim, oder auch beides zuſammen.

Sobald oder auch bevor der König Wilhelm die Flotte nach Irland beſtiegen, erging eine Adreſſe von Jacobiten in England an Ludwig XIV. Sie nennen darin dieſen König die Zuflucht aller Unterdrückten. Sie flehen ihn an um Befreiung von dem Joche des Uſurpators. Sie rathen die Entfernung desſelben zu benutzen. Sie geben Auskunft über die geringe Wehrkraft zu Lande, die Unfertigkeit der engliſchen Kriegsflotte, das Ausbleiben der holländiſchen Schiffe, die Eiferſucht der Befehlshaber von beiden Seiten [1]). Die Angaben ſcheinen durchweg der Wahrheit entſprochen zu haben.

Die Erwartung einer jacobitiſchen Erhebung wurde damals in St. Germain und an anderen Orten vielfach gehegt, oft in ſehr zuverſichtlicher Weiſe. Wir erkennen dies namentlich aus einem Schreiben von Melford. Er war noch in Rom. Er berichtet, am 2. Mai, der Königin Marie Beatrice über eine Audienz bei dem Cardinale Ottoboni. Der Bericht läßt erſehen, daß im Haſſe gegen das Kaiſerhaus die Jacobiten bereits wetteiferten mit Ludwig XIV. und ſeinen Dienern. Melford drängte in den Cardinal: da der päpſtliche Stuhl doch von dem Kaiſerhofe nichts zu hoffen habe: ſo möge er ſich Freunde ſchaffen für den Fall der Noth. Sobald der König Jacob wieder auf ſeinem Throne, werde das Haus Oeſterreich ſehr kleinlaut reden. Melford fügt hinzu, daß er von dem Cardinale in Worten alle gewünſchte Satisfaction erlangt. Aber eine Thatſache dürfe man, nach ſeiner Meinung, erſt erwarten auf die Nachricht der Erhebung in England. Er bittet daher, daß, wenn die Nachrichten über dieſe Erhebung vor dem Eintreffen des Briefes noch nicht an ihn abgeſandt, man ſie ihm zugehen laſſe durch einen eigenen Courier. So am 2. Mai 1690 [2]). Demnach iſt die wichtige Vorfrage der Thatſache ſelbſt im Sinne von Lord Melford bereits zweifellos.

---

[1]) Die Adreſſe, nicht datirt, bei Sylvius t. III, b. 29, p. 101.

[2]) Schreiben von Melford, aus Rom, an die Königin M. B. in den Anglicis des k. k. Archivs.

So im Mai 1690. Die Thatsache trat dann nicht ein. Jedoch hatte der König Wilhelm, in Folge der Enthüllungen durch Fuller und in dem Prozesse des Crone, am 30. Mai/9. Juni, eine Proclamation erlassen, welche eine Anzahl von Einwohnern von Yorkshire aufforderte, sich entweder freiwillig den Friedensrichtern zu stellen, oder der Verhaftung gewärtig zu sein.

In der Stadt London ward besonderer Verdacht erhoben gegen die Katholiken. Es ist nicht unwichtig, die Stellung derselben mit einigen Strichen zu beleuchten.

Von Anfang an hatten verschiedene Katholiken Bedenken getragen gegen einen Eid für den König Wilhelm und die Königin. Mehrere Beichtväter hatten dies Bedenken als gerechtfertigt anerkannt, dasselbe gestärkt. Der spanische Botschafter Ronquillo erfuhr es. Er wußte auf irgend eine Weise die Frage in Rom anhängig zu machen. Sie wurde dort einer Congregation vorgelegt, und von derselben dahin entschieden, daß, obwohl der König Jacob noch am Leben, der Eid dennoch mit gutem Gewissen geleistet werden könne. In diesem Sinne erfolgten Weisungen an die Priester in England. Diese jedoch fühlten sich unsicher. Ihre Bischöfe Leyburn und Cliffort, die noch im Gefängnisse sich befanden, bestärkten sie in diesem Zweifel. Von Wien und Madrid aus hatte man sich längst für die Freilassung der Bischöfe verwendet. Bei dem Zustande der Dinge in England im Juni ward sie gewährt, mit der Bedingung England zu verlassen [1]).

Die Königin und der Rath der Neun glaubten dennoch Besorgnisse hegen zu müssen. Die Neun ließen am 17./27. Juni einige Mitglieder des Gemeinderathes von London vor sich bescheiden. Es ward ihnen eröffnet, daß, gegenüber der Agitation vieler Katholiken, die Königin sich genöthigt sehe, zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit des Königreiches die Parlaments-Acte in Vollzug zu setzen, welche die Katholiken auf zehn Meilen von London verweise. Die Proclamation

[1]) Cette cour (de Rome) proposa la question à une congrégation, où il fut décidé qu'ils pouvoient prester ce serment en toute conscience, quoyque le Roy Jacques fût encore en vie, et les directions en ont esté envoyées aux prestres. Aus einem Schreiben aus London, vom 4./14. Juli 1690, an Kramprich im Haag. — Man vgl. Pufendorf lib. III, §. 48, p. 259.

werde erscheinen. Es liege dem Gemeinderathe ob, über die Ausführung derselben zu wachen.

Die Worte lauten schärfer als sie waren. Vernehmen wir die Kritik, welche Hoffmann seinem Berichte für den Kaiser beifügt.

„Da diese Parlaments-Acte viele Personen ausnimmt, wie z. B. diejenigen, welche seit zwei und einem halben Jahre hier ansässig, ferner die Kaufleute und dergleichen: so kann die Ausweisung kaum Jemanden anders treffen als Vagabunden, es sei denn daß man aus Haß und Verbitterung gegen die Katholiken die Acte überschritte. Dagegen kann nicht verneint werden, daß einige Katholiken sich solche Verfolgungen selbst aufbürden, weil sie nicht Maß halten in ihren Reden. Es wäre nur zu bedauern, wenn Unschuldige mit den Schuldigen zu leiden haben“ [1]).

Die Proclamation erschien. Sie enthielt alle genannten Ausnahmen.

Es scheint, daß Hoffmann mit jenen Katholiken, die nicht Maß halten in ihren Reden, ganz besonders im Auge gehabt habe den Hof der Königin-Witwe. Er berichtet ein anderes Mal, daß es den Katholiken vortheilhafter sein würde, wenn diese Königin heimkehrte nach Portugal [2]). Die Briefe der Königin Mary an ihren Gemahl thun dar, daß das Verhalten dieses Hofes die Rüge von Seiten der Königin Mary geradezu herausforderte. Das Verhalten ist erklärlich nur durch die Annahme, daß in Somersethouse ähnliche Hoffnungen gehegt wurden wie in St. Germain.

Der Monat Juni ging zu Ende. Die englische Flotte war noch nicht ganz fertig, die holländische noch nicht vollständig zu ihr gestoßen. Von der französischen hatte man keine sichere Nachricht. Denn es ist eine oft wiederholte Erfahrung damaliger Zeit, daß, wie man von französischer Seite in der Regel genau unterrichtet war über den Zustand und die Schritte der Gegner, so umgekehrt, namentlich von englischer Seite, in der Einziehung von Kundschaft durchweg eine auffallende Lässigkeit stattfand. Bis zum 21. Juni/1. Juli herrschte in England die Meinung vor: die französische Flotte werde sich nicht von

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. Juni.

[2]) Desgl. vom 16. Juni.

ihrer Seeküſte entfernen, werde als nicht ſtark genug ſich nicht den Gefahren eines Haupttreffens ausſetzen [1]).

Die Dinge kamen anders. Vom Morgen des 22. Juni/2. Juli trafen nach einander in Whitehall die Eilboten ein von Falmouth, von Plymouth, von Weymouth, von der Inſel Wight, alſo immer weiter oſtwärts. Sie meldeten das Herannahen der franzöſiſchen Kriegsflotte. Sie gaben die Stärke derſelben an auf nahe an achtzig Capitalſchiffe. Es war demnach kein Zweifel, daß das Geſchwader von Toulon ſich vereinigt mit demjenigen von Breſt. Von der engliſchen Flotte befand ſich eine Abtheilung im St. Georgs-Canal, eine andere lag zu Plymouth. Beide waren demnach bereits abgeſchnitten. Das Gros der Flotte lag theils im Hafen von Portsmouth, dort harrend auf die Einſchiffung eines Regiments Marine-Soldaten, theils auf der Rhede, in allem, mit den Holländern, von denen noch viele fehlten, ſtark 55 Capitalſchiffe. Der Südwind trug die franzöſiſche Flotte heran. Der Zweck derſelben war bereits erkennbar. Es galt die verbündete Flotte, theils noch im Hafen liegend, theils auf der Rhede, durch den Südwind gelähmt, zu umzingeln, unter ſie die Brander zu ſenden, ſie zu vernichten. Eine Abwehr dieſes Planes durch menſchliche Kraft und menſchliches Geſchick erſchien nicht mehr möglich. Da ſchlug der Wind um. Er wandte ſich von Süd nach Nord. Er wehrte der franzöſiſchen Flotte das völlige Herannahen, trieb ſie zurück. Er machte die verbündete Flotte frei [2]). Sie kam hervor. Indem der Nord die feindliche Flotte zurückdrängte näher an ihre Küſte, durften auch die Schiffe von Plymouth die Ausfahrt wagen. Die Hauptmacht war vorgerückt bis auf die Höhe der Inſel Wight. Man erblickte von den Hügeln der Inſel aus beide Flotten, nur vier Stunden von einander entfernt, täglich eines Treffens gewärtig.

Der raſche Anzug der franzöſiſchen Flotte bezweckte nicht bloß die Vernichtung der verbündeten auf der Rhede und im Hafen von Portsmouth. Der Erfolg, auf den man hoffte, ſollte dienen zum Signale der Erhebung für die Jacobiten in England. Vom Eintreffen der erſten

[1]) Hier und für das Folgende die ausführlichen Berichte von Hoffmann, vom 30. Juni und 4. Juli. — Dazu die Briefe der Königin bei Dalrymple III[II] p. 131 sqq.

[2]) Anlage II.

Nachrichten an war die freudige Erwartung derſelben in London unverkennbar. Dieſelbe ſtieg. Den Augen der Königin ſelbſt, auf einer Fahrt durch den Hydepark, am Abende des 23. Juni/3. Juli, entging nicht der Andrang von Perſönlichkeiten dieſer Geſinnung.

Von Anfang an vernahm die Königin die bedrohlichen Nachrichten mit feſter Haltung. „Sie erſchrecken mich ſo wenig, meldet ſie gleich nach dem Eintreffen der erſten dem Könige, daß ich faſt beſorge nicht Einſicht genug zu haben die Gefahr völlig zu würdigen.“ Sie erwog mit den Neun die Frage der Feſtnehmung von verdächtigen Perſonen. Demgemäß berief ſie am Morgen des 24. Juni/4. Juli den großen geheimen Rath. Sie ſelber war anweſend. Der Name des Grafen Clarendon ward genannt. Sein Schwager Capel ſprach zu ſeinen Gunſten. Die Blicke Aller richteten ſich auf ihn; jedoch Niemand wagte zu antworten. Die Königin fühlte, daß man ſchwieg um ihretwillen. Sie nahm das Wort. „Nach meiner Anſicht, ſagte ſie, weiß Jedermann ſowohl wie ich, daß allzu viel gegen den Grafen Clarendon ſpricht, als daß man ihn auf der Liſte auslaſſen darf.“ Sie fügt dann ihrem Berichte an den König hinzu: „Da ich Ihre Meinung darin weiß und die Handſchrift geſehen habe, ſo hielt ich mich für verpflichtet ſo zu handeln“. Clarendon ward in den Tower gebracht. Die Liſte der Verhafteten enthielt etwa ſechzig Namen [1]).

Die Vorſicht ſchien das zu gebieten. Dennoch brachte dann jeder neue Tag zur größeren Klarheit, daß, welche Hoffnungen auch immer die Jacobiten in England aufgebaut und nach Frankreich hin verkündet haben mochten, ſie in der Maſſe des engliſchen Volkes einen Anhang nicht beſaßen. Wir vernehmen vom 27. Juni/7. Juli die Meldung Hoffmanns aus London: „Sowohl hier wie in den Provinzen herrſcht die tiefſte Ruhe“.

Die Flotten dagegen lagen einander gegenüber. Die franzöſiſche ſtand unter Tourville, der bei den Franzoſen galt als der erfahrenſte, der geſchickteſte Seemann. Die verbündete Flotte commandirte Herbert, dem der König, wie wir vernommen, für ſeine Dienſte von 1688 den Titel eines Grafen Torrington verliehen. Die Befähigung dieſes See-

[1]) Die Königin an den König 24. Juni/4. Juli. — Hoffmanns Bericht vom 7. Juli. — Clarendon's Diary II, p. 319.

mannes ſtand außer Zweifel: die wirkliche Führung dagegen im Jahre 1689 hatte ihm keine beſondere Ehre eingetragen, namentlich in der Verwaltung. Während die Mannſchaft darbte, hatte das wüſte Leben des Admirals vielfachen Anſtoß gegeben. Der König hatte ihm dann den Vorſitz im Collegium der Admiralität genommen, das Commando belaſſen. Während Torrington auf der Höhe von Wight lag, ſtieg die Zahl ſeiner Schiffe, nicht bloß der engliſchen, ſondern auch der holländiſchen. War dennoch die Flotte der Verbündeten an Zahl der franzöſiſchen nicht gleich: ſo waren die Schiffe der erſteren durchweg ſtärker und feſter.

Ein Tag nach dem anderen verging: von einem Treffen ward nichts vernommen. Es lag augenſcheinlich nicht an Tourville. Nicht er hatte den Vortheil des Windes, ſondern Torrington. Mehr als einmal bezweckten die Manöver der franzöſiſchen Flotte, den Wind über die verbündete zu gewinnen und demgemäß anzugreifen. Es gelang nicht. Dennoch zog Tourville ſich nicht zurück. Er wollte alſo ſchlagen. Viele Offiziere der verbündeten Flotte hegten den gleichen Wunſch. Nur nicht Torrington. Er gab keinen Befehl dieſer Art.

Die Gemüther in England wurden erregt. Dies um ſo mehr, da nach der allgemeinen Meinung Schlagen und Siegen in dieſem Falle gleichbedeutend war[1]). Warum alſo zauderte Torrington? —

Der Rath der Neun um die Königin war in Unruhe. Nach dem erſten Schreiben Torringtons vom 23. Juni/3. Juli ſtand ein Treffen bereits für den nächſten Tag in Ausſicht. Zwei Tage ſpäter wurde die Meinung laut, daß Torrington eines Spornes bedürfe. Namentlich der Graf Devonſhire äußerte ſeinen Unmuth. Es ſei ſehr gefährlich, ſagte er, dem Admiral Torrington das Schickſal von drei Königreichen anzuvertrauen: es müſſe ihm Jemand zur Seite geſtellt werden. „Das würde heißen, fiel Ruſſel ein, den Admiral als Gefangenen von der Flotte zu holen.“ Er ſchlug einen ſchriftlichen Befehl zum Fechten vor. Die Anderen ſtimmten zu. Das Schreiben ging ab, gelangte an Torrington am Sonntage, dem 29. Juni/9. Juli. Am Montag Morgen, dem 30. Juni/10. Juli 1690, ſegelte die ver-

[1]) Die Königin an den König, 2./12. Juli: They really talked as if it were impossible they should be beaten.

bündete Flotte mit günstigem Ost gegen die französische heran. Die holländische Abtheilung unter der blauen Flagge, geführt von dem Admiral Evertsen, hatte die Vorhut [1]).

An der englischen Küste vernahm man den Donner der Kanonen vom Morgen bis zum Abend. Die Richtung, in welcher er erscholl, erschien günstig. Man erwog, daß die französische Flotte keinen Hafen hinter sich hatte, daß ihre Schiffe, wenn geschlagen oder zerschossen, den weiten Weg zurück zu legen hatten nach dem fernen Brest, daß dagegen den englischen Schiffen ein Hafen an dem anderen im Rücken zur Zuflucht offen stand, daß jedoch bis zum Abend kein englisches Schiff aus dem Treffen sich zurückgezogen [2]).

Einen Tag hindurch dauerte diese Spannung. Am Morgen des 2./12. Juli traf die Nachricht ein von dem wirklichen Gange der Dinge. Er faßt dahin sich zusammen, daß die blaue Flagge, also die Holländer, zwei und zwanzig Schiffe stark, den Tag hindurch die Last des Kampfes gegen die französische Flotte von achtzig Schiffen getragen, daß die beiden englischen Abtheilungen der rothen und der weißen Flagge je dann und wann aus der Ferne einige Breitseiten abgegeben, dem Wesen nach dem Kampfe zugeschaut hatten. Demnach verblieb die Ehre des Tages den Holländern, die Schande den Engländern, der Vortheil den Franzosen [3]).

Torrington hatte die Holländer im Treffen nicht gestützt. In seinem offiziellen Berichte jedoch konnte er ihnen seine Anerkennung nicht versagen. „In Betreff des Muthes, sagt er, haben sie gefochten zur Bewunderung."

Die Nacht hatte das Treffen abgebrochen. Am anderen Morgen gestattete der östliche Wind dem Admiral Tourville nicht die Fortsetzung. Torrington dagegen trat mit der Fluth den Rückzug an nach der Themse. Die englischen Schiffe schleppten im Tau die noch übrigen lahmen holländischen.

---

[1]) Torringtons Bericht an Caermarthen, bei Dalrymple III[II] p. 128.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. Juli, vor der Nachricht des Ausganges vom 1./11. Juli. Die Königin sagt in dem Schreiben vom 2./12. Juli: the news is come this morning.

[3]) Zu den vielen Berichten über die Schlacht kommen noch diejenigen über das spätere Kriegsgericht, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 221.

Erſchien das Verhalten des Admirals Torrington vor und in dem Treffen auffallend: ſo nicht minder ſein Bericht über dasſelbe. Er ließ ihn abgehen um volle vier und zwanzig Stunden nach dem Treffen. Dennoch war der Bericht im Verhältniſſe zu der wichtigen Sache kurz, allgemein gehalten, gab nicht genügenden Aufſchluß. Torrington maß der Windſtille bei, daß er nicht habe an den Feind gelangen können. Aber die Holländer in derſelben Linie wie er, ſagte man, hatten doch Wind genug zum Schlagen. „Sein Verhalten iſt verdächtig, hieß es. Er hat Groß-Admiral von England ſein wollen, unabhängig von einer Admiralität. Da dies ihm nicht geworden, iſt er unzufrieden. Dazu haßt er die Holländer. Er hat ſie abſichtlich ſtecken laſſen." — Aber es kam noch mehr dazu. Von Mund zu Mund ging das Gerücht: der König von Frankreich habe bei ſeinem Lever ſich geäußert: ſeine Flotte im Canale werde die engliſche Küſte hinab laufen von einem Ende zum anderen, ohne Widerſtand zu finden [1]).

Die Königin war von Anfang an gefaßt. „Ich bin mehr bekümmert um die Ehre der Nation als um irgend etwas Anderes", ſchrieb ſie ſofort an ihren Gemahl. „Denn nach meiner Meinung hat es Gott gefallen uns zu ſtrafen für unſeren Uebermuth, weil zuvor die Rede war nur vom Siege." Der Rath der Neun trat zuſammen. Er beſchloß: es ſeien aus ſeiner Mitte zwei Commiſſäre zur Flotte hinab zu ſenden. Die Königin ſtimmte zu. Sie benannte Devonſhire und Pembroke. Die Lords betraten die Flotte in der Nähe von Dover, die franzöſiſche noch in Sicht. Sie überreichten dem holländiſchen Admiral Evertſen ein Handſchreiben der Königin. Es enthielt ihren Dank für die Leiſtungen des holländiſchen Geſchwaders, das Verſprechen für die verwundete Mannſchaft zu ſorgen gleich wie für die eigene, die beſchädigten Schiffe auf engliſche Koſten herzuſtellen. Zugleich ſei es ihr Auftrag, ſagten die Commiſſäre, ſcharfe Erkundigung einzuziehen über das Verhalten der engliſchen Abtheilungen. Evertſen weigerte ſich einer poſitiven Antwort. Man möge den Grafen Torrington befragen. Er verſchwieg jedoch nicht, daß, wenn die engliſche Flotte überhaupt ſich mit gleicher Kraft und gleichem Nachdrucke am Kampfe betheiligt, wie die holländiſche, der Wahrſcheinlichkeit nach der Sieg erfochten wäre.

[1]) Hoffmanns Bericht vom 14. Juli.

Denn noch vor dem Mittage sei auch so die französische Vorhut gewichen [1]). — Die Commissäre verhörten dann den Grafen Torrington und andere englische Seeoffiziere. Sie verlangten, daß Torrington mit ihnen zurückkehre. Er hielt entgegen: das würde ihm den Anschein eines Gefangenen geben. Man möge ihm verstatten auf sein Wort sich zu stellen. Die Commissäre bewilligten und kehrten zurück [2]).

Gleichzeitig mit der Absendung jener beiden Lords auf die Flotte beschloß die Königin die Abschickung eines besonderen Gesandten, Harbord, an die Generalstaaten. Ein Schreiben von Nottingham an das englische Mitglied des Congresses im Haag, Lord Dursley, ging ihm voran. „Das holländische Geschwader, sagt darin Graf Nottingham, hat sich so brav geschlagen, daß, wenn Lord Torrington seine Pflicht gethan, wir nach aller Wahrscheinlichkeit einen vollständigen Sieg davon getragen haben würden. Ich schäme mich, Mylord, über die Sache noch etwas zu sagen. Wir sind eifrig bemüht mit der Herstellung der holländischen Schiffe, mit der Sorge für die Verwundeten". Dursley hielt im Haag das Schreiben nicht geheim [3]). Harbord fand bei seiner Ankunft einige Tage später für seine conciliatorischen Aufträge einen schon vorbereiteten Boden.

Denn die Holländer, obwohl schwer betroffen, bewiesen sich ähnlich wie nach dem Tage von Fleurus. Auf die erste Kunde von Beachy Head eilten Graf Berka und der Spanier Coloma zu Heinsius. Sie fanden ihn anfangs gedrückt. Sie verweilten bei ihm bis tief in die Nacht. Allmählich erhob er sich wieder. „Ich werde meine Vorschläge machen, rief er. Wenn die Generalstaaten sie annehmen: so erscheinen wir nach wenigen Wochen stärker in See als zuvor." Einige Tage später berichteten diese Gesandten nach Wien und Madrid, daß alle Vorschläge von Heinsius einstimmig genehmigt seien [4]).

Ganz besonders versöhnend und ermuthigend wirkte auf die Holländer die umfassende Thätigkeit, mit welcher die Königin Mary

[1]) Bericht des Admirals Evertsen, vom 17. Juli, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 128.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 18. Juli.

[3]) Nottinghams Schreiben vom 4./14. Juli, Beilage zu Kamprichs Bericht vom 18. Juli.

[4]) Berkas Bericht vom 17. Juli.

ihre Verheißung der Fürsorge für die verwundeten holländischen Seeleute wahr machte. Sie beschränkte ihre Fürsorge nicht auf diese selbst. Sie sendete Unterstützungen an die Witwen und Waisen der Gefallenen in Holland [1]).

Ludwig XIV. dagegen schlug den Sieg sehr hoch an. In der Aufforderung an den Erzbischof von Paris das Tedeum zu singen, sagt er: „Nachdem die Engländer, welche seit vielen Jahrhunderten sich gerühmt Herren des Canals zu sein, verstärkt durch alle holländischen Schiffe, von mir geschlagen sind, sehe ich mich als Herrn des Canals" [2]). Der letzte Satz entsprach der Wahrheit. Die englische Flotte barg sich hoch hinauf in die Themse. Weil sie die Seetonnen und andere Merkzeichen des Fahrwassers aufgenommen, durften die französischen Schiffe das Einlaufen in den Strom nicht wagen. Im Canale dagegen segelten sie auf und ab, mächtig, gebietend. Nur gab das noch nicht eine Bürgschaft für die Zukunft.

Lebhafter noch als auf Ludwig XIV. war der Eindruck der Siegesnachricht auf den Hof von St. Germain. Die Königin Marie Beatrice schrieb an den Ritter Tourville in Ausdrücken von überschwenglicher Dankbarkeit. Seit langem, sagt sie, sei das Gefühl der Freude ihr fremd: dieser Sieg habe ihr einen herrlichen Anlaß dazu gegeben. Denn nun sei dem Könige von Frankreich als dem Meister zur See der Weg eröffnet zur Herstellung ihres Gemahles. — Nur die eine Sorge drückt die Königin, ob nämlich ihr Gemahl vermögen werde in Irland Zeit zu gewinnen, dem Treffen auszuweichen, zu welchem der Prinz von Oranien suchen werde ihn zu zwingen. Die Briefe aus England, fügt sie hinzu, zeigen dies unglückliche Land in höchster Bestürzung. Daher dürfe man ihnen keine Zeit lassen sich wieder zu sammeln. Wäre nur der König dort, er würde bald Meister sein. So die Königin Marie Beatrice, am 10./20. Juli 1690.

Die Dinge lagen nicht so wie diese immer bethörte Königin sie sich dachte. Es dürfte sogar die Frage sich erheben, ob in der Verkettung der Dinge aus dem augenblicklichen Vortheile von Beachy

---

[1]) Graevius hebt dies 1695 in der Leichenrede auf die Königin hervor, in Lünigs: Orationes procerum Europae t. III, p. 214.

[2]) Schreiben des Königs an den Erzbischof von Paris, vom 17. Juli.

Head für das flüchtige Königshaus nicht andere bleibende Nachtheile erwuchsen.

Denn die Erbitterung der Engländer, rege erhalten durch den Anblick der französischen Schiffe, über welchen von den Küsten aus tägliche Nachrichten einliefen, stieg in den nächsten Tagen nach der Schlacht eher als daß sie sank. Sie wendete sich besonders gegen die Persönlichkeit des Admirals Torrington. Als er freiwillig sich dennoch nicht stellte, ward er von der Flotte geholt. Bei seinem Eintreffen in London suchte er um eine Audienz nach. Statt dessen gab die Königin den Befehl ihn sofort in den Tower zu bringen. Es geschah zu Wasser, damit er sicher sei gegen etwaige Zornausbrüche des Volkes. Die Königin meldete ihrem Gemahl, daß die Erregung wider Torrington hinausgehe über alle Vorstellung. Man erfuhr, daß in der Schlacht auf seinem Schiffe neun Mann gefallen, und daneben auch sein Lieblings-Hund getödtet sei, den er sehr beklage. Mit Bezug darauf erging über Torrington das furchtbare Wort: „Der Hund des Admirals ist gestorben als Admiral, und der Admiral lebt als Hund". Man faßte die Worte lieber noch italienisch, weil in dieser Sprache die Anspielung auf die cynische Lebensweise und die Irreligiösität schärfer hervortritt [1]).

Aber war Torrington wirklich ein Verräther? — Es bildete sich über ihn die Ansicht aus: in Betracht der Ungleichheit der Flotten seien er und viele Capitaine des Willens gewesen abzuwarten und nach den Umständen ihren Vortheil zu suchen. Da sei der positive Befehl zum Schlagen gekommen. Torrington habe gehorcht, dabei jedoch aus Uebelwollen und Halsstarrigkeit, einem Fehler, dem er sehr ergeben, seine Maßregeln mit Fleiß ungünstig getroffen, damit der Rath der Neun Ursache habe den ertheilten Befehl zu bereuen [2]).

Diese Ansicht ist vereinbar mit den Schlußworten des eigenen Berichtes von Torrington an Caermarthen: „Hätte ich diese Sache auf eigenen Kopf unternommen, so würde ich nicht wissen was zu

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 28. Juli: Che il cane dell' ammiraglio è morto da ammiraglio, e che l' ammiraglio vive da cane, mit dem es sich um so viel besser quadrirt, als der keine Religion hat und allezeit ein scandalöses Leben geführt. — Pufendorf lib. III, §. 47, p. 259 hat die Worte lateinisch und französisch.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 1. August.

ſagen; allein da es geſchehen auf Befehl, ſo wird mich das hoffentlich vom Tadel frei ſprechen" [1]).

In der Meldung an den Kaiſer läßt der König durch den Geſandten Paget die Worte gebrauchen, daß lediglich der böſe Verrath des Admirals das Unheil verſchuldet [2]). — Indeſſen auch dies zwingt noch nicht zu der Annahme, daß der König mit dem Worte des Verrathes ein Einverſtändnis mit Frankreich habe bezeichnen wollen. Auch jene in England damals verbreitete Anſicht über Torrington würde, wenn richtig, den Vorwurf des Verrathes begründen.

Wir werden ſpäter den Spruch des Kriegsgerichtes zu vernehmen haben.

Wenn aber Torrington in Betreff ſeines Verhaltens bei Beachy Head darauf gerechnet, daß die Engländer bei ihrer Abneigung gegen die Holländer über den Verluſt derſelben leicht hinwegſehen würden: ſo erwieſen die Conſequenzen ſich anders. Vernehmen wir darüber, wie zuerſt im allgemeinen über die Stimmung der Engländer, das Urtheil des Spaniers Ronquillo. Er ſchreibt am 4./14. Juli aus London an Coloma im Haag.

„Bei dieſer ungünſtigen Lage der Dinge ſchöpfe ich einen beſonderen Troſt aus dem Hinblicke auf die engliſche Nation. Ich ſehe ſie insgeſammt und ohne Unterſchied beſeelt von einer verzweifelten Wuth [3]) gegen Frankreich und gegen diejenigen, welche durch ihre feindſelige Haltung gegen die jetzige Regierung die franzöſiſche Flotte ermuthigt haben zu dieſem Wagniſſe. Und eben ſo allgemein hat ſich die Abneigung gegen die Holländer gewandelt in die Werthſchätzung ihrer Freundſchaft. Man erkennt an, daß England der Republik zu Danke verpflichtet. Ein günſtiger Ausgang in Irland wird alles ſchlichten. Und ſelbſt ein Unglück dort, wie es doch nicht wohl möglich ſcheint, würde noch nicht entſcheidend nachtheilig wirken. Denn in England herrſcht die Ueberzeugung, daß jegliche andere Regierung als die jetzige den Grundſätzen

---

[1]) Dalrymple III[II] p. 130.

[2]) Infrascriptus S[mi] Guilelmi III M. B. regis ablegatus obligatum se esse credit rem (sicut ipsi vere delata est) repraesentare, damnum scilicet ab inimicis nullum fere fuisse, omnemque successus defectum non etc., sed mala Thalassiarchae proditione omnino accidisse.

[3]) Una rabia desesperada.

Frankreichs folgen, demnach England wandeln würde in eine Provinz des allerchriſtlichſten Königs“ [1]).

So der Spanier am 4./14. Juli 1690. Bereits am nächſten Tage gewannen die Dinge eine andere Geſtalt. In die leidenſchaftliche Stimmung der Engländer wider Frankreich und deſſen Anhänger ſchmetterten hinein die Siegestrompeten von den Ufern der Boyne.

Wenden wir alſo unſeren Blick nach Irland, auf den dritten der ſo raſch nach einander folgenden Schläge von Fleurus, Beachy Head und der Boyne. Zu dieſem Zwecke haben wir zunächſt die Dinge vorher im raſchen Ueberblicke uns vorüber zu führen.

Wir haben den König Jacob und den Marſchall Schomberg verlaſſen, wie ſie, dieſer in und um Dundalk, jener bei Drogheda, einander gegenüber ſtanden. Wir haben vernommen, wie die Noth des Regens und der Stürme ſowie der Krankheit über beide Heere kam, ein jedes in ſich lichtend, zerreibend. Am wenigſten widerſtanden die Engländer dem iriſchen Klima. Schomberg bemerkt, daß engliſche Soldaten, an mehr Lebensanſprüche gewöhnt als die Angehörigen anderer Nationen, am eheſten dem Mangel und der Entbehrung erlagen [2]). Er beſchloß von Dundalk zurück zu gehen. Am Morgen des Abzuges ſah man den greiſen Feldherrn im Winde und Regen auf der Brücke an der Nordſeite der Stadt ſeine Stellung nehmen. Dort hielt er viele Stunden, während die langen Wagenreihen der Kranken und Sterbenden an ihm vorüber zogen, tröſtend, aufmunternd, ermahnend. Sein Heer hatte beſtehen ſollen aus 23,000 Mann. In Wirklichkeit hatte es beſtanden aus etwa 14,000. Von dieſen waren bis zum Ende des Jahres 1689 etwa 8000 geſtorben [3]). Nicht viel anders mochte es ſein im Heere des Königs Jacob. Er legte ſein Hauptquartier zurück nach Dublin, Schomberg nach Lisburne.

Es galt dann die Vorbereitungen für den Feldzug des Jahres 1690. Die Berichte Schombergs laſſen nicht erſehen, daß der moraliſche Stand der ihm noch übrigen Truppen ſich gehoben. Aber der König

---

[1]) Porque la Inglaterra esta persuadida que cualquier govierno que no sea el presente, sequira las maximas de Francia de reducir la a una provincia sujeta a las del Christianissimo.

[2]) Schombergs Bericht vom 9. Januar 1690.

[3]) Kazner: Leben des Marſchalls Schomberg. Bd. I, S. 321.

ſelber wollte neue Kräfte heranführen. Wir erinnern uns, daß Wilhelm III. dieſen Entſchluß ſpäteſtens am 3./13. December 1689 gefaßt. Bei Schomberg dagegen zeigt ſich die erſte Kunde dieſer Abſicht erſt um zwei Monate ſpäter, im Februar 1690 [1]). Wir haben vernommen, aus welchen Gründen der Aufbruch des Königs ſich verzog.

Die Armee, mit welcher der König Wilhelm in Irland auftreten wollte, ſollte beſtehen aus 48 Bataillonen zu je 720 Mann, und 62 Schwadronen zu je 130 Pferden. [2]) Die engliſchen Soldaten bewieſen keine große Neigung für den Zug nach Irland. Deshalb ließ der König, damit er Engländer zurücklaſſen könne, 6 holländiſche Bataillone hinüber gehen. Unter jenen 48 Bataillonen befanden ſich ferner 8 däniſche, 3 franzöſiſche. [3]) Indem zu den genannten Nationalitäten, unter die ſich auch Deutſche und Schweizer bargen, noch die Iren ſich fügten, ſo war das Heer in Betreff der Nationalitäten ein ſehr buntfarbiges. Es ſcheint nicht, daß dafür die Zufälligkeit des Erlangens von Truppen den Ausſchlag gegeben. Eroberer pflegen die Verſchiedenheiten der Nationalitäten und Religionen zu ſchärfen, den Hader derſelben zu erwecken oder zu ſchüren, um ihn für ſich auszunutzen. Die Geſchichte alter und neuer Zeiten liefert die zahlreichen Beiſpiele, daß die Thorheit und die Leidenſchaft des großen Haufens ihn für dies frevelhafte Spiel immer wieder dienſtbar machen. Wilhelm III. war kein Eroberer. Er war Conciliator. Er hatte dies Streben dargethan daheim in der Republik. Er hatte es bewieſen in England. Er hatte es bethätigt in den Beziehungen zwiſchen England und der Republik. Ja wir dürfen noch mehr ſagen. Die große Allianz war zwar offenſiv gegen Ludwig XIV., jedoch auch da nicht zum Zwecke der Eroberung oder gar der Vernichtung, ſondern zum Zwecke der Herſtellung eines dauerhaften und ehrenvollen Friedens auf Grund der Verträge. Demnach hatte die große Allianz um dieſes Zweckes willen, der Herſtellung des Rechtes im Völkerleben, eine conciliatoriſche Seite. Eben dieſer Maßſtab muß überall an Wilhelm III. angelegt werden, auch in Betreff Irlands. Er wollte Irland wieder gewinnen, nicht es knechten. Er wollte nicht den Spalt der Nationalitäten, der engliſchen und der iriſchen, weiter

[1]) Bericht vom 10. Februar 1690, bei Dalrymple III[II] p. 76.

[2]) Bericht des Grafen Königsegg, vom 10. März 1690.

[3]) Hop an Heinſius, 30. Mai. Bei v. d. Heim: het Heinsius Archief p. 33.

reißen, sondern, wenn möglich, ihn schließen. Darum war es ihm lieb, nicht bloß englische Truppen nach Irland mitzunehmen. Denn ein Sieg, nicht bloß durch englische Kräfte errungen, konnte nicht so leicht für die Engländer eine Quelle der Ueberhebung werden, für die Irländer den Stachel des Geknechtet-Seins durch die Engländer hinterlassen. Dazu beförderte nach allen anderen Seiten der Kampf von verbündeten Truppen gegen das Heer Jacobs II. die Einsicht, daß dieser Kampf weniger den Irländern gelte, als am letzten Ende dem einen Despoten, der Fürsten wie Völker durch ihre Thorheiten und Fehler auf ihre Kosten dienstbar mache für seine Zwecke.

Es ist beachtenswerth, daß nicht einer der beiden Staats-Secretäre von England den König auf dem Feldzuge begleitete, auch kein Gesandter einer der anderen großen Mächte, sondern lediglich, und zwar auf ausdrückliche Weisung, der Holländer Hop. Er erhob Einwendungen. Heinsius erwiederte ihm: „Da die Interessen Sr. Majestät und der Hochmögenden in untrennbarer Verbindung stehen: so ist es evident, daß täglich hier Vieles vorfällt, so wie daß aus dem Congresse der Gesandten hier Manches hervorgeht, worüber man nicht mit dem Ministerrathe in England, sondern unmittelbar mit dem Könige verhandeln will. Dies ist brieflich nicht wohl ausführbar“ [1]).

Mit anderen Worten heißt das: der König Wilhelm persönlich allein hat die Fäden der Beziehungen mit den auswärtigen Mächten in seiner Hand.

Auch der König Jacob seinerseits traf seine Vorbereitungen. Wir haben vernommen, daß auch er gekommen war mit der Absicht die Engländer und die Iren friedlich unter sich zu einigen, und daß er dann, unter dem Drucke der französischen Arglist und der irischen Leidenschaft, eine Maßregel nach der anderen getroffen, deren Erfolg nicht sein konnte die Versöhnung, sondern die Zwietracht. Die Aussicht durch die Kraft der ihm folgenden Irländer den Boden Irlands zu behaupten, war längst geschwunden. Die Vorbereitungen Jacobs II. bestanden weniger in der Schulung der Irländer für den bevorstehenden Kampf, als in den unabläßigen Mahnungen in Versailles um französische Mannschaft. Aber nicht bloß diese wünschte er. Wir [illegible]

[1]) Heinsius an Hop, 19. Mai. Bei v. d. Heim: het Heinsius [illegible]

bereits vernommen, daß er nach der Brutalität des französischen Generals Rosen, eines Liefländers, vor den Wällen von Londonderry, die Abberufung desselben verlangt. Eben so unleidlich hatte sich ihm der Graf d'Avaux gemacht, weniger, wie es scheint, durch die arglistige Tücke, mit welcher Avaux den König fortzureißen suchte zu solchen Thaten der Gewalt und des Schreckens, welche die beiden Volksstämme für immer von einander spalten würden — als durch das hochfahrende Wesen, welches der seiner intellectuellen Ueberlegenheit sich sehr bewußte Diplomat vor den Augen des Königs allzu wenig verbarg. Das Königspaar, Jacob II. in Dublin und Marie Beatrice in St. Germain, hatte längst einen Ersatzmann vereinbart, dessen Wahl der vereinigten Einsicht entsprach. Es war der Herzog von Lauzun. Ludwig XIV. hatte im Jahre zuvor diese Wahl nicht bestätigt: im Jahre 1690 gab er nach [1]).

Wir kennen die Persönlichkeit Lauzuns von der Flucht der Königin her (Bd. IV., S. 267). Die Fahrt trug dem Lauzun zum Lohne reichliche Gnaden des Königs von Frankreich. Es blieb nicht dabei. Marie Beatrice war geneigt zu glauben, daß die Feldherrn-Qualität in Lauzun gleichwerthig sei mit seiner eigenen Meinung von derselben. Die Frau von Maintenon, mit der die Königin enge Freundschaft geschlossen, war gleicher Ansicht, vielleicht nicht zum geringen Theile deshalb, weil diejenige des Ministers Louvois, den sie haßte, entgegen gesetzt lautete. Ludwig XIV. entschied gemäß dem Wunsche der Königin Marie Beatrice. Er ernannte Lauzun zum Commandanten seiner Streitkräfte in Irland, und gestattete, daß der König Jacob II. ihm auch den Oberbefehl der seinigen verlieh. Die Jacobiten dagegen klagten, daß der Widerwille des Kriegsministers Louvois gegen diese Ernennung sich kund gegeben habe in der mangelhaften Hülfe [2]). Es ist gewis, daß die Zahl der Irländer, welche Jacob II. nach Frankreich hinüber zu senden hatte, ziemlich derjenigen des Corps entsprach, welche Lauzun nach Irland überführte. Aber es war doch dabei der Unterschied, daß in Betreff der militärischen Disciplin alle Irländer zu betrachten waren wie Rekruten, daß dagegen die Mannschaft Lauzuns bestand aus geschulten Soldaten.

[1]) Dangeau t. II, p. 154.

[2]) The life of James II, Vol. II, p. 388.

Am 14./24. März 1690 landete Lauzun mit beinahe 7000 Mann [1]) in Cork. Es ist merkwürdig zu sagen, daß darunter nur Ein Bataillon aus Franzosen bestand, die anderen waren deutscher Nationalität [2]), wahrscheinlich also zum großen Theile Schweizer unter dem Generale Zurlauben. Sobald Lauzun das Land betreten, erhob er schwere Klagen über die grenzenlose Verwirrung in allen Dingen. Er hatte Artillerie mitgebracht. Sie mußte in Cork liegen bleiben, weil es an Fuhrwerk fehlte. Lauzun zog auf Dublin zu dem Könige Jacob. Es findet sich in der Biographie desselben aus seinen Aufzeichnungen die Nachricht: er habe damals 18,000 Mann kriegsfähig gehabt, der Sold dagegen sei angerechnet für 50,000. Jedenfalls ist es gewis, daß der König im April und Mai nicht vermochte Vortheile zu gewinnen über das schwächere Heer Schombergs, daß vielmehr dieser den nicht unwichtigen Platz Charlemont wegnahm [3]).

Es kam die Kunde, daß der König Wilhelm am 11./21. Juni sich in Chester eingeschifft.

Und damit trat an den König Jacob abermals wie im Sommer zuvor, die Alternative heran: ob er zu handeln habe nach französischem Rathe, oder nach eigenem Entschlusse. Das Schreiben der Königin Marie Beatrice an den Ritter Tourville hat uns angedeutet, daß dieser französische Rath bezweckte das Vermeiden eines Kampfes, das Hinziehen, das Verzögern. Bestimmter liegt dieser Plan vor in einem Berichte von Lauzun an Louvois. „Nach der Landung des Prinzen von Oranien, sagt er, blieb dem Könige bei dem verzweifelten Stande seiner Angelegenheiten nur zwischen zwei Entschlüssen die Wahl. Der eine war derjenige des Kampfes. Derselbe ist mir immer erschienen als undurchführbar. Der andere war Dublin in Brand zu stecken, und, beim Rückzug von Ort zu Ort, das Land völlig wüste zu legen. Dieser Plan ist dem Könige so grausam vorgekommen, daß er den Entschluß dazu nicht hat fassen können. Er hat lieber vertrauen wollen auf seine Armee" [4]).

---

[1]) Rousset t. IV, p. 382 n. 2 gibt die Zahlen im Einzelnen.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 28. April.
[3]) The life of James. Vol. II, p. 391.
[4]) Rousset: Louvois t. IV, p. 422 n. 1.

Am Abende desſelben 24. Juni/4. Juli brachte der Graf Meinhard von Schomberg dem Könige Wilhelm die Meldung, daß er den Abzug Jacobs von Dundalk recognoscirt. Der König war freudig überraſcht. Dundalk war der einzige feſte Platz auf dem Wege nach Dublin, ſchwierig zu nehmen. Daß Jacob II. ohne Widerſtand einen ſolchen Poſten verlaſſen haben ſolle, erſchien kaum glaublich. — Die Angaben der einzelnen Umſtände jedoch waren überzeugend. Noch am ſelben Abende wurden alle Dispoſitionen geändert. Das nach Armagh rechts ab abgeſendete Corps erhielt den Befehl, ſich wieder links zu wenden auf Dundalk zu. Bereits lag der Plan des Marſches der ganzen Armee auf Dublin offen vor. „Die Feinde, fügt Graf Schomberg ſeinem Berichte hinzu, ſtreuen das Gerücht aus, daß ſie uns bei Drogheda an der Boyne erwarten. Nachdem ſie den vortheilhafteſten Poſten von der Welt ſo verlaſſen haben, iſt das unglaublich“ [1]).

In London ward die Nachricht von Dundalk aufgenommen wie der Vorbote des Sieges. Vor allen Dingen erſchien es unzweifelhaft, daß der König Jacob durch dieſen Rückzug den moraliſchen Muth ſeines Heeres tief niedergedrückt haben müſſe [2]).

Es iſt undenkbar, daß Lauzun in ſeinem Sinne den Rath die Boyne zu vertheidigen, ernſtlich gemeint haben kann. Er ſelbſt ja hatte an Seignelay berichtet, daß er trachten werde einen Entſcheidungskampf zu verhüten. Nur dies Hinausziehen entſprach dem franzöſiſchen Intereſſe. Es iſt daher anzunehmen, daß Lauzun jenen Rath nur als die Beſchwichtigung gebraucht, um dem Könige Jacob das Preisgeben von Dundalk minder empfindlich zu machen, daß er dagegen gehofft, eben ſo wie er noch in der letzten Stunde das Eine durchgeſetzt, auch das Andere erreichen zu können, nämlich den vollſtändigen Rückzug ohne Treffen.

Allein hier gelangte Lauzun an den Punct, an welchem in Jacob II. der König lebendig wurde. Er wollte nicht weiter zurück. Er wollte

[1]) Schreiben Schombergs vom 4. Juli, in den Hollandicis des k. k. Archivs. Ich laſſe die letzten Worte folgen: Nous aurons le dimanche pour faire nos dispositions, en cas que les ennemis nous attendent à Drogheda, comme ils font courir le bruit; mais je ne croy pas qu'ils nous attendent à la rivière de Boyne, ayant quitté le poste le plus advantageux et qui estoit impossible pour nous de passer.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. Juli.

Stand halten an der Boyne. Denn, wenn nicht dort, sagte er, so müsse er auch Dublin preisgeben, sich hinter den Shannon ziehen und nur auf Connaught sich beschränken. Dort, in einem kornarmen Lande, ohne Magazine, könne er nicht lange sich halten. Auch erschienen ihm seine Leute kampfbegierig. Deshalb war er entschlossen, den Uebergang über den Boyne-Fluß der feindlichen Uebermacht zu wehren.

Es ist zu beachten, daß die Erwägungen des Königs Jacob sich nur um die Defensive drehen, daß der Gedanke einer Offensive nicht bemerkbar wird.

Am Morgen des 30. Juni/10. Juli näherte sich die Armee des Königs Wilhelm vom Norden her der Boyne, also am linken, etwas höheren Ufer. Da Jacob an der rechten Seite des Flusses Stand hielt, so war der Kampf unvermeidlich.

Der König Wilhelm recognoscirte. Vom Lager Jacobs aus gewahrte man den kleinen Trupp Reiter, haltend auf einer Höhe vor dem rechten Flügel. Es wurden einige kleine Geschütze vorgezogen. Eine Kugel streifte den König Wilhelm an der rechten Schulter. Sie nahm mit der Kleidung die Haut hinweg. Für einen Moment sank der König zusammen. Dann erhob er sich, ließ sich verbinden, und blieb noch vier Stunden zu Pferde [1]).

Am Abende hielt der König Wilhelm Kriegesrath [2]). Der Befund war für das Durchwaten des Flusses vor der Lagerstelle nicht günstig, dazu der Feind dort sehr wohl postirt. Der König gebot daher dem Grafen Meinhard. Schomberg am nächsten Morgen mit einer starken Abtheilung von zwei Brigaden Cavallerie, vier Regimentern Dragonern, fünf Bataillonen und mit Geschütz, zur Rechten den Strom hinauf zu ziehen bis zu dem Orte Slane, fünf englische Meilen vom Lager, dort den Fluß zu überschreiten, und den linken Flügel der Gegner zu bedrohen.

In der Frühe des 1./11. Juli 1690, noch vor Tagesanbruch, vernahm der König Jacob den Generalmarsch im Lager der Feinde. Beim Aufgange der Sonne gewahrte man jene starke Abtheilung im

---

[1]) Hops Bericht an die Generalstaaten, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 36. Dieser und die anderen Berichte dort auch für das Folgende.

[2]) Von besonderer Wichtigkeit ist hier und ferner ein Schreiben von St. Felix, dem Adjutanten des Grafen Schomberg, in dessen Auftrage an die Gräfin, vom 2. Juli, bei Kazner II, 353 u. f.

Marſche ſtromaufwärts. Der König Jacob II. erkannte die von dort her drohende Gefahr. Er ſchob ſeinen linken Flügel in dieſer Richtung vor, entſendete 1200 Reiter nach Slane. Graf Schomberg fand bei ſeiner Ankunft dieſelben bereits vor. Sie waren nicht ſtark genug den Andrang abzuwehren. Sie wichen zurück. Sobald Schomberg auf dem rechten Ufer ſeine Truppen aufgeſtellt, entſendete er an den König ſeinen Adjutanten St. Felix mit der Meldung, daß er langſam vorrücke.

Es war die Kunde, deren der König geharrt für den Befehl zum allgemeinen Vormarſch, zum Durchwaten der Boyne. Man verſuchte es an drei Stellen zugleich.

Das Herannahen der ſtarken Macht des Grafen Schomberg am rechten Ufer zwang den König Jacob und Lauzun, immer mehr Truppen nach ihrem linken Flügel zu ziehen. In demſelben Maße ſchwächten ſie die Kraft des Widerſtandes auf ihrem rechten Flügel. Während noch der König und Lauzun beriethen, wie der Andrang von der Linken her abzuwehren, erhielten ſie die Meldung, daß der rechte Flügel gebrochen ſei. Es ſchien noch die Hoffnung übrig, durch einen nachdrücklichen Angriff zur Linken auf Schomberg die Sache herzuſtellen. Allein das moraſtige Terrain bot Schwierigkeiten. Andererſeits erwuchs die Beſorgnis, daß der ſiegreiche linke Flügel der Feinde den Weg nach Dublin verlege.

Deshalb bat Lauzun den König Jacob ihm die Sorge für den Rückzug der Truppen zu überlaſſen, ſelber dagegen in höchſter Eile ſich nach Dublin zu begeben. Vielleicht könne der König Dublin halten bis zur Ankunft von Lauzun. Aber auch dort möge er nicht bleiben. Wenn er in die Hände der Feinde falle, ſo ſei das ſein und ſeines Sohnes Verderben. Darum müſſe er weiter fort nach Frankreich. Denn ſo lange Leben, ſo lange ſei Hoffnung. Wenn der König nur wieder in Frankreich, ſo ſtünden die Dinge nicht verzweifelt; denn aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeien die Franzoſen ſiegreich zur See. Er wolle eine ſeiner Hände darum geben, ſagte weiter Lauzun, wenn er mit dem Könige gehen dürfe; aber ſeine Pflicht halte ihn dort. Er müſſe den Rückzug leiten, oder mit den Franzoſen ſterben [1]).

So berichtet der König Jacob ſelbſt. Gemäß der Behauptung des Zeitgenoſſen Puſendorf hatte Lauzun von Ludwig XIV. den Auf-

[1]) The life of James. Vol. II, p. 398.

trag dafür zu sorgen, daß, im Falle einer unglücklichen Wendung der Dinge in Irland, Jacob eilig nach Frankreich zurückkehre, damit der arme König Jacob auch ferner bleibe als französisches Kriegeswerkzeug gegen England [1]).

Der Rath Lauzuns ging dem Könige Jacob schwer ein. Er erhob Widerspruch. Lauzun drängte. Unterdessen kam Nachricht, daß die gesammte feindliche Armee den Fluß überschritten. Jacob zauderte nicht mehr. Er floh auf Dublin zu.

Wir vernehmen dann von ihm die folgenden Worte: „Als die Feinde den rechten Flügel der königlichen Armee bei Oldbridge geschlagen, marschirten sie nicht weiter vor. Hätten sie dies gethan, so würden sie vor dem Könige, der sich noch auf dem linken Flügel befand, nach Duleek gelangt sein. Dadurch würden sie ihm den Rückzug nach Dublin abgeschnitten, sein ganzes Heer zersprengt haben. Das war von Seiten der Feinde ein großes Uebersehen."

Diese Worte Jacobs sind beachtenswerth. Sie werden es noch mehr durch den Vergleich mit denjenigen seines Sohnes Berwick.

„Wir traten den Rückzug an, sagt er. Eine feindliche Abtheilung folgte uns. Jedes Mal daß wir an einem Defile Halt machten, thaten sie dasselbe. Ja ich glaube, daß sie froh waren uns eine goldene Brücke zu bauen. In der That konnte diese Unthätigkeit die Folge des Todes des Marschalls Schomberg sein, der im Handgemenge von Oldbridge gefallen war. Denn, ohne dem Prinzen von Oranien Unrecht zu thun, darf man versichern, daß Schomberg der bessere Feldherr. Wie immer dem sei, die Feinde ließen uns ruhig ziehen" [2]).

Jacob II. und Berwick dachten diesen Worten nach bei dem Verhalten Wilhelms III. an keine anderen Beweggründe als diejenigen des Feldherrn. Hatte Wilhelm III. kein anderes Motiv seines Handelns?

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 45, p. 256: Ad tam praecipitem ac foedam fugam Jacobum impulerunt Lauzunus et Tirconnellus, quorum illi a Gallo in mandatis datum erat, ut, si res Hiberniae male succederent, operam daret, ut is promte in Galliam reverteret. Scilicet quod Gallo magis curae infortunato Rege velut instrumento suis destinatis supervincendis utendi, quam ejusdem existimationi consulere, cui sane decorum fuerat pro recuperandis tribus regnis fortius audere.

[2]) Mémoires de Berwick t. II. p. 47. — Jene Worte des Königs Jacob in The life of James. Vol. II, p. 400.

— Burnet berichtet: nachdem das Heer Jacobs sich aufgelöst, sei der König Wilhelm der Ansicht gewesen, die Irländer würden sich zerstreuen und dann von selbst ergeben. Die scharfe Verfolgung würde demnach nur ein nutzloses Niederschlagen herbeiführen. Und dagegen trug er jederzeit einen Abscheu [1]).

Es ist eins seiner Motive. Es ist noch nicht das letzte. Wir haben zu erfahren, wie die Königin Mary die Nachricht des Sieges aufnahm.

Sie erhielt zuerst diejenige der Verwundung des Gemahles. Die Kunde lärmte London empor, am 6./16. Juli. Die Bestürzung war unsäglich. Die Königin ergriff dagegen ein merkwürdiges Mittel. Sie ließ ihren Wagen anspannen. Sie fuhr durch die Straßen der Stadt, so heiteren, freundlichen Angesichtes, daß es die völlige Seelenruhe zu verkünden schien. Der Anblick wirkte tröstend, ermuthigend, Vertrauen erweckend [2]).

Am Abend dieses Tages schrieb sie dem Gemahle einen langen Brief, den wahren Ausdruck des Gemüthes, in welchem Furcht und Hoffnung, Sorge und Gottvertrauen mit einander ringen. Der König hatte in seinem Schreiben angedeutet, daß er bald eine gute Nachricht melden werde. Von da an mußte sie stündlich der Kunde eines Zusammentreffens gewärtig sein. Sie hatte es vermocht Andere zu beruhigen, zu ermuthigen: ihr selber war der dominirende Gedanke die Sorge [3]).

Die verheißene Kunde ließ nicht auf sich warten. Sie traf ein am nächsten Morgen, dem 7./17. Juli. Graf Nottingham überbrachte sie der Königin. Er meldete: der König Wilhelm befinde sich wohl, habe entscheidend gesiegt. Die Augen der Königin ruhten gespannt auf ihm. Erst bei dem dann folgenden Zusatze: der König Jacob ist unverletzt entkommen — brach die Freude hervor [4]).

Eben diesen selben Vorgang erfahren wir klarer und bestimmter aus den eigenen Worten der Königin an den Gemahl. „Diesen Morgen

---

[1]) Burnet II, p. 59.

[2]) So Graevius in der Leichenrede, in Lünigs Orationes Procerum etc. t. III, p. 197.

[3]) Dalrymple III[II] p. 150.

[4]) Burnet II, 64.

meldet sie, vernahm ich die freudvolle Nachricht zuerst von Butler. Es drängte mich ihn zu fragen, was aus dem Könige geworden, und dennoch durfte ich es nicht. Erst als Graf Nottingham kam, wagte ich es, und vernahm zu meiner Befriedigung, daß er unverletzt. Ich weiß, daß es meiner Bitte an Sie um Sorgfalt für ihn nicht bedarf, denn ich vertraue, daß Sie um Ihrer selbst willen so handeln werden; aber fügen Sie Ihrer Güte noch das Eine hinzu, und lassen Sie, um meinetwillen, Jedermann erkennen, daß seiner Person kein Leid geschehen darf" [1]).

Die Urtheile Jacobs II. und Berwicks über das Verhalten des siegenden Oraniers haben uns dargethan, daß er auch vor dieser Bitte der Königin ihr entsprechend gehandelt.

Der Verlust an Menschen auf oranischer Seite war der Zahl nach gering: in Betreff der Qualität wog er schwerer. Denn unter den Gefallenen befand sich der Herzog von Schomberg. Noch am linken Ufer der Boyne haltend hatte er bemerkt, daß das holländische Garderegiment und die drei Regimenter französischer Hugenotten, welche vor ihm durch den Fluß gewatet waren, nicht gedeckt von Cavallerie, am jenseitigen Ufer ins Schwanken geriethen. Er eilte hindurch, um durch seine Gegenwart sie zu ermuthigen. Aber eine Schwadron der Garden des Königs Jacob umzingelte und tödtete ihn [2]).

So der im Auftrage des Sohnes verfaßte Bericht. Er fügt hinzu, daß die Soldaten den Feldherrn beweinten wie ihren Vater, namentlich die Engländer, daß sie die Neigung zu ihm übertragen würden auf den Sohn. Unzweifelhaft geschah das sofort von Einem, von dem Könige. Er nahm am folgenden Morgen den Bericht des Grafen Meinhard entgegen. Dann zog er ihn bei Seite und sagte: „Ich beklage tief Ihren Vater; denn ich hatte mit ihm eine aufrichtige Freundschaft. Ich werde nie seiner mir erwiesenen Dienste vergessen, aber auch nicht der Ihrigen. Ich verdanke Ihnen diesen Tag, und werde dessen eingedenk sein mein ganzes Leben. Sie haben viel an Ihrem Vater verloren. Aber ich werde Ihnen Vater sein, Ihnen und Ihren Kindern". Graf Meinhard vermochte kein Wort hervorzubringen. Der König, fühlend daß er selber weich wurde, trat zurück.

[1]) Dalrymple III[II] p. 156.

[2]) So St. Felix bei Kazner II, 357. Auch für das

Es ſcheint damals die Abſicht geweſen zu ſein, die Leiche Schombergs hinüber zu führen in die Weſtminſter Abtei [1]). Es iſt nicht geſchehen. Die Ueberreſte wurden beigeſetzt in der St. Patrickskirche in Dublin. Lange Zeit ſpäter, im Jahre 1731, ließ Jonathan Swift als Dechant des Stiftes die Stelle bezeichnen durch eine ſchwarze Marmortafel in der Mauer, etwa zwanzig Fuß über dem Boden. Die weſentliche Inſchrift der Tafel iſt kurz; länger dagegen der Ausdruck des Verdruſſes bei Swift und dem Capitel, daß ihre Bemühungen bei den Verwandten Schombergs um ein würdiges Grabdenkmal keinen Erfolg gehabt. Fünfzig Jahre ſpäter war auch die Exiſtenz der Marmortafel in Dublin vergeſſen, und der Ort derſelben mußte wieder erforſcht werden [2]).

Der Verluſt auf Seiten des Königs Wilhelm mochte 500 Mann nicht überſteigen, derjenige auf Seiten des Königs Jacob etwa die dreifache Zahl betragen. Theils deshalb, theils wegen des feigherzigen Verhaltens der iriſchen Infanterie, während die Cavallerie wacker gekämpft, wollte man in Frankreich den Namen einer Schlacht an der Boyne kaum gelten laſſen. Der Vorgang, ſagte man, ſei zu nennen etwa ein Scharmützel mit Flucht [3]).

Der Unmuth mochte nicht unberechtigt ſein. Allein die Wichtigkeit eines Treffens wird bedingt weder durch die Zahl der Menſchenopfer, noch durch die von beiden Seiten aufgewandte Kraft. Die Schlacht von Fleurus, wenige Tage vor derjenigen an der Boyne, war ungleich mörderiſcher geweſen. Man hatte dort von beiden Seiten gerungen mit dem Aufgebote aller Kräfte, bis die Uebermacht entſchied. Und doch war nach wenigen Tagen alle Bedeutung des Sieges dahin. Die Wirkungen der Schlacht an der Boyne dagegen ſind bleibend eingegraben in die Geſchicke der Völker. Denn ſie entſchied zunächſt über das eine Königreich und feſtigte dann das andere und größere. Es kommt auf die Factoren an, die einander gegenüber ſtehen. Bei Fleurus war die Republik Holland der unterliegende Theil. Sie raffte ſofort ſich wieder empor. An der Boyne war Jacob II. der

---

[1]) Macaulay. Ch. XVI.
[2]) Kazner II, S. 359 u. f.
[3]) Rousset IV, p. 422.

geschlagene Theil. Auf den Rath Lauzuns rettete er sich durch die Flucht und gab dadurch Irland auf.

Urtheilsfähige Zeitgenossen sprachen die Ansicht aus, daß die beiden französischen Rathgeber, die Jacob II. in Irland gehabt, zuerst Avaux, dann Lauzun, jeder in seiner Weise, zu dem Unglücke dieses Königs hauptsächlich beigetragen: jener, indem er durch seine Rathschläge die Protestanten aufs höchste erbittert, dieser, indem er als ein der Kriegssachen wenig kundiges Haupt sich an dies Werk begeben mit unzulänglichen Mitteln [1]).

Noch am Abende des Tages traf König Jacob mit wenigen Begleitern in Dublin ein, heftig weinend und naseblutend wie einst in Salisbury [2]). Er fand Briefe vor von der Königin Marie Beatrice. Die darin enthaltene Nachricht des französischen Sieges von Fleurus kräftigte seinen Entschluß zur weiteren Flucht nach Frankreich. Denn Jacob, in seiner Ueberschätzung dieses Erfolges, machte sich die Hoffnung, daß der König Ludwig XIV. die siegreiche Armee verwenden werde zum Zwecke einer Landung in das von Truppen entblößte England. Dies war für ihn, wie er sagt, das wesentliche Motiv des Verlassens von Irland. Jedoch erwog er diesen Entschluß der Flucht mit den einzelnen Mitgliedern seines geheimen Rathes. Sie waren einstimmig der Meinung: er habe keine Zeit zu verlieren. Tyrconnel ließ ihm dieselbe Ansicht melden. Eben so sprachen einige französische Offiziere. Der Entschluß des Königs stand fest.

Nur einige Stunden widmete er der Ruhe. In der Frühe des nächsten Morgens ließ er den Lord-Mayor von Dublin und einige vornehme Bürger auf das Schloß bescheiden. Er hielt ihnen eine Anrede. „In England, sagte er, hatte ich eine stattliche Armee. Als ich derselben am meisten bedurfte, verließ sie mich und ging zum Feinde über. Die Irländer haben mich nicht in dieser Weise verrathen, aber sie sind geflohen, bevor der Feind sie bezwungen. Dies hat mich zu dem Entschlusse bewogen, mich nicht wieder an die Spitze eines irischen Heeres zu stellen." Er sagte weiter, daß er zur Sicherung seiner

---

[1]) So der Venetianer Pietro Venier im Jahre 1695, bei **Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 502.**

[2]) Hoffmanns Bericht vom 15. Juli. — Pufendorf lib. III, §. 45.

Perſon fliehen müſſe, ermahnte ſie dagegen ihm die Treue zu bewahren. Das eigentliche Motiv der Flucht, welches Jacob II., wie wir vernommen, ſpäter ſelber als das maßgebende bezeichnete, die Hoffnung auf die Waffen Frankreichs, kam nicht zur Sprache. Demgemäß konnte jene Rede eine erhebende Wirkung nicht hervorbringen. Nur der Schluß der Rede athmete wieder die Geſinnung eines Königs. „Man hat mir den Vorſchlag gemacht, ſagte Jacob II., Dublin in Brand zu ſtecken. Ich verbiete Euch, kraft des Eides, den Ihr mir ſchuldig, weder eine Plünderung, noch eine Brandlegung zuzulaſſen. Denn dies wäre eine Barbarei, die ich nicht gutheißen, viel weniger denn gebieten will“ [1]).

Um fünf Uhr des Morgens brach König Jacob auf. Etwa zwölf engliſche Meilen ſüdwärts von Dublin überholten ihn jene franzöſiſchen Offiziere. Die Verfolger ſeien nahe, ſagten ſie, kaum eine Meile zurück. Der König möge eilen. Er hielt ihnen die Unmöglichkeit entgegen. Sie beharrten dabei ſelber ſie geſehen zu haben. Die Selbſttäuſchung dieſer Offiziere war augenſcheinlich die Wirkung des Schreckens, welcher auf den Gemüthern lag, und zwar ſchwerer bei jenen als bei dem Könige Jacob [2]).

Auch er ſelber freilich mochte nicht denken, daß er, wenn er gewollt, ſicher und unbehelligt von jeglicher Verfolgung, in ruhigem Schritte ſeinen Weg hätte zurücklegen dürfen. Mit geringer Raſt eilte er den Tag und die Nacht dem Meere zu. Bei Sonnenaufgang erreichte er Duncannon. Dort betrat er mit jenen Offizieren ein Fahrzeug, das ihn nach Kingſale führte. Im Hafen lag ein kleines Geſchwader franzöſiſcher Kriegsſchiffe. Es trug den König Jacob hinüber nach Breſt. Dort landete er am 10./20. Juli, ſelber der Bote ſeiner Niederlage. Die Art und Weiſe, in welcher er dann in Frankreich davon redete, machte auf ſeine Hörer nicht einen günſtigen Eindruck. „Er ſcheint, ſagten ſie, den übelen Stand ſeiner Angelegenheiten ſo wenig zu empfinden, als ob ſie ihn gar nicht beträfen. Er erzählt mit lachendem Munde und ohne irgend welche Erregung der Gefühle.“

---

[1]) Die Rede bei Sylvius t. III, b. 30, p. 140, übereinſtimmend mit den engliſchen Berichten bei Macaulay.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 401. — Macpherson's Original Papers I, p. 229.

Sehr unwahrscheinlich kam den Franzosen besonders seine Versicherung vor, daß das englische Volk ganz für ihn gesinnt sei [1]). Es ist augenscheinlich, daß diese Franzosen nicht durchschauten, in welcher Hoffnung Jacob seine Flucht von Dublin aus angetreten.

In Brest vernahm Jacob die Nachricht des französischen Sieges von Beachy Head. Sie steigerte seinen Eifer. Er traf in St. Germain ein, am 15./25. Juli. Die Nachricht von der Boyne war in Versailles bekannt seit dem 12./22.

Die Kunde fiel in Paris wie ein Dämpfer auf die Freude über Fleurus und Beachy Head. Allein eine andere Nachricht nahte heran, die, wenn wahr, die Niederlage Jacobs überwog.

Um die Mitternacht vom 27. auf den 28. Juli wurde es in den Straßen von Paris lebendig. Ein Nachbar weckte den anderen mit dem Rufe: „Er ist todt, der Prinz von Oranien, und mit ihm Schomberg!" — Man eilte hinaus auf die Straßen, auf die Plätze. Freudenfeuer loderten empor. Weinfässer wurden herangerollt. Ein wilder Taumel ergriff diese Menschen. Man trank. Man jubelte und tanzte um die Feuer. Man machte Spottfiguren, die den Prinzen und die Prinzessin von Oranien darstellen sollten. Man schoß danach. Man verbrannte sie. Ein Zweifel an der Wahrheit der Nachricht brachte den, welcher ihn aussprach, in Lebensgefahr. Die Raserei dauerte in Paris zweimal vier und zwanzig Stunden. Sie ward nachgeahmt in Frankreich aller Orten. In Lyon standen alle Geschäfte drei Tage lang still [2]).

Nach dem Berichte der Herzogin von Orleans, ist der Befehl zu dieser wilden Feier nicht vom französischen Hofe ausgegangen. Sie verwundert sich vielmehr, daß die Autorität des Königs, so absolut sie sonst sei, nicht ausreiche der Sache zu steuern. Diese Ansicht ist von Späteren oft wiederholt. In den anderen Ländern damaliger Zeit dagegen galt die Ansicht, daß der Donner der Kanonen von der Bastille herab um Mitternacht zur Bekundung jener Nachricht, für die Pariser

---

[1]) Die Berichte des Intendanten Faucoult, bei Sirtema van Grovestins t. VI, p. 229 et suiv.

[2]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, vom 30. Juli. — Rousset IV, 424. — Eben so wie die Herzogin, auch Dangeau t. II, p. 329.

geworden sei wie ein Signal zu jener nicht ehrenvollen Feier. In der Republik Holland ward ein Brief aus Orange gedruckt, vom 7. August, enthaltend die Meldung, daß dort drei Tage nach einander eine Freudenfeier stattgefunden: am 4. für den Sieg von Fleurus, am 5. für den Sieg von Beachy Head, am 6. für den Fall des Prinzen von Oranien. Gemäß diesem Schreiben war die letzte Feier ausgerufen unter Trompetenschall, im Namen des Königs. Daß dieser Brief in Holland Glauben gefunden, ist kaum zu bezweifeln [1]). — Die Schrift: Die Seufzer des geknechteten Frankreich, sagt: es werde dem Hofe nicht gelingen die Schuld der schmachvollen Feier in Frankreich von sich ab und auf das Volk zu wälzen [2]).

Ein zwingender Beweis liegt weder für noch gegen die Anklage vor. Eine Thatsache indessen hatte sich als unzweifelhaft ergeben: die leidenschaftliche Abneigung des von Ludwig XIV. beherrschten Frankreich gegen den König Wilhelm III. Es folgt mit Nothwendigkeit, daß dieser Abneigung der Feinde entsprochen haben muß die Zuneigung der Freunde.

Nicht jedoch entsprach bei den Franzosen diesem Hasse gegen den Oranier ein wärmeres Gefühl für den König Jacob. Seine Flucht von der Boyne her in einem Zuge fort nach St. Germain, erschien nicht in einem ehrenhaften Lichte. Für die erste Flucht im December 1688 hatte man in Frankreich ihn gelobt, für diese aus Irland ward er schwer getadelt. Man vernahm seine Erzählungen von der Boyne mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Nicht-Befriedigung. Man sagte spottend: es sei zu besorgen gewesen, daß die beiden Könige in Irland verwechselt würden. Die Besorgnis sei nun gehoben. Unzweifelhaft sei derselbe wieder gekommen, der gegangen [3]).

Aber mit dem ganz gleichen Rechte hätte man auch sagen dürfen, daß es in beiden Fällen der Flucht derselbe König Jacob war, welcher floh, daß er das eine Mal wie das andere handelte wesentlich aus denselben Motiven, negativ aus der Furcht in die Hände des Oraniers zu fallen, positiv aus seinem Vertrauen auf den König von Frankreich,

---

[1]) Das Schreiben bei Sylvius t. III, b. 30, p. 152.

[2]) Les soupirs de la France esclave. Rousset deutet an t. IV, p. 426, daß er die Schrift für einen Ausdruck der Freunde Oraniens halte.

[3]) Die Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, 30. Juli 1690.

das eine Mal wie das andere auf den Rath derjenigen Franzosen, in die er ein großes, wenn auch freilich sehr wenig gerechtfertigtes Vertrauen setzte. Wenn jene Nachricht bei Pufendorf sich begründet erweist, nämlich daß Lauzun als Rathgeber zur Flucht von der Boyne im Auftrage Ludwigs XIV. gehandelt: so wäre die zweite Flucht der ersten in aller Beziehung analog. Aus der eigenen Darlegung des Königs Jacob haben wir dann vernommen, daß für seine weitere Flucht von Dublin und überhaupt aus Irland seine übertriebene Meinung von dem Siege von Fleurus, die daraus entspringende Hoffnung auf eine Landungs-Armee nach England, sehr erheblich mitwirkte. Er suchte dies geltend zu machen.

Am Tage nach der Ankunft Jacobs erschien Ludwig XIV. in St. Germain, und versprach in allgemeinen Ausdrücken fernere Hülfe. Der König Jacob entwickelte sein Project einer Landung in England. Sein Bruder von Frankreich vernahm das kühl. Der König Jacob drängte. Ludwig XIV. wich aus. Er müsse zuvor, sagte er, Nachrichten von Irland abwarten [1]).

Der König Jacob war sehr überrascht. Welche Beziehung haben denn, fragte er bei sich, die Nachrichten aus Irland mit der Thatsache, daß England vertheidigungslos ist zu Lande und fast auch zu Wasser? — Er grübelt nach der Ursache dieses ablehnenden Verhaltens von Seiten seines Freundes. Vielleicht, meinte er, sei Ludwig XIV. aus sich oder durch Andere zu dem Urtheile gekommen, daß die übereilte Flucht von Irland her kein Heil verspreche für eine neue Expedition, daß es ihm fehle an der Beharrlichkeit für die Durchführung großer Aufgaben. Und doch schien dem Könige Jacob sein Plan so richtig berechnet, so den Umständen entsprechend, so nützlich für den König von Frankreich, da ja das Gelingen und demgemäß das Ausscheiden Englands aus der großen Allianz die Sehnen derselben durchschneiden würde. Jacob II. eilte nach Versailles, um aufs neue in seinen Freund zu dringen, der ja doch, nach der Meinung Jacobs, einen vernünftigen Einwand nicht entgegen stellen konnte. Der König Ludwig war unpäßlich. Jacob gelangte nicht zu ihm. Der König Ludwig blieb für

[1]) The life of James. Vol. II, p. 411. Es sind hier nicht die eigenen Worte des Königs; aber sie werden verificirt durch den Vergleich mit Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 233.

den König Jacob so lange unpäßlich, bis die nach der Ansicht des letzteren geeignete Zeit zu einer Landung in England verstrichen war.

So sah der König Jacob II. selber das Verhalten seines Freundes an. Er fügt hinzu, daß weder der Abfall seiner Unterthanen, noch die Desertion seiner Günstlinge, noch der Verlust der Schlacht ihn so tief und so schwer gebeugt, wie das Versagen der Erlaubnis, sein Herz ausschütten zu dürfen vor seinem einzigen Freunde und Beschützer auf dieser Welt. Die Worte zeigen zur Genüge, daß auch da noch in den engen Gesichtskreis des Königs Jacob nicht eine Ahnung eintritt, daß dieser einzige Freund und Beschützer vielleicht doch nach ganz anderen Motiven handele, als die dem Könige Jacob für sich wünschenswerth erscheinen. Seine weitere Ausführung ergibt vielmehr, daß er sich festklammert an seine erste Ansicht, nämlich daß die Misbilligung seines Verhaltens in Irland und die geringe Bürgschaft, welche dieses Verhalten für die Zukunft biete, den alleinigen Grund ausmache für die Weigerung des Königs von Frankreich. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Gott ihn bestimmt zu einem Opfer der Geduld, welche er zu üben habe an Freunden wie an Feinden. Er bat nur noch an Bord der französischen Kriegsflotte gehen zu dürfen. Es ward ihm abgeschlagen [1]).

Verweilen wir, bevor wir den thatsächlichen Zustand der Dinge in England jenen Wünschen und Darlegungen des Königs Jacob gegenüber stellen, noch mit einigen Worten bei seiner Persönlichkeit in der damaligen Lage.

Wie für den König Jacob keine Erfahrung ausreichte, um ihn zur Klarheit zu bringen über die wahre Natur der französischen Hülfeleistung: so ergab sich eben damals, daß auch nach der anderen Seite jeglicher Versuch einer Verständigung, wenn auch nur einer moralischen, abprallte an seinen versteinerten Vorurtheilen. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans that ihm kund, daß sie durch die Prinzessin Sophie in Hannover vernommen, wie schmerzlich die Prinzessin von Oranien es empfinde, den Gemahl und den Vater mit den Waffen in der Hand einander gegenüber zu wissen. Jacob erwiederte ausweichend:

---

[1]) Macpherson I, p. 233.

„Mit Worten ſcheint es wohl, daß ſie mich lieb hat; aber die Werke weiſen es anders aus". Die Herzogin vertheidigte die Tochter vor dem Vater. Sie legte dar, daß die Frau des Prinzen von Oranien ihrem Gemahle habe folgen müſſen, und dennoch das Unglück ihres Vaters mit Schmerzen beklagen könne. Sie berief ſich auf das Lob der Prinzeſſin Sophie, ſo wie der Kurfürſtin von Brandenburg für die Tochter Jacobs als eine tugendreiche Fürſtin. Die Bahn einer Annäherung war dadurch eröffnet. Der König Jacob ſchwieg [1]). Sein Schweigen war nicht dasjenige der Zuſtimmung, ſondern des Beharrens in dem Wahne, daß ſeine Tochter ihm Uebeles gewollt.

In derſelben Zeit ſprach der König Jacob eines Tages mit dem Grafen Buſſy-Rabutin über ſeine Angelegenheiten, über die Religion des Prinzen und der Prinzeſſin von Oranien. „Was den Prinzen betrifft, ſagte Jacob, ſo hat er gar keine Religion, und die Prinzeſſin kaum mehr. Das Beſtreben der letzteren iſt alle Secten in England zu einigen" [2]).

Glaubte der König Jacob ein Recht zu dieſem Urtheile zu haben?

Er ſuchte damals Zuflucht und Troſt durch eine Zurückgezogenheit im Kloſter La Trappe. Er lebte dort mit den Mönchen nach der an ſich ſtrengen, von ihnen verſchärften Regel des heiligen Bernhard von Clairvaux. Sie enthielten ſich jeglicher animaliſchen Nahrung, ſelbſt der Eier und der Milch, ſo wie des Weines. Sie baueten ihren Garten, deſſen Erträgniſſe an Wurzeln, Kräutern, Früchten, ihnen genügten. Der König ſpeiſte mit ihnen im Refectorium, und ſeine Koſt unterſchied ſich von der ihrigen nur durch die Zuthat von Eiern [3]). Er machte ihre Exercitien mit, vor allem ihr Schweigen; denn ihr Mund war geſchloſſen, außer zum Lobe Gottes. Wohl mancher unter ihnen mochte dies Leben ſich erkoren haben als eine freiwillige Buße. Eben damals geſchah es, daß zwei Engländer, Brüder aus dem gräflichen Hauſe Salisbury, zu St. Germain in Streit geriethen. Sie duellirten ſich. Sie trafen einander ſchwer. Dann verſöhnten ſie ſich, erbaten einen Prieſter und convertirten. Der Aeltere, neunzehnjährig

---

[1]) Die Herzogin von Orleans an die Prinzeſſin Sophie, 30. Juli.
[2]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 325.
[3]) The life of James. Vol. II, p. 529.

ſtarb an ſeiner Wunde. Der Andere genas, um einzutreten in La Trappe [1]).

In den Augen dieſer Mönche von La Trappe mochte, nach der damaligen Anſchauung in Frankreich, das Haupt des Königs Jacob die Gloriole des Märtyrers umſchweben. Der Abt Rancé legte in einem Briefe an den Marſchall Bellefonds das Lob des Königs dar. Der politiſche Standpunct auch bei Rancé iſt derjenige des Mönches, welcher die Welt erſchaut von dem ſchmalen Fenſter ſeiner Kloſterzelle nahe bei Paris. Jedenfalls aber ergibt das Schreiben, daß der König Jacob manche Eigenſchaften beſeſſen haben muß, die den Trappiſten ein Recht gaben, ihn hoch zu ſchätzen und zu ehren. Es finden ſich dort freilich auch die Worte: „Ich bewundere die Zurückhaltung und die Mäßigung, mit welcher der König von ſeinen Feinden redet. Es geht kein Wort aus ſeinem Munde, welches darin den Vorſchriften des Evangeliums nicht genau entſpräche“ [2]). Demnach iſt anzunehmen, daß dem Abte Rancé gegenüber der König Jacob ein Urtheil ſolcher Art wie jenes über den Prinzen und die Prinzeſſin von Oranien, nicht geäußert habe.

Es fehlte dem Könige Jacob damals, wo er, wegen des Verhaltens von Ludwig XIV. gegen ihn, im tiefſten Leide zu ſein glaubte, nicht an Kundgebungen anderer Art, welche ihm bewieſen, daß er noch Freunde habe, ihm zugethan um ſeiner ſelbſt willen und in der Treue für ſein Königthum.

Als nach dem Siege und Tode des Lords Dundee bei Killikranky in Schottland die Schaaren der Hochländer ſich verliefen, begaben hundertundfünfzig der Offiziere ſich nach Frankreich. Ludwig XIV. wies ihnen Unterhalt an, zog jedoch denſelben bald zurück. Sie wollten ihrem Könige, bei ſeinen beſchränkten Mitteln, nicht zur Laſt fallen, und baten daher ihn um die Erlaubnis ſich als eine Compagnie Soldaten zu formiren, mit keinem anderen Vorrechte als der Wahl ihrer Offiziere unter ſich. Jacob bewilligte es. Vor ihrem Eintritte in die franzöſiſche Armee begaben ſie ſich nach St. Germain. Einige Tage nach ihrer Ankunft dort ſtanden ſie, angethan mit geliehenen franzöſiſchen

[1]) Dangeau t. II, p. 376.

[2]) Das Schreiben vom Rancé bei Bussy-Rabutin t. III, p. 22 et suiv.

Uniformstücken, auf einem Platze, an welchem der König Jacob auf seinem Wege zur Jagd vorbeikommen mußte. Er erkundigte sich, wer diese Männer seien, und war erstaunt zu erfahren, daß es dieselben, mit denen er am Tage zuvor bei seinem Lever sich unterhalten. Er setzte seinen Weg nicht fort, sondern kehrte um in den Palast. Er bestimmte ihnen einen Tag zur Revue. Sie fand statt. Der König schritt durch die Reihen, und schrieb eigenhändig den Namen eines Jeden in sein Taschenbuch. Er dankte jedem Einzelnen besonders. Dann trat er vor die Front, zog den Hut ab und verbeugte sich vor der Schaar. Er wendete sich zum Gehen. Nach einigen Schritten kehrte er um, trat abermals vor die Front, zog den Hut und verbeugte sich. Die Thränen stürzten ihm hervor. Die Schaar kniete schweigend nieder, bog das Haupt abwärts und blickte zur Erde. Dann erhoben sie sich, alle zugleich, und marschirten im Paradeschritte an ihm vorüber, als wäre es in gewöhnlicher Revue [1]).

So schieden sie, und König Jacob sah sie nicht wieder. Sie wurden erst an die spanische Grenze geschickt, von dort an die deutsche. Es ist merkwürdig, daß später die von diesen Männern selbst gewählten Offiziere die Probe der Ehrlichkeit nicht bestanden, daß sie ihre Leidensgefährten um den geringen Sold betrogen, welchen der König von Frankreich ihnen zahlte. Es scheint, daß die Schaar stärker exponirt wurde als alle anderen Truppen, daß man in Frankreich sie behandelte wie die irrenden Ritter der Treue. Beim Friedensschlusse, wo man sie entließ, waren von den ursprünglichen 150 Mann noch 16 übrig, und von diesen gelangten 4 in die Heimat zurück. Ihr Beispiel predigte dort nicht ein Vertrauen auf Frankreich.

Wir haben die Wünsche vernommen, welche Jacob II. nach seiner Flucht aus Irland zu Ende Juli 1690 vor dem Könige von Frankreich geltend machte, nämlich die Wünsche einer Landung in England. Demnach haben wir denselben den Zustand der Dinge in England gegenüber zu stellen.

Am selben Tage, an welchem Jacob in St. Germain eintraf, dem 15./25. Juli, vernehmen wir von London her den Ausdruck der Besorgnis: wenn Frankreich die ernstliche Absicht einer Landung in

[1]) Dalrymple I II p. 66. Auch für das Folgende.

England hat, so kann es auf seiner Flotte den aus Irland geflohenen König Jacob leicht herüber bringen [1]).

Der Rath der Neun um die Königin hegte die Ansicht, daß Frankreich den Plan einer Landung in England nicht bloß längst gefaßt und vorbereitet habe, sondern auch, in Folge des Treffens an der Boyne, die Ausführung beschleunigen werde, so lange noch zur See gar kein Widerstand, zu Lande nur ein geringer zu erwarten sei. Die englische Flotte könne frühestens in drei Wochen wieder auslaufen: zu Lande seien höchstens 6000 Mann geschulte Truppen da. Außerdem habe man nur noch die Miliz, in die der König Wilhelm kein Vertrauen setze. Auch wolle z. B. die Londoner Miliz die Stadt nicht verlassen. Nottingham im Auftrage der Königin und der Neun ging so weit zu sagen, daß, im Falle einer plötzlichen Landung, die Franzosen in wenigen Tagen Herren von London sein würden. Es erging daher von ihnen an den König die dringende Bitte um seine schleunige Rückkehr [2]).

Demnach standen die Ansichten des Rathes der Neun denjenigen, welche zur selben Zeit der König Jacob vor Ludwig XIV. entwickelte, nicht sehr fern.

Diese Frage einer französischen Landung hielt für Wochen lang die Gemüther in England in der lebhaftesten Spannung. Die Miliz war aller Orten in Waffen: aber was würde sie vermögen gegen reguläre, kriegsgeschulte Truppen? Man hielt entgegen, daß zu einer Landung doch mindestens erforderlich sein würden 15,000 Mann, von denen ein Fünftel bestehen müsse aus Cavallerie; denn ein geringeres Corps würde lediglich geopfert werden. Nun sei aber nicht abzusehen, wo Frankreich eine solche Macht verfügbar halte oder entbehren könne. Andere wieder waren der Ansicht, daß die Landungstruppen schon an Bord, oder doch in Boulogne bereit lägen. Von der Insel Wight aus erblickte man die französischen Schiffe, die ein leichter Nord gegen ihre Küste zurück drängte. Es hieß, daß ein Theil derselben nach Boulogne gegangen sei [3]).

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 25. Juli.

[2]) Nottinghams Schreiben vom 15./25. Juli, bei Dalrymple III[II] p. 123.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 28. Juli.

Die Besorgnis stieg durch eine neue Proclamation des Hofes. Die Lords Preston, Montgomery und andere, in allem zwanzig, wurden in Verhaft genommen. Die Verschwörungen, wenn man sie so nennen darf, solcher Personen hatten an sich keine Bedeutung. Sie konnten eine solche erst und vielleicht erlangen in Folge einer Landung. Gegen die Wahrscheinlichkeit einer solchen ward jedoch von Tage zu Tage mehr geltend gemacht die völlige Ruhe und Ordnung im Reiche, die den französischen Kundschaftern sagen müsse, daß auf irgend welches Entgegen-Kommen für ein Landungsheer nicht zu rechnen sei [1]).

Und eben dies war das Wesentliche bei der Sache. Die Franzosen berichten, daß nachher der Minister Seignelay, daß auch der König Ludwig XIV. dem Ritter Tourville gezürnt haben wegen der nicht genügenden Ausbeutung des Sieges von Beachy Head. Allein es sind hier zwei Fragen scharf zu trennen: diejenige der Landung in England und diejenige der Zerstörung der holländisch-englischen Flotte in der Themse. Auf das Nicht-Gelingen dieses letzteren Planes beziehen sich die dem Admiral Tourville gemachten Vorwürfe. Er hielt denselben die Gefahr entgegen, ja die Unmöglichkeit für die französische Flotte, nach der Wegnahme der Seetonnen, welche das Fahrwasser bezeichnen, in die Themse hinauf zu dringen [2]).

Die Frage der Landung war eine selbständige für sich. In Betreff derselben ist es augenscheinlich, daß Frankreich handelte gemäß dem alten Worte, welches es damals häufig anwandte, daß man auch durch Gerüchte Krieg führen könne [3]). Man hatte vierzehn Galeeren vom Mittelmeere kommen lassen, von niedrigem Bord, durch Ruderkräfte bewegt, Fahrzeuge mithin, die in dem unruhigen Meere, welches England umfluthet, nur höchst selten und immer mit großer eigener Gefahr zur Verwendung kommen konnten. Diese Galeeren, wie viele andere Vorbereitungen an der französischen Küste, dienten zum Ausstreuen der Gerüchte von den Planen einer Landung, welche Glauben fanden bis hinein in den Rath der Neun. Wir haben dagegen das Verhalten von Ludwig XIV. gegenüber der Bitte Jacobs kennen gelernt. Es war

[1]) Hoffmanns Bericht vom 1. August.

[2]) Macpherson I, p. 233. — Dangeau t. II, p. 319 gedenkt nicht einmal eines Planes der Landung.

[3]) Rumoribus bellum gerere.

dasjenige der schweigenden Ablehnung. Und doch war, wenn die Landung nicht bloß den Charakter einer feindlichen Invasion tragen sollte, die Anwesenheit der Person des Königs Jacob dabei unentbehrlich.

Demnach stellt sich der Kern der Sache, wie folgt. Der Plan einer Landung in England war allerdings bei Ludwig XIV. und seinen Räthen vorhanden, aber nicht geschlossen, sondern unfertig, abhängig von einer wesentlichen Vorbedingung, nämlich derjenigen einer jacobitischen Erhebung in England selbst. Dies ist überhaupt der in allen den betreffenden Fällen wiederkehrende Differenz-Punct zwischen Ludwig XIV. und Jacob II. Der letztere vertraute, daß die Erhebung erfolgen werde, sobald er selber den Fuß setze auf englischen Boden. Ludwig XIV. verlangte zuerst die Erhebung. Denn dann durfte er hoffen mit einem geringen Nachschub eigener Kräfte, wenn auch nicht den König Jacob wieder auf den Thron zu setzen, doch England durch den Bürgerkrieg in sich zu lähmen und für seine Politik auf dem Continente unschädlich zu machen. Jene Gerüchte daher, so wie das Braviren der französischen Flotte entlang der englischen Küste, eine Reihe von Versuchen durch Fischerleute Proclamationen in England einzubringen, hatten zunächst den Zweck eine solche jacobitische Erhebung hervorzurufen.

Je länger indessen die Provocation währte, desto weniger ward der Zweck erreicht. Am 23. Juli/2. August traf ein Eilbote von Torbay in Whitehall ein mit der Meldung, daß eine der vierzehn Galeeren in der Bucht, die französische Flotte höchstens zwei Stunden von dort vor Anker läge. Die Königin berief wiederholt den Rath der Neun. Die Berathungen endeten mit dem Nachlassen der Besorgnis. Denn das Verhalten der französischen Flotte ergebe den Beweis, daß sie eine erhebliche Zahl von Landungstruppen nicht an Bord haben könne. Andererseits liege die Thatsache vor, daß die Landmiliz zu vielen Tausenden der Küste zuströme, alle erfüllt von höchster Erbitterung gegen Frankreich. „Diesen Abend, so schließt Hoffmann seinen Bericht vom 25. Juli/4. August, habe ich den Hof fast außer aller Besorgnis gefunden“ [1]).

[1]) Man kann über dieses Zuströmen viele Einzelheiten bei Macaulay nachlesen Ch. XIV. Ich begnüge mich, den Berichten von Hoffmann aus dem Mittelpuncte zu folgen.

Von den Schiffen aus, die dem Ufer nahe kamen, war das Getriebe der Menschen an den ansteigenden Höhen deutlich wahrzunehmen. Von einem dieser Schiffe aus ward ein Boot unter einer Friedensflagge ans Land entsendet, mit dem Auftrage der Erkundigung, für wen die Menschen sich versammelten. Es erfolgte die Antwort: „Alle für König Wilhelm". Es sollen aus Cornwall, Devonshire und Dorsetshire in jenen Tagen 150,000 Menschen sich an der Küste angesammelt haben, ausgerüstet mit allen möglichen und unmöglichen Waffen, quae furor arma ministrat [1]).

Die Haltung der Königin Mary in dieser schweren Zeit entsprach dem Sinne des Gemahles. Sie wohnte den Sitzungen des Rathes bei, oft zweimal, auch dreimal des Tages. England starrte in Waffen. Die Königin musterte die Miliz von London. Sie fuhr hinab nach Greenwich, um dort fünf Regimenter zu besichtigen, die eben von Holland eingetroffen waren. „Sie unterlässet nichts, meldet Hoffmann, was man von einer sorgfältigen, heroischen Regentin erwarten dürfte". So der Eindruck, den die sechsundzwanzigjährige Königin nach außen machte. Welche Anstrengung aller Kräfte sie innerlich aufwandte, um die ihr auferlegte Aufgabe durchzuführen, liegt uns Späteren vor in ihren Briefen aus der damaligen Zeit an ihren Gemahl. Die Königin fühlt, daß jegliches Wort, jegliche Betonung, jeglicher Blick, jegliche Bewegung die sie macht, beobachtet wird, daß, wenn sie nur einmal trübe darein schaute, es heißen werde: alles ist verloren. Und dazu lastet auf ihr, außer der Pflicht für England, die Sorge um den Gemahl, den sie mehr liebt als das eigene Leben, der, heute von einer Kugel getroffen, morgen, trotz seines Asthma, den Boyneström halb schwimmend durchwatet, um voran zu sein im Kampfe, mit der linken Hand den Degen führend, den die Rechte einstweilen nicht zu tragen vermag. „Ich muß ein lächelndes Angesicht zeigen, sagt sie, wenn mein Herz fast bricht, und muß Geschwätz machen, wenn vor Beklemmung mir fast der Athem stockt". Aber sie fühlt sich als die Frau des Oraniers. Sie glaubt an seinen Beruf für England, für Holland, für die Völker Europas. Sie strebt seinen Wünschen genug zu thun. Sie hofft auf seine Anerkennung für ihr Verhalten. Diese Hoffnung hält sie empor. Indem

[1]) Sylvius t. III, b. 30, p. 148.

sie dieser Hoffnung gemäß handelt gegenüber dem Rathe der Neun, von denen keiner ihr volles Vertrauen besitzt, gegenüber dem englischen Volke, welches sein Geschick abhangen sieht von der Haltung der Königin, erwirbt sie sich die Bewunderung der ferner Stehenden, welche immerhin ahnen, nicht jedoch durchschauen, mit welcher Anstrengung aller Seelenkräfte dieses Lob errungen wird [1]).

Am 28. Juli/7. August trafen bald nach einander drei Eilboten in Whitehall ein. Der erste meldete, daß in der Morgenfrühe des 26. Juli/5. August einige hundert Mann von der französischen Flotte gelandet und das Fischerdorf Teignmouth in Brand gesteckt. Der zweite berichtete, daß vor der herannahenden Miliz die Franzosen sich eilig auf die Schiffe zurückbegeben. Der dritte meldete, daß die französische Flotte ihren Lauf nach Exmouth genommen, dem Vermuthen nach, um Exeter zu verbrennen [2]).

Es ist von besonderer Wichtigkeit, den unmittelbaren Eindruck dieser Vorgänge von einem kundigen Beobachter zu erfahren.

„Da die Franzosen bei diesem Versuche keinen erheblichen Schaden anzurichten vermögen, theils wegen des Mangels an Cavallerie, der ihnen jedes weitere Vordringen unthunlich macht, theils weil dort 15,000 Mann Landmiliz in Waffen stehen, und endlich weil sie eines haltbaren Platzes sich nicht bemächtigen können: so darf man von der andern Seite sagen, daß dies Unternehmen der französischen Flotte für die allgemeine Sache gegen sie das ersprießlichste ist, wie zugleich das nöthigste. Nöthig nämlich war es, die englische Nation, auch noch nach dem Schlage von Beachy Head, völlig aus ihrer Lethargie aufzurütteln, sie aufs höchste gegen Frankreich zu erbittern, und nachdrücklicher als bisher sie die Waffen ergreifen zu machen. Denn bereits erhob sich die Besorgnis, daß sie, nach der Unterwerfung von Irland, des Kriegens und des Geldgebens müde, den König zum Frieden drängen, oder doch zum Kriege wenig beitragen würden. Nun aber haben sie durch die That empfunden, daß ihr eigenes Interesse, mehr sogar als dasjenige einer anderen Nation, die Erniedrigung der Uebermacht Frankreichs

---

[1]) Die Briefe der Königin bei Dalrymple III[II] p. 128 sqq. Man sehe namentlich p. 196.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 8. August.

fordert, ja daß England mehr einer Hülfe von fremder Hand bedarf, als umgekehrt. Denn die Krone Frankreich hat durch ihre Flotte bewiesen, daß sie im Stande ist nicht bloß die Herrschaft zur See an sich zu bringen, sondern auch des Königreichs England mächtig zu werden, wenn dieses allein, ohne Bundesgenossen, ihr gegenüber steht."

„Aehnlich hat die Königin sich ausgesprochen. Wenn die französische Politik sich bei den eigenen Freunden des Königs Wilhelm einen Rath erbeten, sagte die Königin: so hätte man nicht einen schädlicheren für Frankreich selbst, einen vortheilhafteren für die Verbündeten ertheilen können, als diesen Versuch einer Landung, mit dem Ergebnisse ein Fischerdorf verbrannt zu haben" [1]).

Es erhob sich damals eine Reihe scharfer Kritiken, wie ungleich vortheilhafter für sich selber und für den König Jacob, nachtheiliger dagegen für England der König Ludwig XIV. seine Rüstungen angewendet haben würde, wenn er, anstatt eine Flotte ins Meer zu senden, die ihm für unendliche Kosten einen kurzen und unfruchtbaren Ruhm erwarb, einen größeren Theil dieser Kosten gewendet hätte nach Irland. Es ist dagegen zu berücksichtigen, daß wir nicht zu ermessen vermögen, welcher Antheil an den Planen Ludwigs XIV. für den Feldzug von 1690 kommt auf die sanguinischen Hoffnungen und Reden von St. Germain. Dagegen ist es sehr merkwürdig, daß, eben so wie Ludwig XIV. durch sein Unrecht gegen Kaiser und Reich im September 1688 dem Oranier die Bahn nach England frei gelassen, wie er dann durch den Rath seiner Agenten zur Flucht Jacobs II. den Thron von England für den Oranier vacant gemacht — eben so nun wiederum er durch die an sich zwecklose Grausamkeit gegen ein armes Fischerdorf vor allen Anderen beitrug, den Oranier mit der englischen Nation enger zu verbinden und zu verkitten. Wir haben vernommen, daß bereits zur Zeit der Kriegserklärung die Flammen der Pfalz ihren Feuerschein hinein geworfen auch in das englische Parlamentshaus. Die Mahnung, die damals der Kaiser an die Völker der Christenheit hatte ergehen lassen, daß die Brandfackel Ludwigs XIV. nicht achte eines gottgeweiheten Raumes, noch der Gräber von Kaisern, nicht eines Alters, noch Geschlechtes der Menschen — war noch nicht verklungen. Und nun leuchtete für England

[1]) Hoffmanns Bericht vom 8. August.

intenſiv glühender noch heran die Flamme von Teignmouth. Sie verkündete, daß nicht der Wille des Königs von Frankreich ihn hinderte die prangenden Städte, die ſtattlichen Schlöſſer von England zu wandeln in Haufen von Aſche und Trümmern, gleich Mannheim, Speier und Worms. Gegen dieſen furchtbaren Feind menſchlicher Wohlfahrt, deſſen Namen der Engländer nur mit Entſetzen nannte [1]), gab es nur den einen Erretter, den König Wilhelm. Die Nachricht, daß die Königin und der Rath der Neun den König gebeten von Irland her zurückzukehren, und daß er die Bitte zugeſagt, ging wie ein Freudenruf durch das Volk von England [2]).

Wir haben alſo unſere Blicke zu richten auf den König Wilhelm III. in Irland.

Die eilige Flucht des Königs Jacob aus dem Treffen an der Boyne hatte nicht bloß dieſes ſelbſt verloren gemacht: die Fortſetzung der Flucht nach Frankreich erhöhte die Bedeutung des Sieges für den König Wilhelm zu einer entſcheidenden. Nachdem Jacob II. ſelber ſeine Fahne dort verlaſſen, blieb nur noch übrig die Sache der Rebellion eines Theiles von Irland, unterſtützt durch Frankreich. Nur lag es in der Natur der Dinge, daß von dieſer Rebellion der confeſſionelle Charakter ſchwer zu trennen war. Jacob II. war nicht den Rathſchlägen des Grafen d'Avaux gefolgt, deſſen Trachten darauf hinaus ging, durch den Maſſenmord der Proteſtanten dieſen Spalt weiter zu reißen bis zum unausfüllbaren Abgrunde. Dennoch hatte er der Leidenſchaft und Thorheit von katholiſchen Irländern ſo viel nachgegeben, daß, im Falle des Sieges von Wilhelm, ein Rückſchlag faſt unvermeidlich war. Die Haltung der Proteſtanten in den Tagen des Herannahens von Wilhelm III. war eine ſolche, daß der König Jacob viele derſelben gefangen ſetzte, andere in ihren Häuſern bewachen ließ. Der Sieg an der Boyne erſchien auf engliſchem und iriſchem Boden wie der Sieg des Proteſtantismus. Die Unterſcheidung, daß derſelbe Sieg in Wien und Madrid gefeiert wurde aus anderen Gründen, konnte auf engliſchem

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. Auguſt: Der gemeine Mann kann den Namen ohne Entſetzen nicht hören.

[2]) A. a. O. — Die Königin am 30. Juli/9. Auguſt: There is such a joy everywhere that it is not to be expressed.

Boden schwer und noch weniger auf irischem Boden zum vollen Verständnisse gelangen.

Der König Wilhelm III. zog in Dublin ein. Er hielt in der St. Patrickskirche eine Dankesfeier. Dann erließ er eine Amnestie für die Angehörigen der bürgerlichen Lebensstände, welche bis zum 1./11. August in ihre Wohnungen heimkehren, ihre Waffen abliefern würden. Von der Amnestie wurden ausgenommen die Urheber der Rebellion, diejenigen, welche die Gesetze der untrennbaren Verbindung des Königreiches Irland mit der Krone England zerrissen, welche die Franzosen in das Land gerufen, welche an Protestanten Raub und Gewalt verübt.

Man sieht der Acte der Amnestie das Bestreben an, die Verschiedenheit der Nationalität, so wie auch, so weit möglich, der Religion, nicht zu erwähnen. Entsprach dies dem Sinne des Königs: so enthielt die Acte eine andere Lücke, die nicht von ihm ihren Ursprung hatte. Des irischen Adels war in der Acte nicht gedacht. Es war der Wille des Königs, sagt Burnet, diese Amnestie weiter auszudehnen, damit dadurch der Krieg auf einmal abgethan würde. Allein die Engländer in seinem Rathe erhoben Widerspruch. Es seien, hielten sie entgegen, viele vornehme Geschlechter vorhanden als die Stützpuncte der Geringeren. Die günstige Gelegenheit sie zu brechen, sei gegeben. Man dürfe sie nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Eben so wie Burnet, urtheilt der Zeitgenosse Pufendorf in Berlin nach seinen Berichten, daß hauptsächlich wegen dieser Nicht-Erwähnung des Adels die Amnestie-Acte den gewünschten Erfolg nicht gehabt, darum der Krieg fortgedauert habe. Denn eben dafür habe die katholische Geistlichkeit in Irland gestimmt. Dazu wirkten mit die Nachrichten von den beiden Siegen der französischen Waffen bei Fleurus und Beachy Head.[1])

Wir haben uns daran zu erinnern, daß die drei wichtigen Tage von Fleurus, von Beachy Head und an der Boyne, welche wir der Uebersichtlichkeit wegen nach einander haben betrachten müssen, der Zeit nach rasch auf einander folgten, Fleurus am 21. Juni/1. Juli, Beachy Head am 30. Juni/10. Juli, Boyne am 1./11. Juli.

---

[1]) Burnet II, 66. — Pufendorf lib. III, §. 46, p. 258. — Die Amnestie-Acte vom 7./17. Juli, aus dem Feldlager von Finglas bei Dublin, bei Sylvius III, b. 30, p. 138.

intensiv glühender noch heran die Flamme von Teignmouth. Sie verkündete, daß nicht der Wille des Königs von Frankreich ihn hinderte die prangenden Städte, die stattlichen Schlösser von England zu wandeln in Haufen von Asche und Trümmern, gleich Mannheim, Speier und Worms. Gegen diesen furchtbaren Feind menschlicher Wohlfahrt, dessen Namen der Engländer nur mit Entsetzen nannte [1]), gab es nur den einen Erretter, den König Wilhelm. Die Nachricht, daß die Königin und der Rath der Neun den König gebeten von Irland her zurückzukehren, und daß er die Bitte zugesagt, ging wie ein Freudenruf durch das Volk von England [2]).

Wir haben also unsere Blicke zu richten auf den König Wilhelm III. in Irland.

Die eilige Flucht des Königs Jacob aus dem Treffen an der Boyne hatte nicht bloß dieses selbst verloren gemacht: die Fortsetzung der Flucht nach Frankreich erhöhte die Bedeutung des Sieges für den König Wilhelm zu einer entscheidenden. Nachdem Jacob II. selber seine Fahne dort verlassen, blieb nur noch übrig die Sache der Rebellion eines Theiles von Irland, unterstützt durch Frankreich. Nur lag es in der Natur der Dinge, daß von dieser Rebellion der confessionelle Charakter schwer zu trennen war. Jacob II. war nicht den Rathschlägen des Grafen d'Avaux gefolgt, dessen Trachten darauf hinaus ging, durch den Massenmord der Protestanten diesen Spalt weiter zu reißen bis zum unausfüllbaren Abgrunde. Dennoch hatte er der Leidenschaft und Thorheit von katholischen Irländern so viel nachgegeben, daß, im Falle des Sieges von Wilhelm, ein Rückschlag fast unvermeidlich war. Die Haltung der Protestanten in den Tagen des Herannahens von Wilhelm III. war eine solche, daß der König Jacob viele derselben gefangen setzte, andere in ihren Häusern bewachen ließ. Der Sieg an der Boyne erschien auf englischem und irischem Boden wie der Sieg des Protestantismus. Die Unterscheidung, daß derselbe Sieg in Wien und Madrid gefeiert wurde aus anderen Gründen, konnte auf englischem

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. August: Der gemeine Mann kann den Namen ohne Entsetzen nicht hören.

[2]) A. a. O. — Die Königin am 30. Juli/9. August: There is such a joy everywhere that it is not to be expressed.

Boden schwer und noch weniger auf irischem Boden zum vollen Verständnisse gelangen.

Der König Wilhelm III. zog in Dublin ein. Er hielt in der St. Patrickskirche eine Dankesfeier. Dann erließ er eine Amnestie für die Angehörigen der bürgerlichen Lebensstände, welche bis zum 1./11. August in ihre Wohnungen heimkehren, ihre Waffen abliefern würden. Von der Amnestie wurden ausgenommen die Urheber der Rebellion, diejenigen, welche die Gesetze der untrennbaren Verbindung des Königreiches Irland mit der Krone England zerrissen, welche die Franzosen in das Land gerufen, welche an Protestanten Raub und Gewalt verübt.

Man sieht der Acte der Amnestie das Bestreben an, die Verschiedenheit der Nationalität, so wie auch, so weit möglich, der Religion, nicht zu erwähnen. Entsprach dies dem Sinne des Königs: so enthielt die Acte eine andere Lücke, die nicht von ihm ihren Ursprung hatte. Des irischen Adels war in der Acte nicht gedacht. Es war der Wille des Königs, sagt Burnet, diese Amnestie weiter auszudehnen, damit dadurch der Krieg auf einmal abgethan würde. Allein die Engländer in seinem Rathe erhoben Widerspruch. Es seien, hielten sie entgegen, viele vornehme Geschlechter vorhanden als die Stützpuncte der Geringeren. Die günstige Gelegenheit sie zu brechen, sei gegeben. Man dürfe sie nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Eben so wie Burnet, urtheilt der Zeitgenosse Pufendorf in Berlin nach seinen Berichten, daß hauptsächlich wegen dieser Nicht-Erwähnung des Adels die Amnestie-Acte den gewünschten Erfolg nicht gehabt, darum der Krieg fortgedauert habe. Denn eben dafür habe die katholische Geistlichkeit in Irland gestimmt. Dazu wirkten mit die Nachrichten von den beiden Siegen der französischen Waffen bei Fleurus und Beachy Head.[1])

Wir haben uns daran zu erinnern, daß die drei wichtigen Tage von Fleurus, von Beachy Head und an der Boyne, welche wir der Uebersichtlichkeit wegen nach einander haben betrachten müssen, der Zeit nach rasch auf einander folgten, Fleurus am 21. Juni/1. Juli, Beachy Head am 30. Juni/10. Juli, Boyne am 1./11. Juli.

---

[1]) Burnet II, 66. — Pufendorf lib. III, §. 46, p. 258. — Die Amnestie-Acte vom 7./17. Juli, aus dem Feldlager von Finglas bei Dublin, bei Sylvius III, b. 30, p. 138.

Das an der Boyne zersprengte Heer war westwärts geflohen, nach Athlone und Limerick, welche letztere Stadt im Laufe des Jahres zuvor der König Jacob stärker befestigt. Dem Könige Wilhelm lag zunächst mehr an der größeren Sicherheit der Verbindung mit England. Er bedurfte dazu des Hafens von Waterford und der Feste Duncannon. Die ernstliche Bedrohung rief die Capitulation hervor.

Der König entsendete das Heer unter der Führung des Grafen Solms an den Shannon und, dem Laufe desselben folgend, gegen Limerick. Er selbst schickte sich an, gemäß seiner Zusage für die Königin und den Rath der Neun, die Rückfahrt nach England anzutreten. Schon haftete sein Auge nicht mehr an England. Die Nachricht von Fleurus, von der Haltung der Republik nach diesem Tage, war an ihn gelangt. Er sprach mit seinem Beileid zugleich seine Anerkennung aus, so wie seine Hoffnung, daß er nach kurzem Aufenthalte in England sich in dem Staate der Hochmögenden befinden werde [1]). So am 14./24. Juli 1690 im Lager von Timolen. Bis zur Erfüllung dieser Hoffnung verging freilich noch ein volles halbes Jahr.

In Dublin wieder angelangt, fand der König beruhigende Nachrichten vor über die Lage der Dinge in England. Auch er erkannte, daß die Gefahr einer nachdrücklichen Landung der Franzosen in England bereits vorüber. Er änderte daher seinen Entschluß. Während in England die Kunde, daß seine Rückkehr bevorstehe, von Munde zu Munde ging, meldete er der Königin, am 19./29. Juli, daß er selber den Krieg in Irland beenden und zu diesem Zwecke die Belagerung von Limerick in Person unternehmen wolle.

Die erstere Ansicht erwies sich täglich mehr als berechtigt. Die französische Flotte schien Exmouth, dann Plymouth zu bedrohen. Es erfolgte keine That. Die Besorgnis der Engländer vor einer Landung ließ nach. Anders dagegen war die Stimmung über ihre Position zur See gegenüber Frankreich. Eine Woche nach der andern verging: die englische Flotte lief nicht aus der Themse. Der Grund war nicht bloß die Nicht-Herstellung der Schiffe: ein anderer war die Differenz im Rathe der Neun über das Commando, ob dasselbe einem Einzigen zu geben,

[1]) In den Staat van U Hoog Mogende.

ob einer Commission, und welchen Personen. Die Berathung darüber zog die Dinge hin. Aeußerlich dagegen lag die Thatsache vor, daß die französische Flotte viele Wochen lang unbestritten das Meer um England beherrschte. „Noch niemals, hieß es dort, hat England die See so völlig verlassen müssen." Die Erinnerung grub sich tief ein in die Seelen. Ludwig XIV. hatte davon den kurz dauernden Ruhm, vergänglich wie die Blätter desselben Jahres: er hatte für die nächst folgenden Jahre keinen Vortheil davon zu gewarten [1]).

Am 1./11. August brach der König Wilhelm auf gegen Limerick. Es galt die Ansicht, daß in vierzehn Tagen alles vollendet sein würde[2]). Man erwartete demnach, daß es für Limerick nur der nachdrücklichen Bedrohung durch das herannahende Heer bedürfe. Allein die Stärke desselben war durch viele abgegebene Besatzungen verringert. Es bestand aus kaum 20,000 Mann. Die Stadt Limerick lag auf einer Insel, umströmt von den Armen des Shannon. Der König Jacob hatte im Jahre 1689 neue Befestigungen errichten lassen. Die Verbindung der Stadt mit der Provinz Connaught konnte nicht abgeschnitten werden. Die Regenzeit nahte heran. Auf alle diese Vortheile vertrauend weigerten die Irländer die Uebergabe. Der König Wilhelm mußte sich zu einer regelrechten Belagerung entschließen. Sie begann am 17./27. August.

Der König ließ einen Artilleriepark nachkommen. Die Bedeckung desselben bestand nur aus zwei Compagnien Cavallerie. Der irische Oberst Sarsfield erlangte Kunde davon. Jene Reiter verhielten sich ähnlich wie einst das Heer Fevershams bei Sedgemoor. Sie gaben sich in der Nacht dem Schlafe hin, ohne Vorposten auszustellen. Sarsfield kam über sie. Er vernichtete den Artilleriepark.

Für den König Wilhelm war dadurch mindestens eine Woche an Zeit verloren. Dennoch drängte er vorwärts. Die Laufgräben reichten bis an die Contrescarpe, schnitten in sie ein. Die Engländer stürmten. Viele der Irländer warfen bereits die Gewehre weg. Allein die Eingedrungenen verstanden nicht sich sofort festzusetzen, und dann

[1]) Die Schreiben der Königin im August. — Die Berichte Hoffmanns vom 11. und 15. August.

[2]) Die genannten Berichte.

mangelte der Nachschub. Die Irländer faßten wieder Muth, drängten die Angreifer zurück. Der Sturm war mislungen [1]).

Die Briefe der Königin an den Gemahl zeigen die Sorge und die Angst, die sie über seinen Entschluß gegen Limerick empfand. Und dennoch dürfte man sagen, daß sie durch ihre Haltung selber zu diesem Entschlusse beigetragen. Denn wie schwer auch immer ihr die Aufgabe der Stellvertretung werden mochte, die sie durchzuführen hatte: so legen doch die Thatsachen wie ihre eigenen Briefe dar, daß sie derselben sich gewachsen bewies, daß der König auf sie sich verlassen durfte. Es war das Probestück, das sie bestand, wichtig nicht bloß für den einen Feldzug in Irland, sondern auch im voraus für die kommenden Jahre des Krieges, und eben darum auch nicht bloß für England, sondern für das gesammte Europa. Indem Wilhelm die Königin zurückließ, durfte er im Vertrauen auf sie von England sich entfernen. Ihre Sorge freilich wurde darum die doppelte. Sie fürchtet kaum minder die Wellen des Shannon als die Kugeln von Limerick. Eine Schlacht, sagt sie, sei bald vorbei; aber die Gefahren einer Belagerung dauernd. Sie fleht den König an zu bedenken, daß er für seine Heimat, für England, für Europa sich erhalten müsse. Sie mochte ahnen, daß er diese sorgenvollen Briefe las innerhalb des Bereiches der feindlichen Geschütze, daß die Kugeln hinweg heulten über sein Zelt, bis er, nachdem ein neben stehendes zerschossen war, das Hinausrücken des seinigen gestattete [2]).

Drei Wochen lang hatte die Belagerung gewährt. Dann kam die irische Regenzeit. Der Strom des Shannon schwoll an. Das tief fruchtbare Erdreich ward ungangbar. Der König entschloß sich die Belagerung aufzuheben. Er that seinen Entschluß kund. Es geschah in solcher Weise, daß sein Leibarzt Hutton, der ihn dabei wie früher nach dem Siege an der Boyne beobachtet, dem Dr. Burnet erzählte: das Verhalten in dem einen Falle habe genau entsprochen demjenigen in dem anderen. Wie damals der König den Redestrom der Glückwünsche durch seine ungezwungene Gleichgültigkeit zum Verstummen gebracht:

---

[1]) Burnet II, 68. — Die Berichte Hoffmanns vom 29. August, 1., 12., 15. September.

[2]) Die Königin am 22. August/1. September. — Burnet II, p. 69.

so sei bei dem Aussprechen jenes Entschlusses vor Limerick der Ausdruck einer Gemüthsbewegung nicht erkennbar gewesen.

Und doch war das Ergebnis, daß für Irland, dessen man Meister zu werden gehofft hatte, mindestens noch ein Feldzug mit allen seinen Wechselfällen bevorstand. Es war wesentlich die Consequenz des Erlasses einer so beschränkten und bedingten Amnestie, wie sie nicht dem Sinne des Königs entsprach.

Dennoch geschah dort noch etwas. Als das Herannahen des Herbstes die französische Flotte zwang zum Abzuge von der englischen Küste, erbot sich Marlborough der Königin und dem Rathe der Neun, mit den Truppen in England nach Irland hinüber zu gehen und Cork und Kinsale zu nehmen. Der König stimmte zu, und verstärkte jene Schaar. Das Unternehmen Marlboroughs gelang.

Der König Wilhelm eilte nach England. Am 6./16. September landete er unversehens in Bristol. Am 10./20. September traf er in Kensington ein. Die Freudensbezeugungen in London übertrafen nach dem Urtheile von Hoffmann, der damals seit zehn Jahren in England weilte, alles was er dort bisher erlebt. Das Volk war eifrig, auf die französische Thorheit vom 28. Juli wegen des vermeintlichen Todes des Oraniers zu antworten mit entgegen gesetzten Kundgebungen. Die Verbote erwiesen sich gegenüber der Leidenschaft der großen Menge als unwirksam [1]).

Der Blick des Königs auf seine Bundesgenossen in Europa gewahrte keine erfreulichen Ergebnisse.

Wir haben gesehen, daß die Holländer nach dem Verluste von Fleurus rasch sich wieder emporhoben. Dagegen entsprachen die Verbündeten nicht den Wünschen der Republik. Am 31. Juli richteten die Generalstaaten eine schwere Klage an den König von Spanien, daß von dort aus kein Geld erfolge, daß die Last des Schutzes von Belgien der Republik obliege. Kaum minder unzufrieden waren sie mit den deutschen Fürsten. Heinsius äußerte sich am 24. Juli/3. August im Congresse mit heftiger Beschwerde. „Die Republik, sagte er, hat in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. September: Wobei aber der Unterschied, daß dieser Hof getrachtet, wiewohl vergeblich, dergleichen Thorheiten zu verhindern, da man sie in Frankreich vielmehr favorisirt hat.

zwei Schlachten zu Lande und zu Waſſer großen Schaden erlitten. Dennoch hat ſie ſich erholt. Wir ſtehen zum zweiten Male im Felde, bevor noch vom Reiche aus wider den gemeinſamen Feind das Geringſte geſchehen iſt. Wir beklagen dieſes unſer Unglück. Allein wir ſprechen auch offen aus, daß wir auf die Dauer dieſe Laſt allein zu tragen nicht vermögen. Wir wünſchen nicht in die traurige Lage zu kommen, zu einem oder anderem äußerſten Entſchluſſe gezwungen zu werden" [1]).

Die Klage der Holländer erledigte ſich inſofern, daß am Tage zuvor, alſo am 3. Auguſt, bei Wavre die brandenburgiſchen Truppen zu der holländiſchen Armee unter Waldeck geſtoßen waren. Dem Könige Wilhelm dagegen misfiel, daß, ungeachtet ſeiner Abmahnung, der Kurfürſt Friedrich III. ſich ſelber bei dem Heere befand. Er machte aus dieſem Misfallen kein Hehl [2]). Es ward von dem vereinigten Heere nichts weiter unternommen.

Wir haben die Mahnung zu vernehmen, die in Folge jener Beſchwerde der Generalſtaaten der Kaiſer richtete an den Kurfürſten von Bayern als Oberfeldherrn in Süddeutſchland.

Im Anfange Auguſt nämlich erſchienen endlich, wie die Brandenburger bei der holländiſchen Armee, ſo die Sachſen unter dem Kurfürſten Johann Georg bei dem ſüddeutſchen Heere. Das ſchwediſche Reichs-Contingent blieb auch da noch aus. Die beiden Kurfürſten erwogen einen Angriff auf Freiburg oder Philippsburg. Der Kaiſer dagegen ſandte ihnen den Grafen Palffy mit einer anderen Mahnung.

„Der Krieg mit Frankreich, ließ der Kaiſer ſagen, iſt derartig, daß wir auf eine lange Dauer gefaßt ſein müſſen. Darum iſt es unſere Aufgabe ihn ſo zu führen, daß wir mit der Gegenwart auch die Zukunft ins Auge faſſen, demnach nicht die Kräfte unſeres Landes zuerſt verbrauchen, die Wurzeln unſerer Kraft uns abſchneiden. Dies würde geſchehen, wenn wir das, was die Brandfackel der Feinde noch übrig gelaſſen, von Grund aus verzehren würden. Auf Franken und Schwaben, obwohl durch die Verheerungen ſo arg mitgenommen, drückt

---

[1]) Conferenz-Protokoll vom 3. Auguſt, als Beilage zum Berichte des Grafen Berka vom 4. Auguſt.

[2]) Man vgl. das Schreiben der Königin vom 26. Auguſt/5. September: Mr. Dankelmann has writ the Elector word that you received the news very coldly that he was come to the army, which, they say, vexed him.

dennoch, wie der Stand der Regimenter ausweist, die eigentliche Kriegeslast, und nicht minder tragen sie mit rühmenswerther Geduld die von Allen gefürchtete Bürde der Winterquartiere. Je getreuer sie, desto milder sind sie um ihrer selbst und des Gemeinwohls willen zu behandeln. Es muß daher mit aller Kraft dahin gestrebt werden, daß der Krieg verpflanzt werde über den Rhein, daß unsere Heere im Sommer wie im Winter sich befinden auf dem feindlichen Boden. Nur dadurch ist es möglich jene Kreise vor dem völligen Verderben zu bewahren, die Armee zeitig im Frühling im Felde zu haben und nicht bloß Herbstzüge zu machen. Wir müssen trachten den Völkern am linken Rheinufer Schutz zu gewähren, damit sie den Acker wieder zu bestellen, die Saat auszusäen wagen, und nicht mehr gezwungen werden das Getreide im Gras abzumähen. So sorgen wir zugleich für sie und für uns, indem wir dann nicht eine Wüste vorfinden, in die aller Lebensvorrath nachgeschafft werden muß. Zugleich aber auch befriedigen wir unsere Verbündete, auf die wir alle Rücksicht zu nehmen haben. Die Klagen derselben über die Lässigkeit der Deutschen steigen himmelan. Bereits nennen sie die Genossenschaft mit uns eine allzu ungleiche und schwere Bürde; denn ihnen liege die Last ob, während wir im Vertrauen auf sie uns schlafen legen. Unsere Aufgabe ist es diesen Klagen, die in Drohungen auslaufen, die Begründung zu nehmen, unsere Freunde uns als billig und wohlgesinnt zu erhalten. Sie wissen, daß nur das linke Rheinufer, die Sicherung desselben dem Feinde am Herzen liegt, daß er sich nicht viel kümmert um das rechte, daß er den Verlust von Kehl, Freiburg, Philippsburg, selbst Breisach nicht schwer empfinden würde, wenn wir dagegen ihm Raum lassen sich in Belgien auszubreiten. Unsere Bundesgenossen glauben daher, daß unser Uebergang über den Rhein die Macht Frankreich, die den Rhein als Grenze erhalten will, zwingen wird mit allen Kräften uns entgegen zu treten. Der Feind wird demnach seine Macht von Belgien abziehen und dadurch unseren Bundesgenossen das Werk erleichtern."

„Wenn demnach der Rhein überschritten werden soll — und er muß überschritten werden — so muß zuvor Hüningen genommen werden, weil dort der Uebergang leichter und nützlicher als an anderen Orten. Denn das Land dort am linken Ufer ist vom Kriege bisher nicht berührt, ist fruchtbar, der Marsch von da aus nach Burgund und Loth-

ringen leicht. Der Kurfürst von Bayern möchte schlagen — wohlan, er muß zu diesem Zwecke den Feind suchen auf dessen eigenem Boden; denn aus freien Stücken betritt er das rechte Rheinufer nur zum Zwecke der Verwüstung, da ja ihm als dem Schwächeren an Zahl schon das Nicht-Geschlagen-werden gleichbedeutend ist mit Sieg. Möge der Kurfürst von Bayern gedenken an seinen Uebergang über die Save vor zwei Jahren! Möge er, im selben Geiste handelnd, alle Bedenklichkeiten und Zweifel überwinden! Der Entschluß wird ihm Ruhm und Nutzen bringen" [1]).

So der Kaiser. Allein inzwischen war auch die französische Armee durch neuen Zuzug aus Belgien verstärkt. Unter dem Dauphin und Uxelles standen am linken Ufer des Oberrheines 40,000 Mann. Dazu hatte der Kaiser von dort 6000 Mann zur Hülfe für Savoyen entsendet. Der Kriegesrath hielt eine Unternehmung gegen Hüningen für unausführbar.

Max Emanuel beschloß dann dem Kurfürsten von Sachsen den Schutz von Schwaben und Franken zu überlassen, selber an die Mosel zu ziehen, dort den Brandenburgern und den Holländern die Hand zu bieten, und mit ihnen Trier wieder zu gewinnen. Der Kaiser lobte und beförderte den Entschluß. Zugleich jedoch ließ er der Republik Holland erwiedern: „Die Generalstaaten haben mit ihrer Beschwerde nicht Unrecht. Unsere Armee ist bekanntlich im Mai ins Feld gerückt. Sie hat dann, in der Erwartung des Anmarsches der übrigen Bundesgenossen, die Zeit verbringen müssen mit dem Schutze des schwäbischen und des fränkischen Kreises. Wegen dieses langsamen Anmarsches sind alle Anstalten, die zum Angriffe auf Hüningen von uns mit unerschwinglichen Kosten getroffen waren, für dieses Jahr umsonst ausgegeben" [2]).

Der Kurfürst von Bayern mit dem süddeutschen Heere brach auf, marschirte an den Main. Seinen Unterbefehlshabern war der lange Weg nicht genehm. Man werde, sagten sie, keine Magazine vorfinden. Trier werde längst verbrannt sein vor ihrer Ankunft. Der Dauphin werde über den Rhein gehen, und den schwächeren Kurfürsten

[1]) Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 158.

[2]) Kaiserliches Rescript an den Grafen Berka, vom 23. August.

von Sachsen schlagen. „Allein, wenn solche Besorgnisse uns hemmen sollen, erwiederte der Kurfürst von Bayern, so werden wir Deutsche niemals über den Rhein gelangen.“ In Wahrheit gelangte nicht er auf das linke Rheinufer, sondern der Dauphin mit seinem Heere betrat das rechte. In Besorgnis für sich ließ der Kurfürst von Sachsen demjenigen von Bayern melden: wenn man nicht abstehe von dem Plane auf das linke Rheinufer, so werde er sich retten wie er eben könne. Denn nicht wolle er mit offenen Augen ins Verderben rennen. — Die Deutung war nicht schwer. Johann Georg war bereit Schwaben und Franken preis zu geben, um nach Sachsen zurückzukehren. Max Emanuel ließ ab von seinem Zuge. Der Dauphin kehrte zurück über den Rhein. Die Heere gingen in die Winterquartiere. Die Kursachsen waren zwei Monate im Felde gewesen, das schwedische Reichscontingent einen Monat [1]).

Der späte Anzug der Truppen, die Stellung nur des geringen Reichscontingentes, wenn nicht für das Mehr von anderer Seite her gezahlt wurde, kennzeichnen von da an die Kriegesthätigkeit der deutschen Fürsten. Der venetianische Botschafter in Paris, Pietro Venier, bezeichnet dies als einen Erfolg der französischen Politik. Durch die Abmahnung von der Hülfe für den Kaiser, dessen Macht bedrohlich anwachse, durch die Versuche der Bildung einer dritten Partei im Reiche, habe Frankreich endlich das erreicht, daß über das Contingent hinaus keine Truppen gestellt wurden, und daß das Contingent so spät anrückte wie möglich. [2])

Die Deutschen hatten nicht eine Niederlage erlitten. Anders stand die Sache in Savoyen, wo seit dem Juni 1690 ein neues Kriegestheater sich aufgethan. Wir haben dahin unsere Blicke zu richten.

In Turin regierte der Herzog Victor Amadeus II. Eingeklemmt zwischen die Länder der Kronen von Frankreich und Spanien, zwischen dem Dauphiné und Mailand, war es dem Hause Carignan zur Gewohnheit geworden, je nach Furcht oder Hoffnung Gewinn zu suchen von beiden Seiten. Victor Amadeus übertraf in diesem Streben, so

[1]) Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 160.

[2]) Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 507: In fine si procurò che non dessero quelli (principi) dell' impero più truppe del loro contingente, od almeno più tardi nella campagna che fosse possibile. Im Jahre 1695.

wie in den persönlichen Eigenschaften dasselbe durchzuführen, alle seine Vorfahren. Nicht wenige Fürsten seiner Zeit waren ähnlich gesinnt wie er; aber kein anderer unter ihnen hat es dahin gebracht, so oft mit entgegen gesetzten Winden zu segeln wie Victor Amadeus.

Frankreich indessen hielt den Herzog an einem starken Zaume. Die Festung Pignerol, welche den Paß der Alpen schloß, hatte schon der Cardinal Richelieu für Frankreich zu erlangen gewußt. Die Festung Casal, dem Reiche gehörig, im Gebiete des Herzogs von Mantua belegen, hatte dieser Fürst an Frankreich überliefert an demselben Tage, wie der Rath von Straßburg seine Stadt. Beide Festungen, namentlich Pignerol, drückten schwer auf Victor Amadeus. Ludwig XIV. indessen hatte auch gesucht diesen Fürsten gütlich an sich zu binden durch das Mittel der Heirath. Er hatte ihm eine der Töchter des Herzogs von Orleans aus der ersten Ehe mit Henriette Stuart gegeben. Die Verbindung reichte nicht aus, um den Willen des Herzogs völlig demjenigen Ludwigs XIV. dienstbar zu machen. Als Ludwig XIV., um die Aufhebung des Edictes von Nantes völlig durchzuführen, auch für Savoyen und Piemont die entsprechenden Maßregeln forderte, bewies Victor Amadeus eine Zeit lang sich sperrig. Aber seine Macht war gering. Wir haben vernommen (Band III, S. 177), daß Ludwig XIV. und Louvois durch den Druck der Regimenter Catinats den Herzog zwangen, seine Streitkräfte mit denselben zu vereinigen zur Austilgung der unfügsamen Waldenser, damals Barbets genannt. Es gelang. Viele Waldenser jedoch hatten sich nach der Schweiz und in andere Länder zu flüchten gewußt.

Seit dieser Zeit schien Victor Amadeus an die Politik Ludwigs XIV. gekettet. Als der König durch seinen Friedensbruch im September 1688 den ungeheueren Krieg entfesselte, ließ Victor Amadeus versichern, daß Frankreich völlig auf ihn bauen könne [1]).

Kleine Reibereien indessen, die schon früher begonnen, hörten nicht auf. Sie betrafen das Postwesen. Der Herzog schien ungeneigten Willen zu haben. Um denselben unschädlich zu machen, verlangten

[1]) Die Darstellung dieser Verwickelung ist eins der best ausgearbeiteten Capitel bei Rousset: Louvois t. IV, p. 261 et suiv. — Wagner II, 164 sqq., macht Irrthümer in der Chronologie der Thatsachen. — Sylvius t. III, b. 29, p. 108 enz., enthält eine Reihe der betr. Schreiben.

Ludwig XIV. und Louvois die Einstellung von drei Regimentern Piemontesen in die französische Armee. So im October 1688. Man verhandelte. Die Schwierigkeiten, die der Herzog erhob, erregten den Zorn Ludwigs XIV. Er ließ erwiedern, im November 1688, daß er die Truppen nicht mehr verlange. Der König stand damals anscheinend siegreich da. Jacob II. von England saß noch auf seinem Throne. In Victor Amadeus überwog die Furcht. Er ließ den mächtigen Nachbar anflehen um die Annahme seiner Regimenter.

Dann wendeten sich die Dinge. Die Vorboten der großen Allianz wurden sichtbar, greifbar. Sie ward geschlossen. In demselben Maße wie der europäische Widerstand gegen Ludwig XIV. im Jahre 1689 eine feste Gestaltung annahm, ward Victor Amadeus wieder sperrig. Am 9. September 1689 gab Ludwig XIV. dem Gesandten Arcy den gemessenen Befehl, die Schritte des Herzogs genau zu überwachen, ihm zu sagen, daß 2000 Mann Truppen für Savoyen genügten, daß eine größere Zahl dem Herzoge unnütz, dem Könige verdächtig sein würde.

Zur selben Zeit vernahm man die Kunde, daß eine bedeutende Anzahl Barbets von der Schweiz aus durch Savoyen in die Thäler von Luzern zurückgekehrt sei. Arcy erhob die Beschwerde, daß der Herzog dazu connivirt oder mitgewirkt habe. Jedenfalls bot diese Rückkehr dem Herzoge die Gelegenheit, seine Truppen von Frankreich zurückzufordern. Sie wurden ihm verweigert. Dagegen wolle der König ihm 6000 Mann Dragoner schicken, um mit vereinter Kraft die Barbets zu vertilgen.

Am Hofe von Versailles waren die Meinungen über Victor Amadeus getheilt [1]). Louvois, wenn auch immer zur Gewalt geneigt, schlug doch den Herzog gering an. Croissy meinte ihn gütlich zu gewinnen. Ludwig XIV. selber suchte die Ansichten seiner Minister zu vermitteln. Es scheint ihnen Allen damals, im Jahre 1689, noch unbekannt geblieben zu sein, daß der Abbe Grimani, ein Venetianer von Geburt, in Turin umsichtig die Fäden wob, um den Herzog mit Spanien und dem Kaiser zu verbinden. Ludwig XIV., sagte er, trachte nach Mailand. Was bleibe dann dem Herzoge? Die Pflicht der Selbst-

[1]) Rousset: Louvois t. IV, p. 290 et suiv.

erhaltung nöthige ihn mit Spanien und dem Kaiser zu gehen. Victor Amadeus war derselben Ansicht. Die Franzosen bemerkten die Kundgebungen seiner Freude über die Erfolge des Kaisers am Rheine und an der Donau, im Jahre 1689. Dennoch konnten, bei dem Mangel einer sofortigen starken Anlehnung, die Fäden nur langsam gesponnen werden [1]).

Es fand sich ein besonderer Punct der Anknüpfung. Victor Amadeus als Nachkomme von Charlotte, die von ihrem Vater, dem oströmischen Kaiser Johannes Palaeologus, das Königreich Cypern zur Mitgift empfangen, erhob Anspruch auf den Titel der königlichen Hoheit. Von dem einstigen Rechte des römischen Kaisers auf die Verleihung von hohen Titeln und Würden in der Christenheit war in der Erinnerung der Völker noch wenigstens die Thatsache verblieben, daß die allgemeine Anerkennung eines Titels bedingt ward durch diejenige des Kaisers. Victor Amadeus bewarb sich darum in Wien. Er suchte zugleich die Bestätigung des Kaisers als beständiger kaiserlicher Vicar für diejenigen Lehen des Reiches in Italien, die von seinen Besitzungen umschlossen wurden. Er war bereit dafür dem Kaiser eine erhebliche Summe zu zahlen. Indem Grimani diese Unterhandlung betrieb, knüpfte sich daran die andere um den Beitritt von Victor Amadeus zu der großen Allianz. Die wesentliche Bedingung von seiner Seite war die Zusicherung des Besitzes von Pignerol.

Bis tief in das Jahr 1690 hinein blieben diese Verhandlungen den spähenden Augen in Versailles verborgen.

Croissy war sogar der Ansicht, daß nur das herrische Auftreten des Marquis d'Arcy die Misstimmung des Herzogs verschulde. Er bewog den König zur Abberufung. Es folgte ihm der Graf Rebenac, früher in Berlin, dann in Madrid. Wir haben die Persönlichkeit gegenüber dem Grafen Mannsfeld kennen gelernt. (Bd. IV, S. 186 u. f.)

Die Aufträge Rebenacs, der im Januar 1690 eintraf, waren dieselben wie die seines Vorgängers. Er hoffte die Durchführung. Victor Amadeus sagte ihm, daß er verzichte auf die Abberufung seiner Truppen. Er versicherte, daß er, dem Willen des Königs gemäß, daheim nur 2000 Mann unter Waffen habe. Dies war richtig, jedoch so daß

[1]) Wagner II, p. 164.

alle vier Monate die 2000 Mann wechselten, also im Falle der Noth 6000 bereit standen. Victor Amadeus versprach ferner, daß er bereit sei, mit vereinten Kräften die Barbets zu vernichten. Aber diese behaupteten sich. Victor Amadeus warf die Schuld auf den französischen Commandanten Lombrail. Ludwig XVI. traf eine andere Wahl. Er schickte den General Catinat, im März 1690.

Wir kennen diesen Namen von dem ersten Zuge gegen die Barbets im Jahre 1686. Mit der Umsicht und Entschlossenheit des Feldherrn hatte Catinat damals auch seine Willfährigkeit dargethan, die Befehle von Louvois zu vollstrecken. Auch diesmal lautete sein Auftrag zunächst gegen die Barbets. Denn es galt die wahrscheinlich sehr begründete Ansicht, daß es sich hier nicht bloß handelte um Ueberreste der Waldenser, sondern zum großen Theile um französische Flüchtlinge aus dem Dauphiné, welche sich die Heimat wieder erkämpfen wollten. Die Befehle von Louvois waren scharf. Die Gefangenen hatten im Falle der Verschonung kein anderes Loos zu erwarten als die Galeeren.

Die Aufträge indessen für Catinat gingen weiter. Er solle, mit oder ohne Zustimmung von Victor Amadeus, durch das Land desselben das spanische Mailand in Contribution setzen. Der Diplomat Rebenac ward bei Seite gesetzt. Nur noch Catinat sollte die Fäden in seiner Hand haben.

Bevor indessen Catinat erschien, erlangte Ludwig XIV. Kunde von der Unterhandlung über die Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme von Savoyen an den Kaiser für die Reichslehen in Italien. Rebenac erhielt den Auftrag den Herzog zur Rede zu stellen. Victor Amadeus erwiederte, daß nach ausdrücklicher Bestimmung das Geld nur gegen die Türken verwendet werden dürfe. „Aber, erwiederte Rebenac, ob in Ungarn oder am Rheine, in jedem Falle ist der Geldmangel des Kaisers im Interesse von Frankreich.“ Victor Amadeus behauptete: die Sache sei geschehen: er könne nicht zurück. Dies entsprach nicht der Wahrheit. Eben darum ist es ein Beweis, daß der Entschluß des Herzogs Victor Amadeus im März 1690 feststand.

Unterdessen kam Catinat an. Er hegte Mistrauen gegen den Herzog, und verhehlte es nicht. Dennoch vermochte auch er diesen nicht zu durchschauen. „Ich glaube jedoch, schließt er nämlich seinen Bericht

vom 30. März, daß der Herzog aufrichtig gesinnt ist für die Austilgung der Barbets."

Im Anfange Mai erhielt Ludwig XIV. durch seine Spione in Wien die sichere Kunde, daß Victor Amadeus dem Kaiser eine bindende Erklärung zugesandt. Demnach war Gefahr im Verzuge. Catinat erhielt neue Instructionen. Er solle dem Herzoge die Alternative stellen, entweder sein Land verheert zu sehen, oder dem Könige alle menschenmögliche Bürgschaft seiner Unterwerfung zu geben. Diese Bürgschaften sollten bestehen in der Auslieferung aller Truppen an Frankreich und in der Uebergabe der Citadelle von Turin. Nicht jedoch solle Catinat diese Bedingungen stellen, sondern den Herzog dahin bringen, daß er zu denselben sich erbiete.

Der französische Historiker Rousset, der diese Verhandlungen ans Licht gezogen, hebt hervor, daß durch einen merkwürdigen Schreibfehler von Louvois jene beiden Bedingungen nicht verbunden waren durch das Wort und, sondern getrennt durch das Wort oder[1]). Daß dieser Irrthum einen großen Einfluß hatte auf den Gang der Dinge, ist unverkennbar. Allein da der Entschluß des Herzogs auch vorher schon fest stand: so erstreckte sich dieser Einfluß doch nur auf die Modalität, nicht auf das Wesen der Dinge.

Wichtiger ist jene Zumuthung, daß der Herzog selbst die Erbietungen entgegen tragen solle. Es ist wahr, daß Ludwig XIV. auch sonst oft, namentlich dem unglücklichen Könige Jacob gegenüber, die Dinge so zu wenden wußte, daß das Opfer seiner Politik dasjenige anbot, was Ludwig XIV. wünschte. Selten sonst jedoch ist dieser Zug so augenfällig wie hier, wo Victor Amadeus die Art und Weise der Unterwerfung seiner selbst und seines Landes unter einen fremden Willen und für fremde Zwecke selber zuerst aussprechen sollte.

Die Winkelzüge, die Unaufrichtigkeit des Herzogs Victor Amadeus haben sehr geringen Anspruch auf eine moralische Anerkennung. Und dennoch ist man in diesem Falle eher geneigt, den Schwächeren zu entschuldigen, der solcher Listen sich bedient, um sich der umklammernden Hand des Stärkeren zu entwinden, als den Stärkeren, der nicht zufrieden damit, durch die Uebermacht reelle Vortheile zu ertrotzen, dazu

[1]) Rousset t. IV, p. 306 et suiv.

noch dem Schwächeren die moralische Demüthigung des freiwilligen Erbietens aufzulegen sucht.

Catinat, seinen Truppen vorangeeilt, befand sich in Pignerol. Sie kamen heran. Am 7. Mai forderte er den Durchzug durch Piemont mit 16,000 Mann. Der Herzog bewilligte. Die Franzosen rückten ein. Catinat forderte die Sendung eines Ministers zur Besprechung. Der Marquis Ferrero stellte sich. Nach langem Hin- und Herreden erhob Catinat zuletzt doch die bestimmte Forderung die Truppen auszuliefern. Er gab zwei Tage Frist. In der letzten Stunde wich Victor Amadeus. Seine Mutter behauptete in einer Zuschrift an Louvois, daß sie alles dafür aufgeboten. Es war am 13. Mai 1690.

Unterdessen eilten die Couriere hin und zurück von Turin nach Mailand zu dem spanischen Statthalter Fuensalida, und wiederum von dort nach Wien zu dem Kaiser.

Dann erst, auf jene Berichte vom 13. Mai, kam Louvois zu der Einsicht, daß hier ein Irrthum vorliege. Nicht so sehr um die 3000 Mann der Truppen des Herzogs sei es zu thun, erwiederte er, als um die Citadelle von Turin. Wenn nicht der Herzog diese hergäbe, so habe Catinat das Land so zu behandeln, daß die Erinnerung bleibe für lange Zeiten, und daß es dem Herzoge unmöglich werde, seine Subsistenz daraus zu ziehen. Auf die Citadelle von Turin und die Stadt Verrua komme es an. Dann werde der König, sagt Louvois, im Uebermaße der Gnade, dem Herzoge die Truppen nicht nehmen, sondern ihnen die besondere Ehre erweisen, sie zuzulassen zum Angriffe vereint mit den Franzosen auf das spanische Gebiet.

Catinat rückte unterdessen vor bis Orbassano, unfern Turin. Dort erhielt er die neuen Befehle. Er gab am 18. Mai nach Turin kund, daß er binnen vierundzwanzig Stunden ernsthafte Garantien fordere. Der Herzog entsendete den Abt von Verrua. Catinat verlangte feste Plätze. Er nannte keinen. Der Nuntius erschien und bot seine Vermittelung an. Catinat lehnte sie ab. Abermals kam der Abt von Verrua und mit ihm der Minister Ferrero. Sie fragten nach den Namen der Plätze, nach den Bedingungen. Catinat nannte jene nicht, für diese verwies er auf den König. Am anderen Tage, dem 20. Mai, werde er die Feindseligkeiten beginnen.

In der letzten Stunde erschien abermals Ferrero mit einem Schreiben des Marquis St. Thomas, das eine besondere Absendung an den König anbot. Catinat lehnte ab. Er verlange sofort feste Plätze. Und dann endlich nannte er die Namen Turin und Verrua. Ferrero kehrte zurück. Catinat schrieb Contributionen aus.

In der Frühe des 21. Mai, als das französische Heer sich in Bewegung setzen wollte, überreichte einer der Minister dem General Catinat ein Handschreiben des Herzogs an den König. Der Herzog berichtet darin, daß Catinat nach langem Ausweichen endlich Turin und Verrua genannt. Er sei bereit dem Könige die Plätze einzuräumen, bitte jedoch, daß es geschehe mit Bedingungen, wie er als Verwandter des Königs sie von der Güte und dem Edelsinne desselben erwarten dürfe. „Wenn es jedoch Ew. Majestät gefallen wollte, fährt der Herzog fort, anstatt Turin andere Plätze zu erwählen, mich dagegen in meiner Hauptstadt mit der Würde eines Souveräns zu belassen: so würde ich Ew. Majestät unendlich verpflichtet sein“ [1]).

Was immer Catinat über den Inhalt dieses Schreibens denken mochte: er konnte, nach dem Empfange desselben, nicht beginnen mit Feindseligkeiten. Er sandte den Brief nach Versailles. Dort wurden die Worte ausgelegt in der für Frankreich günstigsten Weise. Die Antwort des Königs erfolgte sogleich. Sie nahm keine Rücksichten auf die Bitten des Herzogs. Sie sprach lediglich die Befriedigung des Königs aus über den Entschluß des Herzogs zur Ueberlieferung von Turin und Verrua, mit allgemein gehaltenen Versicherungen für die Zukunft [2]).

Gemäß dieser Auffassung des Schreibens von Victor Amadeus erschien in Versailles nun alles wie gewonnen. Louvois beeilte sich es triumphirend zu verkünden. „Nur von dort, von Savoyen aus, hieß es, war Frankreich verwundbar, und nun ist diese gefährliche offene Stelle glücklich geschlossen.“

Nicht das war die Absicht des Herzogs Victor Amadeus. Am selben Tage und in derselben Stunde, in welcher er jenes Handschreiben abfaßte, begannen in Turin die Arbeiten zur Befestigung. Sie ent-

[1]) Rousset gibt nicht den Wortlaut dieses wichtigen Schreibens. Es findet sich bei Sylvius t. III, b. 29, p. 115.

[2]) Das Schreiben des Königs eben dort, und, jedoch nicht ganz vollständig, bei Rousset t. IV, p. 330.

ſprachen dem Sinne der Bevölkerung. Ob dieſe genau wußte, was vorgegangen war, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein; aber ſie war durch die Vorgänge der letzten Tage aufs höchſte erbittert gegen die Franzoſen, und bereitwillig zum Widerſtande. Catinat ſchien es nicht zu bemerken. Er hielt ſich an das Wort des Herzogs. Er gedachte einſtweilen ſeinen Auftrag gegen die Barbets auszuführen.

Abermals begann der Kampf in den Thälern von Luzern. Was er auf ſich hatte, faßt ſich in das eine Wort des von Louvois gegebenen Befehles, die Barbets zu vertilgen (exterminer). Sie antworteten mit entſprechenden Thaten. Es geſchah, daß ſie einen Gefangenen nackt hinſtellten, ihm die Füße mit Eiſen beſchlugen wie einem Pferde, und dann zurückſchickten. Spätere Franzoſen haben Klage erhoben über die beiderſeitige Grauſamkeit; aber das gerechte Urtheil wird den ungleich größeren Theil der Schuld beimeſſen den Urhebern dieſes menſchlichen Jammers.

Es iſt merkwürdig zu ſehen, daß eben ſo wenig wie von Catinat, auch in Verſailles die eigentliche Sachlage in Turin erkannt wurde. Und doch that ſchon am 29. Mai Govone im Namen des Herzogs der ſchweizeriſchen Tagesſatzung in Baden kund, daß der Herzog entſchloſſen ſei zum Widerſtande gegen Frankreich [1]).

Unterdeſſen erhielt Catinat, am 30. Mai, die Vollmacht des Königs die Citadelle von Turin in Empfang zu nehmen. Er ſtand in Carignan. Von dort aus meldete er ſeinen Auftrag an. Zwei Miniſter des Herzogs erſchienen bei ihm, und hoben hervor, wie ſchwer es dem Herzoge ankomme, ſeine Hauptſtadt an fremde Truppen auszuliefern. Catinat ſtellte die Frage entgegen, ob der Herzog ſich losſagen wolle von ſeinem Worte. Er erhob die neue Forderung, welche Louvois als ein Uebermaß der Gnade des Königs bezeichnet hatte: die Mitwirkung der Truppen von Savoyen gegen Mailand. Die Miniſter verſprachen die Antwort des Herzogs zu bringen. Sie kamen nicht wieder. Dagegen meldete Rebenac in den folgenden Tagen, daß die Erregung des Volkes gegen Frankreich ſich ſteigere zur Leidenſchaft.

Am 3. Juni erſchienen abermals andere Abgeſandte des Herzogs bei Catinat. Man redete über die Citadelle, über die Vereinigung der

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 109.

Truppen. Endlich sagte Catinat: „Um abzubrechen, erkläre ich Ihnen, daß der Herzog bis morgen sich entscheiden muß, Freund oder Feind des Königs". Er fügt seinem Berichte die Bemerkung hinzu: „Sie selber sind dessen wohl überzeugt von mir gegangen".

Dies war in noch höherem Maße richtig, als Catinat selber damals wissen konnte. Denn inzwischen war durch die vereinigten Kräfte aller Bewohner die Stadt Turin widerstandsfähig geworden, und zugleich waren die Verhandlungen mit Wien und Mailand zum Abschlusse gediehen. Am 4. Juni zeichneten der Herzog einerseits und andererseits Grimani im Namen des Kaisers den Vertrag. Der Kaiser nahm den Herzog in seinen und des Reiches Schutz, und verhieß 6000 Mann bewährter Truppen zu senden. Merkwürdiger ist das dann folgende Versprechen. Der Kaiser will zu Wege bringen, daß die Waldenser oder Thalleute, und die französischen Flüchtlinge, die Refugiés, mit dem Herzoge sich einigen und seinem Befehle sich unterstellen [1]). Das Versprechen setzt die Thatsache voraus, daß der Kaiser die Autorität dazu bei den Waldensern und den französischen Hugenotten besaß, setzt ferner voraus, daß dem Herzoge Victor Amadeus diese Thatsache als bekannt und unzweifelhaft vorlag. Das Verhältnis beleuchtet hell die beiden Charaktere des Kaisers und des Königs von Frankreich. Der eifrigste Förderer der Waldenser und Hugenotten in Wien war, wie aus dem Vertrage klar zu erkennen, der spanische Botschafter Marquis Borgomainero.

Endlich versprach der Kaiser allen Fleiß aufzuwenden zur Wiedererlangung von Pignerol für den Herzog Victor Amadeus.

Der Herzog dagegen verhieß standhaft auszuhalten bei Kaiser und Reich, nicht sich in einen Frieden einzulassen ohne sie. Den gleichen Vertrag schloß er mit Spanien. Er sagte dem Kaiser und dem Könige von Spanien alle Hülfe für die Waldenser zu. Es ist hervorzuheben, daß namentlich Spanien darauf den größten Nachdruck legte. Noch am selben Tage zeichnete der Herzog die Proclamation der Amnestie für alle noch übrigen Waldenser, der freien Rückkehr in die Heimat, so

---

[1]) Der Vertrag ist abgedruckt unter anderen bei Sylvius t. III, b. 29, p. 112. Jenes Versprechen des Kaisers in Betreff der Waldenser und Hugenotten in Art. III.

wie der Aufnahme auch der französischen Hugenotten. Es war der vollendete Gegensatz gegen 1686.

Rebenac berichtete nach Versailles den Zustand der Dinge in Turin. Er meldete, daß der Adel, die Bürger, das gesammte Volk dem Herzoge zujubelten. Er bemerkte, daß die Art und Weise der Verhandlung, die einzelnen Schritte nicht dem Interesse des Königs entsprächen. Er erhielt die kurz abweisende Antwort, daß er dem General Catinat die Leitung der Dinge allein zu überlassen habe. In Wahrheit traf ja der Tadel Rebenacs weniger den General, als den Hof von Versailles selbst, nach dessen Anordnungen Catinat gehandelt.

Die neue Wendung der Dinge in Turin wirkte auf den Hof von Versailles sehr überraschend. Es erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Vorher hatte man den Herzog Victor Amadeus behandelt mit hochfahrendem Uebermuthe, hatte über die Bitten in seinem allerdings wenig aufrichtigen Handschreiben vom 20. Mai hinweg gesehen, als wären sie nicht gethan. Nun, nachdem der Herzog sich nach der anderen Seite entschieden, nachdem er dies öffentlich kund gethan, suchte man ihn wieder zu gewinnen gerade durch das Eingehen auf die Bitten, die er in jenem Handschreiben vorgebracht. Er hatte dort sich berufen auf die Verwandtschaft. Aus Rücksicht auf den Herzog von Orleans, auf dessen Tochter, die Herzogin von Savoyen, sagte nun Ludwig XIV., biete er dem Herzoge noch einmal die Hand, um ihn zu erretten vor dem Abgrunde, in den er sich stürze. Anstatt der Citadelle von Turin hatte der Herzog andere Plätze angeboten. Der König erkannte nun an, daß dem Herzoge die Stadt Turin lieb und theuer sei. Er fordere sie nicht mehr. Er wolle mit anderen Plätzen sich begnügen. Der Herzog hatte die Bitte um Bedingungen gestellt. Auch auf diese Bitte ging nun Ludwig XIV. ein. Er wolle die Bürgschaft des Papstes und der Republik Venedig zulassen. Catinat erhielt Befehl, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen.

Wir erinnern uns, daß der Charakterzug Ludwigs XIV., der sich kund gibt in diesem Verfahren gegenüber dem Herzoge von Savoyen, nicht vereinzelt da steht. Er hatte denselben Zug bewiesen gegenüber der Pforte (Bd. I., S. 66), gegenüber Algier (S. 18 dieses Bandes). In diesem Falle jedoch gegenüber dem Herzoge von Savoyen ist das Zu-

rückweichen deshalb um so auffallender, weil die Aussicht auf einen Erfolg so sehr gering erscheinen mußte.

Die Demüthigung des Königs kam zunächst nicht einmal zur Kunde des Herzogs. Catinat meldete ihm, am 16. Juni, daß er neue Instructionen erhalten. Der Herzog zählte in seiner Antwort die Reihe der Forderungen auf, welche Catinat nach einander erhoben. Der General möge schriftlich sagen, was er zu melden habe. Catinat erwiederte, daß nach dieser Antwort des Herzogs es unnöthig sei [1]). Der Krieg war da.

Der König begnügte sich nicht mit dem einen Versuche. Er ließ durch andere Wege seine Vorschläge nach Turin gelangen. Der Herzog wies sie zurück. Der König suchte den Papst, die Republik Venedig für dieselben zu gewinnen. Victor Amadeus stellte die Gegenforderung, daß der König Casal und Pignerol der Republik Venedig als der vermittelnden Macht überliefere. Das wollte Ludwig XIV. nicht. Victor Amadeus dagegen hoffte mehr zu erringen [2]).

Denn unzweifelhaft lagen damals, im Juni 1690, die Dinge günstig für ihn. Zwar die eigenen Mittel von Victor Amadeus reichten nicht weit. Aber bereits zogen von Mailand her spanische, von Süd-Deutschland her kaiserliche Truppen zur Hülfe heran. Die anderen italienischen Fürsten, die Republiken Venedig und Genua, waren nicht abgeneigt, ihn mit Geld zu unterstützen; denn Victor Amadeus war wie die Barriere, welche den Franzosen wehrte, den Krieg in die Halbinsel, in das spanische Herzogthum Mailand zu tragen. An den König Wilhelm richtete sofort Victor Amadeus einen glühenden Glückwunsch. England und Holland hatten dasselbe Interesse wie die anderen Verbündeten, daß Frankreich dort beschäftigt werde. Der Kaiser und Spanien hatten in den Unterhandlungen mit Victor Amadeus zuerst ihre Stimmen erhoben für die unglücklichen Waldenser, die Barbets. Für England und Holland trat in Betreff derselben noch das kirchliche Interesse hinzu. Victor Amadeus wußte den Vortheil, den die Barbets ihm bringen konnten, nach allen Seiten zu verwerthen. Jene Proclamation der Amnestie ward aller Orten verkündet. Die Gefangenen von 1686, so viele deren noch übrig, traten ans Tageslicht. Die

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 119.

[2]) A. a. O. p. 154.

Flüchtigen kehrten wieder. Eine Deputation begab sich vor den Herzog. Er legte alle Schuld auf den König von Frankreich, der ihn gezwungen. Man wußte freilich, daß die nach der Schweiz Geflüchteten ausgetrieben waren im Winter durch Eis und Schnee. Man erinnerte sich anderer Dinge, wie der Art und Weise der Verpflegung für die Gefangenen, bei welcher doch jener König nicht eingewirkt haben konnte. Aber die Schuld konnte fallen auf die Beamten des Herzogs. Kurz, alle erlittene Mühsal war nun vergessen. Das Luzerner Thal füllte sich wieder. Der Herzog legte den Barbets die Verpflichtung auf gegen den König von Frankreich zu kämpfen. Eben das wollten sie. Aber die Zahl der Männer ward nur auf 2000 geschätzt. Die Proclamation des Herzogs lud ferner alle flüchtigen Hugenotten ein, mit den Waldensern sich zu einigen zum Kampfe wider ihren Unterdrücker, in diesem Kampfe sich die Heimat wieder zu gewinnen. Die Mannschaft die auf solche Weise sich sammelte, war nicht gering [1]).

Auch die spanischen Regimenter von Mailand her rückten heran. Victor Amadeus war an Zahl der Truppen dem General Catinat gleich, wenn nicht überlegen. Jedoch die Qualität war verschieden. Catinat hatte geübte Truppen, ein großer Theil der Piemontesen war unerfahren. Victor Amadeus sah dagegen mit Kummer und Schmerz die Verwüstung seines Landes. Er wollte schlagen. Der Spanier Louvigny, der Prinz Eugen von Savoyen, welcher, vom Kaiser zum Commandanten seines Hülfscorps ernannt, den Truppen vorangeeilt war, baten ihn dringend zu warten bis zur Ankunft dieses Corps erprobter Krieger. Aber Catinat rechnete auf den Eifer, auf die Leidenschaftlichkeit des jungen Fürsten. Es gelang ihm, am 17. August, denselben zu provoziren. Am folgenden Tage, dem 18. August 1690, kam es bei der Abtei Staffarda zur Schlacht. Der Sieg verblieb den Franzosen. Victor Amadeus maß die Schuld des Verlustes hauptsächlich dem Anführer der Spanier bei, dem Grafen Louvigny. Der noch jugendliche Prinz Eugen von Savoyen, dessen Name hier zum ersten Male in hervorragender Weise erscheint, deckte den Rückzug [2]).

---

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 145. — Man vgl. das Schreiben des waldensischen Oberhauptes Arnoud, vom 8. Juli 1690, ebendort p. 155.

[2]) Die Berichte bei Sylvius p. 157. — Het archief van Heinsius p. 204. — Arneth: Prinz Eugen von Savoyen Bd. I, S. 46. — Rousset IV, p. 368 et suiv.

Zum dritten Male innerhalb der Frist weniger Wochen forderte Ludwig XIV. den Erzbischof von Paris auf, ein Sieges-Tedeum singen zu lassen. Dennoch brachte auch dieser Sieg eben so wenig eine Entscheidung, wie diejenigen von Fleurus und Beachy Head. Das kaiserliche Hülfscorps von 6000 Mann nahte heran. Es gab dem Heere des Herzogs Victor Amadeus die feste Stütze und die Haltung wieder. Dazu kamen über das französische Heer schwere Krankheiten, und andererseits die Feindschaft des Landvolkes. „Jedes Mal, meldet ein französischer Bericht an Louvois, wo wir Bauern mit Waffen finden, hängen wir sie alle. Dennoch morden sie fort." Im September bereits war Victor Amadeus wieder stärker als Catinat. Die Bedrängnis des letzteren stieg. Er durfte in Piemont nicht überwintern. Ludwig XIV. rief ihn zurück auf französischen Boden [1]).

Victor Amadeus dagegen warb um Hülfe nah und fern. Am 2. October beschloß der Reichstag in Regensburg, den Herzog als ein vornehmes Glied des römischen Reiches zu vertheidigen. Die Worte waren klingend: es fragte sich, ob ihnen die Thaten entsprechen würden. Jedenfalls war mehr zu hoffen von den Seemächten. Mit der Empfehlung des Kaisers versehen, begab sich dann der gewandte Piemontese Della Torre nach dem Haag und nach London. Heemskerk in Wien bemerkt in seiner Empfehlung für Della Torre: Heinsius möge sich nicht durch die Aeußerlichkeit dieses Piemontesen abschrecken lassen, der eher ein Zwerg sei als ein gewöhnlicher Mensch; denn er habe vielen Verstand, Kenntnisse und gute Gesinnungen [2]). Am 20. October zeichnete Della Torre im Namen des Herzogs Victor Amadeus die große Allianz vom 12. Mai 1689. Della Torre wußte im Haag und London mit besonderem Geschicke und Nachdrucke den Schutz geltend zu machen, den der Herzog den Waldensern gewähre. Es ward daher der Allianz ein geheimer Artikel beigefügt, enthaltend das Versprechen des Herzogs, daß er aus Rücksicht auf den König von England und die Generalstaaten diese seine Gunst für die Waldenser bethätige und noch erhöhen werde. In der Wirklichkeit war der Herzog dazu bereits dem Kaiser und dem Könige von Spanien verpflichtet. Denn wir haben aus dem Wortlaute des Vertrages vom 4. Juni 1690 (S. 184) vernommen,

[1]) Rousset IV, p. 372.

[2]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 290.

daß der Kaiser sich anheischig gemacht, die Waldenser und Hugenotten dem Herzoge Victor Amadeus zuzuführen. Wozu also, darf man fragen, dieser geheime Artikel? — Er war, mit Verdunkelung des wahren Sachverhältnisses, berechnet auf die Gunst der beiden protestantischen Mächte.

Die Thatsachen lagen demnach so, daß derselbe Herzog Victor Amadeus, der im Jahre 1686 die Waldenser oder Barbets aus Furcht vor Frankreich mishandelt hatte, sie im Jahre 1690 aus Hoffnung auf die Verbündeten begünstigte. Wie nun aber, wenn ein so angelegter Charakter einmal wieder die Hoffnung auf einer anderen Seite erblickte? Die Frage scheint im Jahre 1690 den Barbets selbst wie ihren Gönnern, den vier Hauptmächten der großen Allianz, noch fern gelegen zu haben. Sie ruhte im Schoße der Zukunft. Einstweilen waren die Waldenser rüstige Kämpfer für die Sache des Herzogs.

Ungleich wichtiger für Ludwig XIV. als die vorüber gehenden Vortheile gegen Victor Amadeus, waren diejenigen, welche zu seinen Gunsten und zu Ungunsten der großen Allianz im Jahre 1690 die Türken errangen über die kaiserlichen Heere.

Wir haben gesehen, daß zu Ende des Jahres 1689 der von den Verbündeten des Kaisers sehnlich gewünschte Friede mit den Türken nicht zu Stande kam, nicht etwa weil die Forderungen des Kaisers Leopold zu hoch waren, sondern weil die Türken sich überhaupt weigerten, definitiv ein Land, einen Platz abzutreten. Wir haben berührt, daß dann von dem ersten Tage des Jahres 1690 an die Dinge sich wandten, daß der Siegeslauf nicht mehr ging, wie bis dahin sechs Jahre lang, von West nach Ost, sondern von Ost nach West.

Die Unfälle der kaiserlichen Waffen begannen mit dem ersten Tage dieses Jahres 1690. Und zwar ist eben dieser erste lehrreich in mehr als einer Beziehung.

Wir erinnern uns der Schilderung, welche der Venetianer Cornaro von der Kampfesweise der kaiserlichen Truppen gegen die Türken entworfen (S. 21). Der Auswuchs der Anschauungsweise, die er beschreibt, ist der Uebermuth, die Geringschätzung des Feindes.

Die kaiserlichen Truppen standen vorgeschoben nach Südosten hin, die Vortruppen bis Katsianek in Albanien. Der General Veterani gab das Commando derselben dem Obersten Strasser, mit der Weisung

gegenüber den anrückenden Türken alle dortigen Truppentheile auf Katsianek an sich zu ziehen, und, in Erwartung der nachrückenden Unterstützung, sich in keine Action einzulassen.

Unter dem Befehle Strassers standen etwa 3000 Mann, namentlich Hannoveraner und Holsteiner[1]). Flüchtlinge und Spione meldeten, daß Türken mit Tartaren untermischt, in der Zahl von 20,000, gegen Katsianek im Anzuge seien. Einige indessen gaben die Zahl geringer an. Diese letztere Meldung schien dem Commandanten zuverlässiger. In der Hoffnung durch eine glänzende Waffenthat die Uebertragung des Commandos auf ihn zu rechtfertigen, beschloß er, entgegen dem bestimmten Befehle Veteranis, sich mit der Uebermacht der Feinde einzulassen. Er nahm seine Aufstellung vor einem Engpaß, beide Flanken gedeckt durch einen unwatbaren Sumpf. Dann jedoch überkam ihn das Bedenken, daß der Feind sich an ihn in dieser sicheren Stellung nicht wagen, daß es gar nicht zum Treffen kommen werde. Er beschloß daher den Vormarsch auf das offene Feld. Die höheren Offiziere beschworen ihn den Befehl nicht zu geben: er möge sich selber und die Soldaten dem Kaiser erhalten, nicht sie offen auf die Fleischbank liefern. Er möge die Menge der Feinde bedenken. Immerhin seien es Tartaren: aber die Ueberzahl sei gar zu groß, und aus dieser Ueberzahl erwachse Gefahr auch von Tartaren. Gegen eine solche Uebermacht müsse man des Schutzes der Oertlichkeit sich bedienen. Voran unter diesen höheren Offizieren trat, dem Commandanten gegenüber, der Prinz Carl von Hannover, der vierte Sohn der Prinzessin Sophie. „Ich weiß nicht, sagte er zu Strasser, wie Sie diesen Ihren Entschluß vor Veterani, vor dem Herzoge von Holstein rechtfertigen wollen. Denn, selbst wenn uns der Sieg verbleibt, so wäre er die Folge einer nicht nothwendigen Verwegenheit." Strasser entgegnete: „Wenn einmal das Commando an Sie gelangt, Prinz, so werden Sie handeln nach Ihrem Ermessen. Jetzt ist Gehorchen Ihre Pflicht. Wir marschiren aus unserem Verstecke hervor und schlagen im offenen Felde. Das ist mein Befehl". — „Ich werde gehorchen, erwiederte der Prinz; aber dieser Ihr Befehl benimmt mir für immer die Aussicht auf ein Commando. Denn dieser Tag ist für uns Alle der letzte."

---

[1]) Anlage III.

Sie zogen hinaus auf das offene Feld. Noch im Aufmarsche begriffen, wurden sie von Tartarenschwärmen umringt, zahlreicher als Strasser sie sich gedacht. Dennoch erzwangen sie sich Raum durch die Ueberlegenheit der Schießwaffen. Unter den ersten fiel Strasser selbst. Die kleine Schaar suchte dann, keilförmig geordnet, die umdrängenden Feinde zu durchbrechen. Die Massen waren zu dicht. Sieben Stunden stand so der ungleiche Kampf. Dann waren die Kugeln verschossen, Es blieb nur noch die blanke Waffe, und damit begann die Ueberlegenheit der Tartaren. Dennoch gelang es etwa 800 Mann sich durchzuschlagen. Reichlich 2200 Mann, also etwa drei Viertel der Gesammtzahl, lagen auf dem Blutfelde. Der Prinz Carl hatte neun[1]) Gegner getödtet und selber das vierte Pferd bestiegen, als ihn ein Tartar mit der Lanze durchrannte. Sein Kopf ward als besondere Trophäe dem Sultan eingeschickt.

Ungleich größer noch als der reelle Erfolg war für die Türken die moralische Bedeutung dieses Tages. Seit sechs Jahren hatte fast jedes Treffen ihnen eine Niederlage gebracht. Nun zum ersten Male wieder leuchtete ihnen ein Siegesglück. Die Nachricht wurde hoch übertrieben. Der Chan der Tartaren prahlte: er habe 10,000 Köpfe nach Adrianopel geschickt. Im ganzen türkischen Reiche bis in den fernen Osten wurden Dankesfeste gehalten. Reiche Geschenke ergingen nach Mekka. Der Muth stieg hoch. War es den pfeilbewehrten Tartaren gelungen, eine sieggewohnte Schaar kaiserlicher Truppen zu vernichten: so durfte um so eher die türkische Kriegesmacht für sich wieder auf Erfolge hoffen. Namentlich festigte der Tag von Katsianek die Stellung von Mustafa Köprili, das Vertrauen auf ihn. Er hatte jegliches Nachgeben widerrathen, den erneuten Kampf gefordert. Er hatte mitten im Winter diese Tartaren vorangesandt. Ihr Erfolg war der seinige[2]).

Die Nachricht gelangte nach dem Westen fast gleichzeitig mit derjenigen des Abbruches der Friedenshandlung in Wien. So bündig der Kaiser seinen Alliirten im Haag und London darlegen ließ, daß nicht an ihm die Schuld des Nicht-Abschlusses mit den Türken liege:

[1]) Rinck: Leben Leopolds des Großen, Bd. II, S. 569, gibt gar zehn an. Das Theatrum Europaeum Theil XIII, S. 1013 sagt: neun bis zehn.

[2]) Wagner II, 130.

es blieb dort ein Mistrauen, ob man in Wien aufrichtig gewollt. Dazu liefen andere Gerüchte um. Die Verfolgungen gegen die Protestanten in Ungarn, hieß es, gingen fort und fort. Die Leitung derselben stehe bei den Geistlichen, namentlich dem Cardinal Kolonitsch. Man sehe worauf das hinaus wolle. Nicht besser stehe es mit der Verwaltung. Die Magnaten von Ungarn würden dessen inne werden, was sie 1687 gethan [1]).

Die Gerüchte fanden im Haag vielfachen Glauben. Der Gesandte Kramprich dort bat in Wien um Auskunft zur Widerlegung. Der Kaiser ließ erwiedern: „Die dort von hier aus verbreitete Nachricht, daß in unserem Königreiche Ungarn eine Verfolgung wegen der Religion stattfinde, ist eine sträfliche Lüge. Weder die Geistlichkeit im allgemeinen, noch im besonderen der Cardinal Kolonitsch, Bischof von Raab, haben den Auftrag zu irgend welcher Veränderung. Ueberhaupt hat kein Mensch daran gedacht, derartige Dinge vornehmen zu wollen. Bei dieser Bewandtnis, die hier Jedermann kund ist, verdient der böswillige Urheber dieser Nachricht für seine Verlogenheit eine nachdrückliche Strafe. Du hast Dich zu bemühen, diesen Urheber in zuverlässige Erfahrung zu bringen“ [2]).

Nach dieser Antwort des Kaisers wird von einem Gerüchte solcher Art bei den Staatsmännern im Haag ferner nichts gemeldet. Indessen auch der Name des Urhebers der Gerüchte tritt nicht an den Tag.

Wir kommen zu dem anderen Puncte, demjenigen der Friedenshandlung mit den Türken.

Die Republik hatte ihren Gesandten in der Türkei, Colyer, beauftragt, noch einmal wieder dort den Versuch der Friedensvermittelung vorzunehmen. Es geschah. Colyer trat am 22. April 1690 mit dem Großwesir Mustafa Köprili zusammen. Er legte ihm den Zustand der Dinge im Westen vor, und drang auf den Frieden. Am nächsten Tage erwiederte jener: der türkische Hof sei entschlossen zur Anspannung aller Kraft, um den Feind zur Vernunft zu bringen. Es fehle dazu nicht an Mitteln. Denn man wolle lieber das noch übrige Reich daran wagen, als sich in einen schmachvollen Frieden

[1]) So wörtlich ein holländisches Schreiben aus Wien, vom 5. Jan. 1690.
[2]) Anlage IV.

einlaſſen. Niemals werde der Großherr ſich zu einer Geldzahlung verſtehen, noch weniger zur Abtretung irgend eines Platzes. Das Einzige, über das man ſich verſtändigen könne, ſei ein Waffenſtillſtand auf fünfzehn oder zwanzig Jahre, auf Grund des Beſitzſtandes [1]). „Denn, ſagt Colyer, die Türken kennen keine definitive Abtretung.“ „Man glaubt hier nicht, fährt er dann fort, daß der König Johann Sobieski von Polen durch die vom Kaiſer vermittelte Heirath ſeines Sohnes Jacob mit der pfälziſchen Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter der Kaiſerin, losgemacht ſei von dem franzöſiſchen Intereſſe. Denn der Botſchafter hier, Chateauneuf, verſichert das Gegentheil. Er behauptet, daß ein Separat-Friede mit Polen leicht zu ſchließen ſei. Durch das Geltend-Machen dieſer Hoffnung und für bedeutende Summen Geldes hat er bewirkt, daß die heiligen Stätten zu Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth den Griechen genommen, und überwieſen ſind an römiſch-katholiſche Geiſtliche. Er weiß in wunderbarer Weiſe den Türken die Dinge auszumalen, den Widerſtand von Amſterdam gegen das Recht des Königs als Erbſtatthalters, die Schöffen dort zu ernennen, und beſonders den inneren Zwieſpalt von England.“

Der Bericht Colyers ſtimmte demnach zu den von Wien aus gemachten Mittheilungen. Der Friede konnte nicht geſchloſſen werden, weil die Türken jeglicher definitiven Abtretung ſich weigerten.

Der Unfall von Katſianek zwang die kaiſerlichen Truppen zum Rückzuge auf Niſſa. Der Rückzug ſelbſt enthüllte manche Uebelſtände. Die Kaiſerlichen hatten nicht die Zuneigung der Bewohner des Landes ſich zu gewinnen gewußt: die Folgen der bewieſenen Habgier wandten ſich nun gegen ſie. Der Bevölkerung lag vor Augen, daß die Offenſive zu den Türken zurückgekehrt war, daß die Kaiſerlichen nur noch defenſiv verfuhren. Demgemäß handelten auch ſie.

Muſtafa Köprili ſuchte alle Kraft des Reiches aufzubieten. Er ließ verkünden, daß dieſer Feldzug die Entſcheidung bringe. Er trachte Ordnung in der Verwaltung zu ſchaffen, nicht durch Todesſtrafen, ſondern durch die Entfernung der Schuldigen. Er war nicht grauſam, ſondern ſtrebte nach Gerechtigkeit. Er unterſagte die Pracht und den Aufwand im Feldlager, und ging ſelbſt mit dieſem Beiſpiele voran.

[1]) Anlage V.

Er wandte seinen besonderen Fleiß auf die Artillerie; denn bis dahin war jede einzelne Kanone der Türken im Kaliber von der anderen verschieden. Noch niemals hatte die Donau eine so mächtige türkische Kriegesflotte getragen [1]).

Mustafa Köprili verfolgte einen anderen Kriegesplan als seine Vorgänger. Nicht mehr wie bisher geschehen, solle das türkische Heer in Einer Masse vorrücken, sondern sich theilen. Im Mai 1690 brach er auf. Von der Walachei aus entsendete er Tököly nach Siebenbürgen, er selbst zog die Donau herauf. Sein Ziel war Belgrad.

In Wien sah man mit Sorge den kommenden Dingen entgegen. Eben damals traf das Geld des Herzogs von Savoyen ein. „Man nennt es Mirakelgeld", meldet Leibniz, der sich in Wien befand, „denn es herrscht die Meinung, daß in der Zeit großer Noth der Kaiser Leopold immer ein Mirakel zur Rettung bei der Hand habe" [2]). Die Meinung bewährte sich nicht. Die hunderttausend Goldstücke von Savoyen reichten nicht weit, zumal da der kaiserliche Schatz im Beginne des Jahres die schweren Kosten der Krönung in Augsburg getragen. Man vernahm Aeußerungen wie die, daß die römische Königskrone für Joseph bezahlt werden könne mit dem Verluste der ungarischen. Es kam dazu, daß auch andere kaiserliche Heerführer als Strasser, nicht belehrt durch die Vorgänge von Katsianek, eine ähnliche Geringschätzung der Feinde bewiesen wie jener.

Dieser Vorwurf traf den General Heißler, welcher Siebenbürgen zu schützen hatte gegen Tököly. Er erlitt eine Niederlage, ähnlich derjenigen des Strasser [3]). Tököly, vom Sultan zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt, betrachtete sich bereits als Herrn desselben. Er berief die Stände zur Huldigung. Wenn sie der Ladung folgten, so war es um Siebenbürgen für den Kaiser geschehen. Die Stände erschienen nicht. Sie sendeten zum Kaiser und baten um Hülfe [4]).

„Man nehme es mir nicht übel, berichtet der Holländer Heemskerk aus Wien an Heinsius, daß ich offen ausspreche: an dem Ausgange der Dinge in Ungarn liegt ebenso viel und mehr, als an dem-

[1]) Ich folge Wagner II, p. 133 sqq.

[2]) Leibniz an die Prinzessin Sophie, 1./11. Mai 1690.

[3]) Wagner II, p. 139: Par prope Strasserianae clades fuit, et causae eaedem.

[4]) A. a. O.

jenigen gegenüber Frankreich. Und der Beginn ist gar nicht gut. Tököly hat vier der besten kaiserlichen Regimenter vernichtet“ [1]).

Mit anderen Gefühlen betrachtete man von Versailles aus den gewaltigen Kriegeszug der Türken. Ludwig XIV. erließ an Chateauneuf ein Handschreiben, durch dessen Vorzeigen er den Großwesir ermuthigen sollte. Das Handschreiben gelangte nicht an seine Bestimmung. Es ward von den Engländern aufgefangen, und dem Staats-Secretär Nottingham eingeliefert. Einem Professor in Oxford gelang es dasselbe zu entziffern. Die Hauptstelle lautet, wie folgt [2]).

„Nach meiner Ansicht haben die Türken nicht zu besorgen, auf erhebliche Hindernisse gegen die Ausführung ihrer Plane zu stoßen. Da meine Waffen zu Wasser und zu Lande im künftigen Jahre nicht weniger mächtig sein werden als in diesem, so kann der türkische Minister sich versichert halten, daß er, bei nachdrücklicher Anspannung seiner Macht, den Ruhm davon tragen wird, das ottomanische Reich herzustellen wie es war vor diesem Kriege, eben so wie andererseits auf meinen Feinden das drückende Bewußtsein lasten wird, alles das wieder verloren zu haben, was sie erworben vor dem Bruche mit mir.

Am 9. August 1690. Ludwig.

Colbert.“

In Wien trat die schwere Frage heran, wohin Hülfe zu senden, nach Siebenbürgen oder nach Belgrad. Denn nach beiden Seiten zugleich entgegen zu treten erschien nicht mehr möglich. Man müsse das Eine der höchsten Gefahr aussetzen für das Andere. Vorzuziehen aber sei die Rettung des treuen Siebenbürgen. Dahin ward der Markgraf Ludwig von Baden mit aller verfügbaren Macht entsendet. Es gelang. Er trieb den Tököly wieder hinaus.

Unterdessen zog Mustafa Köprili mit der türkischen Hauptmacht die Donau herauf. Widdin fiel nach fünftägiger Belagerung, nicht mit Ehren des Commandanten Hompesch. Es war der Anfang des Unheils. Das schwächere Nissa, unter Starhemberg, hielt sich zwei und zwanzig Tage. Dann capitulirte es am 9. September. Die Capitulation ward nicht gehalten. Viele Kaiserliche erlagen wehrlos dem türkischen Schwerte.

---

[1]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 202, vom 29. August.

[2]) Anlage VI.

Und weiter ging der Zug der 50,000 Mann unter Mustafa Köprili auf Belgrad zu.

Dort hatte der Commandant Aſpremont an die ernſtliche Abſicht der Türken auf Belgrad lange nicht glauben wollen. Es war daher vieles verſäumt. Je nach der Geſinnung ward mit Entrüſtung oder Schadenfreude in der nächſten Zeit aller Orten vernommen, daß erſt vom Tage des Falles des nahen Semendria an man in Belgrad begonnen die Gräben auszutiefen, die fehlenden Palliſaden einzuſetzen, die Mauerlücken zu ſchließen, daß bis dahin die Feſtung Belgrad zwei Jahre faſt völlig in dem Zuſtande verblieben, wie nach dem gelungenen Sturme vom 6. September 1688. Erſt wenige Tage vor der Einſchließung gelangte genaue Nachricht über dieſe Fahrläſſigkeit Aſpremonts nach Wien. Sofort ward der Herzog von Croy als Oberbefehlshaber nach Belgrad entſendet.

Am 1. October 1690 lagerten die Türken um Belgrad. Bereits am ſechſten Tage waren ihre Erdarbeiten bis auf achtzig Schritte vom Hauptgraben vorgeführt. Am Morgen dieſes Tages traf Croy ein. Es gelang ihm in die Stadt zu kommen. Er beſichtigte die Werke. Er faßte gute Hoffnung. Er ſetzte ſich nieder zum Berichte an den Kaiſer. Kaum hatte er begonnen, als eine Flamme himmelhoch emporſchlug, der ein erderſchütternder Donner folgte.

Es hatte nämlich eine Bombe kurz zuvor durch das Bleidach eines Thurmes geſchlagen und gezündet. Aſpremont eilte hin. Er hielt das Feuer für gelöſcht, und meldete dies dem Herzoge Croy. Dann erſt zeigte jenes Springen eines Pulver-Magazines die Täuſchung. Es war damit noch nicht zu Ende. Von allen Seiten ſchlugen die Flammen aus. Es erfolgte eine zweite Exploſion. Es erfolgte eine dritte. Unter Trümmern, Schutt und Aſche lagen tauſende von Menſchen begraben. Die noch Lebenden ſtürzten in wirrem Knäuel der Donau zu [1]).

Der Herzog von Croy war aus dem einſtürzenden Hauſe ins Freie gelangt. Er eilte auf den großen Marktplatz. Er fand dort einige unverſehrte Soldaten, auch Aſpremont. Sie verſuchten es das

[1]) Der Bericht Aſpremonts bei Mencken: Leben und Thaten des Kaiſers Leopold. S. 519. — Wagner t. II, p. 145. — Man vgl. die Berichte bei Sylvius p. 185.

Flüchten zu hemmen. Aber bereits gewahrte man die durch die Trümmer eingedrungenen Janitscharen, vernahm man ihr durchdringendes Kriegsgeheul, welches man im Laufe der letzten Jahre so oft verlacht. Es verkündete den wenigen noch Uebrigen den Tod. Da stieg abermals eine Flamme empor, höher und schrecklicher noch als jene ersten. Es war das Magazin der unteren Stadt, gefüllt mit dreißig tausend [1]) Pfund Pulvers. Dies Mal ergriff der größere Schreck die Janitscharen. Sie trauten dem Boden nicht, auf welchem sie standen. Sie zauderten, wagten nicht sich von der Stelle. Ihr Zaudern ward den wenigen Kaiserlichen zur Rettung. Sie stürzten an und in die Donau. Es blieben von den noch Gesunden nur diejenigen Helden, die kein Tod schreckt, weil ihr Beruf sie bindet an die Sterbenden: die Priester der katholischen Kirche. Es waren drei Jesuiten. Sie hielten aus in der Erfüllung ihrer Pflicht des Mahnens, Tröstens, Segnens, bis die Speere der Janitscharen sie durchbohrten. Croy erlangte ein Fahrzeug und nahm den fast schon ertrinkenden Aspremont mit auf. Am linken Ufer sammelte Croy die Geretteten um sich. Es waren noch 500 Mann, ein Zehntel der Besatzung. In weniger als einer Stunde waren acht kaiserliche Regimenter in den Trümmern von Belgrad zu Grunde gegangen.

Weniger um die Stadt als um diese klagte der Kaiser Leopold. Die drei Niederlagen Strassers, Heißlers und diejenige von Belgrad, hatten die sieggewohnten Schaaren, die ein Jahr zuvor so gewaltig dastanden, fast völlig aufgerieben. Im herben Schmerze schrieb der Kaiser an seine Schwester, die Herzogin-Witwe von Lothringen, daß seit dem Tode des Papstes Innocenz XI. und des Herzogs von Lothringen Gott jegliche Segnung ihm versagt zu haben scheine [2]).

Viele Stimmen erhoben sich laut und heftig wider Aspremont. Eine solche Kette von Unglück sei nicht möglich ohne Absicht: Aspremont sei bestochen, sei ein Verräther. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Es ergaben sich viele Thatsachen grober Fahrlässigkeit, namentlich in der Obsorge für die Pulvervorräthe. Es ergab sich kein Verrath. Das Kriegsgericht entließ den Angeklagten straffrei. Der Ver-

[1]) So Wagner. Das Schreiben Aspremonts sagt: „3000 Centner". Wahrscheinlich ein Druckfehler.

[2]) Pufendorf lib. III, §. 36, p. 247.

dacht der Menge gegen ihn blieb. Wagner, der sämmtliche Acten gelesen, fällt sein Urtheil wie folgt: „Mir ist nach den Acten unzweifelhaft, daß von einem Verrathe nicht die Rede sein kann. Der Fehler lag lediglich darin, daß Aspremont lieber durch Hofgunst, als durch Verdienst und Erfahrung zu hohen Aemtern hinauf geklettert war“ [1]).

In Wien herrschte eine Bestürzung, gleich als seien die Trümmer des Pulverthurmes von Belgrad bis dahin geschleudert. Das Schreckbild einer abermaligen Belagerung tauchte auf. Man arbeitete an den Werken um die Stadt. Viele sannen auf Flucht.

Anders in Frankreich. Dort war in den höheren Kreisen der Großwesir der Held, den man pries. Er sei nicht wie ein Fabius Maximus, hieß es, der durch Zaudern die Dinge herstellt, sondern ein Alexander, ein Cäsar, welcher kommt und sieht und siegt. Man erörterte die Frage, ob er noch im selben Herbste Ofen nehmen würde, oder erst im nächsten Frühling, und wann er dann abermals vor Wien erscheinen könne. Zu Anfang November ward in Paris bereits die Nachricht verkündet, daß Ofen umschlossen sei. Nur vor einer öffentlichen Feier der türkischen Siege mochte man in Paris Bedenken tragen. Nicht freilich überall. Mit Staunen und Widerwillen vernahm man im nächsten Jahre in Europa, daß auf die Kunde von Belgrad die sämmtlichen Franzosen in Smyrna unter der Führung ihres Consuls den Pascha beglückwünscht und dann sich vereinigt hätten zum Tedeum [2]). Dagegen gab es auch in Frankreich Andere, die offen eingestanden, einen geheimen Widerwillen zu empfinden, daß Frankreich den Türken, den Barbaren zu Danke verpflichtet sein solle, und die schon darum den Frieden wünschten [3]).

Jene Nachricht über Ofen war nicht begründet; aber sie hätte begründet sein können. Auch diese Stadt befand sich noch im selben Zustande, wie nach dem Sturme von 1686. Es ist anzunehmen, daß Mustafa Köprili dies nicht gewußt, oder daß andere Beweggründe ihn zurück gehalten. Ein solcher war die Herstellung von Belgrad zur Haltbarkeit, damit nicht, wenn Ludwig von Baden heranrücke, es den

[1]) Wagner II, p. 148.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz im Haag, 17. April 1691, aus aufgefangenen, vom Staats-Secretär Nottingham ihm mitgetheilten Briefen.

[3]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 195, 200, 201, 242.

Türken ähnlich ergehe wie zuvor den Kaiserlichen. Aber es ist unzweifelhaft, daß der Commandant von Ofen dem Kaiser gemeldet: im Falle des Anrückens der Türken sei die Stadt nicht haltbar [1]).

Den Monat October hindurch beschäftigte sich Mustafa Köprili mit der Herstellung von Belgrad. Sobald er die Stadt gesichert wußte gegen einen etwaigen Angriff des Heeres unter Ludwig von Baden, entsendete er den Pascha von Bossina gegen Essek. Von dieser Stadt aus war im nächsten Frühlinge der Streich auf Ofen leicht zu führen. Allein hier fand der türkische Siegeszug seine Grenze.

Der Graf Guido Starhemberg hatte um sich gesammelt, was an Mannschaft zu erreichen war, und sich damit nach Essek hinein geworfen. Es war kein regelrechtes Kriegsheer; aber die Führung war diejenige eines Mannes von Umsicht, Kraft und Willen. Der Pascha blieb auf dem rechten Ufer der Drau, so daß die Stadt vom linken Ufer her nicht eingeschlossen war. Er hatte 15,000 Mann, die Zahl drinnen war gering, die Werke unbedeutend: in wenigen Tagen hoffte er die Sache durchzuführen. Dem Vertheidiger dagegen ward aus allen Anstalten und den Meldungen der Kundschafter klar, daß der Pascha in Sorge stehe wegen eines Entsatzes. Dies benutzte Starhemberg. Er sandte bei der Nacht in der Stille seinen gesammten Troß auf das linke Ufer, reichlich ausgestattet mit Trommeln, Pauken, Trompeten und Fahnen. In der Morgenfrühe ertönten die Signale, erst, wie aus weiter Ferne kommend, leise, allmählich den Ton stärkend. Lauter dann und endlich mit vollster Kraft schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln, erdröhnten die Pauken, immer aufs neue. Den Türken schien es, daß ein unzählbares Entsatzheer über die Brücke marschire nach Essek hinein. Der Pascha war bereit gewesen zum Sturme. Er wagte ihn nicht mehr. Er fürchtete sich vor einem Ausfalle der nun so verstärkten Macht. In der folgenden Nacht brach er sein Lager auf, und zog in der Stille davon. Essek war gerettet [2]).

Es erging dem Pascha von Bossina dann nicht wie dem General Aspremont. Der Pascha büßte seine Thorheit mit dem Kopfe.

---

[1]) Wagner II, p. 147.
[2]) A. a. O. p. 149.

Starhemberg aber trug den Ruhm davon, durch eine blutlose Kriegesliſt der Fels geworden zu ſein, an welchem die türkiſche Siegesfluth ſich gebrochen.

Der Feldzug des Jahres 1690 war aller Orten beendet.

Dieſe Zeit der Ruhe ſuchte Schweden zu benutzen zum Angebote ſeiner Vermittelung. Wir haben daher auf die Haltung dieſer Macht unſere Blicke zu wenden.

Die Politik der beiden Kronen des Nordens ward nicht gelenkt nach feſten Principien, ſondern nach dem Intereſſe. Dänemark ſtand, im Vereine mit Brandenburg, zur Zeit der Reunionen im Dienſte der Krone Frankreich, und beharrte darin auch nachdem Brandenburg ſich wieder zum Kaiſer gewandt. Nach der Kataſtrophe Jacobs II. dagegen war es bereit zu einem Vertrage mit Wilhelm III. von England, und überſandte gegen gute Zahlung 6000 Mann zur Bezwingung von Irland. Ja es wurde dort im Jahre 1690 ſogar der Gedanke einer Offenſiv-Allianz mit England und der Republik erwogen, alſo das Miteintreten in den Krieg. Wilhelm III. war geneigt zu einer Defenſiv-Allianz. „Allerdings, ſagt er, wäre die Offenſiv-Allianz beſſer; aber ſie würde nicht möglich ſein ohne Subſidien. Im Falle wir dieſe gäben, würden alle deutſchen Fürſten dasſelbe fordern, und im Falle der Weigerung, umſchlagen" [1]). Dänemark beharrte daher bei der Neutralität, deren Linie jedoch erhebliche Curven machte, je nachdem die Attractions-Kraft von der einen oder der anderen Seite her ſich ſtärker erwies.

Schweden ſchien im Jahre 1689 ſich ſtark der großen Allianz zuzuneigen. Die Räthe Carls XI. indeſſen blieben empfänglich für den Goldregen von Frankreich. Unter ihnen war nur Einer, der feſthielt an jenem Gedanken, und deſſen Autorität bei Carl XI. ein ſtarkes Gegengewicht bot wider die franzöſiſchen Lockungen. Es war der Groß-Kanzler, der alte Graf Benedict Oxenſtjerna. Ludwig XIV. kannte dieſe Sachlage. Er ließ, bereits im Jahre 1689, dem Grafen Oxenſtjerna 100,000 franzöſiſche Thaler bieten, wenn er dafür ſeine Geſinnung nur ein wenig ändern wolle. Oxenſtjerna lehnte ab [2]).

[1]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 171 n. 1.

[2]) Heemskerk an Heinſius, 6./16. September 1689, bei v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 168.

Der Vorgang blieb nicht unbekannt. Auch wußte man, daß die Lage dieses alten Herrn nicht eine glänzende war, daß der Aufenthalt am Hofe ihm schwer fiel. Es erhob sich vor dem Kaiser die Besorgnis, daß Oxenstjerna sich von den Geschäften zurückzöge. Leopold suchte auf ihn einzuwirken zum Bleiben, und zwar durch das Mittel einer Unterstützung. Es ist der einzige actenmäßig zu constatirende Fall, daß der Kaiser Leopold einem Minister einer fremden Macht Geld angeboten. Um so wichtiger ist es die Begründung kennen zu lernen.

Der Kaiser wollte nicht allein die Sache auf sich nehmen, sondern gemeinsam mit dem Könige Wilhelm von England und den Generalstaaten. Es war einer der Aufträge, mit denen der Graf Königsegg, im Februar 1690, an den König abgesendet wurde. Wir haben denselben zu vernehmen.

„Frankreich, hieß es darin, sucht Schweden für sich zu gewinnen. Der Graf Oxenstjerna hat bisher den schwedischen Hof auf gutem Wege erhalten, und, mit Ablehnung aller ihm gemachten Erbietungen, die französischen Umtriebe vereitelt. Allein die Mittel des Grafen sind so beschränkt, daß sie zur Subsistenz am Hofe nicht ausreichen. Bereits mehrmals hat man vernommen, daß er beabsichtige sich völlig ins Privatleben zurückzuziehen. Die Ausführung dieser Absicht würde der gemeinen Sache zum großen Nachtheile gereichen. Deshalb macht der Kaiser dem Könige von England den Vorschlag, daß die Bundes-Mächte dem Grafen Oxenstjerna jährlich mit einer erheblichen Unterstützung zu gute kommen" [1]).

Auf den Vortrag des Grafen Königsegg erwiederte der König, daß er gern bereit sei sich in dieser Sache zu betheiligen [2]). So geschah es. Auch die Republik und Spanien traten bei. Der Graf Oxenstjerna erhielt jährlich 8000 Thaler, von denen jede der vier Hauptmächte ein Viertel trug [3]).

Allmählich jedoch gewann in Stockholm wie in Kopenhagen diejenige Politik die Oberhand, welche es vorzog sich fern zu halten von jeder offenen Parteinahme, um inzwischen, wie man damals es zu bezeichnen pflegte, sich zu wärmen an dem allgemeinen, aber ihnen fremden

[1]) Aus der Instruction für den Grafen Königsegg, vom 11. Febr. 1690.
[2]) Bericht des Grafen Königsegg, 10. März 1690.
[3]) Bericht des Grafen Berka im Haag, 31. März 1690.

Feuer [1]), nämlich durch die Ausbeutung der Schifffahrt und des Seehandels mit Frankreich. Dies Bestreben zog unvermeidliche Reibungen mit Holland und England nach sich. Das Verbot des Handels mit Frankreich für die eigenen Unterthanen, die Erschwerung desselben für Fremde war eins der unvermeidlichen Kriegesmittel jener Mächte. Die nordischen Kronen dagegen verlangten die strenge Wahrung ihrer Neutralität. Die Beschwerden von englischer und holländischer Seite über das Verhalten der nordischen Kauffahrer verschlangen sich eng mit denjenigen über die deutschen Seestädte, namentlich über Hamburg, welches beschuldigt ward, unter dänischer und schwedischer Flagge einen gewinnreichen Handel mit Frankreich zu treiben. Die Klagen kamen wiederholt im Congresse im Haag zur Sprache. Wilhelm III. gebot gegen Hamburg scharfe Repressiv-Maßregeln. Dann jedoch war es immer wieder der Kaiser, der sich für die Stadt verwendete, gegen die Republik Holland auch mit starkem Nachdrucke auftrat [2]). Die Gefahren, die aus diesem Verhältnisse erwuchsen, ziehen sich durch die ganze Kriegeszeit.

Allein in Schweden regten sich auch andere Entwürfe. Im October 1690 erfolgte zugleich im Haag und in London das Angebot der schwedischen Vermittelung. Dasselbe ward angesehen als eine Kundgebung zu Gunsten Frankreichs. Es trug nach der allgemeinen Annahme in sich die Voraussetzung, daß Schweden mit Frankreich einig sei. Ja man glaubte in Amsterdam bereits die einzelnen Puncte zu wissen. Schweden, hieß es, könne einen Vorschlag solcher Art dem Könige Wilhelm nicht machen, wenn es nicht die Gewisheit habe, daß Ludwig XIV. bereit sei, für die Erlangung des Friedens den König Jacob fallen zu lassen [3]).

Das Angebot der schwedischen Vermittelung stützte sich, den Worten nach, auf die Verpflichtung, welche jeder der christlichen Mächte gegenüber der anderen obliege. Der König Wilhelm ließ durch

[1]) Finalbericht des Venetianers H. Venier, von 1692, p. 330: scaldarsi a quest' universal incendio.

[2]) In zahlreichen Protokoll-Berichten aus dem Haag. Die einzelnen Fälle unerheblich. — Man sehe das Schreiben Wilhelms III. an Heinsius vom 8./18. April, bei Sirtema van Grovestins VI, p. 197. — Das scharfe Schreiben des Kaisers ist vom 10. December 1690.

[3]) Kramprichs Bericht vom 14. November.

Nottingham dem Gesandten Leyenberg erwiedern: „Se. Majestät dankt dem Könige von Schweden für die Ausdrücke seiner Freundschaft. Aber der König von England hat sich durch die gegenseitigen Verträge mit seinen Verbündeten verpflichtet, sich nicht einmal in irgend welche Unterhandlungen einzulassen, wenn nicht auf gemeinsame Zustimmung aller Bundesgenossen". Im Haag verwies Heinsius den schwedischen Gesandten Gabriel Oxenstjerna an den Congreß. Die Antworten, welche die schwedischen Gesandten erhielten, entsprachen überall derjenigen des Königs von England. Der Krieg mußte fortdauern.

Wir haben daher im raschen Ueberblicke die Ergebnisse des Jahres 1690 gegenüber denjenigen von 1689 zusammen zu fassen.

Es war ein großer Unterschied gegen das Jahr zuvor, und zwar durchweg zu Gunsten des Königs von Frankreich. Im Jahre 1689 hatte er nicht gewagt, den Besatzungen in Mainz und Bonn durch ein Entsatzheer zu Hülfe zu kommen, hatte überhaupt nur defensiv sich verhalten. Im Jahre 1690 hatte er nach allen Seiten die Offensive ergriffen, und rasch nach einander erfolgten die Siege von Fleurus und Staffarda zu Lande, von Beachy Head zur See.

Als hauptsächliche Ursachen des Uebergewichtes der französischen Waffen im allgemeinen treten hauptsächlich vier Ursachen hervor. Zuerst der Tod des Herzogs Carl von Lothringen. In ihm verlor die Macht des Kaisers und des Reiches die leitende, die durchgreifende Persönlichkeit, für welche kein Ersatz sich fand. Es folgte dann als zweite Ursache die Geringfügigkeit der Leistungen von deutscher Seite, zur schweren Klage der Republik Holland. Ferner kam dazu, daß die englische Landmacht, in Irland verwickelt, auf dem Continente keine Hülfe leisten konnte, daß dagegen Frankreich, eben weil Wilhelm III. in Irland sich bethätigen mußte, sicher vor jeglichem Plane einer englischen Landung in Frankreich, die Streitkräfte von dort wegziehen konnte zu Offensivstößen. Eine vierte Ursache endlich war die Voreiligkeit des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, der die Hülfe seiner Bundesgenossen nicht abwartete [1]).

Dennoch hatten alle Vortheile der Waffen des Königs von Frankreich keine Entscheidung herbeigeführt, keine Nachgiebigkeit erzwungen.

---

[1]) Man wolle hierzu vergleichen Sylvius t. III, b. 30, p. 225.

Die Republik Holland, obwohl zweimal geschlagen, zu Lande und zu Wasser, hatte Anerkennung und Ehre davon getragen, sowohl durch jene Treffen selbst, als durch die Haltung nachher.

Der Herzog von Savoyen als neuer Feind von Ludwig XIV. war, ungeachtet seiner Niederlage, ungeachtet dessen daß Frankreich fast alle seine festen Plätze in Savoyen wie in Piemont besetzt hielt, zu neuem Wagnisse bereit.

Der König Carl II. von Spanien hatte auf die Friedensmahnung des Papstes Alexander VIII. schärfer, heftiger gegen Frankreich geantwortet, als selbst der Kaiser. Die Leistungen entsprachen nicht der Gesinnung. Spanien war an der Niederlage von Fleurus betheiligt, nicht entfernt jedoch wie die Republik. Im Uebrigen erlitt es keinen Schlag und theilte keinen aus. Der König Carl II. gab in Belgien den Boden her, auf welchen hauptsächlich andere schlugen. Aber er beharrte in jener Gesinnung.

Die Lässigkeit der deutschen Fürsten eben so sehr wie ihre Anforderungen an die vier Hauptmächte der Allianz, brachte zur Gewisheit, daß das Bewußtsein der gemeinsamen Sache wider Ludwig XIV. in ihnen bereits sich verdunkelte. Sie hofften auf Subsidien, und um diesen Preis waren sie bereit, auch ferner ihre Mannschaft zum Kampfe zu stellen.

Der König von Frankreich sah demnach seine Siege vom Jahre 1690 fruchtlos zerrinnen. Er unterhielt zu einem Theile seine Armeen auf dem Boden und von den Mitteln der Gegner. Dennoch drückte die Kriegeslast schwerer auf sein eigenes Land, nicht bloß wegen der Ausgaben, sondern auch wegen des Mangels der Einnahmen. Der Fleiß, die Betriebsamkeit, das Geschick — alle die Eigenschaften, in welchen die Franzosen damals der Regel nach andere Völker übertrafen, lagen zu nicht geringem Theile lahm, weil die Früchte derselben nicht verwerthet werden konnten. Dazu kam die kirchliche Verstörung. Ludwig XIV. konnte es noch nicht über sich gewinnen, zurückzutreten von seiner Aggressive gegen den päpstlichen Stuhl, von den gallicanischen Artikeln von 1682. Daher gab Alexander VIII. den von Ludwig XIV. ernannten Bischöfen, die an jenen Artikeln sich betheiligt, nicht die Bestätigung. Der Zustand ward verworrener, je länger er dauerte. Bereits mochte an Ludwig XIV. oft die Mahnung herantreten, daß

ein König, wenn er in irdischen Dingen die Sehnen seines Volkes mit absoluter Allgewalt anspannen will bis fast zum Zerspringen, um so mehr sich hüten muß vor dem einen Auswuchse der weltlichen Macht, der Verstörung der Gewissen. Indessen für das Durchschlagen dieser Erkenntnis war die äußere Noth noch nicht hoch genug gestiegen.

Der wesentlichste Vortheil für Frankreich waren die schweren Schläge, welche von den Türken her auf die kaiserliche Macht gefallen waren.

Für keinen anderen Fürsten so sehr als für den Kaiser stand der Ausgang des Feldzuges von 1690 im geraden Gegensatze zu demjenigen von 1689. Damals siegreich, das Auge auf Constantinopel gerichtet, mußte er nun in Sorge stehen für Ofen und selbst für Wien. Freilich Siebenbürgen war durch die Treue des Volkes und das Schwert Ludwigs von Baden ihm erhalten; der Stromlauf der Drau war noch sein. Am linken Donauufer hatte er sogar Kanischa noch gewonnen. Aber viele seiner sieggewohnten, in den Tiefebenen der unteren Donau als wetterfest erprobten Regimenter lagen im Grabe.

In solchen Zeiten hatte sich das Wort des venetianischen Botschafters Nani von 1658 zu bewähren, daß die deutschen Fürsten dem Kaiserhause sich abwendeten beim Glücke desselben, sich ihm zuwendeten im Unglücke (Bd. I. S. 82). Denn die Erhaltung dieser Macht war die Lebensbedingung für Alle, die von Ludwig XIV. gelegentlich einen Nutzen ziehen, nicht jedoch ihm sich unterwerfen wollten. Der Kaiser knüpfte Unterhandlungen an mit Bayern, mit Brandenburg, mit dem Hause Braunschweig-Lüneburg zur Stellung von Truppen in Ungarn. Sie hatten Erfolg.

Nach Westen hin vertrauete der Kaiser auf den Oranier.

Der Gang der Dinge des Jahres 1690 hatte diesen Fürsten wunderbar gehoben. Es war ihm nicht gelungen Irland völlig zu unterwerfen: es bedurfte dort sogar noch eines anderen regelmäßigen Feldzuges. Und doch wog sein Sieg an der Boyne die sämmtlichen Waffenerfolge Ludwigs XIV. völlig auf. Wilhelm III. konnte die Vollendung der Dinge in Irland anderen Händen überlassen. Seiner Persönlichkeit dort bedurfte es nicht mehr. Er konnte frei dem Drange seiner Seele folgen, seiner Heimat, um deren willen zunächst und hauptsächlich er alles unternommen, die Rettung und die Sicherheit

bringen. Dort wurde er sehnsuchtsvoll erwartet. Ohne ihn, hieß es bei Vielen dort, müsse man an der Ausführung des großen Werkes verzweifeln [1]). Er hatte weniger als zuvor die Scheelsucht der Engländer zu besorgen: die Erkenntnis dessen, was sie ihm verdankten, war im raschen und stätigen Wachsen.

Wie hatte mit ungleich geringerem Aufwande von Kraft und Mitteln Jacob II. alles das erlangen können, was nun Wilhelm III. sich erwarb durch die höchste Anspannung seiner ungewöhnlichen Kraft! — Es hätte für Jacob II. nur des Einen bedurft, mit entschiedenem Willen das zu sein, was er in den ersten Monaten seines Königthumes zu sein schien: ein friedeliebender, fremde Rechte achtender, seiner selbst nach innen und nach außen sich bewußter König, ein Fürst wie der Kaiser Leopold. Dann war nicht das Bekenntnis der katholischen Kirche ein Nachtheil für Jacob II.: er dagegen gereichte der Kirche zum Heile. Damals hatte er oft den Wunsch ausgesprochen, daß die Christenheit nicht Kriege führen möge in sich, daß der einzige Krieg, den sie führe, sich wende gegen die Türken. Nun war es dahin gekommen, daß, durch Ludwig XIV., die Türken thatsächlich die Bundesgenossen Jacobs waren, daß er, mit Ludwig XIV., sich zu erfreuen hatte an ihren Erfolgen über den Kaiser. In seiner Verblendung nicht zu erkennen, daß er seit Jahren nur ein Werkzeug sei in der Hand seines mächtigen Freundes, hatte Jacob II. es dahin gebracht, daß die Sympathien aller derjenigen Katholiken, die nicht sich täuschen ließen durch den Klang der Worte, durch den hohlen Schall der Namen der Religion und Kirche, mit welchen die Handlungen Ludwigs XIV. nach außen im schneidenden Widerspruche standen, sich abwendeten von dem Schützlinge desselben und freudig den Gegner begrüßten, daß sie den Sieger von der Boyne feierten als den Vorkämpfer, den Helden für sie alle.

Keiner mehr als der Kaiser Leopold. Seine Mittheilung der Ereignisse von Belgrad an Wilhelm III. schloß mit den Worten: „Bei solcher Trübsal ist uns vor allen anderen Dingen erfreulich, aus Ihrem Schreiben zu vernehmen, daß der gütige Gott Sie in allen augenscheinlichen Todesgefahren unversehrt erhalten hat. Denn das ist

[1]) Ham an Pesters, 13. September: 's konings persoon en presentie is t'eenemael nodig, buyten dewelke men wel haest aen't groote werk mag desespereren. Bei v. d. Heim p. 68.

in dieſer traurigen Zeit für die gemeinſame Sache der höchſte Troſt und unſere Stütze" [1]).

Eben damals willfahrte der Kaiſer in einer beſonderen Formſache dem Wunſche des Königs Wilhelm III. Wir erinnern uns, daß Leopold I. feſthielt an dem althergebrachten Rechte, daß nur dem römiſchen Kaiſer der Titel der Majeſtät gebühre. Er hatte den beiden letzten Stuart-Königen die Bitte um dieſen Titel verſagt (Bd. IV. S. 522, Anlage VIII). Im Jahre 1689 jedoch war der Kaiſer von dieſem Grundſatze abgewichen, in ſeinem Handſchreiben an den König Carl II. von Spanien (Bd. IV. S. 453). In demſelben wendet er mehrmals den Majeſtäts-Titel für Carl II. an. Dadurch fiel das Recht ſich auf den Nicht-Gebrauch dieſes Titels auch für andere Könige zu berufen. Als Wilhelm III., im Sommer 1690, durch den Lord Paget die Bitte ſtellte, daß der Kaiſer in ſeinen Handbriefen dem Könige von England dieſelbe Titulatur gewähren wolle, wie irgend einem anderen Könige, erwiederte der Reichs-Vicekanzler Graf Königsegg, daß der Kaiſer dazu bereit ſei, in der Vorausſetzung jedoch daß der König die Schreiben aus der Reichs-Kanzlei, die nicht bloß vom Kaiſer, ſondern vom Kaiſer und Reiche abhange, entgegen nehmen wolle wie bisher. Fortan alſo gab der Kaiſer perſönlich dem Könige von England den Titel der Majeſtät mit dem Zuſatze: Potentissime. Die Schreiben aus der Reichskanzlei an Wilhelm III. wurden nach wie vor gerichtet an die Regia Serenitas [2]).

---

[1]) Kaiſerliches Schreiben vom 30. October 1690: Nihil enim est quod adversis hisce temporibus majus rei communi solatium et levamen afferre queat.

[2]) Anlage VII.

Fünfzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1691.

Am 2./12. October 1690 trat das Parlament von England zuſammen. Der König begab ſich in das Oberhaus, ließ das Unterhaus an die Schranken beſcheiden und verlas ſeine Thronrede. Wir haben bei derjenigen im October des Jahres zuvor den ausdrücklichen Willen des Königs vernommen, dieſe Rede ſelber abzufaſſen, ohne Beirath eines Miniſters. Wir haben dieſelbe Erfahrung gemacht bei derjenigen vom 20./30. März, die mit der Vertagung ſchloß. Ueber diejenige vom 2./12. October 1690 liegt ein ſolches ausdrückliches Zeugnis nicht vor. Allein es iſt auch kein Grund erſichtlich, der den König bewogen haben könnte, abzugehen von dem im Jahre zuvor ausgeſprochenen Grundſatze. Das endgültige Urtheil wird ſich beſtimmen nach dem Inhalte. Der König redete wie folgt.

„Mylords und meine Herren. Seit unſerem letzten Zuſammenſein habe ich mein Möglichſtes aufgeboten, um Irland dahin zu bringen, daß es für das kommende Jahr nicht mehr eine Laſt ſein möge für England. Und es hat Gott gefallen, meine Bemühungen mit ſolchem Erfolge zu ſegnen, daß, wenn ich im Stande geweſen wäre mich ſo frühzeitig ins Feld zu begeben, wie es mir zweckmäßig erſchien, und wie es beſonders in Irland nöthig iſt, wo die Regenzeit ſo früh und ſo reichlich beginnt — ich zur Zeit unzweifelhaft im vollen Beſitze dieſes Königreiches ſein würde.“

„Ich halte mich für verpflichtet hervorzuheben, daß die Armee ſich bei jeder Gelegenheit wohl benommen, daß ſie für geringen Sold

schwere Mühsal getragen, und noch dazu mit solcher Geduld und Willfährigkeit, wie sie hervorgehen kann lediglich aus Pflichtgefühl für meinen Dienst und aus Eifer für die protestantische Religion."

„Ich habe bereits, indem ich Abstand nahm von einem beträchtlichen Theile des erblichen Kroneinkommens, durch die That erwiesen, wie viel höher ich die Zufriedenheit meiner Unterthanen schätze als die solidesten Vortheile der Krone. Nicht weniger liegt vor Augen, daß ich nicht für mich selbst ein Einkommen gefordert, sondern den Betrag gern habe verwenden lassen für die Bedürfnisse des Krieges."

Der König that kund, daß verschiedene Rechnungen, die im Rückstande, dem Unterhause vorgelegt werden sollten. Dann fuhr er fort: „Da ich nun, um Euch alles Gute zu thun was in meinen Kräften stand, weder meine Person angesehen noch meine Mühen, so zweifele ich nicht, daß wenn auch Ihr willfährig das Eurige thun wollt, es in Eurer Hand steht sowohl mich wie Euch glücklich, und die Nation groß zu machen. Dagegen liegt es, gemäß dem was die Franzosen neulich Euch ins Angesicht verübt, klar vor Augen, daß, wenn nicht der gegenwärtige Krieg mit Nachdruck fortgeführt würde, keine Nation der Welt von größerer Gefahr bedroht wird als gerade wir".

„Deshalb ist in dieser Beziehung hoffentlich nichts weiter nöthig als Euch, meine Herren vom Unterhause, die Erfordernisse für den Unterhalt der Flotte und der Heere vorzulegen, wie sie für das nächste Jahr einen Abstrich nicht zulassen, und Eurer Sorgfalt die Erledigung meines Einkommens zu empfehlen, damit ich im Stande sei, selber zu subsistiren und die der Civilliste obliegenden Besoldungen zu zahlen."

„Ich muß Euch ferner mittheilen, daß die Aufrechthaltung der Conföderation nach außen durchaus bedingt wird durch Euer rasches und kraftvolles Verfahren in dieser Session."

„Und hier muß ich zu meiner großen Befriedigung die Bereitwilligkeit hervorheben, welche meine Unterthanen aller Lebensstände bewiesen, sowohl hier in London als in den einzelnen Grafschaften, indem sie während meiner Abwesenheit, als man die französische Flotte an unserer Küste erblickte, so freudig sich zur Hülfe erboten. Außer diesem so überzeugenden Beweise der guten Gesinnung meines Volkes habe ich in allen Gegenden des Landes, sowohl bei meinem Gehen nach Irland, als bei meinem Kommen von dort, solche Kundgebungen

der allgemeinen Zuneigung erfahren, daß ich nicht zweifeln darf, eben dieselbe wieder zu finden auch bei den Vertretern des Volkes im Parlamente."

„Ich kann nicht schließen ohne die Erwähnung, daß die Ehre der Nation schwer geschädigt ist durch das übele Verhalten meiner Flotte in dem Seetreffen dieses Sommers mit den Franzosen. Nach meiner Ansicht bin ich bei der Herstellung unserer Ehre so betheiligt, daß ich nicht ruhen werde, bis an denen, welche nach Untersuchung und Recht als schuldig befunden werden, ein Exempel statuirt wird. Dies war nicht ausführbar, so lange die ganze Flotte sich in See befand. Zur Zeit jedoch ist die Sache in die Hand genommen zur schleunigen Ausführung."

„Mylords und Herren. Nach meiner Ueberzeugung hangt die künftige Wohlfahrt dieses Königreiches ab von dem Ergebnisse Eurer gegenwärtigen Erwägungen und Beschlüsse. Die Wohlthat derselben wird verdoppelt durch die Beschleunigung, und zwar so sehr, daß ich auf Euere Zustimmung hoffe für meinen Schlußsatz: wer immer darauf ausgeht Euere Thätigkeit für diese Angelegenheiten, die allen anderen vorgehen müssen, zu hindern oder abzulenken, kann nicht wohl gesinnt sein, weder für mich noch für das Königreich" [1]).

Es dürfte kein Zweifel obwalten, daß die ganze Anschauung, die sich in dieser Rede kund gibt, wie jeder einzelne Satz derselben, den König Wilhelm III. persönlich wiederspiegelt.

„Die Thronrede, meldet Hoffmann am selben Tage, ist in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß den Böswilligen — wenn anders nach dem Feldzuge in Irland solche noch vorhanden sind — es schwer fallen dürfte, gegen dieselbe ihre gewöhnlichen Schwierigkeiten aufzubringen" [2]).

Dieser Erwartung entsprach der Gang der Dinge. Die beiden Häuser des Parlamentes überreichten ein jedes eine Dankadresse. Diejenige des Oberhauses ist besonders warm. Sie sagt, daß die Haltung des Königs in Irland die Bewunderung und Verehrung der gesammten Welt gewonnen, auch diejenige der Feinde, und daß die außerordentlichen Eigenschaften des Königs die Herzen seines Volkes ihm verkette

[1]) Commons' Debates Vol. II, p. 384.
[2]) Bericht vom 12. October.

in der Liebe und der Pflicht, deren er bedürfe zur Vollendung seines ruhmvoll begonnenen Werkes. — Am nächsten Tage erfolgte eine zweite Dankadresse an die Königin für die Entschlossenheit und die Umsicht, mit welcher sie, in der Abwesenheit des Königs, gegenüber dem Drohen des Feindes von außen, dem Reiche den inneren Frieden bewahrt [1]).

In ähnlicher Weise gab das Unterhaus sich kund. Dann nahm es sofort die von dem Könige gemachte Vorlage des Kriegesstandes in Berathung.

„Die Willfährigkeit, meldet Hoffmann, welche das Unterhaus dem Könige in der Bewilligung der Kriegesmittel entgegen trägt, ist nicht genugsam zu preisen." Der König hatte für die Flotte verlangt 1.800,000 £, zur Ausrüstung von 60 Capitalschiffen mit 20 Brandern, ohne die Fregatten, deren Zahl doch auf 30 bis 40 angeschlagen wurde, mit 28,000 Mann Besatzung. Wie gefordert, ward bewilligt, alles an Einem Tage.

Schwieriger dagegen schien die Sache zu werden in Betreff der Kosten für eine Landarmee. Gegen dieselbe erhoben sich die Redner Seymour und Clargis. „Die Flotte, sagten sie, ist das einzige Bollwerk der Freiheit und Sicherheit von England. Wir haben durch unsere Bewilligung sie in Stand gesetzt. Anders ist es mit der Forderung für eine Landarmee. Irland ist fast unterworfen, wenigstens dahin gebracht, daß zur Vollendung des Werkes wenige tausend Mann genügen. Es ist daher nicht abzusehen, warum wir eine so starke Landarmee unterhalten, warum gar wir offensiv gegen Frankreich auftreten sollen. Wir wollen keine Eroberung auf dem Festlande. Angenommen auch, daß wir dem Könige von Frankreich einige feste Plätze nähmen: so beweist die Erfahrung, daß der Besitz von festen Plätzen jenseit des Wassers für England eher Schaden bringt als Nutzen" [2]).

Dagegen erhob sich eine Persönlichkeit, die der Bericht nicht nennt, sondern nur ausstattet mit der Bemerkung, daß man es von ihr nicht

---

[1]) Lords' Debates Vol. I, p. 405.

[2]) Ausführlicher Bericht Hoffmanns vom 24. October, auch für das Folgende. — Es ist um so erfreulicher diesen Bericht hier zu verwerthen, weil Macaulay sagt (in Ch. XVI): No report of the debates has been preserved, unless a long forgotten lampoon etc. may be called [illegible].

erwartet habe. Dieser Mann redete in folgender Weise. „Ich bin nicht Politiker genug, um auf eine Discussion über einen Defensiv- oder Offensiv-Krieg einzugehen. Ich rede nach meinem Verständnisse der Dinge. Dieses reicht so weit, daß es besser ist des Feindes Land zu verbrennen als das eigene von ihm verbrennen zu lassen, und noch so viel weiter, daß ich lieber die Hälfte meiner Habe freiwillig hergeben will, als noch einmal wieder der Gefahr und der Schande ausgesetzt sein, welche Frankreich im verwichenen Sommer über uns gebracht".

Den schlichten Worten des Redners folgte ein Beifallssturm. Die Bewilligung für die Landarmee erfolgte wie diejenige für die Flotte, sofort und in dem ganzen verlangten Betrage von 2.300,000 £. Somit hatte das Parlament in zwei Tagen über 4.000,000 £ für den Krieg bewilligt. Es war die höchste Summe, die bis dahin ein englisches Parlament ausgesprochen. Es standen noch Nebenposten aus zum Betrage von 400,000 £. An der demnächstigen Bewilligung derselben ward nicht gezweifelt.

Es war in England die allgemeine Ansicht, daß Versailles und St. Germain gerechnet hatten auf einen entschiedenen Widerspruch im Parlamente gegen die Forderung des Königs Wilhelm. Die Bewilligung durchkreuzte diese Rechnung. Die Bedeutung derselben erhöhte sich durch den Vergleich mit derjenigen vom Jahre zuvor. Damals war der bewilligte Betrag zunächst und hauptsächlich bestimmt zur Reduction von Irland. Dies Königreich war nun beinahe unterworfen. Dennoch erfolgte die Bewilligung. Sie erfolgte nicht im gleichen Betrage wie das Jahr zuvor, sondern in weit höherem. Sie zog sich nicht hinaus wie damals, sondern geschah rasch, auf einen Schlag. Um so eher demnach konnte die Verwendung eintreten.

Hatte denn nun der König Wilhelm das Unterhaus von England zu sich heraufgezogen, zu seinem Standpuncte, von welchem aus sein Auge Europa umspannte? — Jedenfalls hatte der Blick der Engländer im Jahre 1690 sich erweitert. Nicht mehr theilnahmlos, oder gar mit einer Abneigung gegen die Waffen der Katholiken vernahmen sie, was im fernen Osten, was an der Donau geschah. „Der schreckliche Verlust von Belgrad, meldet Hoffmann, hat den König und das Parlament über alle Maßen consternirt, und sonst auch spricht Jedermann

mir seine Theilnahme aus, außer den Jacobiten, denen die Nachricht erwünscht klingt" [1]).

Allein wir haben zu beachten, daß Wilhelm III. auf das Parlament nicht zu wirken versucht hatte vermittelst des Hinweises auf eine Vertragspflicht nach außen. Seine Thronrede erwähnte in allgemeiner Weise einer Conföderation wider Frankreich: den Vertrag der großen Allianz vom 12. Mai 1689 erwähnte sie nicht. Noch weniger legte der König diesen Vertrag vor. Nur ihn selber, ihn persönlich band der Vertrag, nicht das Parlament. Dieses sollte handeln, nach der Ansicht des Königs, nicht vermöge einer von außen auferlegten Pflicht, sondern, auch ohne alle Kenntnis einer solchen, dem eigenen Bewußtsein nach lediglich im eigenen Interesse des Schutzes, der Sicherheit von England selbst.

Daß nun dem Könige diese Führung des Parlamentes in einer so merkwürdigen Weise gelang, daß zugleich in den Engländern das europäische Gemeingefühl sich stärker hob, höhere Wellen schlug: dafür hatte zu einem erheblichen Theile beigetragen Frankreich selbst. „Man darf sagen, meldet Hoffmann, daß der gute Erfolg dieser Bewilligung wesentlich zuzuschreiben ist der französischen Flotte, ihrer Bravade längs der englischen Küste, ganz besonders aber dem Brande der wenigen und geringen Fischerhütten von Teignmouth. Gleich damals hat man, wie ich gemeldet, sich von diesem Brande alle günstige Wirkung auf die Engländer versprochen. Diese Ansicht hat sich durchaus bestätigt. Die Franzosen würden für sich wahrlich besser gehandelt haben nicht zu landen und noch weniger zu brennen, wenn sie keinen größeren Schaden zu thun vermochten" [2]).

Ludwig XIV. und Louvois rechneten ja allerdings bei ihrem Verfahren anders. Indem sie die moralischen Factoren im Menschenleben nicht genug zu würdigen verstanden, mochte ihnen die Furcht, die sie einflößen wollten, erscheinen als ein wirksames Kriegesmittel für die Unterwerfung der Völker. In Wahrheit entzündete die Brandfackel, die sie in das arme Fischerdorf Teignmouth schleudern ließen, den continentalen Krieg auch von England wider Frankreich.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 31. October.

[2]) Bericht vom 24. October.

Whitehall war voll Freude und Jubel. Der König empfing die Glückwünſche der fremden Geſandten. Er erwiederte, daß er hoffe der allgemeinen Sache wider den König von Frankreich nun gute Dienſte zu leiſten. Er ſprach von ſeinem baldigen Aufbruche nach Holland. In drei Wochen, meinte man damals, werde der König ſich dahin begeben. Aehnlich ſchrieb er ſelber an Heinſius. „Die Dinge im Parlamente, ſagt er am 14./24. October, nehmen einen günſtigen Verlauf. Gott gebe nur, daß man bald zum Schluſſe gelange, damit ich nach Holland aufbrechen kann! Denn das iſt der Gegenſtand aller meiner Wünſche“ [1]).

So glatt und leicht wie zu Anfang gingen indeſſen die Dinge nicht weiter. Denn nachdem die Bewilligungen ausgeſprochen, handelte es ſich um die Wege und Mittel ſie anzuweiſen. Hierbei waren, der Natur der Dinge gemäß, viele Hinderniſſe unvermeidlich. Und noch andere kamen dazu.

Im Unterhauſe ward der Gedanke angeregt, daß ein erheblicher Theil der Kriegeskoſten abgewälzt werden könne auf die Rebellen in Irland, durch die Einziehung ihrer Güter. Der erſte weiteſt gehende Antrag fiel. Ein anderer etwas abgeſchwächter, und doch unendlich hart, ging im Unterhauſe durch. Er geſtattete einige Ausnahmen für Proteſtanten, die ſich zum Könige Jacob geſellt, für Katholiken keine [2]).

Dagegen lagen die Dinge in Irland derartig, daß das engliſche Parlament dieſelbe Erleichterung der Kriegeskoſten, die man durch Unrecht und Härte ſich verſchaffen wollte, hätte erlangen können durch Gerechtigkeit und Milde.

„Die Nachrichten aus Irland, berichtet Hoffmann, beſagen, daß die dort noch in Waffen ſtehenden Inſurgenten, nachdem der König Jacob ſie verlaſſen, dem ſie doch genügende Proben ihrer Treue gegeben, nicht abgeneigt ſein würden ſich zu unterwerfen. Allein ſie verlangen Sicherheit für Leben und Habe. So ſehr ſie nun von der Güte des Königs perſönlich überzeugt ſind: ſo wenig vertröſten ſie ſich auf das Parlament, oder auf die geſammte engliſche Nation. In Rückſicht auf dieſelbe, meinen ſie, würde der König die Milde nicht walten laſſen

---

[1]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 226.

[2]) Commons' Debates II, p. 386. — Man vgl. Macaulay Ch. XVI.

können. Demnach sei ihr jetziger Zustand, so verzweifelt und elend auch immer derselbe sein möge, dennoch der Sclaverei vorzuziehen, die nach der Niederlegung der Waffen ihrer warte."

„Die Irländer, fährt Hoffmann fort, haben, damit ich der Wahrheit gemäß rede, darin nicht Unrecht. Denn das Unterhaus hat die Absicht, den von den Zeiten Cromwells her noch übrig gebliebenen Adel völlig auszutilgen, und dadurch sich für die Zukunft in Sicherheit zu setzen wider alle diejenigen Neuerungen, zu welchen die irische Nation geneigt sein möchte. Diese Absicht leuchtet zur Genüge hervor aus der Million Pfund Sterling, welche das Unterhaus auf die Güter der Rebellen in Irland legen will. Denn diese Million wird alles verschlingen, was dem einheimischen irischen Adel von Cromwells Zeiten her noch geblieben ist. Ob man nun aber auf jene Nachrichten von der Gesinnung der Irländer nicht lieber von der Härte abstehen will, um den Ueberrest friedlich zu gewinnen, oder ob man vorzieht die Unterwerfung durch Macht zu erzwingen, steht zu erwarten" [1]).

Die Bill gelangte an das Oberhaus. Das Unterhaus hatte der zahlreich eingelaufenen Bitten gegen die Härte der Bill nicht geachtet: das Oberhaus zog sie in Betracht. Dazu machte der König seinen Einfluß geltend. Die Bill blieb liegen. Immerhin trat demnach die Härte, welche das Unterhaus gewollt, nicht in Kraft; allein andererseits ward es auch dem Könige, eben so wie zuerst nach dem Siege an der Boyne durch die englischen Räthe, nun durch das Unterhaus selbst unmöglich gemacht, den Krieg in Irland in seinem Sinne zu beenden, und dadurch dem unglücklichen Lande eine bessere Zukunft anzubahnen [2]).

Diese Erwägungen im Unterhause hatten viele Zeit hinweg genommen. Sie machten den König ungeduldig. „Die Langsamkeit, schrieb er am 14./24. November an Heinsius, verdrießt mich. Denn sie verzögert meine Fahrt nach Holland, die doch so unerläßlich ist" [3]).

Erst am 25. November/5. December konnte der König eine Reihe von Bills in Betreff der Geldmittel sanctioniren. Er benutzte

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 14. November.

[2]) Commons' Debates. Vol. II, p. 386. — Burnet II. 78. — Man vgl. Macaulay.

[3]) Grovestins VI, p. 227.

die Gelegenheit, um zur Eile zu mahnen. „Der Stand der auswärtigen Angelegenheiten, sagte er, ist derartig, daß ich durchaus vor dem Schlusse des Jahres im Haag sein muß. Ich bitte daher keine Zeit zu verlieren." Die Reise war so vorbereitet, daß der König in vier bis fünf Tagen aufbrechen konnte [1]).

Das Parlament hatte nicht diese Eile. Das Unterhaus prüfte die Rechnungen des Feldzuges. Es fand, daß der König um mehrere erhebliche Posten hintergangen sei. Es wurden Bedenken geltend gemacht, daß man nicht Willens sei Gelder herzugeben, welche Gaunern in die Hände fielen. Dazu erhob sich der alte Zwist der Parteien. Direct die Kriegesvorbereitung zu hindern, war den Jacobiten unmöglich. Sie warfen andere Zankäpfel in das Parlament. Es ward die Frage geltend gemacht, ob die einige Monate zuvor geschehene Wahl des Lord Mayor von London mit den Gesetzen bestehe. Es war ein Whig. Demnach suchte die Tory-Partei die Wahl für ungültig zu erklären, die Whigs kämpften für die Anerkennung. Die Reden für und wider nahmen volle zwölf Tage in Anspruch, bis zum 8./18. December. Auch dann gelangte man nicht zu einer Entscheidung, sondern nur zu der Erkenntnis, daß man die dem Könige wichtige Zeit verliere. Demnach wurde der Beschluß gefaßt die Sache einstweilen hinauszusetzen. „In solchen Fällen, bemerkt Hoffmann, werden die Parteien in ihrer Verbitterung gegen einander gar nicht inne, daß derartige Materien des Haders lediglich zu dem Zwecke eingebracht werden, damit sie dadurch sich abhalten lassen, das allgemein Wichtige und Nothwendige zu erledigen." Bereits verspürte man den Erfolg. Die vom Parlamente bewilligten Summen mußten zunächst durch Vorschüsse auf dieselben flüssig gemacht werden. Diese Vorschüsse, die zuerst reichlich eingekommen, begannen zu stocken.

Der Aufschub ward von vielen namentlich deshalb beklagt, weil demgemäß der Aufenthalt des Königs in Holland um so kürzer werden müsse. Denn so wichtig dort seine Anwesenheit sein möge, wichtiger noch sei sie in England, wenn man anders eine Flotte und eine Armee haben wolle [2]). Diese Ansicht mochte derjenigen des Königs Wilhelm

[1]) Hoffmanns Bericht vom 5. December, so wie für das Folgende die vom 15. und 19.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 22. December.

nicht ganz entsprechen. Nicht die Ausrüstung einer englischen Armee war sein Hauptzweck, sondern die Führung der vereinigten Kräfte auf dem Festlande.

Eine andere Angelegenheit, die den König zurückhielt, war das Rechtsverfahren gegen den Admiral Grafen Torrington wegen seines Verhaltens in der Seeschlacht von Beachy Head.

Der König hatte, wie noch zuletzt in der Thronrede, wiederholt gelobt strenge Rechenschaft zu fordern. Wir erinnern uns aus der Meldung von Lord Paget an den Kaiser, daß der König persönlich den Admiral des Verrathes schuldig hielt. Er konnte auf verschiedene Weise ihm den Prozeß machen, entweder, indem er die Sache dem Parlamente überließ, oder indem er den Angeklagten vor ein Kriegsgericht stellte. Der König wählte das letztere Verfahren. Da ein Groß-Admiral des Reiches nicht da war, so bedurfte es einer besonderen Parlaments-Acte zur Ermächtigung der Commissäre der Admiralität für das Verfahren. Diese Acte erfolgte. Das Kriegsgericht wurde angesetzt auf den 10./20. December.

Bereits am Tage zuvor, dem 9./19. December, berichtet Hoffmann: „Man zweifelt sehr an der Verurtheilung des Admirals Torrington. Denn er hat eine starke Partei unter den See-Capitänen, besonders denjenigen, welche innerlich mehr für den König Jacob sind, als für den König Wilhelm".

Das Kriegsschiff Kent, auf welchem der Prozeß statt haben sollte, lag auf der Medway. Torrington ward vom Tower aus in einer königlichen Jacht die Themse hinab geführt, dann, unter dem Geschmetter von Trompeten, von dem Vice-Admiral Delaval an Bord der Kent empfangen. Der letztere war Präsident des Kriegsgerichtes, das aus 28 See-Capitänen bestand, der Mehrzahl nach aus solchen, die bei Beachy Head mitgewesen und sich nicht geschlagen. Auf die als Zeugen vorgeladenen Holländer machte es einen überraschenden Eindruck, daß dem Präsidenten des Kriegsgerichtes zur Rechten derjenige saß, den man einen Gefangenen nannte [1]). Andererseits ist aus dem eigenen Berichte eines dieser hol-

[1]) Bericht des Zeugen Schout by Nacht Schey, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 221. Er sagt: De Krygsraad gezeten zynde, zat de Praesident boven aan, en naest hem, aan de rechter hand, den Admiraal Grave van Torrington, dien men gevangen noemde.

ländiſchen Zeugen unverkennbar, daß er das Kriegsgericht in herber Weiſe angriff. Er tadelte den Mangel an Ordnung, die Formloſigkeit des kriegsrechtlichen Verfahrens: in Holland ſei man dergleichen Dinge nicht gewohnt. Die Verſammlung gleiche mehr einem Neſte von jungen . . . . . als einem Kriegsgerichte [1]). — Derartige Reden wirkten, der Natur der Dinge nach, zu Gunſten Torringtons. Die Frage eines eigentlichen Verrathes, einer Colluſion mit Frankreich, ſcheint nach den erhaltenen Berichten nicht zur Sprache gekommen zu ſein. Nach der Vernehmung der Zeugen wurden die Vota eingeſammelt. Es ward in denſelben hervorgehoben, daß die Ausſagen zu allgemein ſeien und ſelbſt abweichend unter einander. Gemäß der Natur des Verbrechens aber, deſſen Torrington angeklagt werde, und gemäß dem Inhalte des Statutes, das zur Anwendung komme, ſei hier zwiſchen Tod und Freiſprechung kein Mittelweg [2]). Deshalb votirten 24 Stimmen für Freiſprechung, 4 ſchwiegen. Es erfolgte die Freiſprechung. Auf der Rückfahrt nach London empfing Torrington von den Kriegsſchiffen, an denen er vorüber fuhr, die üblichen militäriſchen Ehren. Nicht jedoch ließ er, wie man in Holland vielfach behauptete, von ſeiner Jacht die Admirals-Flage wehen.

Die Sache hatte demnach einen ganz anderen Verlauf genommen als der König ſich gedacht. „Er hat, urtheilt Hoffmann, die Sache nicht dem Parlamente anheim ſtellen wollen, welches doch, allem Vermuthen nach, den Admiral nicht geſchont haben würde. Der König dagegen hat geglaubt durch ein Kriegsgericht des Erfolges ſicherer zu ſein. Auch ſo noch hätte er die Verurtheilung durchſetzen können, wenn er Sorge getragen, diejenigen See-Capitäne zu entfernen, welche wegen ihrer durch Torrington erhaltenen Beförderung ihm zugethan ſind. Dies iſt nicht geſchehen. Man hat auf eine Ausſonderung nicht Bedacht genommen."

---

[1]) A. a. O. En dat dit beter na een nest met jonge . . . . als na een krygsraad geleek.

[2]) Beſondere Relation, beiliegend dem Berichte des Grafen Berka vom 8. Januar 1691: Le prétexte de son absolution fut que les dépositions des témoins estoient trop générales et mesme trop difformes pour l'avoir pû là-dessus condamner à mort, et que, selon la natura du crime dont il estoit accusé, et la teneur du statut qui en ordonne le chastiment, il n'y avoit point d'autre milieu à prendre. — Eben daher die anderen Angaben, betr. die Zahlen

„Der Haß und der Neid gegen die Holländer, fährt Hoffmann fort, hat in dieser Angelegenheit die Oberhand gehabt. Wie die Verurtheilung Torringtons gleichbedeutend gewesen wäre mit der Anerkennung der Ehre von Beachy Head für die Holländer: so haben durch diese Freisprechung die englischen Capitäne die Behauptungen Torringtons indirect bestätigt, nämlich daß die Holländer, von Branntwein berauscht, ohne Einsicht und Ueberlegung geschlagen haben, und daß, wenn er ihnen gefolgt, die gesammte Flotte geopfert wäre" [1]).

Das Urtheil des Kriegsgerichtes ließ den Grafen Torrington in Betreff des Lebens und der Freiheit straflos ausgehen: es stellte seine Ehre nicht her. Er nahm seinen Sitz im Oberhause wieder ein. Die Haltung der Pairs ihm gegenüber drückte ihn moralisch hinaus. Im Unterhause berieth man, wie den Mängeln des Statutes über die Bestrafung von Pflichtversäumnissen der Seeoffiziere abzuhelfen, und setzte ein Comite nieder zur Untersuchung des Statutes. Es herrschte die Ansicht vor, daß der Prozeß vor dem Parlamente einen anderen Ausgang genommen haben würde als vor dem Kriegsgerichte [2]).

Der Ausgang entsprach am wenigsten der Erwartung des Königs. Er hätte gern eine Revision des Prozesses vornehmen lassen. Aber die Forschung nach einem Präcedenzfalle dieser Art brachte kein Ergebnis. Er nahm dem Grafen Torrington die Admiralitäts-Würde. „Dies, sagte man, hätte er vorher thun sollen; denn das Kriegsgericht hat ihn behandelt nicht als Angeklagten, sondern als Vorgesetzten." Dasselbe Loos der Entlassung traf mehrere der Beisitzer des Kriegsgerichtes. Es hieß, daß alle diejenigen entfernt werden sollten, die durch Torrington zu höheren Stellen gelangt waren. Indessen die Sache war geschehen. Die Freisprechung Torringtons war unverkennbar ein Schlag für die Autorität des Königs, der erste, den er erlitt. Man vernahm Stimmen, die denselben in Vergleich brachten mit demjenigen, welchen Jacob II. durch die Freisprechung der sieben Bischöfe erlitten [3]). Immerhin mochte eine Aehnlichkeit der Sache da sein; aber größer war die Verschiedenheit der Personen.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. December.
[2]) Desgl. vom 29. December.
[3]) A. a. O.

Am 20./30. December erſchien der König abermals im Oberhauſe und ließ das Unterhaus an die Schranken beſcheiden. Nachdem er eine Geld-Bill ſanctionirt, dankte er dem Parlamente für die guten Geſinnungen gegen ihn und die Willfährigkeit für das wahre Intereſſe des Landes. Dann bezog er ſich auf ſeine letzte Kundgebung, daß der Stand der auswärtigen Angelegenheiten einen Verzug ſeiner Reiſe nach Holland nicht geſtatte, und erneuerte die Bitte um alle mögliche Beſchleunigung der Beſchlüſſe.

Das neue Jahr 1691 brach an, nach dem neuen Stile, nach dem alten. In der Republik ſpannte ſich die Erwartung täglich höher. Der Vollmond fiel auf den 4./14. Januar 1691. Der König, hieß es in der Republik, wird dieſe günſtige Zeit zur Ueberfahrt benutzen. Der Vollmond ging vorüber. Der König traf nicht ein.

Am 5./15. Januar erledigte das Parlament die letzten Bills. Sofort erſchien der König, um ſie zu ſanctioniren. Dann ſprach er dem Parlamente ſeine Freude aus über den Erfolg der Bemühungen desſelben, die Seſſion zu einem glücklichen Ende zu führen. Dies ſetze ihn in den Stand ſeine Reiſe nach Holland zu unternehmen. Der Beſchluß des Unterhauſes in Betreff Irlands war bis dahin im Oberhauſe nicht zur Erledigung gekommen. Der König gab das Verſprechen, in Betreff der verwirkten Güter in Irland keine Schenkung vorzunehmen, bis die Angelegenheit im Parlamente geregelt ſei. Das Verſprechen birgt von Seiten des Königs in ſich das Zurückweichen vor der Richtung des Unterhauſes, welche den Weg der Milde und Gnade verſperrte. Andererſeits liegt in dem Verſprechen die Erklärung, daß die harte und grauſame Bill des Unterhauſes über Irland keine Ausſicht habe auf Erfolg. — Der König erneuerte ſeinen Dank für alle ihm bewieſene Willfährigkeit, und ſchloß mit der Mahnung an das fernere Zuſammenhalten. Denn jeder Tag, ſagte er, bringe friſche Beweiſe von der Raſtloſigkeit der Feinde von außen und von innen wider das Gedeihen der Nation und die Sicherheit der Regierung. Um ſo mehr bedürfe es der Einigkeit und der Kraft wider die Bosheit und die Umtriebe der gemeinſamen Feinde [1]). — Dann ward das Parlament vertagt, einſtweilen auf den 31. März.

---

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 388.

Jene letzten Worte hatten eine besondere Bedeutung. War die Verzögerung der Reise dem Könige sehr schwer angekommen: so hatte sie andererseits für ihn den Vortheil gebracht, daß eine weit reichende jacobitische Verschwörung vor seiner Abfahrt ihm offen lag.

Denn der Sieg des Königs Wilhelm in Irland hatte die jacobitische Partei in England nicht auf die Dauer entmuthigt. Wie sie im Sommer 1690 gehofft, daß die Entfernung des Königs ihnen eine günstige Gelegenheit bieten werde; wie sie deshalb ausgeschaut nach Frankreich, dorthin ihre Bitten gerichtet: eben so thaten sie es beim Herannahen der Reise des Königs im December 1690. Einige traten zusammen. Sie legten das Ergebnis ihrer Berathungen nieder in verschiedene Schriftstücke. Lord Preston, den wir wiederholt kennen gelernt, und Ashton, früher Secretär der Königin Marie Beatrice, erhielten den Auftrag die Schriftstücke in Versailles und St. Germain zu überliefern. Sie mietheten ein kleines Fahrzeug, eine Smack, im Hafen von London. Das Geheimnis ward verdeckt durch das Vorgeben des Schmuggelns. Demnach war der Preis hoch. Der Eigner indessen vermuthete, daß mehr noch zu gewinnen sei durch die Auslieferung dieser neuen Art von Schmugglern an die Regierung. Er ließ dem Präsidenten Caermarthen die Kunde zukommen. Dann fuhr er mit seinen Passagieren ab. Die Smack ward eingeholt, die Passagiere daraus entnommen und mit ihren Papieren nach Whitehall gebracht.

Noch vor der Vertagung des Parlamentes durchdrang das Gerücht die Stadt. Man vernahm das Wort des Königs, er vermöge nicht zu sagen, wie viel ihm daran liege, daß die Sache noch vor seiner Abreise zu Tage gekommen sei. Dennoch ward diese dadurch nicht gehindert. Am selben Abend der Vertagung verhörte er den Lord Preston. Er übergab dem Admiral Russel das Commando der Flotte, mit dem Auftrage nach Chatham hinab zu gehen, selber dort die Ausrüstung zu überwachen und nicht von dort zu weichen. Am Mittag des 6./16. Januar brach er auf nach Margate, um dort sich einzuschiffen. Der Frost hatte nachgelassen, das Eis war gebrochen, der Wind günstig. Man durfte hoffen, daß er in zwei Tagen im Haag sein würde. Allein es kam anders. In der folgenden Nacht schlug der Wind um nach Osten, trieb die Schiffe des Königs zurück. Er mußte

eine günstigere Zeit abwarten. Am Abend des 9./19. Januar traf er wieder in London ein [1]).

Um so eingehender konnte nun der König sich beschäftigen mit der Angelegenheit der Verschwörung. Die Papiere, welche man bei Preston gefunden, legen die Gesinnung und die Wünsche der jacobitischen Partei in authentischer Weise dar. Der Inhalt des hauptsächlichen derselben lautet wie folgt [2]).

„Ergebnis einer Berathung zwischen einigen Lords und Edlen, sowohl Tories als Whigs, welche bezweckt die Möglichkeit und die Mittel anzugeben für die Herstellung des Königs Jacob durch die Macht Frankreich, ohne Gefahr für die protestantische Religion noch die weltliche Regierung, wie sie gesetzlich besteht".

„Frankreich muß sich entscheiden, entweder uns zu Danke zu verpflichten oder zu erobern. Im letzteren Falle wird es bei uns geringe Hülfe finden, vielmehr einen stärkeren Widerstand, als die Römer, die Sachsen, die Normannen gefunden haben. Denn es fehlen uns die Worte zum Ausdrucke der Einigkeit, des unüberwindlichen Widerstandes, welchen auch nur der Gedanke an eine solche Eroberung im Volke erregen würde. Demnach wäre alles was daraus für uns sich ergeben könnte, eine unendliche Kette von Leiden, ohne irgend welche Hülfe oder Vortheil für den König von Frankreich."

„Hat dagegen der König Ludwig die Absicht uns zu verpflichten und die Angelegenheit der Herstellung zu begünstigen, damit er dann seine Herrschaft im Reiche oder in Italien um so leichter ausbreiten [3]), oder sich einen vortheilhafteren Frieden verschaffen könne: so liegt es ihm ob uns zu befreien von der furchtbaren Vorstellung, die wir uns von seinem Charakter machen. Er muß uns zu erkennen geben, daß er keineswegs die Absicht hegt, unseren König uns zurückzusenden wie einen erzürnten Eroberer, sondern daß er unser Freund, unser Ver-

[1]) Hoffmanns Berichte vom 16. und 19. Januar.

[2]) Beilage zu Hoffmanns Berichte vom 23. Februar. Die Auszüge, welche sich in the life of James. Vol. II, p. 441, bei Burnet II, 81, bei Macaulay Ch. XVI, und sonst finden, lassen wichtige Seiten des Actenstückes unberücksichtigt. Mir liegt eine Abschrift des französischen Originals vor.

[3]) Afin qu'il puisse plus aisément s'étendre dans l'Empire ou dans l'Italie.

mittler sein will. Auf diese Bedingungen hin werden mehrere Lords und Edle sich nach Wunsch erzeigen, besonders wenn es schleunig geschieht, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit."

„Für den Fall der Geneigtheit des Königs einzugehen auf diese Vorschläge, muß er die Bigotterie des Hofes von St. Germain mäßigen, und die Gemüther dort dahin bringen, daß sie auf geeignete Mittel denken, um die Nation für sich zu gewinnen. Denn die Armseligkeiten, die man dort täglich vornimmt, und die bis zu unserer Kunde dringen, sind nur geeignet die Erfüllung ihrer lebhaften Wünsche in weite Ferne zu rücken."

„Die Mittel, die uns als die besten erscheinen, würden die folgenden sein."

„Um allen ungehörigen und gefährlichen Anzettelungen zuvorzukommen, müßte man am Hofe von St. Germain alles Schreiben hierher untersagen: nur der König allein müßte die Correspondenzen in der Hand haben, Nachrichten empfangen und Befehle geben. Denn die Briefe unterliegen allzu vielen Zufälligkeiten, und sind nur zu oft erfüllt mit Dingen, die wir hier gar nicht hören dürften. Was wir dagegen daraus lernen, das besteht zum großen Theile in Dingen, welche gegen die Herstellung des Königs Jacob sprechen."

„Da ein sehr großer Theil der Protestanten sich an der Revolution nicht betheiligt hat, und mehrere tausende davon zurückkommen; da ferner die Protestanten die Masse und die Kraft der Bevölkerung dieser Königreiche ausmachen, und bei ihnen der Reichthum des Landes sich findet; da endlich die Ungleichheit in der Zahl so groß, daß nur etwa auf zwei hundert Protestanten Ein Katholik sich findet: so darf der König Jacob an nichts weniger denken als an eine nicht-protestantische Regierung, und für die Katholiken auf nichts mehr hoffen als eine gesetzlich festgestellte Gewissensfreiheit. Der König mag als Katholik leben, in so weit es seine eigene Religionsübung betrifft; aber er muß regieren als wäre er Protestant. Cromwell mit seiner siegreichen Armee konnte nur sich behaupten und dasjenige bewahren, was er erlangt hatte: darüber hinaus etwas zu erreichen, vermochte er nicht."

„Der König Jacob muß uns davon in St. Germain eine Probe geben, dadurch daß er die Protestanten um ihn den Katholiken vorzieht. Denn die letzteren hangen ihm an auf Grund der kleinlichen

Absichten des Interesses. Die Probe würde der Nation beweisen, was sie zu hoffen hat von der Rückkehr des Königs."

„Will der König Jacob dort sich umgeben sehen von mehr Mitgliedern der hiesigen Aristokratie, so müßte er einen ständigen Rath bilden aus wenigstens sieben bis neun Personen. Dies würde darthun, daß wir in einigem Ansehen bei ihm stehen, daß eine Gemeinsamkeit zwischen uns stattfindet, daß wir Antheil an ihm haben vermittelst der Männer von Qualität und unserer Religion um seine Person. Dies würde die Angelegenheiten hier zu Lande unvergleichlich erleichtern. Im günstigen Falle der Herstellung kommt dann das Königshaus zurück nicht allein und nur auf eigenen Namen. Dies würde Früchte tragen, nicht blos in der Zukunft, sondern schon jetzt."

„Zur Erreichung dieses Zieles müßte der König von Frankreich die protestantischen Engländer ermuthigen. Er müßte nämlich durch ein Edict ihnen gestatten, auf ihre eigenen Kosten Capellen zu halten und darin ihren Gottesdienst zu feiern nach eigener Weise. Dadurch würde der König von Frankreich die Engländer zum Nachdenken bringen über sein Verfahren gegen die Hugenotten. Er würde uns zu dem Glauben bewegen, daß sein Handeln wider sie hervorgegangen ist mehr aus der Besorgnis vor den Gefahren, welche nach seiner Ueberzeugung aus ihren antimonarchischen Grundsätzen des Widerstandes ihm erwachsen, als aus einer Absicht der Verfolgung."

„Kurz alle anderen Maßregeln, die etwa zu nehmen sind, werden bedingt durch die Zustimmung zu diesen Vorschlägen. Diejenigen, welche die Interessen des Königs Jacob reiflich erwogen, erwarten hierauf mit Ungeduld eine Antwort. Dies ist das einmüthige Ergebnis der Berathung von Tories und Whigs, welche bereit sind die Interessen des Königs zu vertreten."

Das Actenstück regt verschiedene Gedankenreihen an. Es ergibt sich aus demselben, daß katholische Jacobiten darin nicht vertreten [1]), daß sie fern gehalten sind. Mit derselben Gewisheit darf man sagen, daß nur Mitglieder des Adels an der Conferenz sich betheiligt haben.

[1]) Dies hat auch schon Macaulay nach Narcissus Luttrell bemerkt, in Ch. XVI.

Der Inhalt beweist eine merkwürdige — man dürfte sagen — naive Unkenntnis des Charakters von Ludwig XIV. und seiner Politik, namentlich in Betreff der kirchlichen Seite derselben, mit einer auffallenden Selbstüberschätzung. Ludwig XIV. hat durch sein Verfahren gegen die Hugenotten seinen Namen gebrandmarkt für alle Zeiten. Aber dies Verfahren entsprang nicht einer augenblicklichen Aufwallung: es war lange und reiflich vorher erwogen, es wurde festgehalten mit zäher Consequenz. Es war innig verwoben mit dem ganzen politischen Systeme dieses mächtigen Königs. Wie konnte die Handvoll Jacobiten von England sich der Erwartung hingeben, daß es nur des Aussprechens von ihrer Seite bedürfe, um jenen mächtigen König zu Maßregeln zu bewegen, die im Widerspruche standen mit dem Gange seiner europäischen Politik, nur darum zu bewegen, weil es den kurzsichtigen Jacobiten von England für ihre Zwecke so convenirte! —

Nicht höher als in intellectueller Hinsicht stand die Denkschrift in moralischer. Die beiden letzten Stuart-Könige waren hier weit übertroffen. Ludwig XIV. hatte bei Carl II. doch des Unterhandelns bedurft, um für seine Eingriffe in fremdes Recht, für seine Reunionen, die Connivenz dieses Königs von England zu erlangen. Er hatte zur Zeit Jacobs II. solche Versuche gar nicht machen dürfen. Denn wie thöricht, wie verblendet auch immer dieser als König gehandelt: im Grunde wollte er den Frieden Europas, und wollte auch eintreten für die Erhaltung desselben. Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. mehr als einmal die schon zum Nehmen ausgestreckte Hand auf Jacobs Mahnung wieder hatte sinken lassen. Anders diese englischen Jacobiten vom December 1690. Sie verhandelten, so viel an ihnen war das zu verhandeln, Deutschland und Italien, indem sie es entgegen trugen, es dem Könige von Frankreich anboten für die Herstellung ihres Königs Jacob. In Betreff der Gesinnung nach außen waren demnach diese Jacobiten gemeinschädlich für Europa.

Freilich in noch höherem Maße für England. Die Jacobiten betrachteten sich als stehend unter der Herrschaft eines Usurpators mit fremden Truppen. Sie wünschten Befreiung von derselben durch den König Jacob auch seinerseits mit fremden Truppen. „Dann aber, sobald der König Jacob die Nation befreit von den Fremden, welche sie überwältigt haben, welche die Rechte und Gesetze seiner Völker mit Füßen

treten, werde er diese fremden Truppen sofort entlassen" [1]). So diese Jacobiten.

Sie hatten ihren Anschlag gebaut auf die Voraussetzung, daß längstens bis zum 10. März die französische Flotte und Mannschaft an der englischen Küste sein müsse. Die Kundigen in England fällten ihr Urtheil dahin, daß, auch wenn Preston mit den Papieren nach Versailles und St. Germain gelangt, auch wenn von Seiten des Königs von Frankreich dem Plane im allgemeinen eine Geneigtheit entgegen getragen wäre — dennoch diese Voraussetzung sich als unausführbar erwiesen hätte. Jene Geneigtheit jedoch durfte sehr zweifelhaft sein. Opfer zu bringen für die Zwecke Anderer, war nicht die Weise Ludwigs XIV. Der Gang der Dinge im Jahre 1690 hat dargethan, daß in den Augen dieses Königs die Vorbedingung für die Landung einer Truppenmacht in England war eine Erhebung dort.

In Ansehung des gesammten Planes dürfte das Urtheil Hoffmanns das Richtige treffen: „Obwohl in diesem Projecte den König Jacob wieder einzubringen, mehr böser Wille sich kund gibt, als vernünftige Ueberlegung und die Wahl zweckmäßiger Mittel: so ist doch die Verschwörung immer eine gefährliche Sache" [2]).

Es ist von besonderem Interesse, die moralische Qualität der Verschwörer noch etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Als die bedeutendsten Persönlichkeiten in derselben wurden angesehen der Graf Clarendon, der Oheim der Königin, und der Bischof von Ely. Von dem letzteren fand sich unter den Papieren Prestons ein Brief als Glückwunsch zum neuen Jahre, in welchem die Worte: „Ich rede in der Mehrheit, weil ich eben so wohl die Gedanken meines älteren Bruders niederschreibe als die eigenen, so wie der anderen Mitglieder der Familie". Der ältere Bruder war dem Sinne nach der Erzbischof Sancroft von Canterbury, die Familie die eidweigernden Geistlichen der Hochkirche. Clarendon seinerseits, ebenfalls in verstellter Sprache, redete von einer Heirath, die er betreibe. Er berichtete, daß er, sobald er von dem auf ihn ausgeübten Drucke der Verwandten frei

[1]) Qu'il les congédiera aussitost qu'il aura délivré la nation de ces estrangers, qui les ont envahis et qui foulent aux pieds les loix et les privilèges de ses peuples.

[2]) Bericht vom 2. Februar.

geworden — nämlich nach seiner Haft im Tower — das Geschäft wieder aufgenommen habe.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Clarendon und der Bischof von Ely in voller Ueberzeugung gehandelt. Aber eine dritte Persönlichkeit, nach dem Tagebuche Clarendons mit ihm in fast täglichem Verkehre [1]), ist auch bei dieser Sendung Prestons stark betheiligt. Unter den Schriftstücken desselben fand sich ein Memorandum von Ansprüchen an den König Jacob. Obenan steht Madame D. mit der Forderung von 2000 £ für ihren Unterhalt und 200 £ pour de petites dettes. Indem Hoffmann dem Kaiser eine Abschrift einsendet, hält er für nöthig jene Worte zu erläutern durch den Zusatz: „Preston bezeichnet damit die Gräfin Dorchester, die Maitresse des Königs Jacob, für welche er um Geld für ihren Unterhalt nachsuchen soll" [2]).

Miß Sedley, Gräfin Dorchester genannt, war überhaupt keineswegs geneigt, aus ihrer Stellung zu dem Könige Jacob ein Hehl zu machen. Die Königin Mary selber hatte die Geläufigkeit ihrer Zunge zu erfahren. Als bei einer Vorstellung von Persönlichkeiten der Name der Gräfin Dorchester ihr genannt wurde, wandte die Königin sich ab. Die Dame dagegen rief: „Ich bitte Ew. Majestät sich zu erinnern, daß, wenn ich eins der zehn Gebote gebrochen mit Ihrem Vater, Sie ein anderes gebrochen gegen ihn. In dem Puncte stehen wir gleich" [3]).

Wie hoch auch immer man die laxe Moral jener Zeiten in solchen Dingen anschlagen möge: die Thatsache, daß Preston als der Träger der Beschlüsse einer Partei, die sich selber betrachtete als Vertreterin des Rechtes im kirchlichen wie im politischen Leben, zugleich und an erster Stelle sich belud mit den Forderungen der Gräfin Dorchester, erhöht nicht die Ehre dieser Jacobiten.

Der Graf Clarendon ward abermals in den Tower gebracht. Den Bischof von Ely fand man nicht. „Vielleicht, meldet Hoffmann, verlangt man auch nicht stark ihn zu finden. Man hat vielmehr Ursache

---

[1]) Clarendon's Diary endet im August 1690; aber man durchblättere das Jahr 1690, Vol. II, p. 299 etc., und sehe wie oft sich die Worte finden: Lady Dorchester dined with us.

[2]) Bericht vom 13. Februar.

[3]) Lingard VIII, p. 175, n. 1 citirt diese Worte aus den Noten von Dartmouth zu Burnet.

zu glauben, daß der Hof sich lieber mit einer gründlichen Kenntnis der Verschwörung befriedigen als die Schuldigen verfolgen will. Denn die Sachen würden weit hinaus greifen, und es würde schwer sein, hier Einen und dort Einen zu treffen, ohne zugleich dem Grafen Clarendon den Prozeß zu machen" [1]). Der König ließ am Abende vor seiner Abreise den Lord Preston vor sich kommen, um selbst ihn zu verhören. Dies ward angesehen als der Vorbote seiner Begnadigung.

Die Sache blieb unentschieden wegen der Abreise des Königs. Wir werden sie weiter zu verfolgen haben nach seiner Wiederkehr.

Denn endlich, nach mehrtägigem Harren, wandte der Wind sich wieder westlich. Am 16./26. Januar fuhr der König, begleitet von Portland und Ouwerkerke, zu Wagen nach Gravesend. Dort stiegen sie zu Schiffe. Am Morgen des 17./27. lichtete das ganze Geschwader von drei und zwanzig Segeln die Anker.

In England hoffte man auf eine baldige und günstige Fahrt [2]).

Anders urtheilte man in Holland. Der Frost war außerordentlich stark. Das Meer war durchweg bis auf einige Stunden von der Küste so völlig mit Eis bedeckt, daß auch die Fischer mit ihren kleinen Fahrzeugen sich kaum hinaus wagen durften. „Demnach, lautet der Bericht aus dem Haag vom 13./23. Januar, ist Jedermann hier überzeugt, daß man die Ueberkunft des Königs in den nächsten vierzehn Tagen unmöglich erwarten dürfe" [3]).

Der Lootse der königlichen Yacht, Symen Hartevelt, war derselbe, dessen Führung reichlich zwei Jahre zuvor, im November 1688, der Oranier sein Geschick anvertraut, und den darum er auch dieses Mal für seine Heimkehr berufen hatte. Der Bericht Hartevelts über diese zweite denkwürdige Fahrt liegt vor. Wir haben ihm zu folgen als der alleinigen Quelle [4]).

Den Tag des 17./27. Januar hindurch blieb der Wind ziemlich günstig. Am Abend wurde er schwankend, schlug dann um nach Nordost. In Hartevelt stieg einige Sorge auf. Der Wind blieb östlich, auch

---

[1]) Bericht vom 13. Februar 1691.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 26. Januar.

[3]) Bericht des Grafen Berka vom 23. Januar.

[4]) Vollständig abgedruckt bei Sylvius t. III. b. 31, p. 24 enz. — Macaulay, in Ch. XVII Anfang, scheint diesen Original-Bericht nicht gekannt zu haben.

am Morgen des 18./28. Man hißte die Signal-Flagge, welche alle Capitaine an Bord des Königs berief. Es war augenscheinlich die Gefahr da, auf Dünkirchen hin gedrückt zu werden, demnach in französische Hände zu gerathen. Der allgemeine Rath der Capitaine war für die Rückkehr nach England. Dem Könige behagte das nicht. Auf sein Befragen erwiederte Hartevelt, daß man damit noch warten dürfe, weil Hoffnung sei auf eine Wendung. Dies glückte in so weit, daß man laviren konnte, mit dem Bestreben so vor Ostende zu gelangen. Am Abende ward der Wind noch günstiger; jedoch hielt Hartevelt es für gerathen um Mitternacht beizulegen.

Der 19./29. Januar brach an. Ein schwerer Nebel bedeckte das Meer. Man lichtete die Anker und hielt ostwärts. Um Mittag glaubte Hartevelt gegenüber Ostende zu sein. So gering die Aenderung dem Raume nach gegen den Tag zuvor: die eine ungeheuere Gefahr des Auflaufens auf die französische Küste war überwunden. Der König sprach den Wunsch aus in Seeland zu landen. Hartevelt verneinte die Möglichkeit wegen des andauernden Nebels. Er müsse auf die Maas zu halten. Der König gab seine Zustimmung.

Am Dienstag Morgen, dem 20./30. Januar, bewies die Abnahme der Wassertiefe die Annäherung an das Land. Hartevelt muthmaßte, daß man sich vor der Maas befinde. Er rief ein Fahrzeug dort an, und fragte nach dem Eisgange. Es ward ihm die Antwort, daß derselbe sehr schwer. Es galt also die Frage in die Maas zu gelangen. Hartevelt erhielt auf sein Andringen die Erlaubnis mit der Schaluppe abzustoßen, um die Maas-Tonne aufzusuchen, jedoch unter der Bedingung nicht lange auszubleiben. Kaum war er eine halbe Stunde fort gewesen, als ein Signalschuß ihm die Rückkehr zu der Yacht gebot.

Der König wollte bei der Windstille den Versuch machen, mit der Ruder-Schaluppe ans Land zu gelangen. Er stieg hinab, mit ihm Portland, Ouwerkerke, der Engländer Dorset, und dazu ein Diener [1]). Die Mannschaft bestand aus sieben englischen Ruderern. Hartevelt stand am Steuer. In allem also waren in der offenen Schaluppe

[1]) So Hartevelt. Berka im Berichte vom 2. Februar setzt statt des Dieners den Herrn van Zuilesteen.

dreizehn Personen. Auch einige Lebensmittel wurden eingeladen, so wie die Compasse. Man hoffte jedoch bald das Land zu erreichen. Um zwei Uhr Nachmittags am 20./30. Januar stieß die Schaluppe von der Yacht ab, in den Nebel hinein. Es folgten von der Flotte zwei andere Schaluppen mit Engländern.

Die Ruderer griffen aus. Das Fahrzeug durchschnitt rasch das Wasser. Allein die Bewegung des Ruderns störte die Nadeln der Compasse. Hartevelt ließ halten, um die Sonne aufzunehmen, und den Lauf nach der Sonne so zu richten, wie er allem Vermuthen nach dann an Land gelangen müsse. So fuhren sie abermals daher. Aber der Nebel war zu dicht, kein Land wahrnehmbar.

Sie trafen auf ein tief gehendes Eisfeld, das am Boden fest saß. Hartevelt ließ anlegen, und stieg aus. Der Compaß kam zur Ruhe und es ergab sich daran, daß die Gezeit südost lief. Hartevelt begründete seine Vermuthung, daß man sich vor dem Gat von Goeree befinde. Der König erwiederte: er wünsche nach Helvoetsluis. Hartevelt hielt den Lauf dahin. Aber der Eisgang trieb so schwer, daß man ablassen mußte.

Die Insassen der zwei anderen Schaluppen wurden unruhig. Sie sprachen ihre Besorgnis aus. Man war auf offenem Meere in ungedeckten Schaluppen. Zwar war es windstill; aber das Aufspringen einer einzigen Böe würde die höchste Gefahr bringen. Dazu breche die Nacht ein. Sie riethen seewärts zu fahren, damit man die Flotte wieder erreiche. Eben wegen der einbrechenden Nacht und des Nebels stimmte Hartevelt dagegen. Der König besprach sich mit Portland. Auf ihr Befragen empfahl Hartevelt den Cours auf das Land von Goeree zu richten; denn dort sei, wegen der Beschaffenheit der Küste, der Eisgang minder zu fürchten. So geschah es. Allein das Auffinden des Hafens mislang, weil allzu weit das Eis vom Lande aus sich ins Meer erstreckte. Zwischen acht und neun Uhr Abends indessen gewahrten sie das Leuchtfeuer von Goeree. Hartevelt ließ die Schaluppe fest laufen, und schickte drei Mann ab, die von Goeree her Wagen holen sollten. Nach kurzer Frist kehrten sie wieder. Es war unmöglich gewesen, durch die Eistrümmer und Wasserlöcher durchzufinden.

Nach Mitternacht rollte die Fluth an. Die Fahrzeuge wurden wieder flott. Aufs neue legten die Männer sich auf die Ruder, um

doch vielleicht trotz der Dunkelheit der Nacht den Eingang in den Hafen zu gewinnen. Es war bereits der 21./31. Januar.

Es drängt sich uns hier die Erinnerung auf, daß zwei Jahre zuvor in einer Januar-Nacht und in einem ähnlichen, freilich wenigstens gedeckten Fahrzeuge ein anderer König von England, nicht so sehr fern von da, auf demselben Meere schwebte. Der Eine wie der Andere wußte den Wellen Trotz zu bieten, Jacob II. als alter Seemann körperlich ungleich besser als Wilhelm III. Aber damit hörte die Aehnlichkeit auf. Jacob war ein Flüchtling. Er flüchtete, wie er meinte, um sein Leben zu retten, und die Kronen, die er verlassen, zurück zu erhalten von einer mächtigeren Hand, in Wirklichkeit, um sich als Werkzeug in dieser mächtigeren Hand ausnutzen zu lassen gegen sein eigenes Vaterland. Wilhelm, wirklich und wahrhaft ein König, setzte auf dem Meere sein Leben ein, um es abermals zu Lande einsetzen zu können für die Freiheit seines Vaterlandes, für die Freiheit von England, für die Freiheit aller Völker gegenüber jenem Mächtigen, der keine Freiheit kannte als die Schrankenlosigkeit seines Willens.

Man ruderte nahe der flachen Küste her, bei geringer Wassertiefe von zwei bis drei Fuß. Aber der Nebel und die Finsternis der Nacht verstatteten nicht den Hafen zu finden. Hartevelt bat um die Erlaubnis auszusteigen und sich durchzuarbeiten. Widerstrebend gab der König nach. Hartevelt gelangte nach zwei mühseligen Stunden bis Goeree. Er bat dort das Leuchtfeuer zu vergrößern, und einen Schuß abzufeuern, zum Signale für die Schaluppen. Es geschah. Der König verstand es und sagte: „Er wird mit Wagen wieder kommen, um uns abzuholen".

Zwischen fünf und sechs Uhr Morgens am 21./31. Januar gelangten die Wagen an die Schaluppen. Es waren seit dem Abstoßen von der Flotte sechszehn Stunden verflossen. Hartevelt hebt hervor, daß in all dieser Zeit kein Wort des Verdrusses über die Lippen des Königs gekommen war [1]). Um halb sieben Uhr Morgens, im Grauen des Tages, gelangten die Wagen an die nächste Wohnung,

[1]) Nach dieser bestimmten Aussage scheint das oft angeführte Wort des Königs an die Seeleute, ob sie sich fürchteten in seiner Gesellschaft zu sterben, nicht haltbar. Hartevelt würde dasselbe bemerkt und erwähnt haben. — Während seiner Abwesenheit, in den letzten zwei Stunden, war die größte Gefahr bereits vorüber.

ein Bauernhaus. Dort zuerſt begrüßte den König der freudige Zuruf ſeiner Landsleute. Auf dem Herde praſſelte ein mächtiges Feuer, und der Bauer ſchaffte herbei was das Haus vermochte.

Aber noch war nicht alles überwunden. Das Ziel der Fahrt war das rechte Ufer der Maas. Um neun Uhr meldete Hartevelt an, daß die Gezeit günſtig zum Aufbruche. Die Wagen brachten die Reiſenden wieder an die Schaluppen. Man ruderte abermals den Strand entlang, dies Mal jedoch bei Tageshelle. So gelang es ihnen in die Maas-Mündung zu kommen, und ſie zu durchkreuzen auf Oranie-polder zu.

So gering auch im Haag die Hoffnung war, daß der König in dieſen Tagen kommen würde, hatte man am nördlichen Ufer der Maas dennoch Poſtillone als Wachen ausgeſtellt, um zu beobachten. Eine noch beſſere Wacht hielt treue Anhänglichkeit. Auf dem äußerſten Ende des Oraniepolders lag am Deiche die Wohnung eines Hausmanns, Namens Jilles. Wilhelm III. war auf der Haſenjagd im Polder zu-weilen dort eingekehrt. Als Jilles erfuhr, daß vielleicht der König kommen werde, ſtellte auch er aus eigenem Antriebe ſich zur Wache. Es war um die Mittagszeit am 21./31. Januar. Von den Schaluppen aus gewahrte man am Strande die zwei Männer zu Pferde, die ihrer-ſeits erſtaunt hinſchauten auf das kühne Wagnis der offenen Schaluppen im Eisgange der Maas. Hartevelt hielt auf die Reiter zu. Den einen derſelben erfaßte die Ahnung deſſen was das bedeuten könne: er ſpornte ſein Pferd ins Waſſer und gelangte an die erſte Schaluppe. Von einem der tief verhüllten Männer drang zu ihm eine heiſere, kaum ver-nehmbare Stimme empor: „Wie geht es, Jilles, kennt Ihr mich noch?“ — Jilles fuhr erſchrocken zurück. Dann faßte er ſich und erwiederte: „Willkommen, Herr Prinz, ich habe Euch nicht gleich erkannt“ [1]).

Unterdeſſen ritt auch der Poſtillon heran. Der König ließ ihn abſteigen und ſetzte ſich auf das Pferd. Portland beſtieg dasjenige von

---

[1]) Hoe vaerje al, Jilles, kan je myn noch wel? — Waerop Jilles eenigsints gealtereert zynde, seyde in syn eenvoudigheyt: Wellekom, myn Heer Prins, ick zag niet dat gy het waert. — Die Einzelnheiten dieſer Landung müſſen damals in aller Munde geweſen ſein. Ein Kupferſtich mit der Unter-ſchrift: Op't aan land treden van Syn Majesteit 1691, zeigt die Schaluppe, an welche Jilles heran reitet, im Hintergrunde das Haus des Jilles.

Jilles. Sie ritten aufs Trockene. Jilles watete hindurch, um die Pferde wieder zu holen, und abermals, bis das ganze Gefolge am Lande war. In allem hatte man drei und zwanzig Stunden in den offenen Schaluppen zugebracht.

Der König trat ein in das Haus von Jilles. Diesen selbst entsendete er nach dem nahen Honslardyk, um Wagen zu holen. Holz war reichlich vorhanden, und das Gefolge drängte sich um das lodernde Feuer. Nicht der König. Er wünschte allein zu sein. Es war kein anderer Raum vorhanden, als der nach holländischer Weise lang gestreckte, sauber gehaltene Kuhstall. Dort hinein trat der König. Auf der Planke, welche der Länge nach mitten hindurch liegt, wandelte er auf und ab, allein. Die Gesinnung, mit welcher der Mensch eintritt, vermag jeglichen Raum ihm zu wandeln in eine Kirche.

Die Wagen kamen an. Der König und sein Gefolge fuhren zunächst nach Honslardyk. Es war nicht seine Absicht dort zu bleiben, dagegen die Fahrt so einzurichten, daß er erst nach dem Einbruche der Dunkelheit im Haag einträfe. So geschah es zwischen fünf und sechs Uhr Abends. Die Einfahrt einer Reihe von Sechsspännern gab die erste Kunde. Sie durchflog rasch die Stadt. Doch noch erhielt sich der Zweifel. Da erdröhnte vom oranischen Hofe her der Donner der Kanonen, und wiederum, und zum dritten Male. Von den Thürmen herab erklangen die Glocken. Aller Zweifel war zu Ende. Der König war angekommen, gerettet, sicher, unter den Seinen. Die Bürger stürzten hervor aus ihren Häusern. Diese selber strahlten bald in hellem Lichte. Frohlockend, jubelnd drängte sich die Menge, um dann wieder denen zu lauschen, die mehr wußten als sie, und die Kunde heim zu bringen. Fort und fort ertönte dazwischen in die Menge hinab das Geläute aller Glocken, mahnend zum Danke für den Geber alles Guten, und die frohe Kunde hinaus tragend in das Land. Die Bedeutung ward dort verstanden. Ein Dorf nach dem anderen antwortete der Stadt, und wiederum ein Dorf dem anderen, in immer weiteren Kreisen. Auf den Schwingen des Klanges eilte in wenigen Stunden die Botschaft durch das ganze Land [1]).

[1]) Außer Sylvius t. III, b. 31, p. 26, entnehme ich hier Einzelnheiten dem Berichte des Grafen Berka vom 2. Februar.

Die Absicht des Königs bei seinem stillen Einzuge liegt vor Augen. Eine demonstrative Feier entsprach nicht seinem Sinne. Anders jedoch dachten seine Landsleute, zunächst die Bürger vom Haag. Sie wollten ihren Gefühlen Ausdruck geben. Am nächsten Morgen erschien vor dem Könige eine Deputation der Stadt zur Begrüßung und zugleich mit der Anfrage, wann es Se. Majestät gefallen würde der Stadt zu erlauben, daß sie ihm die Ehre und Pflicht der feierlichen Einholung erweise. Der König erwiederte: eine solche Ehre gebühre auswärtigen Souveränen, nicht ihm als gebürtig in diesem Lande [1]). Die Deputation erschien zum zweiten Male. Er wies sie abermals ab. Sie kam zum dritten Male mit sehr dringender Bitte. Der König gab nach. Er bestimmte den nächsten Montag, den 5. Februar.

Der Vorgang führt uns zu der Betrachtung der merkwürdigen Stellung des Oraniers. Er bekleidete die höchsten Würden in der Republik, unter dem Titel des Erbstatthalters. Dennoch stand nicht bei ihm die Souveränetät, sondern bei den Ständen jeder einzelnen der sieben Provinzen. Ihnen gegenüber war der Prinz von Oranien ein Bürger des Staates. Als solcher war er ausgegangen, ausgestattet mit den ihm dargeliehenen Kriegesmitteln der Republik, um in seinem Namen und zu Gunsten seines Vaterlandes auf den König von England einen Druck der Gewalt auszuüben, ihn zu nöthigen zu einer anderen Politik nach außen und nach innen. Der König von England, um nicht diesem Drucke nachzugeben, von fremdem Rathe bethört, hatte lieber seine Krone verlassen. Das Parlament von England hatte die thatsächlich erledigte Krone dem Oranier angeboten. Er hatte sie angenommen. Aber er hatte zugleich seine Würden in der Republik behalten, war demnach Bürger derselben geblieben, der Form nach in so weit Unterthan der souveränen Stände von Holland, von Seeland, von Geldern, von Overyssel, von Utrecht. Die Bürger dagegen dieser Republik beeiferten sich diesen ihren Mitbürger zu feiern als Souverän. Sie ließen nicht nach, bis er es gestattete.

Wir kennen in der politischen Geschichte Europas zahlreiche Beispiele von Personal-Unionen, von dem Verbunden-Sein zweier oder

[1]) A. a. O. Dat sulcks aen Buytenlandse Potentaten paste, en dat hy een Inboorling van ons Land was, hem deeze eer niet toe en quam.

mehrerer völkerrechtlich und ſtaatsrechtlich getrennter Länder durch ein gemeinſames Oberhaupt. Ein Analogon dagegen zu der Stellung des Oraniers Wilhelm III. als Republikaner und als König dürfte nicht nachzuweiſen ſein. Aber mehr noch als das: der Oranier war nicht bloß zugleich Republikaner und König: er wollte es auch bleiben, das Eine wie das Andere. Und weiter noch: die Republikaner trugen ihm, der nicht ihr Souverän war, eine wärmere Anhänglichkeit, ein ſtärkeres Vertrauen entgegen, als die Engländer ihm als dem Könige. Es zeigt ſich nach der Wiederkehr des Oraniers 1691 und ferner in der Republik keine Spur der einſtigen Beſorgnis, daß er trachten werde die Regierungsform zu wandeln, aus der Republik ein Königreich zu machen. Die oligarchiſche Partei, einſt ſo mächtig, der Hebel Ludwigs XIV. zur inneren Verſtörung der Republik, war durch den letzten moraliſchen Schlag, den die Stadt Amſterdam, im Beginne des Jahres 1690, erlitten, vor der Autorität des Oraniers völlig unterlegen.

Man hat damals geſagt und ſpäter oft nachgeſprochen: der Oranier ſei König der Republik und Statthalter von England. Das Wort hat mehr Schein als Wahrheit. In Betreff Englands iſt es gedacht in der Weiſe der Franzoſen jener Zeit, denen von dem Begriffe des Königthumes untrennbar erſchien die Allgewalt, wie ſie Ludwig XIV. ausübte, vor welcher die Anerkennung jedweden fremden Rechtes erſcheint als eine Gnade von Seiten der Krone. Ein ſolcher König war allerdings nicht Wilhelm III. Er hatte die Krone empfangen unter beſtimmten Beſchränkungen und Bedingungen. Er hielt dieſelben aufrecht; aber innerhalb derſelben war er der König. Er hatte dies dargethan durch die Vertagung und die Auflöſung ſeines erſten Parlamentes. Er that es auch ferner dar. Es iſt gewis, daß auch außer der jacobitiſchen Partei in England ſich manche Antipathien wider ihn regten. Sie gehörten indeſſen, wie jene Partei ſelbſt, nach 1690, vorzugsweiſe den höheren Claſſen der Geſellſchaft an, der Ariſtokratie in Staat und Kirche. Das eigentliche Volk, die Maſſe, in allen Ländern beugt ſich jederzeit vor der Kraft und dem Willen. Damit wird nicht verneint, daß Wilhelm III. in England weniger populär war als in der Republik; aber auch über das Maß dieſer Popularität in England läßt ſich entſcheiden nur nach den Berichten unbetheiligter Augenzeugen. Wir werden auf dieſelben nach wie vor zu achten haben.

Auch die andere Seite jenes Wortes, nämlich, daß der Oranier König der Republik der Niederlande gewesen sei, dürfte hinausgehen über das rechte Maß. Es ist nicht zu bezweifeln, daß seine Autorität in der Republik größer war als diejenige seines Zeitgenossen, des Königs Johann Sobiesky in Polen. Aber diese Autorität des Oraniers ward nicht erworben durch die Verletzung republikanischer Formen, oder gar durch den Druck der königlichen Macht von England. Sie beruhte auf moralischen Grundlagen, auf der Anerkennung von Seiten der Holländer für die Gesinnung, die Kraft und den Willen des Oraniers für sein Vaterland nach innen wie nach außen.

Und damit sind wir gelangt an den Schlüssel, der uns das Geheimnis der Doppelstellung des Oraniers erschließt. Er war wirklich der Erbstatthalter der Republik, im Besitze ihrer höchsten Aemter, nichts mehr. Er war wirklich der König von England, innerhalb der gesetzlichen Formen der Verfassung, nichts weniger. Aber es kam dazu die dritte Qualität, diejenige des Charakters: er erstrebte in der einen Stellung wie der anderen die Qualität des ehrlichen und gerechten Mannes. Indem er mit dieser ersten und hauptsächlichen Qualität verband eine hohe geistige Begabung, einen festen Willen, eine nimmer rastende Thatkraft, einen hohen persönlichen, oft ans Uebermaß streifenden Muth, war er ein großer König.

Gemäß der Zusage des Königs, der sich von den Nachwehen der Ueberfahrt bald erholt, fand am Nachmittage des 26. Januar/5. Februar 1691 der feierliche Einzug statt. Von der einstigen Wehrbarkeit der Städte-Bürger des Mittelalters war damals noch so viel verblieben, daß sie bei solchen Anlässen in Reihe und Glied mit Waffen erschienen. Diejenigen vom Haag bildeten sechs Fähnlein, unter denen der erste Rang dem Fähnlein Orange-Weiß-Blau gebührte. Dasselbe stand aufmarschirt zu beiden Seiten der Straße vom Westende an, da wo der König, nachdem er zum Nordende aus und dann rundum gefahren, in die Stadt eintrat. Es folgten die anderen Straßen hindurch die anderen Fähnlein, zuerst das grüne u. s. w.

Ein solches Fest hatte der Haag niemals erlebt, niemals hatte dort eine solche Menschenmenge, herangeströmt von allen Seiten nah und fern, jubelnd sich gedrängt. Und wie dann der Wagen des Königs

sichtbar wurde, erscholl immer wieder aufs neue der tausendstimmige Ruf: Lang leeve de Koning, onsen Stadhouder!

Besonders merkwürdig war sowohl an den drei großen Ehrenpforten, die sich erhoben auf dem Markte vor der Hochstraße, auf dem Platze nach derselben, vor dem prinzlichen Hofe, der Reichthum an treffend gewählten Sinnsprüchen aus dem classischen Alterthume. Es fehlte indessen unter ihnen auch nicht das bekannte Wort Cäsars: Ne metuas, Caesarem vehis! — Es war vielleicht das wenigst treffende. Der Lootse Hartevelt hatte keine Furcht gezeigt, und Wilhelm III. war kein Cäsar. Dem Charakter des Römers mögen einst jene Worte entsprochen haben: die Selbstüberhebung darin eint sich nicht mit dem Sinne des Oraniers.

Am Abende loderten prächtige Feuerwerke empor, fortgesetzt bis tief in die Nacht. Der Jubel des Volkes schien noch zu steigen. Die englischen Herren beglückwünschten den König zu dieser Anhänglichkeit. Er erwiederte: „Es ist wahr; aber nicht ich bin der eigentliche Liebling. Die Jubelrufe sind nichts im Vergleiche mit dem was sie sein würden, wenn die Königin mit mir hier wäre“ [1]). Die Worte erscheinen, wenn auch stark ausgedrückt, wohl vereinbar mit denen, welche wir vernommen beim Scheiden der Prinzessin aus Holland, im Februar 1689 (Bd. IV, S. 377), mit ihren eigenen vom Sommer zuvor (oben S. 123), und mit denen, die wir vier Jahre später vernehmen werden, im Januar 1695.

Der Jubel war verklungen. Es folgte der Ernst der Geschäfte.

Wir haben den Stand der Dinge kennen zu lernen, und zwar zunächst aus den eigenen Worten des Königs, aus denen, die er richtete an die Generalstaaten, und ferner aus denen, mit welchen er die nach dem Haag geeilten, ihn umgebenden Fürsten und Gesandten ansprach. Diese Rede fordert dann auf zum Vergleiche des thatsächlichen Zustandes der großen Allianz mit derselben. Wir werden endlich besonderes Gewicht zu legen haben auf die Aeußerungen, die der König kund gab in vertraulichen Unterredungen mit dem Botschafter des Kaisers.

Zu den Generalstaaten redete der König mit folgenden Worten [2]).

---

[1]) Ich entnehme diese Worte aus Macaulay Ch. XVII, obwohl er die Quelle nicht angibt.

[2]) Sylvius t. III, l. 31, p. 32.

„Als ich das letzte Mal von Euch Abschied nahm, that ich Euch kund, daß ich Willens war hinüber zu gehen nach England, um mit der von Euch mir dargeliehenen Macht dies Königreich zu erretten von dem Unglücke, von welchem es damals bedroht war. Der allmächtige Gott hat meine Bemühungen so weit gesegnet, daß die Vertreter des Volkes mir die Kronen der drei Königreiche angetragen haben. Ich habe dieselben angenommen, nicht aus unmäßiger Herrschsucht — dessen sei Gott mein Zeuge — sondern um die Wohlfahrt und die Ruhe der drei Königreiche zu befördern, und den Bundesgenossen, besonders aber diesem Staate, desto wirksameren Beistand zu leisten gegen die französische Uebermacht. Ich hätte gewünscht dies eher thun zu können; aber der Zustand der Dinge in Irland hat es nicht verstattet. Nun jedoch, wo es dort zum Besseren sich gewendet, habe ich den Entschluß gefaßt herüber zu kommen, um sowohl mit den Bundesgenossen über den bevorstehenden Feldzug Rath zu halten, wie auch, um mein Amt als General-Capitain der Republik wahrzunehmen. Ich versichere Euch meiner höchsten Zuneigung für die Republik, und ich hoffe, daß Gott mich als sein Werkzeug gebrauchen wird zur Herstellung des Friedens von Europa und der Sicherheit dieses Staates. Dann werde ich mein Haupt in Ruhe niederlegen."

Der Präsident im Namen der Versammlung erwiederte in den lebhaftesten Ausdrücken des Dankes und der Ergebenheit. In ähnlicher Weise redete der König zu der Versammlung der Stände von Holland.

Unterdessen war eine Reihe von deutschen Fürsten nach dem Haag geeilt, um den König zu begrüßen. Einer der ersten war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Einige Tage später traf ein Max Emanuel von Bayern. Der König versammelte die Fürsten und Gesandten um sich, und redete zu ihnen in folgender Weise [1]).

„Die Gefahren, in welchen die Verbündeten sich befinden, zeigen deutlich an, welche Fehler zuvor begangen sind. Es bedarf daher nicht vieler Gründe zu dem Nachweise, daß die fortan zu nehmenden Maßregeln zweckmäßiger und kräftiger sein müssen. Wie jetzt die Dinge liegen, haben wir nicht mehr die Zeit lange Berathschlagungen zu halten, sondern müssen handeln. Der Feind ist Herr der wichtigsten Festungen,

[1]) Wagenaar b. 52, §. III.

welche gedient haben als Vormauer der gemeinen Freiheit. Er wird, wenn der Geist der Uneinigkeit, der Schlaffheit, des Eigennutzes, noch länger unter den Bundesgenossen herrschen soll, in kurzer Frist auch alles noch Uebrige erobern. Ein Jeder von uns muß dahin streben sich versichert zu halten, daß der allgemeine Vortheil auch den eigenen und besonderen eines jeden Einzelnen in sich schließt. Denn wir haben zu thun mit einem mächtigen Feinde, der durch die Gewalt seiner Waffen die vereinzelten Kräfte eine nach der anderen sicher bezwingt. Der offenbaren Ungerechtigkeit dieses Feindes unser Geschrei und unsere Klagen entgegen zu stellen, ist unnützes und vergebliches Bemühen. Nicht die langsamen Beschlüsse eines Reichstages, die in der Ausführung sofort erlahmen, nicht hoffnungsreiche Pläne gewandter Staatsminister thun uns Noth, sondern Kriegesvölker, eine stattliche Mannschaft, und eine schnelle in einander greifende Vereinigung aller Kräfte der Verbündeten. Ich lege den Nachdruck auf die Schnelligkeit. Ohne Verzug müssen unsere gesammten Kräfte gegen den Feind ins Feld ziehen. Nur dann dürfen wir hoffen seinen Siegen Grenzen zu setzen, und die Freiheit von Europa, die schon fast unter seinen Händen ist, ihm dennoch wieder zu entwinden."

„Was mich betrifft, schloß der König, so werde ich meine Macht, meine Autorität, meine Person daran setzen, um mitzuwirken zu einem so gerechten und so nothwendigen Endzwecke. Ich verpfände dafür mein königliches Wort, und werde es wahr machen in dem bevorstehenden Feldzuge, an der Spitze der vereinigten Kriegesheere."

Man sieht, das ist die Sprache des Hauptes, des Führers zu seinen Untergebenen. Nicht anders konnten es die Hörer selbst auffassen. Hatte denn der König Wilhelm III. das Recht zu dieser überlegenen Haltung gegenüber den anderen Fürsten, den anderen Mächten? — Wir müssen, um auf diese Frage eine Antwort zu finden, zuvor näher eingehen auf den inneren Zusammenhang der scheinbar so colossalen Macht, welche Frankreich gegenüber stand.

Die eigentlich kriegführenden Mächte waren die Mitglieder der großen Allianz: der Kaiser, der König von Spanien, der König von England, die Republik der Niederlande, zu denen sich noch der Herzog von Savoyen gesellt, endlich das Reich, obwohl nicht als solches der großen Allianz angehörend.

Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, ob in England damals auch nur ein einziger Mensch eine Kunde besaß von dem formellen Actenstücke der großen Allianz, welches Seele und Leben erhielt durch die Person des Königs. Aber das Wesen der Sache, die That selber war da. Das Parlament ging mit dem Könige.

Nicht anders die Republik der Niederlande. Sie spannte in gleicher Weise ihre Kräfte an wie England.

Anders stand es mit Spanien. So groß der Kriegeseifer in Carl II. gegen Ludwig XIV.: die Bethätigung ward lahm durch die Beschaffenheit der Organe. Die Republik richtete wiederholt dringende Schreiben an Carl II. Sie begann das Jahr 1691 mit den Worten an ihn: „Da wir doch nicht uns dem Glauben hingeben können, daß Ew. Majestät Belgien völlig preisgeben wollen, und da es sich nicht halten kann, wenn nicht Ew. Majestät die zur Vertheidigung erforderlichen Mittel hersenden: so nehmen wir uns die Freiheit an die von uns gemachten Vorstellungen in dieser Beziehung zu erinnern“ [1]). Der König Wilhelm in seinen Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz verglich die Macht Spanien bald mit einem kranken Weibe, bald mit einem Kinde. „Man müsse die Spanier, sagte er, wie Kinder am Gängelbande führen“ [2]). Aber es fragte sich, ob die Spanier willig genug waren sich führen zu lassen.

Der Kaiser war das vierte hauptsächliche Mitglied der großen Allianz. Diese Mitgliedschaft jedoch erstreckte sich lediglich auf seine eigenen Länder. Das römisch-deutsche Reich war dadurch direct nicht betheiligt. Das Reich hatte für sich dem Könige von Frankreich den Krieg erklärt. Diese Kriegs-Erklärung verpflichtete die einzelnen Reichsstände nicht weiter als zur Stellung ihres Contingentes zu der Reichsarmee. Dieses Contingent war gering. Es betrug für den mächtigsten unter den deutschen Reichsständen, den Kurfürsten von Brandenburg nur etwa 9000 Mann [3]). Die Militärmacht jedes einzelnen der größeren deutschen Fürsten war durchweg viel bedeutender als dieses Contingent. Sie suchten dieselbe zu verwerthen durch besondere Allianz-Verträge mit

[1]) Beilage zum Berichte Berkas vom 7. Januar 1691.
[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Februar.
[3]) Pufendorf: res gestae Friderici III. lib. III, §. 19, p. 232.

jenen vier hauptsächlichen Krieg führenden Mächten. Das Wesen dieser Verträge ist, daß der deutsche Fürst Truppen stellt, und dafür Geld empfängt von der einen oder der anderen jener vier Mächte, oder von mehreren, oder auch von allen vier, in so weit nämlich der Kaiser und der König von Spanien zahlen konnten.

Es würde ermüdend sein, in alle diese einzelnen Verträge einzugehen. Suchen wir daher das Wesen der Sache uns klar zu machen an dem Beispiele des mächtigsten der deutschen Reichsstände, des Kurfürsten von Brandenburg.

Gemäß dem Vertrage von 1686, durch welchen Friedrich Wilhelm sein Eintreten für das Erbrecht des Kaisers auf die spanische Succession zugesichert, zahlte der Kaiser dem Kurfürsten im Frieden jährlich 100,000 Gulden, und zur Kriegeszeit eben so viele Thaler [1]).

Für das Jahr 1691 stellte der Kurfürst dem Kaiser 6000 Mann in Ungarn. Der Kaiser zahlte dafür 150,000 Thaler [2]).

Hatte der Kaiser direct kein Recht, über die Militärkräfte der deutschen Fürsten zu verfügen: so ward ihm doch ein besonderes Recht nicht streitig gemacht, nämlich dasjenige der Anweisung von Quartieren für jene Truppen im Reiche. Er wies brandenburgische Truppen an auf eine Reihe von Ländern im Nordwesten des Reiches. Der Betrag dieser Anweisungen ward von brandenburgischer Seite in Gelde berechnet auf 300,000 Thaler [3]).

Brandenburg gab die Zahl seiner Truppen im Felde für das Jahr 1689 an auf 25,000 Mann. Von diesen wurden als in Belgien stehend dem Könige von Spanien angerechnet 9000 Mann. Carl II. zahlte dafür monatlich reichlich 90,000 Gulden [4]). Bevor der Kurfürst im Jahre 1690 mit seinem Heere von etwa 20,000 Mann Brabant betrat, verlangte er von dem spanischen Gouverneur Gastanaga die Zahlung von 40,000 Thalern monatlich. Der Vertrag ward geschlossen [5]).

---

[1]) Pufendorf: res gestae Fr. G. lib. XIX, §. 25, p. 1544.

[2]) Ejusdem: res gestae Friderici III. lib. III, §. 37, p. 248.

[3]) A. a. O. §. 19, p. 232.

[4]) A. a. O. §. 32, p. 242. Menstrua 90 m. et amplius una cum annona. Die Münze ist nicht angegeben.

[5]) A. a. O. §. 32, p. 242.

Eine andere Hoffnung setzte der Kurfürst auf England. Nachdem dort im Jahre 1689 die neue Regierung sich begründet, erschien der Gesandte Schmettau mit der Bitte um Subsidien. Im Auftrage des Königs erwiederte Portland: wer Subsidien von England erwarte, kenne diese Nation nicht. Ueberhaupt aber sei es unbillig, daß ein Bundesgenosse von dem anderen Geld verlange, wo doch zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr ein Jeder nach Kräften beitragen müsse. Dagegen sei nicht zu verlangen, daß der Kurfürst mehr Truppen unterhalte als seine Kräfte zu tragen vermöchten. — Dennoch ward von anderer Seite nicht alle Hoffnung abgeschnitten. Das Parlament, hieß es, werde um des Beispiels willen Subsidien für auswärtige Mächte nicht bewilligen. Wenn etwas zu erreichen stehe, so sei es durch den König persönlich. Man möge abwarten, bis die Dinge in Irland sich befestigt [1]).

Im Beginne des Jahres 1690 ließ der Kurfürst bei Portland neue Versuche machen. Er ziehe, sagte er, mit mehr als 20,000 Mann ins Feld, und erhalte dafür von anders woher kaum die Mittel für 6000 Mann. Er beschwerte sich, daß der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu Celle, dessen Diener über Brandenburg nachtheilige Gerüchte verbreiteten, so viel bei dem Könige gelte. Er fürchte, dieser Herzog könne, wenn er in Betreff des damals streitigen Lauenburg seine Absichten nicht durchsetze, sich zu Frankreich wenden. Portland, der genaue Kunde besaß von der nicht bloß politischen, sondern ganz besonderen persönlichen Freundschaft des Königs mit dem Herzoge in Celle, mochte bei solchen Eröffnungen seine eigenen Gedanken haben. Allein wie immer er oder der König über die moralische Qualität dieses Kurfürsten urtheilte: die Brandenburger waren gute Soldaten, und sie zu missen wäre für die gemeinsame Sache ein großer Nachtheil gewesen. Portland wies das Gesuch nicht völlig zurück. Nur das Wort der Subsidien, sagte er, müsse völlig fern bleiben. Denn, mache man erst einmal damit den Anfang, so würden auch alle Uebrigen mit derselben Bitte anliegen. Wenn der Feldzug in Irland glücklich, so werde der König unter einem anderen Vorwande nach Kräften dem Kurfürsten helfen [2]).

[1]) A. a. O. [illegible] II. [illegible]
[2]) A. a. O. [illegible] III. [illegible]

Schmettau und Nottingham verhandelten lange. Endlich kam ein Vertrag zu Stande, unter der Form der Erneuerung eines alten Bündnisses von 1661. Das Wesen desselben lag in den beigefügten geheimen Artikeln. Der König und der Kurfürst versprachen darin einander, im Falle eines Angriffes von außen, gegenseitige Hülfe mit 6000 Mann. Nach einer breiten Ausführung des Modus dieser Hülfe besagte ein anderer Artikel, daß, im Falle der angegriffene Verbündete die Hülfeleistung in Geld derjenigen durch Mannschaft vorziehe, der Unterhalt für je tausend Mann monatlich gelten solle gleich tausend Pfund Sterling, zahlbar in Hamburg oder Amsterdam [1]). Dieser eine Artikel ist offenbar der Kern des Vertrages, alles andere ist Hülse. Der Vertrag ward unterzeichnet von Caermarthen, Halifax, Shrewsbury, Nottingham, Wharton, andererseits von Schmettau. Ein bestimmtes Datum des Vertrages wird nicht angegeben; jedoch beweist die Unterzeichnung von Halifax und Shrewsbury, daß der Vertrag nicht später fallen kann als in den Mai 1690 [2]), also in dieselbe Zeit etwa, in welcher Friedrich III. jene andere Anforderung an Gastanaga erhob und durchsetzte.

Aehnliche Verträge wie mit Brandenburg wurden von Wilhelm III. mit anderen deutschen Fürsten geschlossen. Die Consequenz ist, daß wir diese deutschen Truppen nicht am Rheine erblicken, sondern unter der Führung des Königs in Belgien.

Die Frage, ob jene Einhüllung des wirklichen Sachverhaltes, nämlich der Zahlung von englischem Gelde für deutsche Mannschaft, in die breit ausgesponnenen Formeln eines Allianz-Vertrages, ausgereicht habe, dem Parlamente zu verbergen, daß dennoch England Subsidien an auswärtige Mächte bezahle, wird später an uns herantreten.

Obwohl der Kurfürst von Brandenburg in solcher Weise von mehr als einer Seite die Mittel für seine Truppen erhielt: so beklagte er sich im Haag dennoch, daß es ihm unmöglich sein würde, länger als ein Jahr so bewaffnet zu stehen, weil er aus eigenen Mitteln mehr als 200,000 Thlr. monatlich für seine Truppen aufwenden müsse.

[1]) A. a. O. Placuit pro millenis militibus praefectis inclusis menstruas millenas libras sterlinenses dare.

[2]) Pufendorf nennt das Datum des Vertrages nicht, dagegen dasjenige eines in Folge desselben gemachten Geschenkes, nämlich 6. Juni 1690 (alten Stils).

„Dies kommt allen Anderen unglaublich vor," setzt der Graf Windischgrätz seinem Berichte hinzu [1]).

Gar viel anders als der Kurfürst selbst urtheilten einige Zeitgenossen. Zwei deutsche Patrioten, der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und Leibniz, tauschten damals ihre Gedanken aus über den Mangel an Energie in der Kriegführung. Der Landgraf hebt die Unzuverlässigkeit des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen hervor. Leibniz bespricht eingehend die Leistungen der deutschen Fürsten. „Wenn wir auch, sagt er, den Franzosen an Zahl gewachsen wären, so würden wir dennoch, bei allen den anderen Vortheilen von Frankreich, in der Wirklichkeit schwächer sein. Um Frankreich zur Vernunft zu bringen, müßte man wahrlich sich besser anstrengen. Z. B. würden die Länder des Kurfürsten von Brandenburg und die ihm angewiesenen Quartiere ausreichen zum Unterhalte von 50,000 Mann. Statt dessen erscheinen im Felde kaum 20,000 Mann. Man will den Krieg bequem und behaglich führen, wie in früheren Zeiten, wo man für Andere zu Felde zog. Und doch sollten die deutschen Fürsten erwägen, daß sie selbst zuerst betheiligt sind, daß ihr eigenes Geschick bedingt wird durch den Ausgang dieses Krieges" [2]).

Es dürfte nicht außer Acht zu lassen sein, daß Leibniz bei diesem Urtheile keine Kenntnis besaß von den Subsidien-Verträgen dieser Fürsten mit den großen Mächten der Allianz. Diese Kenntnis würde sein Urtheil noch erheblich ungünstiger gestaltet haben. Es ist dabei festzuhalten, daß er den Kurfürsten von Brandenburg nur als Beispiel nennt, daß sein Urtheil auch die anderen Fürsten mit umfaßt.

Der König Wilhelm jedoch, als im Mittelpuncte der Dinge stehend, kannte sie alle und durchschaute die Kleinlichkeit ihrer Motive.

Und daraus ergibt sich für uns die Antwort auf jene Frage: ob er das Recht hatte in so überlegener Weise zu ihnen zu reden wie er gethan.

---

[1]) Bericht vom 13. März 1691.

[2]) Schreiben vom 11./21. Mai 1691. Il est seur que, pour réduire la France à la raison, on devroit faire de plus grands efforts. Par exemple, Brandebourg a des pays et quartiers pour entretenir 50,000 hommes, et à peine on voit en paroistre vingt. On veut faire la guerre trop commodement, à son aise, comme autrefois lorsqu'on la faisoit pour les autres etc. Der Brief ist abgedruckt bei Rommel: Briefwechsel zwischen Leibniz und Landgraf Ernst. Band II, Seite 261.

Wie dieſe Fürſten bei offiziellen Anläſſen ſich fügten in die damals üblichen Formen, die einen erheblichen Abſtand zwiſchen dem Könige und ihnen gewahren ließen: ſo mochten ſie tiefer noch bei ſich die moraliſche Ueberlegenheit des Königs empfinden. Darum freilich vermochte er nicht ihnen ſeine Geſinnung einzuhauchen.

Es war unter den Genoſſen der großen Allianz nur Einer, der den König Wilhelm völlig verſtand, ihn zu würdigen wußte, weil er ſelber handelte aus verwandtem Sinne. Es war der Kaiſer Leopold. Sie beide ragten empor über die anderen Genoſſen der großen Allianz, mehr noch als durch die höhere Würde, durch die Geſinnung, den Charakter.

In dem Machtverhältniſſe jedoch war ein großer Umſchwung eingetreten. Vor dem Feldzuge von 1690, wo der König Wilhem verwickelt war in Irland, ſtand der Kaiſer da als die erſte Macht des Continentes auch nach Weſten hin. Der unglückliche Feldzug gegen die Türken im Jahre 1690 hatte dies gewendet. Es fragte ſich, ob der Kaiſer die verſprochenen 20,000 Mann gegen Frankreich ſtellen könne.

Wir haben daher, um den Stand der Dinge genauer kennen zu lernen, unſere Aufmerkſamkeit beſonders zu richten auf den Austauſch der Meinungen zwiſchen dem Könige und dem Repräſentanten des Kaiſers, dem Grafen Windiſchgrätz.

Der Kaiſer hatte dieſen Botſchafter entſendet anſtatt des abberufenen Berka. Seine Inſtruction betraf hauptſächlich den frühzeitigen Beginn des Feldzuges, die Verwendung um Hülfe für Savoyen, eine Landung in Frankreich [1]).

Windiſchgrätz trat vor den König. „Mir grauſt, ſagte Wilhelm III., bei dem Gedanken, mit wie vielen Köpfen ich zu thun habe. Wie viel leichter hat es der König von Frankreich, der allein über alles disponirt!“ — Dann ſprach er ſich aus über den Stand der Dinge im allgemeinen. „Bleiben wir in dieſem Feldzuge aller Orten im Nachtheile, ſagte er, ſo ſehe ich den gewiſſen Ruin vor Augen. Geht dagegen der Feldzug für uns glücklich aus: ſo haben wir dennoch nicht gleich den

[1]) Inſtruction für den Grafen Windiſchgrätz vom 5. Januar 1691. — Für das Folgende ziehe ich die Berichte über verſchiedene Audienzen vom 16. Februar bis zum 2. März zuſammen.

Frieden zu erwarten, sondern müssen gefaßt sein auf eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges." Der Graf theilte dem Könige im Vertrauen mit, daß Frankreich nicht ablasse, unter der Hand bei dem Kaiser Friedensvorschläge anzubringen. Er legte dieselben dar, und fügte hinzu, der Kaiser werde sich nicht von der gemeinen Sache trennen. Der König erwiederte: „Ich bin versichert, daß, wenn der Kaiser angenommen, der König von Frankreich sein Wort nicht gehalten haben würde". Er erging sich dann in scharfen Ausdrücken über den schwedischen Antrag der Vermittelung. „Schweden, sagte er, sucht eine dritte Partei zu bilden, trachtet zu diesem Zwecke Hannover an sich zu ziehen, welches misvergnügt, weil Spanien sich weigert die Subsidien ferner zu zahlen, seine Truppen aus Belgien abberufen hat. Schweden strebt auch Kursachsen für diesen Plan zu gewinnen." „Indessen, fuhr er dann fort, dieser Plan einer dritten Partei ist doch mehr zum Lachen. Denn weder die Alliirten, noch Frankreich werden sich auf eine Vermittelung solcher Art einlassen." Der König besprach den Congreß der Gesandten im Haag, auf den man beim Zusammentritte so große Hoffnungen gesetzt. Auf die Bemerkung von Windischgrätz, daß diese Hoffnungen sich nicht erfüllt, erwiederte der König: „Ich bin nicht einmal sicher, daß sich nicht Verräther darunter befinden, daß nicht die Verhandlungen dort von Wort zu Wort auch in Versailles gelesen werden".

Windischgrätz brachte seinen Auftrag an in Betreff einer Landung an der französischen Küste. Wir erinnern uns, daß dieser Plan von Anfang an in Aussicht genommen war. Der König vernahm die Darlegung des Botschafters. Er schwieg. Windischgrätz konnte nicht darauf zurückkommen.

Der wichtigste Punct für den König dem Botschafter gegenüber war derjenige des Türkenfriedens. „Im vorigen Jahre, sagte der König, hatte man den Abschluß in der Hand. Man hat die Gelegenheit nicht benutzt." Windischgrätz entwickelte die Umstände. Der König nahm zurück mit den Worten: er habe die Sachlage in dieser Weise nicht gekannt. Allein einige Tage später erneuerte er die Unterredung. Er begann zu Windischgrätz und zu dem spanischen Gouverneur von Belgien, Gastanaga, mit den Worten: „Ihnen beiden als treuen Dienern Ihrer Souveräne darf ich es aussprechen, daß sowohl in Wien wie in Madrid manche gute Absichten der Herrscher lahm gelegt werden durch den

schlechten Willen ihrer Diener". Dann zog er den Grafen Windischgrätz allein zu sich. Indem er sich auf die Berichte von Lord Paget und von Heemskerk aus Wien berief, sagte er, daß nach der Meldung Beider der Friede mit der Pforte in der Hand des Kaisers stehe. Windischgrätz verneinte. Eine solche Möglichkeit, meinte er, wäre nur denkbar etwa mit dem Verluste von Siebenbürgen. Der König erwiederte: „Und wenn es auch wäre. Der Kaiser wird in diesem Feldzuge Siebenbürgen auch so verlieren. Ich wünsche, daß ich ein schlechter Prophet sein möge: ich habe aber Besorgnis nicht bloß für Siebenbürgen im Osten, sondern zugleich für den Rhein im Westen". Der König zog sich zurück. Einige Stunden später am selben Tage, dem 20. Februar/2. März, ließ er den Grafen Windischgrätz noch einmal zu sich rufen. „Ich bitte Sie, begann der König, in meinem Namen dem Kaiser auf das eindringlichste vorzustellen, daß er in einen Frieden mit den Türken eingehe. Ich protestire vor dem Angesichte Gottes — und diese Protestation habe ich, außer Ihnen jetzt, noch keinem Menschen je gethan — daß ich in Betreff Siebenbürgens nicht denke an die Religion. Ich betheuere dies, weil vielleicht der Eine oder der Andere am kaiserlichen Hofe geneigt sein möchte das zu glauben. Greift man mich an wegen meiner Religion, so bin ich bereit sie mit meinem Degen zu verfechten. Allein daß ich einem Glaubensgenossen zu gefallen das Schwert ziehen oder einem Verbündeten treulos sein würde, das soll Niemand an mir erleben. Ich halte es wider die heilige Schrift und wider Gott, Jemanden mit Gewalt zu einem Glauben zu zwingen. Ich halte meine Religion für die rechte, Sie die Ihrige. Dabei können wir doch gute Freunde sein. — Was nun Siebenbürgen betrifft, so dürfte sich darüber ein Ausgleich finden, etwa derjenige der Neutralität." — Windischgrätz erwiederte: es sei ja früher ein ähnlicher Stand der Dinge dort gewesen. Dennoch hätte die französische Politik es vermocht, dort das Feuer der Rebellion zu entzünden. Der König möge gedenken an Bethlen Gabor, an Rakotzi, und die folgenden Dinge. „Immerhin, entgegnete der König, dem sei wie ihm wolle: ich muß Ihnen sagen, daß es unmöglich ist den Krieg länger auf diese Weise zu führen. Die Kriegsrüstung für England kostet 20 Millionen Gulden. [illegible] ist dadurch völlig erschöpft. Die Republik kenne ich [illegible] Dauert die Last noch zwei Jahre, so kann sie [illegible]

Ich sehe also unser Aller Untergang vor Augen. Verzeihen Sie mir meine offene Rede. Ich habe vom kaiserlichen Hofe her über die Kriegsanstalten gegen die Türken so bestimmte Nachrichten, daß es mir schmerzlich fällt, nur daran zu denken. Danach muß ich mit höchster Wahrscheinlichkeit voraus sagen, daß man in diesem Jahre den Türken gegenüber abermals an Credit und Kräften viel einbüßen wird. Die Erfahrung zeigt, daß ein Defensiv-Krieg wider die Türken nicht durchführbar, daß der Vertheidiger ihnen gegenüber immer im Nachtheile steht. Macht dagegen der Kaiser sich los von dieser Verwickelung, können wir mit geeinter Kraft den Krieg gegen Frankreich nur vier oder fünf Jahre aushalten: so hege ich keinen Zweifel, daß wir diese Macht beugen. Denn Frankreich ist wie eine große Maschine. Zerbricht darin ein Rad, so steht das Ganze still. Will dagegen der Kaiser beharren in den zwei großen Kriegen, demnach die größte Last gegen Frankreich auf uns abwälzen: so ist das eine reine Unmöglichkeit".

In derselben Weise wie der König Wilhelm zu Windischgrätz im Haag, redete auch Lord Paget in Wien zu dem Kaiser. Er reichte am 22. März eine Denkschrift ein, die an Schärfe, an Heftigkeit des Ingrimmes gegen den König von Frankreich, alle bisherigen Kundgebungen überbot, ihn darstellte als den treulosesten und grausamsten Wütherich. Daher, schloß Paget, sei alle Kraft zu wenden zunächst gegen diesen Einen. Der Kaiser erwiederte, daß er die Seinigen in Ungarn und Siebenbürgen doch nicht opfern könne. Die Völker von Siebenbürgen hätten ihm sich als treu erwiesen, ihn um Schutz angefleht: sollte er dafür sie den Türken und Tököly preisgeben? [1]).

In Wahrheit war Siebenbürgen der schwerste Stein des Anstoßes. Die Türken wollten nicht in den Verzicht auf dasselbe willigen: der Kaiser betrachtete das reiche Land als die kostbarste Perle, die er seiner Krone eingefügt [2]). Zwischen diesen Gegensätzen gab es keine Vermittelung.

---

[1]) Denkschrift des Lord Paget vom 22. März: Nulla apud eum hactenus aut datae fidei observantia, aut sacrarum humanarumque legum cura etc. — Die Antwort des Kaisers vom 2. April.

[2]) Finalbericht des venetianischen Botschafters Hieronymus Venier im Jahre 1692, p. 340. In den Fontes rerum Austriacarum t. XXVII.

Indessen auch selbst abgesehen davon dürfte es fraglich sein, ob die Dinge wirklich so lagen, wie der König Wilhelm sie auffaßte, daß es nämlich nur von dem Kaiser abhing zum Frieden mit den Türken zu gelangen.

Wir erinnern uns des Berichtes von Colyer, dem holländischen Gesandten, aus Adrianopel vom 5. Mai 1690. Seitdem hatte der für die Türken glückliche Feldzug statt gefunden. Es war nicht zu erwarten, daß sie in Folge dessen friedenswilliger sein würden. Der Kaiser erwiederte auf den Bericht von Windischgrätz: „Die Nachrichten, die der König erhalten, daß der Abschluß eines Friedens mit den Türken nur an uns hafte, beruhen nicht auf genügender Kenntnis der Sachlage. Du kannst dem Könige versichern, daß wir nicht minder als er nach diesem Frieden Verlangen tragen, wenn derselbe auf billigmäßige Bedingungen geschlossen werden kann. Denn auch wir wissen sehr wohl, daß wir die doppelte Last auf die Dauer nicht zu tragen vermögen“ [1]).

Wenn auch nach dieser Erwiederung dem Könige Wilhelm noch ein Zweifel übrig geblieben wäre: so wurde derselbe völlig niedergeschlagen durch eine Entdeckung um einige Wochen später. Englische Kriegsschiffe hatten französische Briefe von Constantinopel her aufgefangen. Der Staats-Secretär Nottingham, der den König nach Holland begleitet, trat mit denselben zu dem kaiserlichen Botschafter. Es ergab sich daraus, daß während des Feldzuges von 1690 der Marquis Chateauneuf den Großwesir aufgefordert zu einem Vertrage, dem gemäß die eine Macht nicht ohne die Zustimmung der anderen sich in einen Frieden einlassen dürfe. Die Pforte war darauf eingegangen, der Vertrag beiderseitig ratificirt. „Wir haben also, erwiederte Windischgrätz dem Engländer, hier den bündigen Beweis, daß es nicht an dem Kaiser haftet mit den Türken zu einem Abschlusse zu kommen“. Nottingham erkannte das an [2]).

Es ist nicht unwichtig die Thatsache, daß zu einem Frieden des Kaisers mit den Türken keine Aussicht war, auch von einer anderen

[1]) Kaiserliches Rescript vom 28. März.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April. Er schließt: „Daraus ich Gelegenheit genommen ihm zu remonstriren, daß es solchergestalt ja nicht an E. k. M. hafte, den Frieden — wie sie bisher geglaubt haben — mit dem Türken nach Belieben zu machen. Welches er auch wohl begriffen“.

Seite zu bestätigen. Der Marschall Luxemburg als Commandant der französischen Armee in Belgien meldete einige Wochen später dem Könige Ludwig XIV., daß das Gerücht eines solchen Friedens sich verbreite. Der König erwiederte, daß dasselbe durchaus falsch sei. „Die letzten Briefe aus der Türkei, sagte er, melden den Anmarsch der Türken und Tartaren.“ „Da nach meiner Ueberzeugung, fügt er dann hinzu, die Verbreitung dieser Nachricht dem Interesse meines Dienstes entspricht, damit das zu Gunsten der Feinde ausgestreute Gerücht erstickt werde: so haben Sie nur die vorstehenden Worte meines Briefes im Beisein Anderer vorzulesen. Ich bin überzeugt, daß die Mittheilung in weiteren Kreisen dann nicht ausbleiben wird“ [1]). Es liegt vor Augen, daß die Thatsache des Anmarsches der Kriegsheere nicht genügt, ein Friedensgerücht mit Sicherheit als völlig falsch zu bezeichnen. Indem Ludwig XIV. dennoch dies that und seinen Offizieren gegenüber mit seinem Namen dafür eintrat, müssen wir annehmen, daß er dafür noch eine andere Grundlage hatte, nämlich die jenes Vertrages mit den Türken. Von diesem Vertrage dagegen offen zu reden, war deshalb bedenklich, weil der König dadurch sich der Gefahr aussetzte, dem Kaiser und dem Könige von Spanien eine Waffe in die Hände zu liefern wider ihn, verwendbar bei den Völkern, in denen noch das christliche Gemeingefühl wider die Türken nicht erstorben war, und namentlich bei dem päpstlichen Stuhle. Daß ein thatsächliches Zusammenwirken Ludwigs XIV. und der Pforte bestand, lag aller Welt offen vor. Diese Thatsache an sich berechtigte noch nicht zu einer Anklage wider Ludwig XIV. Die Anklage konnte sich erheben erst von der Kunde eines solchen Vertrages aus. Eben darum war es das Interesse Ludwigs XIV. den Vertrag nicht zu nennen.

Der König Wilhelm III. mußte sich, diesen Umständen nach, in das Unvermeidliche fügen, daß wenigstens für das Jahr 1691 der Kaiser im Osten nicht frei wurde. Der König indessen unterließ nichts, was dazu führen konnte. Er entsendete vom Haag aus einen besonders gewandten Unterhändler, Namens Hussay, über Wien nach Constantinopel. Wir bemerken dabei einen Unterschied gegen früher. Eine eigentliche Vermittelung, wie sie von Seiten der Republik Holland im

[1]) Oeuvres de Louis XIV, t. IV, p. 305. Vom 19. Juli 1691.

Jahre 1688 angeboten wurde, hatte damals der Kaiser nicht angenommen, sondern nur die guten Dienste des Gesandten Hop. Bei der Entsendung von Hussay ward diese Verschiedenheit nicht wieder geltend gemacht. Obwohl der Kaiser bei dem Eifer des Oraniers für den Türkenfrieden nicht ohne Bedenken war, so war er wie unmerklich zur Annahme der Vermittelung gekommen [1]).

Es blieb nicht bloß dabei, daß der Kaiser im Jahre 1691 nicht bloß keine stärkere Macht nach dem Westen entsenden konnte. Windischgrätz trat zu dem Könige mit der Meldung, daß die Noth den Kaiser zwinge, drei Regimenter Cavallerie vom Oberrhein ab und nach Ungarn zu rufen. Vergeblich protestirte der König, so wie der Kurfürst von Bayern, der die Arme am Oberrheine commandiren sollte. Der Feldzug am Oberrhein war durch diese Abberufung von vorn herein so weit entschieden, daß er nur noch defensiv geführt werden konnte [2]).

Es fragt sich um die anderen wichtigen Schauplätze des Krieges, um Savoyen und Belgien.

Unter den Aufträgen des Grafen Windischgrätz war besonders wichtig derjenige der Hülfe für Victor Amadeus von Savoyen.

Die Hoffnung dieses Herzogs baute sich auf in folgender Weise [3]).

„Man kann die Macht Frankreichs nicht anders beugen als durch einen Angriff von der schwächsten Seite dieses Königreiches und durch die Erweckung von Feinden in seinem Inneren. Weder von der Seite des Rheines, noch von den Niederlanden aus ist dies möglich. Ein dreifacher Festungsgürtel, stark durch Natur und Kunst, hält die stärksten Armeen zurück und zügelt die Völker. Lediglich die Lage der Länder des Herzogs von Savoyen gewährt beide Vortheile. Mehr als sechszig Meilen Grenzlandes vom Var bis zum Genfer See eröffnen den Einmarsch in die Provence, das Dauphiné und die Bresse. Von diesen drei Provinzen enthalten die beiden ersten eine große Anzahl der armen Unglücklichen, deren Gewissen man gezwungen hat, und die täglich sich

---

[1]) La brama d' ottener la pace, hà poi insensibilmente condotto la Corte alla mediatione d' Inghilterra, prima temuta, alla fin consentita. H. Venier im Finalberichte über den Kaiserhof, von 1692, p. 338.

[2]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz im März.

[3]) Ich ziehe hier den Inhalt der von Tell[illegible]erre beim Kaiser und beim Könige Wilhelm III. eingereichten Denkschrift

bedroht sehen von einer grausamen Hinschlachtung. Sie harren nur auf einen Befreier, um sich zu erheben für den Wiedergewinn ihrer Religion und ihrer Freiheit. Die Bresse gehörte ehemals zu den Erblanden der Herzöge von Savoyen, und die Völker dort, in denen durch die Erzählungen der Väter die Erinnerung an die einstige milde Regierung sich lebendig erhält, sehnen sich nach der Wiederkehr derselben. Sie würden ohne Zweifel das drückende Joch abschütteln, wenn der Herzog vermöchte, ihnen die hülfreiche Hand zu bieten."

„Diese Hoffnungen sind erfüllbar. Es wäre zunächst erforderlich eine möglichst große Anzahl französischer Refugiés zu sammeln, sie mit einigen Regimentern Dragoner bis in die Berge des Dauphiné und der Provence zu geleiten und zu stützen. Dort würden ihre Leidensgefährten sich mit ihnen einigen. Sie würden trachten sich eines festen Postens an der Isere oder der Durance zu bemächtigen, um von dort aus bis zur Rhone vorzudringen und weiter von dort bis in die Cevennen. Der Aufstand würde bald allgemein werden."

„Dieser Plan ist schon im vorigen Jahre entworfen, aber nicht zur Genüge ausgeführt. Die Zahl der Flüchtlinge, welche gekommen, reichte nur aus zur Vertheidigung der Thäler von Luzern. Dies ist geschehen mit Kraft und Geschick; denn sie haben dort den Angriffen einer doppelten Uebermacht widerstanden. Bei genügender Hülfe in diesem Jahre ist mehr zu hoffen. Der Herzog würde diese Refugiés decken mit einem Heere von 20,000 Mann. Ein Viertel derselben stellt der Kaiser, 3000 Mann unterhält der Herzog von den Mitteln, welche England und die Generalstaaten gewähren, und welche andererseits verwendet werden für die Waldenser und die Flüchtlinge. Es bleiben noch 12,000 Mann. Der Herzog, dem aus Savoyen alle Einkünfte und aus Piemont die Mehrzahl derselben abgeschnitten ist, kann nur die Hälfte stellen. Die andere Hälfte müßten die Verbündeten übernehmen."

„Auf die spanischen Truppen von Mailand ist dabei nicht zu rechnen. Das Einzige, was von ihnen zu hoffen, ist daß sie durch der Blocus von Casal und Pignerol dem Herzog den Rücken decken."

„Nehmen wir dagegen an, daß die Operationen mit Nachdruck unternommen werden, daß zugleich nachdrückliche Offensivstöße vom Oberrheine und von den Niederlanden aus erfolgen, daß ferner eine

Flotte von nur fünf und zwanzig Kriegsschiffen im Mittelmeere erscheint und die spanischen Galeeren an sich zieht, daß endlich die Spanier in Catalonien und Navarra nachdrücklichen Widerstand leisten: so ist mit Sicherheit voraus zu sehen, daß ein einziger Feldzug die Nachgiebigkeit Frankreichs und somit einen sicheren und ehrenvollen Frieden erzwingt."

Man darf sagen, daß keine der verbündeten Mächte allseitig die gleiche Bereitwilligkeit fand wie der Herzog von Savoyen, namentlich bei dem Könige Wilhelm. „Er redet von E. k. H., meldet damals Della Torre an Victor Amadeus, mit einer Achtung und einer Zuneigung, die ich nicht genug auszudrücken vermöchte. Er versichert mir, daß sein eigenes Interesse ihm nicht näher liege als das Ihrige." Der König legte den Kurfürsten von Bayern und Brandenburg den Plan vor zu einer bedeutenden Hülfe für Savoyen von Seiten des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern. Auf die Zustimmung derselben entsendete er den hessischen Freiherrn Görtz, dessen er sich in wichtigen Angelegenheiten oft bediente, nach Wien [1]). Wir werden den Erfolg später vernehmen.

Allein während der König Wilhelm und der Kaiser Leopold in den ersten Monaten des Jahres 1691 in Wien wie im Haag verhandelten, auf welche Weise dem Herzog Victor Amadeus am geeignetsten zu helfen sei, bereitete der französische Kriegsminister Louvois einen gewichtigen Schlag für denselben vor.

Der Herzog suchte im Winter 1690 auf 91 wieder mit Frankreich anzuknüpfen, oder es zu täuschen. Wenn der König ihn im Besitze seiner Länder belasse, meldete sein Unterhändler, der Abt von Cumiane: so würde der Herzog trachten die verbündeten Truppen los zu werden. Vor allen Dingen aber sei dazu nöthig ein Stillstand von drei Monaten. So noch im December 1690 [2]).

Der General Catinat traute nicht. Die List, die Verstellung des Herzogs, meldete er an Louvois, sei allbekannt. Aber das Volk wünsche den Frieden. Im Rathe des Herzogs sei es zu beweglichen Auftritten gekommen. — Noch weniger indessen traute Louvois. Aller Wahr-

[1]) Verschiedene Berichte des Grafen Windischgrätz, im März 1691.

[2]) Für dies und das Folgende Rousset: Louvois t. IV, p. 44[illegible]

ſcheinlichkeit nach, erwiederte er ſogleich an Catinat, habe der Herzog nur die Abſicht, drei Monate lang gedeckt zu bleiben. Darum wolle der König als Friſt für die Annahme ſeiner Bedingungen nur vierzehn Tage bewilligen. Dieſe Bedingungen waren ſcharf. Sie enthielten die völlige Unterwerfung unter den franzöſiſchen Willen. Victor Amadeus ging nicht darauf ein. Aber Louvois blieb nicht dabei. Er gebot dem General Catinat noch im Winter die Erneuerung der Feindſeligkeiten. Am 2. Februar 1691 befahl er ihm die Beſetzung der Grafſchaft Nizza. Catinat überſchritt den Var am 12. März, zog gegen Villafranca, nahm es am 20. ein, und umſchloß dann die Stadt Nizza.

Die Nachricht durcheilte Europa zugleich mit der anderen noch ungleich wichtigeren, daß die franzöſiſche Armee ſich um die Stadt Mons im Hennegau geſammelt habe und ſie umlagere. Während alſo die Verbündeten gegenſeitig ſich mahnten frühzeitig im Felde zu ſein, hatte Frankreich ihnen bereits den Vorſprung abgewonnen.

Wir haben dahin unſere Blicke zu lenken.

Auch für Frankreich überſtieg die Kriegesrüſtung von 1691 weitaus die Koſten derjenigen des Jahres zuvor. Die Mittel mußten herbei geſchafft werden, und zwar auf demſelben Wege wie früher, nicht durch die Bewilligung von Vertretern des Volkes, ſondern gemäß der Forderung der königlichen Autorität. Unter den Streichen derſelben ſank alljährlich ein Ueberbleibſel der einſtigen corporativen Selbſtändigkeit nach dem anderen. Bis dahin hatten die Gilden noch das Recht der Wahl ihrer Vorſteher. Ein Edict des Königs befahl, daß fortan dieſe Aemter von ihm zu kaufen ſeien. Man berechnete den Erlös auf fünfzehn Millionen Livres [1]).

Wie dies Verfahren demjenigen der Wilden gleicht, welche den Baum fällen, um unbekümmert für die Zukunft ſich ſeiner einmaligen Früchte zu bemächtigen: ſo muß andererſeits nachdrücklich hervorgehoben werden, daß in Frankreich nicht, wie vielfach anderswo, namentlich in den Ländern des Kaiſers und noch mehr des Königs von Spanien, die Mittel, welche die Völker aufbrachten, ſich verloren in die Beutel derjenigen, denen ſie nicht gehörten. Die ſpaniſchen Niederlande lieferten

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 52.

durch die Contributionen, welche Louvois dort erheben ließ, einen nicht geringen Theil der Kriegeskosten aus. Auch darin duldete Louvois keinen Unterschleif. „Ich weiß, schreibt er an einen der Intendanten, daß Ihre Erhebungen mehr betragen als Sie in die Rechnungen einstellen. Wenn Sie nicht binnen vierzehn Tagen mir einen genauen Nachweis über Einnahme und Ausgabe zusenden: so wissen Sie im voraus, was Ihrer wartet." Aehnlich an Andere [1]). Die Redeweise entsprach unzweifelhaft dem Sinne des Königs. Der Kaiser und noch viel weniger Carl II. von Spanien faßten nicht den Entschluß, eine solche Sprache zu führen oder führen zu lassen.

Wir haben von dem Könige Wilhelm die Klage vernommen: wie viel besser als er der König von Frankreich daran sei, weil er alles allein disponire, unabhängig von Bundesgenossen. Gerade damals bethätigte sich die Wahrheit dieses Wortes in auffallender Weise.

Der Plan der unerwarteten Belagerung von Mons datirte bei Louvois und Ludwig XIV. weit zurück in das Jahr 1690, und zwar so daß Louvois bereits vom Mai an die Vorbereitungen dazu traf. Aber warum fiel die Wahl einer Unternehmung gerade auf diese Stadt? — Die späteren Ereignisse haben ergeben, daß man in derselben Anknüpfungen besaß, namentlich mit einem angesehenen Chirurgen, Maitre Jacques, welcher einige Jahre zuvor bei der schweren Krankheit Ludwigs XIV. consultirt war [2]). Im October 1690 stand der Plan von Louvois fest. Die Befehle wurden gegeben für die Marschbereitschaft des Heeres bis zu Ende Februar 1691. Louvois legte den Plan bis in die Einzelnheiten dem Könige vor. Dann brach er selber dahin auf. Am 14. März eröffnete Ludwig XIV. bei seinem Lever der erstaunt aufhorchenden Umgebung, daß er Nizza und Mons zugleich belagern lasse. Erst am anderen Morgen, dem 15. März, erblickte man von den Wällen von Mons aus die französischen Fahnen [3]).

Es würde nicht richtig sein zu sagen, daß die Nachricht dem Könige Wilhelm völlig unerwartet kam. Bereits einige Wochen zuvor erhielt er zuverlässige Kunde, daß Ludwig XIV. eine besondere Unter-

---

[1]) Rousset: Louvois t. IV, p. 444.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April.

[3]) Rousset p. 461. — Man vgl. Dangeau t. II, p. 382.

nehmung vorhabe, entweder auf Namur, oder Mons, oder eine andere der benachbarten Städte. Er theilte diese Nachricht sofort dem spanischen Statthalter mit, dem Marquis Gastanaga, der sich im Haag befand. Er fragte, ob alle diese Städte im erforderlichen Zustande seien sich zu vertheidigen, und mahnte, daß da wo etwas daran fehle, zuerst dafür Sorge getragen werde [1]).

Einige Tage vor dem Eintreffen der Nachricht von Mons begab sich der König Wilhelm vom Haag aus nach seinem Schlosse Loo. Vor der Abfahrt sagte er zu dem Grafen Windischgrätz: „Ich erhalte Nachrichten, daß die Franzosen alle Völker vom Rheine, von der Mosel, von der Maas weggezogen, daß sie in Brabant und Flandern an 100,000 Mann haben. Ich besorge, daß es einer oder mehreren belgischen Städten gilt. Es ist zu bedauern, daß die Spanier für sich selber gar nichts thun, daß sie weder gehen noch stehen können". Der Gouverneur Gastanaga trat hinzu. Das Benehmen Wilhelms III. gegen den Spanier war auffallend kalt [2]).

In den folgenden Tagen steigerten sich die Nachrichten von der Entblößung des Rheines. Heinsius mahnte den Grafen Windischgrätz: die Zeit sei günstig, dort einen Offensivstoß zu versuchen. Allein eben bei diesem Anlasse traten alle Vortheile der französischen einheitlichen Leitung, so wie der concentrirten Lage in ihr volles Licht. Bis dahin daß das deutsche Heer am Rheine Befehl erhielt, die von Seiten Frankreichs gegebene Blöße auszunutzen, konnte der Zustand der Dinge dort längst hergestellt sein.

Auf das Eintreffen der Kunde von Mons kehrte der König Wilhelm schleunigst von Loo nach dem Haag zurück. „Sie sehen, sagte er zu Windischgrätz, wie die Franzosen die am Oberrhein ihnen entgegen stehende Macht gering achten. Denn, wenn nicht, so würden sie das nicht gewagt haben." Windischgrätz erwiederte, daß Niemand so sehr wie der Kaiser auf frühzeitige Bereitschaft zum Marsche gedrungen. Nicht dem Kaiser sei es zum Vorwurfe zu machen, daß seine Mahnung so geringen Eingang finde. Die Sache sei aber auch

[1]) Waerachtig Bericht, aengaende Bergen in Henegouwen etc., bei Sylvius t. III, b. 31. p. 68 sqq. Der ganzen Haltung nach, scheint es, daß der Bericht mit Vorwissen des Königs abgefaßt sei.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 13. März.

gar zu außerordentlich, daß mitten im März, wo keine Fourage, kein Gras vorhanden, wo die Nächte so kalt, daß Mann und Pferd zu Grunde gehen, eine solche Belagerung unternommen werde. „So ist es, erwiederte der König; aber die Thatsache ist da, und wir müssen nun den Spaniern zu Liebe uns ins Verderben stürzen. Durch die unzeitige Sparsamkeit gegen Hannover haben sie einen dreifachen Fehler begangen. Sie haben durch den Abzug der 13,000 Hannoveraner ihr Land dem Feinde eröffnet, haben es ihm preis gegeben zur Brandschatzung, jenen Fürsten misvergnügt gemacht und dadurch der dritten Partei zugetrieben" [1]).

Der Unmuth des Königs über die Ueberraschung durch den Angriff auf Mons schien in den nächsten Tagen zu steigen. In Anwesenheit vieler Anderen brach er zu dem kaiserlichen Botschafter in die Worte aus: „Jetzt thäte uns ein österreichisches Mirakel Noth. Denn auf andere Hülfe ist nicht zu hoffen". Windischgrätz, fühlend daß alle Blicke sich erwartungsvoll auf ihn richteten, erwiederte: „Es ist wahr, daß wegen der Güte und Frömmigkeit des Kaiserhauses der allmächtige Gott ihm oft wunderbar zu Hülfe gekommen. Dies Mal jedoch zweifele ich nicht, daß Ew. Majestät dasjenige am meisten schätzen, auf welches nächst Gott auch wir unser Vertrauen setzen, nämlich die Anspannung der eigenen Kraft; denn wenn man gleich Ihnen und uns überall dasselbe beobachtet, so würden Ew. Majestät jetzt mit 100,000 Mann marschiren." Der König mochte fühlen, daß sein Ausfall den von ihm hochgeschätzten Mann unangenehm berührt: er zog ihn vertraulich bei Seite und sagte ihm dann: „Ich halte Mons für verloren. Man hat mir die Pässe so verlegt, daß ich einen Entsatz nicht bringen kann" [2]).

Es war augenscheinlich die Weise des Königs, die Dinge oft trüber anzusehen als sie wirklich waren, nicht freilich, um deshalb selber nachzulassen. Denn eben damals als er jene Worte sprach, war er unermüdlich die Anstalten zum Entsatze zu treffen.

Dagegen war von französischer Seite der Schlag mit höchster Umsicht vorbereitet und berechnet. Es verbreitete sich rasch die Nachricht, daß der König von Frankreich, am 21. März, im Lager vor Mons eingetroffen. Den Franzosen galt dies als die Bürgschaft, daß

[1]) Bericht vom 23. März.

[2]) Bericht vom 27. März.

Mons fallen werde. Die Kundigen wußten aus Erfahrung, daß nur dann der König bei einer Belagerung erſchien, wenn ſeine Getreuen des Erfolges moraliſch ſicher waren. Eben deshalb war die Wirkung eine tief greifende. Von dem Tage an, wo die Nachricht der Belagerung in London eintraf, kam faſt kein Geld ins Schatzamt mehr ein. Demgemäß ſtockten auch die Zahlungen aus demſelben, die Rüſtungen. „So ſehr beſorgt iſt man hier, fügt Hoffmann ſeinem Berichte hinzu, daß dies Land einer abermaligen Umwälzung preis gegeben werden könne. Bei dem geringſten übelen Ausſehen der Sache ſtocken die Vorſchüſſe. Dies wird noch ſchlimmer werden, wenn etwa Mons fallen ſollte“ [1]).

Die Frage alſo iſt, wie in Mons die Dinge ſtanden. Und hier treffen wir auf einen merkwürdigen Widerſpruch der Berichte. „In keinem der Plätze, meldet Louvois aus dem Kriegeslager an Pontchartrain in Paris, die der König bisher angegriffen, hat die Beſatzung eine geringere Kraft des Widerſtandes, eine ſchlechtere Haltung gezeigt als in Mons. Das ſchreckliche Feuer ſetzt die Feinde ſo in Beſtürzung, daß ſie faſt keine Muskete abzuſchießen wagen. Wir ſchreiten in den Laufgräben einher, als wäre die Capitulation ſchon im Gange.“ So Louvois am 27. März [2]).

Die Berichte von der anderen Seite lauten davon ſehr verſchieden. Die Beſatzung unter dem Prinzen von Berges, beſtehend aus ſpaniſchen, holländiſchen, brandenburgiſchen Truppen, war völlig zuverläſſig. Wie immer das Einverſtändnis von Louvois mit Maitre Jacques ſein mochte: in den erſten Tagen der Belagerung übte die Thätigkeit von Jacques auf die Bürgerſchaft in Mons keine äußerlich ſichtbare Wirkung. Nach dem Berichte des Oberſten Fagel, der die Holländer in Mons commandirte, war zu Anfang auch die Bürgerſchaft eben ſo ſtandhaft wie ſie wohl bewaffnet war. Der Widerſtand der Feſtung war daher nachdrücklich. Ungeachtet die Vorarbeiten ungenügend, verſuchten die Angreifer bereits am 30. März einen mehrmaligen Sturm auf das Hornwerk. Sie wurden zurückgeworfen mit ſchwerem Verluſte [3]).

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. März.

[2]) Rousset: Louvois t. IV, p. 463.

[3]) Die Berichte bei Sylvius t. III, b. 31, p. 63 enz. — Ferner die Berichte von Windiſchgrätz vom 30. März bis 11. April.

Der Widerspruch dieser Berichte von Seiten der Verbündeten mit jenem von Louvois liegt zu Tage. Er ist unvereinbar. Auf welcher Seite die Unwahrheit, kann nicht zweifelhaft sein. Aber warum berichtete Louvois falsch? — Seine Absicht dabei kann nur die gewesen sein, in Paris Täuschung zu erregen über die Gefahr, welcher er durch den Plan der Ueberraschung von Mons den König persönlich ausgesetzt hatte. Denn dieser Plan schien in der ersten Zeit in das Gegentheil umschlagen zu können. Wie der Widerstand der Besatzung in Mons nachdrücklich sich kund gab, so nicht minder von außen her der rege Eifer der Stadt Entsatz zu bringen. Wilhelm III. handelte rasch. Alle verfügbaren Truppen waren auf dem Marsche nach Hal, zwischen Brüssel und Mons, als dem Sammelplatz. Man rechnete auf 50,000 Mann. „Diejenigen, meldet Graf Windischgrätz, die den König wohl kennen, sind der Ansicht, daß, im Falle es ihm gelingt an den Feind zu kommen, er schlagen werde, es gerathe auch wie es wolle“ [1]). Diese Ansicht über den König war gewis richtig. Allein der Wille traf auf Hindernisse, namentlich von Seiten der Bundesgenossen selbst, nämlich der Spanier. „Ich kann, meldet der König von Hal aus an Heinsius, nicht genug mein Unglück beklagen, daß ich hier auf viele Meilen Weges nicht die geringste Fourage für die Cavallerie finde. Ich bedarf einiger tausend Wagen, um alles nachzuführen. Ich suche sie herbeizuschaffen von allen Orten. Aber sie sind noch nicht da. Inzwischen, fürchte ich, geht Mons verloren.“ So am 2. April [2]).

Das Fehlen dieser nöthigen Dinge von Seiten der Spanier war, wie die Verbündeten nachher die Sache zu durchschauen glaubten, nicht bloß eine Nachlässigkeit, sondern der Mangel des guten Willens. Dieser Mangel darf darum noch nicht als Verrath erscheinen. Die leitenden Spanier hatten sich von Anfang an dem Gedanken hingegeben, daß Mons nicht zu retten sei. Sie wünschten nicht, daß der König Wilhelm den Entsatz versuche. Sie besorgten, daß er allzu viel wagen, daß er bei der unzweifelhaft an Zahl geringeren Macht unterliegen, daß demgemäß Belgien als schutzlos, ohne Hoffnung auf eine fernere Hülfe, völlig verloren sein werde. Aus diesem Grunde widerriethen sie dem

[1]) Bericht vom 11. April.

[2]) Beilage zum selben Bericht des Grafen Windischgrätz.

Könige den Entsatz. Nicht auf die Rettung von Mons noch habe man Bedacht zu nehmen, sagten sie, sondern nur auf die Sicherung von Brüssel. Diesem leitenden Gedanken der Spanier entsprachen die von ihnen getroffenen Anstalten [1]).

Ganz anders urtheilte der König Wilhelm. Er wollte den Entsatz. Immerhin war sein Heer schwächer an Zahl. Aber dies betraf hauptsächlich die Cavallerie. Er kannte das Terrain als für die Verwendung von Cavallerie nicht vortheilhaft. Er erwartete deshalb von dieser Schwäche her keinen Nachtheil [2]). Er schaute dagegen mit Vertrauen auf die Infanterie. Es ward gesagt, daß noch niemals eine so stattliche, so wohl ausgerüstete, so kampfbegierige erblickt worden sei. Die Nachrichten dagegen, die man über das französische Lager hatte, lauteten am wenigsten günstig gerade für die Infanterie. Dazu mochte der König Wilhelm besondere Hoffnung setzen auf die Bestürzung, die sein rasches Herannahen mit einem Entsatzheere im feindlichen Lager hervorgerufen.

Bei den Verbündeten hieß es, daß Louvois den König vor Mons um Mitternacht geweckt, um ihm die Nachricht des Anzuges von Wilhelm III. mitzutheilen. Es ward weiter berichtet, daß Ludwig XIV. als am Podogra leidend sich nach Valenciennes zurück begeben. Dies war nicht richtig. Er war geblieben. Aber er ließ neue Truppen nachrücken. Am 1. April marschirten noch achtzehn Bataillone ins Lager ein. In der Nacht des 5. April meldete ein Bauer, daß die feindliche Armee bei Hal stehe, daß er sie dort gesehen. Der König befahl dem Louvois, daß unverzüglich noch 18,000 Mann Cavallerie nachrücken sollten. Die Truppen erfüllten das Lager so sehr, daß sie einander im Wege standen. Vauban dagegen suchte mit dem Aufwande vieler Gründe darzulegen, daß es dem Prinzen von Oranien unmöglich sei heran zu kommen, daß schon die Meinung, weil sie ein Zweifel an seiner Einsicht, ihm Unrecht thue [3]). Wir Spätere müssen es dahin gestellt sein lassen, ob bei solchen Reden Vaubans der Kriegesverständige oder der Hofmann überwog.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April.

[2]) Die eigenen Aeußerungen des Königs in dem genannten Berichte.

[3]) Rousset: Louvois t. IV, p. 466.

Die Berichte von Louvois an Pontchartrain lassen durchschimmern, welches Gefühl er als das maßgebende in der Seele des Königs ansah. Er hatte fast ein Jahr lang in der Stille mit dem Aufwande aller seiner Kraft gearbeitet, um dem Könige diesen Triumph der raschen und unerwarteten Einnahme von Mons zu verschaffen. Aber nun drohte der Oranier heranzukommen, noch in der letzten Stunde den wohl angelegten Plan zu vereiteln. Im Lager vor Mons trat bei kleinen Anlässen, wie bei der Veränderung von Wachen, den Untergebenen vor Augen, daß die Stimmung des Königs gegen seinen Minister nicht eine freundliche war. „Ich habe vernommen, schreibt der mit anwesende Dangeau in sein Tagebuch, daß der König gegen den Minister einigen Zorn an den Tag gelegt" [1]). Die Thatsache, daß der überaus vorsichtige Hofmann Dangeau dies niederschrieb, läßt ersehen, daß der Zorn sehr erkennbar gewesen sein muß.

Um so mehr beeilte sich Louvois die Sache von Mons zum Abschlusse zu bringen. Der Donner der Geschütze bei Tage und bei Nacht war endlos, unerhört [2]). Die Frucht entsprach nicht der Anstrengung. Die Beschädigungen, welche die Bomben und die glühenden Kugeln in der Stadt anrichteten, waren, nach dem Zeugnisse der Commandanten dort, nicht erheblich. Die Belagerungsarbeiten kamen der eigentlichen Festung wenig näher. Die Franzosen stürmten am 1. April abermals das Hornwerk. Sie nahmen es dreimal, und wurden dreimal wieder hinaus gedrängt. „Sie zogen sich ein wenig rasch zurück", bemerkt Dangeau [3]). Sie erneuerten jedoch den Sturm am 2. April. Dies Mal gewannen sie das Hornwerk und behielten es. Der Prinz von Berges mit seinem Kriegesrath hielt es nicht für verantwortlich, die Besatzung, die nur aus 3400 Gesunden bestand, noch einmal dort auszusetzen.

Allein dieser erste nennenswerthe Erfolg der Belagerer bot für ihre Freunde in der Stadt den Anlaß offener hervorzutreten. Bis dahin hatten Meister Jacques und diejenigen, welche er als Gehülfen fand, versteckt gearbeitet. Das erste Symptom dieser Thätigkeit des

---

[1]) Dangeau t. II, p. 395.

[2]) Fagel in seinem Berichte an die Generalstaaten: **dat noyt iets diergelycks meer gesien is.**

[3]) Dangeau p. 390: **Ils se sont retirés un peu**

Minirens in den Gemüthern der Bürger trat nun ans Licht. Nach dem Aufgeben des Hornwerkes richtete der Magiſtrat an den Commandanten eine Anfrage über den Zuſtand der Feſtung. Die Antwort desſelben ſchien völlig beruhigend zu wirken [1]).

Ein Verdacht gegen die Bürgerſchaft ſtieg daher bei dem Commandanten noch nicht auf. Er meldete dem Könige Wilhelm, daß die eigentliche Feſtung unverſehrt, daß es darum mit dem Entſatze nicht eile, vielmehr daß die Stadt ſich halten könne bis zur Mitte des Monats. Es ſcheine, fügte er ſpottend hinzu, daß es Ludovico Magno viro immortali vor Mons ergehen werde wie einſt dem Kaiſer Carl V. vor Metz [2]). Der König erhielt dieſes Schreiben am 7. April. Er ſetzte demgemäß den Entſatz an auf den 11. April.

Von franzöſiſcher Seite dagegen ward das Aeußerſte aufgeboten, und zwar nicht bloß mit Schießen, ſondern auch mit Stürmen. Da nach jener Verſicherung des Prinzen von Berges die eigentliche Feſtung noch unverſehrt war: ſo kann, bei der geringen Ausſicht auf einen directen Erfolg, der weſentliche Zweck nur derjenige der Einſchüchterung der Bürgerſchaft von Mons geweſen ſein. Man ſtürmte in der Nacht vom 6. 7. April. Der unſägliche Lärm dieſes Angriffes, vernehmbar bis in das Hauptquartier zu Hal, dauerte neun Stunden lang [3]). Bis zum nächſten Mittag ruhten die Waffen. Am Mittag des 7. April begann abermals der Sturm. Er ward abgeſchlagen.

Dagegen hatte er einen anderen Erfolg. Meiſter Jacques hatte in ſeiner Thätigkeit Hülfe gefunden. Der Graf Windiſchgrätz nennt zwei Kloſteräbte in Mons, Seignelay und Sentiny. Nicht jedoch ein eigentlicher Verrath fand ſtatt. Einerſeits der Schrecken, den das unabläſſige Einwerfen der Bomben und Feuerkugeln, ſo wie der Lärm der Stürme in der Bevölkerung hervorgerufen, andererſeits die Verheißungen von franzöſiſcher Seite — beides wurde in geſchickter Weiſe bei der Bürgerſchaft verwerthet. Sie gab am Morgen des 8. April,

[1]) Bericht des Oberſten Fagel, bei Sylvius p. 68.

[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 11. April. — Das Andere auch [illegible] Waerachtig Berigt bei Sylvius t. III. p. 31. — Die lateiniſchen Worte [illegible] Berges beziehen ſich auf die Umſtände der Standbilder Ludwigs XIV. [illegible] Frankreich. Man vgl. Baroni e Berchet: Francia t. III, p. 582. Finalbericht [illegible].

[3]) Waerachtig Berigt etc. p. 69.

einem Sonntage, durch ihre Vertreter dem Commandanten den Wunsch der Capitulation kund. Er wies ihn zurück.

Abermals begann dann der Sturm der Franzosen. Er ward abgeschlagen. Es folgte ein zweiter. Auch er mislang. Alle Anzeichen deuteten auf die Vorbereitungen zu einem dritten.

Vorher jedoch wandelten sich die Dinge. Das Abschlagen beider Stürme diente nicht zur Kräftigung des Muthes in der Bürgerschaft zum Ausharren, sondern des Entschlusses ein Ende zu machen. Sie wollte den dritten Sturm nicht abwarten [1]).

Die sechszig Geschworenen der Stadt versammelten sich auf dem Rathhause. Es war um die Mittagszeit. Sie ließen den Commandanten um seine Gegenwart ersuchen. Er erschien, begleitet von dem Obersten Fagel, und anderen höheren Offizieren. Es ward ihm eröffnet, daß die gesammte Bürgerschaft entschlossen sei zur Uebergabe an den König von Frankreich ohne Verzug. Der Commandant und Fagel entwickelten alle Gründe dagegen. Sie schlugen nicht durch. Es kam auf die Realität der Dinge an. Fast die ganze Besatzung von etwa 4000 Mann befand sich in den Außenwerken, in der Stadt nur 300 Mann. Die Schlüssel aller Thore waren in den Händen der Bürgerschaft. Sie war bewaffnet, an Zahl der gesammten Besatzung weit überlegen. Der Prinz de Berges erkannte, daß in der Hauptsache nichts zu erreichen, daß es sich nur noch darum handele die Sache hinauszuziehen und den nächsten Tag zu gewinnen. Auch das ward nicht verstattet. Da der Commandant nicht eine zustimmende Antwort gab, eilten die Stadtgeschworenen vom Rathhause hinab in die Stadt und riefen die Bürger in die Waffen. Die Thore wurden geschlossen, die Besatzung ausgesperrt [2]). Die eifrigsten der Bürger liefen selber auf den Wall und schlugen Chamade, um vier Uhr Nachmittags. Ein Widerstand bei dieser Lage der Dinge war für den Commandanten aussichtslos.

Für die Franzosen handelte es sich um Eile. Alle Forderungen wurden gewährt, sowohl für die Bürgerschaft wie für die Besatzung.

---

[1]) Die Berichte von Windischgrätz und Fagel, sowie die anderen bei Sylvius t. III, b. 31, p. 66 enz., stimmen über den Verlauf der Dinge in allen wesentlichen Puncten überein.

[2]) So der König Wilhelm zu Windischgrätz, im Berichte vom 20. April.

Am 10. zog dieſelbe aus mit brennenden Lunten, mit Kugeln im Mund, unter Trommelſchlag, mit wehenden Fahnen, mit Kanonen, mit allem Gepäcke — demnach in der ehrenvollſten Weiſe jener Zeit [1]). Sie hatte 900 Mann eingebüßt, nach der Anſicht Fagels die Belagerer mindeſtens die ſechsfache Zahl.

Noch im Lager vor Mons, am 8. April, hatte Ludwig XIV. auch die Nachricht des Falles von Nizza erhalten [2]). Dort hatte ſich in kleinerem Maße das Unglück von Belgrad wiederholt. Demnach waren die beiden Belagerungen, welche Ludwig XIV. gleichzeitig angekündigt, auch gleichzeitig zu ſeinem Vortheile beendet.

Er theilte reichliche Belohnungen aus, namentlich an Vauban. Er erwies ihm die damals ſehr auffallende Auszeichnung ihn zu ſeiner Tafel zu ziehen. Er hatte dagegen keinen Dank für denjenigen, aus deſſen Kopfe die ganze Sache entſprungen war, für Louvois. Vielmehr begann für dieſen Miniſter von dem Kriegslager vor Mons aus die Ungunſt des Königs, welche ihm die wenigen noch übrigen Monate ſeines Lebens verbitterte [3]). Es ward bemerkt, daß der König die gewonnene Stadt Mons nicht beſichtigte, ſondern ſofort den Rückzug nach Verſailles antrat. Dort verbat er ſich alle Anreden und Huldigungen des Parlamentes oder anderer Körperſchaften über den Sieg von Mons.

Dennoch iſt es merkwürdig, daß es ſogleich damals in Frankreich gelungen iſt, die Angelegenheit von Mons ſo ſehr zu verdunkeln, daß auch ſpätere weniger Befangene, weil ſie nur franzöſiſche Nachrichten benutzten, nicht völlig auf den Grund der Sache zu ſehen vermocht haben. In einem neueren franzöſiſchen Geſchichtswerke, das ſonſt reich iſt an Aufſchlüſſen von allerlei Art, findet ſich der franzöſiſche Verluſt vor Mons angegeben auf einhundert Todte und mehrere Hundert Verwundete [4]). Nach derſelben Auffaſſung wäre damals der König von England in Belgien angeſehen worden als läſſig zur Hülfe, als allzu behutſam.

Dieſe letztere Meinung ſcheint damals in Frankreich allgemein getheilt worden zu ſein Wir finden den Ausdruck derſelben in einigen

---

[1]) Die Puncte bei Sylvius t. III, b. 31, p. 66.
[2]) Dangeau t. II, p. 393.
[3]) Rousset t. IV, p. 470.
[4]) Ebenda p. 466.

Verſen, welche bei literariſchen Perſönlichkeiten wie der Madame Scudéry und dem Grafen Buſſy-Rabutin ein warmes Lob erhielten. Das Charakteriſtiſche des Originales dürfte in einer anderen Sprache ſchwer wiederzugeben ſein. Sie lauten wie folgt:

Lorsque Louis suivi de ses troupes fidèles
Jette dans Mons le péril et l'effroy:
Le fin Guillaume pense à soy
Et vole au secours de Bruxelles.

Und weiter:

Maître dans l'art d'éviter les combats,
Tu prends les villes qu'on te donne,
Et défends très-bien en personne
Celles qu'on n'attaque pas. [1])

Der Inhalt der geſammten anderen Verſe bürgt dafür, daß der Poet derſelben eine Ironie gegen Ludwig XIV. nicht beabſichtigt hat.

Der Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in Belgien verblieb wieder dem Marſchall Luxemburg. Die Jahreszeit erſchien für den eigentlichen Feldzug noch zu wenig vorgerückt. Der König Wilhelm ließ ſeine Armee ſich in die Quartiere zurückziehen. Ihn ſelber drängte es nach England. Er begab ſich zunächſt nach dem Haag.

Dort ſprach er ſich in erregter Weiſe über die ſpaniſchen Unterthanen aus. „Ich habe, ſagte er zu Windiſchgrätz, Belgien in Belgien nicht wieder erkannt. Die frühere Liebe zu dem rechtmäßigen Souverän iſt wie erloſchen. Ich möchte nicht mehr gut ſagen für die Treue und Beſtändigkeit auch nur einer einzigen belgiſchen Stadt.“ Er legte dann das Verhalten der Bürgerſchaft von Mons im Einzelnen dar, hob hervor, daß ſie nur noch zwei Tage hätte warten dürfen, und ſchilderte ſeine günſtigen Ausſichten für das Gelingen des Entſatzes. Windiſchgrätz erwiederte: da die Armee, welche ſich als vortrefflich erwieſen, völlig unverſehrt, ſo ſei doch für den Feldzug noch viel zu hoffen. Und eben ſo ſtehe es mit der Flotte. „Allerdings, entgegnete der König, und dies iſt eine der Haupturſachen, welche mich nach England rufen. Ich werde ſehen, was mit derſelben für das Gemeinwohl zu thun iſt. Ich hoffe ferner die Anordnungen für Irland ſo zu treffen, daß die Sache dort in kurzer Friſt erledigt werden kann. Seien Sie überzeugt,

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 299.

daß ich meine Person nicht schonen werde. Vor dem Beginne des eigentlichen Feldzuges hoffe ich wieder hier zu sein, und ihn ganz mit durchzumachen“ [1]).

Noch spät am selben Abend erhielt Windischgrätz durch einen Courier die Nachricht, daß der Vertrag des Kaisers mit Kursachsen zu Stande gekommen, daß demnach die Sachsen an den Oberrhein rücken würden. Er eilte zum Könige. „Er hat sich darüber so fröhlich gezeigt, meldet Windischgrätz, wie ich ihn noch niemals gesehen. Er scheint das Verlangen zu tragen, bei dieser traurigen Lage der Dinge den Leuten einen Trost und eine Freude zu geben. So hat er am andern Morgen zuerst dem Herzog Georg Wilhelm von Celle, dann Einem nach dem Anderen, wie sie in sein Cabinet eingetreten, diese Nachricht mit Freuden entgegen gerufen. Bedenklich ist ihm dabei nur das Eine, daß der Kurfürst den Hans Adam von Schöning bei sich hat“ [2]).

Wir kennen bereits diese Persönlichkeit. Früher im Dienste des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, hatte er im Heerlager vor Bonn, im Herbste 1689, die Beredungen mit dem Marquis de Flisange geführt, welche kein Ergebnis brachten. Er war dann in den kursächsischen Dienst getreten. Wir werden ihm noch öfter zu begegnen haben.

Der Fall von Mons, obwohl nur einem der zahlreichen festen Plätze, die der König von Spanien in Belgien besaß, übte dennoch eine weit reichende Wirkung. Man vernahm aus Köln, daß die Partei Fürstenbergs sich dort wieder rege, daß sie sich rühme, im Falle des Herannahens der Franzosen ihnen die Schlüssel der Stadt entgegen tragen zu wollen [3]).

Aehnlich war der Eindruck in London. Die bis dahin schon nur noch sparsam ins Schatzamt geflossenen Vorschüsse auf die Bewilligungen des Parlamentes stockten nun völlig. Die Jacobiten schritten zuversichtlich einher. Der Hof fand es nöthig eine Proclamation zu erlassen zum Zwecke der Ausführung der Parlaments-Acte, welche die nicht hausgesessenen Katholiken auf zehn englische Meilen von London ver-

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. April, über die Audienz vom 17.
[2]) Desgleichen.
[3]) Desgl. vom 21. April mit Beilagen von Briefen aus Köln.

wies. „Ob nun die Acte dies Mal nach der Schärfe ausgeführt wird, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, steht zu erwarten. Wenigstens bisher haben die Katholiken sich über die Acte nicht zu beklagen gehabt, weil sie niemals zur Vollstreckung gebracht ist" [1]).

Der König kam an in London am 13./23. April. Zwölf der größten holländischen Linienschiffe hatten ihn geleitet. Die eine Thatsache wie die andere gereichte zum Troste; denn bereits hatte sich die Besorgnis erhoben, daß die holländischen Schiffe nicht rechtzeitig erscheinen würden. Die englischen Schiffe, deren Ausrüstung Russel in Chatham überwacht, waren völlig fertig, 62 an der Zahl. Niemals hatte man eine so stattliche Flotte gesehen. Denn, wie in den Landarmeen, so wurde ein ähnliches Verhältnis an den Kriegsschiffen bemerkt. Bei jeglichem neuen Bau wuchsen die Dimensionen. Man berechnete, daß für die 62 englischen Schiffe an Besatzung 5000 Mann mehr erforderlich waren, als nach den Verhältnissen der verflossenen Jahrzehnte für 100 derselben genügt haben würden. Die holländischen indessen standen an Größe und Stärke den englischen und französischen nach [2]).

Es handelte sich für den König zunächst um die Angelegenheit der jacobitischen Verschwörung, welche in Folge der Verhaftung von Preston und Ashton aus den Papieren derselben offen gelegt war. Ueberblicken wir also zunächst den Verlauf der Sache, während der König von England sich in Holland befand.

Ashton, der jede fernere Entdeckung entschieden weigerte, ward, als des Hochverrathes überwiesen, bereits im Februar hingerichtet. Es war das erste Blut, das wegen dieses Verbrechens unter der neuen Regierung floß. Aber nicht darum war es dem Könige Wilhelm zu thun, sondern um die Verzweigung des Complots. Lord Preston, in gleicher Weise verurtheilt, hatte sich erbötig gezeigt zu weiteren Aufschlüssen, und darum zunächst vierzehn Tage Aufschub erlangt. Dann schwankte er, nicht bloß von einem Tage zum anderen, sondern am selben Tage. Des Morgens, wenn bei der Erwägung im Nüchternen die Todesfurcht in ihm die Oberhand gewann, war er bereit alles zu entdecken. Am Nachmittage, wenn Freunde und Verwandte ihm

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 24. April.

[2]) Desgl. vom 27. April.

zugeredet, daß es rühmlicher sei zu sterben als durch das Unglück Anderer das eigene Leben zu erkaufen, nachdem er dann durch Essen und Wein sich gestärkt, war er bereit zum Tode. Es geschah, daß er, was er des Morgens schriftlich aufgesetzt, des Nachmittags wieder zerriß. Aber die Frist war dem Ende nahe. Bevor sie ablief, überwogen in Preston die Morgengedanken. Er reichte eine Schrift ein. Nur die Königin und Caermarthen nahmen davon Kunde, um sie dann sogleich durch einen Courier dem Könige zuzustellen. Es war noch im Februar. Nur so viel erfuhr man, daß Preston fünf Bischöfe, zwei Herzöge, zwölf andere Lords und etwa hundert Mitglieder des Unterhauses als betheiligt angegeben habe [1]).

Gegen drei der betreffenden Personen als Hochverräther war eine königliche Proclamation erlassen: den Grafen Clarendon, den Bischof Turner von Ely, den Quäker William Penn. Der erste der drei saß im Tower. Die zwei anderen hatte man nicht allzu eifrig gesucht. Sie waren nach Frankreich hin entkommen.

Im März und April verstummten die Gerüchte über die Verschwörung, zumal da die Regierung sich um dieselbe nicht mehr zu kümmern schien.

Nach der Ankunft des Königs ward dem Lord Preston angekündigt, daß seine Bekenntnisse nicht genügten, daß demnach seine Hinrichtung erfolgen werde. Der Tag ward angesetzt, jedoch abermals mit dem Bedinge, daß ein freies und offenes Bekenntnis ihm dennoch die Gnadenthür eröffnen werde. Die Jacobiten, ja die eigenen Verwandten Prestons versicherten, er werde sterben [2]).

Der König ordnete die anderen Angelegenheiten. Es handelte sich um das Commando in Irland. Die Wahl schwankte zwischen Ginkel und Meinhard von Schomberg, der an der Boyne so wesentliche Dienste geleistet. Schomberg ward als hochfahrend angesehen, Ginkel als mild und beliebter als jener [3]). Der König wählte den Holländer Ginkel. Die Motive des Königs werden uns noch klarer hervortreten an den Thaten Ginkels, namentlich gegenüber Limerick.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 20. Februar.
[2]) Desgl. vom 21. April/1. Mai.
[3]) Desgleichen.

Dagegen griff der König in einer anderen Angelegenheit durch. Wir erinnern uns, daß er, ungeachtet der Parlaments-Acte gegen die Eidesverweigerer, den Erzbischof Sancroft von Canterbury und die Gleichgesinnten im Besitze ihrer Stellen belassen hatte, in der Hoffnung daß sie umkehren würden. Es war nicht geschehen. Am 23. April/3. Mai eröffnete der König zugleich mit seinem Entschlusse sich wieder nach Holland zu begeben, den anderen, daß er nun jene Parlaments-Acte zur Ausführung bringen, und, anstatt der eidweigernden Bischöfe, welche dadurch ihre Sitze verwirkt, andere ernennen werde. Das Erzbisthum von Canterbury verlieh er dem Dr. Tillotson, dem damals berühmtesten Kanzelredner von England, dem geistlichen Berather der Königin Mary.

„Dieser kraftvolle Entschluß, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, thut dar, daß der König seine bisher in der Regierung bewiesene allzu große Güte gedenkt zu wandeln in einige Schärfe, wie sie gegenüber dem Uebermuthe dieser Nation durchaus erforderlich ist. Da er nun mit der Geistlichkeit darin begonnen, so haben diejenigen Weltlichen, welche in gleicher Art den Eid verweigert, sicherlich nichts anderes zu erwarten" [1]).

Es wurde dem Erzbischof Sancroft schwer aus seinem Palaste in Lambeth zu weichen. Es bedurfte der Drohung mit Gewalt.

Sancroft erscheint eben so wenig wie sein Freund Turner, Bischof von Ely, oder wie der Quäker William Penn, als der Vertreter eines großen Principes. Die beiden letzteren trugen kein Bedenken französische Waffen nach England einzuladen. In dem aufgefangenen Schreiben des Bischofs von Ely an den König Jacob war der ältere Bruder, nämlich der Erzbischof Sancroft, bezeichnet als gleichdenkend mit ihm, demnach auch in Betreff jener Absicht, deren Erfolg das Königreich England unabwendbar gemacht hätte zu einer Provinz des Königs von Frankreich. Allein, auch abgesehen davon, Sancroft war nicht eingetreten für den Bestand des Rechtes des Königs Jacob. Er war der Vater des Planes der Regentschaft, der, wenn er aufrichtig gemeint war, dem Könige Jacob das Scepter entriß, den Namen ließ. Da somit auch Sancroft dem Könige Jacob das Wesentliche hatte nehmen, nur

[1]) Hoffmanns Bericht vom 4. [illegible]

den Schein belaſſen wollen: ſo kann ſeine Weigerung ſich der Entſcheidung durch das Parlament zu fügen, nicht mehr betrachtet werden wie das Eintreten, der Kampf für ein an ſich großes Princip. Sein Verhalten und dasjenige ſeiner Gefährten iſt weitaus nicht in Vergleich zu bringen mit jenem der 150 ſchottiſchen Offiziere, die zu St. Germain von dem Könige Jacob Abſchied nahmen, um als eine Compagnie Soldaten in franzöſiſchen Dienſt zu treten. Sancroft verlor ſeinen Sitz als Erzbiſchof. Aber er lebte fortan, völlig unangefochten, in der Behaglichkeit des reichen Landedelmannes.

Lord Preſton hielt die abermals ihm geſtellte Friſt nicht aus. Es iſt, nach dem Verlaufe der Dinge anzunehmen, daß er eine Audienz bei dem Könige erbeten und erhalten habe. Was er dort in Einzelnen offenbart, kam nicht zur öffentlichen Kunde. Dagegen verlautete im allgemeinen: er habe ſo viel ausgeſagt, daß der König verrathen ſei im Cabinet, im Heere, in der Flotte. Die Begnadigung für Preſton, hieß es, werde erfolgen [1]).

Wir werden auf die Frage der Möglichkeit des Verrathes nach allen drei Seiten hin zurückzukommen haben. Verfolgen wir zunächſt die Sache Preſtons.

Nach den Berichten in den Papieren des Königs Jacob war Caermarthen mit den Eröffnungen Preſtons nicht zufrieden geſtellt. Preſton, ſagte er zu dem Könige, habe den Admiral Dartmouth und viele andere Namen genannt, wie er ſie von dem Quäker William Penn vernommen haben wolle. Caermarthen verlangte, daß Preſton um den Preis ſeiner Verzeihung Beſtimmteres ausſage. Der König Wilhelm pflichtete dieſer Anſicht nicht bei. Er hielt es, wie man in St. Germain die Sache auffaßte, nicht für klug, gegen ſo viele Mitglieder der Ariſtokratie ſtrafrechtlich vorzugehen. Was man wiſſe, reiche hin, einerſeits um gegen die betreffenden Perſonen auf der Hut zu ſein, andererſeits durch Verzeihung ſie zu gewinnen. Dieſe Methode der anſcheinenden Milde, ſagte man weiter in St. Germain, ſei wohl geglückt. Denn jene von Preſton genannten Perſonen, wie immer ſie

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. Mai: Preſton ſoll in generali dem Könige ſo viel entdeckt haben, daß er in ſeiner Armee, ſeiner Flotte, ſeinem Rathe verrathen ſei.

bis dahin gedacht haben mochten, erwiesen sich nachher als entschiedene Gegner der Sache des Königs Jacob [1]).

Dies Urtheil von St. Germain her ist von besonderem Gewichte. Demnach hatte der König Wilhelm die Verschwörung, die nach Preston ihren Namen führt, nach der Hinrichtung des Einen, welcher standhaft blieb, ohne weitere Schärfe moralisch aufgelöst.

Lord Preston erhielt volle Verzeihung für Leben und Güter, und wurde im Juni bei der Königin zum Handkusse zugelassen [2]). Einige Monate später, als sich ein abermaliger Verdacht wider ihn erhoben, wurde er noch einmal festgenommen. Jedoch nur für kurze Zeit. Dann zog er sich in die Stille zurück, um in der Philosophie des Boethius den Trost zu finden, mit welchem dieser sich innerlich gewaffnet hatte wider den Zorn des Königs Theodorich [3]).

In derselben Zeit jedoch, wo diese große Verschwörung für den König Jacob fruchtlos zerging, knüpften andere Persönlichkeiten in England wieder mit ihm an. Unter diesen stehen voran die Namen Marlborough und Godolphin. Jener, welcher im Herbste zuvor Cork und Kinsale in Irland genommen, war im Begriffe unter dem Könige Wilhelm den Feldzug in Belgien mitzumachen. Godolphin war unter den Lords der Schatzkammer der befähigteste.

„Es ist schwer, heißt es in den Papieren von St. Germain, gemäß dem was später geschehen, ein zutreffendes Urtheil über diese Personen zu fällen, nämlich ob sie lediglich beabsichtigten, für den Fall eines Umschlages sich gegen den gerechten Zorn des tief beleidigten Königs sicher zu stellen, oder ob sie darüber hinaus ein anderes Ziel vor Augen halten" [4]).

Es kommt also zunächst auf die Thatsachen an. Sie trugen sich zu in der ersten Hälfte des Jahres 1691.

Jacob II. hatte einen Agenten, Namens Bulkeley, nach England entsendet. Dieser trat zu Godolphin. Er sprach seine Verwunderung

[1]) The life of James II. Vol. II, p. 443.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 13. Juni.

[3]) Macaulay Ch. XVII.

[4]) The life of James II. Vol. II, p. 444. Auch für das Folgende. Die Worte sind dort nicht ausdrücklich als diejenigen des Königs Jacob bezeichnet. Die Vergleichung jedoch mit dem Auszuge in Macpherson's Original Papers I, p. 236 zeigt die wörtliche Uebereinstimmung.

aus, denſelben wieder im Amte zu finden, da er doch früher geäußert ſich nicht wieder bethätigen zu wollen. Godolphin erwiederte: er habe es dem Könige Wilhelm vor dem Feldzuge in Irland verſprochen und dieſes Wort halten müſſen. Dann fragte er über St. Germain, und deutete an, daß die Hoffnung ſehr gering. Bulkeley bekämpfte dieſe Anſicht, und drängte Godolphin ſich zu erklären, weſſen der König Jacob ſich von ihm zu verſehen. „Ich will meine Stelle aufgeben, erwiederte Godolphin, ſo bald wie möglich.“ Damit brach er ab. So wenig beſtimmt die Antwort lautete, Bulkeley gab die Hoffnung nicht auf.

Er verſuchte ſein Glück zunächſt bei Anderen. Er trat zu Halifax. Dieſer nahm ihn mit offenen Armen auf. Halifax entblößte die Bruſt und ſagte: er werde für den König Jacob und deſſen Rückkehr alles thun was er vermöge. Bulkeley überſchätzte nicht dieſe Verſicherung. Er hielt den Lord Halifax für einen unzufriedenen Charakter, empfindlich gegen jeden Widerſpruch. Mit dem Könige Jacob habe er früher ſich entzweit: nun, wo die fein ausgedachten Speculationen von Halifax dem Prinzen von Oranien als praktiſch unzweckmäßig erſchienen, ſei er auch mit dieſem zerfallen. Aber Lord Halifax ermächtigte den Agenten, ſeine Aeußerungen an Godolphin zu bringen.

In Folge deſſen trat auch dieſer kühner auf. Er betheuerte ſeinen guten Willen. Nur gerade jetzt könne er nicht handeln. Das würde ein Verrath des Vertrauens ſein. Er zeigte dem Agenten einen Brief des Königs Wilhelm aus dem Haag. Dieſer klagte darin über die Schwierigkeiten, die er bei den Verbündeten fände, ſo wie über andere Angelegenheiten. Nichts jedoch ſei ihm ſo ſchmerzlich, wie daß Godolphin, auf den vor allen anderen Engländern er Vertrauen ſetze, zu dieſer Zeit ſeinen Dienſt verlaſſen wolle. Godolphin möge dieſen Gedanken aufgeben. — Das alles jedoch, ſagte dann Godolphin, werde ihn nicht hindern. Nach der Rückkehr des Prinzen von Oranien wolle er ſein Amt niederlegen und ſeinem rechtmäßigen Könige völlig zur Verfügung ſtehen.

Die Briefe Godolphins an den König Wilhelm aus dieſer Zeit liegen vor. Er wiederholt darin mehrmals den Wunſch ſich zurückzuziehen. Sein geſammtes Verhalten, namentlich die Nicht-Theilnahme an den Sitzungen des Cabinets, erregte bei Lord Sidney einen leiſen

Verdacht, den er auch dem Könige meldete. Wilhelm III. jedoch beharrte in seinem Vertrauen zu Godolphin, und dieser blieb nach wie vor in seinem Dienste. Es scheint demnach, daß die hauptsächliche Triebfeder für Godolphin gewesen sei das Bestreben nach beiden Seiten sicher zu sein [1]).

Weit hinaus über Godolphin ging Marlborough. Bulkeley gedachte auch diesen zu sondiren. Es bedurfte dessen nicht. Marlborough ließ den Jacobiten, Oberst Sackville, zu sich bitten. Dieser kam mit Widerstreben, fand dann aber zu seinem höchsten Erstaunen einen, wie es schien, völlig umgewandelten Mann. Marlborough bat, für ihn den König Jacob um Gnade anzuflehen. Er sei bereit seine Abtrünnigkeit gut zu machen, auch mit dem Wagnisse des eigenen Lebens. Denn seine Verbrechen ließen ihm keine Ruhe bei Tage noch bei Nacht, nähmen ihm den Schlaf und raubten ihm den Appetit.

Sackville berichtete es den anderen Jacobiten. Sie waren zweifelhaft. Auf der einen Seite stand die Aussicht auf die starke Stütze, welche sie erhalten würden durch die im Rathe des Königs Wilhelm so gewichtige, im Heere so höchst angesehene Persönlichkeit; auf der anderen Seite die Erinnerung an die Ereignisse von Salisbury, im December 1688, namentlich an den damaligen dringenden Verdacht. Die Jacobiten beschlossen daher zunächst aus ihrem Mistrauen kein Hehl zu machen, demnach Marlborough auf die Probe zu stellen. Er war darauf gefaßt. Zwei von ihnen, Sackville und Lloyd, legten ihm eine Reihe von Fragen vor über den Stand der Dinge in allen drei Königreichen. Marlborough beantwortete sie, ohne Zaudern, umständlich bis in die Einzelnheiten. Seine Angaben stimmten zu allem was die Jacobiten auch sonst wußten. Demnach hielten sie den ersten Beweis seiner Aufrichtigkeit für erbracht.

Er ging weiter. Er machte häufige Mittheilungen dessen was in Betreff der Jacobiten bei den Staats-Secretären einlief. Er setzte jene dadurch in den Stand, manche Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Er bat um Instructionen für sein Verhalten, nur um dem Könige Jacob zu dienen, nicht um in Geheimnisse eingeweiht zu werden: denn dessen habe er durch seine Schlechtigkeiten sich unwürdig gemacht. Er gab an, daß der König Jacob durch das Erbieten der Verzeihung

[1]) Die betr. Schreiben bei Dalrymple III[II] p. 260 sqq.

Manche sich zurück gewinnen könne: denn Caermarthen, die Hauptstütze der Regierung des Oraniers, und Andere seien nur aus der Verzweiflung nicht einlenken zu können, so bittere Feinde des Königs. Er bot an, die englischen Truppen in Flandern, auf Befehl des Königs Jacob, zu ihm hinüber zu führen. Besser noch, meinte er, sei ein anderes Mittel. Man müsse im nächsten Parlamente die Entfernung aller fremden Truppen aus England beschließen, und sie durch englische ersetzen. Denn auf diese könne er einwirken. Wenn die Franzosen in Flandern siegreich, oder wenn dem Prinzen von Oranien irgend ein Unfall zustoße: so sei die Herstellung leicht. Er gab eine Reihe anderer Rathschläge. Der König Jacob möge Irland halten, möge nicht mehr als höchstens 20,000 Mann französischer Truppen nach England überführen. Der König möge Godolphin lieber im Amte belassen, wo er mehr Nutzen schaffen könne, denn als Privatmann. Er betheuerte dann abermals und immer wieder seine Reue, seinen Abscheu vor seinen Frevels wider den besten der Könige. Er komme nicht zur Ruhe, sagte er, bis er in irgend einer Weise sie gesühnt, bis er, wenn auch mit Daransetzung des eigenen Lebens, einen Versuch gemacht für die Herstellung seines gekränkten und geliebten Herrn.

Die Jacobiten in England einigten sich zu dem Urtheile, daß die Reue Marlboroughs aufrichtig, sein Verhalten ehrlich sei. Sie entsendeten demgemäß Lloyd nach St. Germain, mit dem Auftrage des Berichtes und der Verwendung für Marlborough.

Die Jacobiten scheinen dabei den einen Umstand gar nicht erwogen zu haben, daß Marlborough die Möglichkeit seines Austrittes aus dem Dienste Wilhelms III. gar nicht berührte, daß er sein Verbleiben darin als selbstverständlich behandelte, und sogar, um jedem Versuche entgegengesetzter Art im voraus zu begegnen, für Godolphin diesen Rath des Verbleibens gab. Dieser Rath stimmte in Betreff des Zieles mit den Aufträgen, die Marlborough von Wilhelm III. erhielt. Der König Wilhelm bediente sich nämlich des Marlborough, um Godolphin zum Verbleiben im Amte zu bestimmen. Ja jener besonders freundliche Brief, auf welchen sich Godolphin dem Bulkeley gegenüber berufen, war von Wilhelm III. geschrieben auf Anrathen von Marlborough [1]).

[1]) Dalrymple III II p. 265. Schreiben Marlboroughs vom 27. Januar 1691.

Daß den Blicken der Jacobiten dieſe Verlogenheit Marlboroughs nicht offen lag, iſt ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen. Aber auch das was ſie wußten, hätte ausreichen können zur Klarheit über ihn. Denn indem die Jacobiten den Grafen Marlborough anſahen als ehrlich und aufrichtig gegenüber dem Könige Jacob, hätten ſie die Conſequenz ziehen müſſen, daß er im ſelben Maße unehrlich und unaufrichtig ſein mußte gegenüber dem Könige Wilhelm. Eben das Erbieten Marlboroughs, den an Jacob II. begangenen Verrath ſühnen zu wollen durch den Verrath an Wilhelm III., hätte den Jacobiten zeigen müſſen, daß der Marlborough von 1691 ganz genau der Churchill war vom December 1688, hätte weiter leiten müſſen zu der Frage, ob nicht Marlborough, anſtatt weder für Wilhelm III., noch für Jacob II. zu arbeiten, am letzten Ende andere Ziele ins Auge faßte. Diejenigen Jacobiten, welche damals, im Beginne des Jahres 1691, zu Gunſten von Marlborough in St. Germain ihre Stimme erhoben, zogen nicht dieſe Conſequenz. Wir werden erfahren, daß dennoch bereits im Beginne des nächſten Jahres, andere Jacobiten die Sache klarer auffaßten.

Der König Jacob in St. Germain dachte wie diejenigen ſeiner Anhänger, die ſich für Marlborough verwendeten. Die Seinigen prieſen ſeine Bereitwilligkeit ſogar die Decembertage von Salisbury zu vergeſſen, als einen Ausfluß ſeiner Gnade für jeden Reuigen: in der Wirklichkeit mochte ihm die Gelegenheit, ein ſo fähiges Werkzeug für den Dienſt ſeiner Sache wieder zu gewinnen, gar zu lockend erſcheinen. Die Gnadenthür ward eröffnet. Die Betheuerungen Marlboroughs ſtrömten ein. Er würde mit Freuden, ſagte er, auf den erſten Befehl Weib, Kind und Vaterland verlaſſen, um die Achtung ſeines Königs wieder zu gewinnen und zu bewahren.

Der König Jacob gedachte ihn beim Worte zu nehmen. Wir müſſen, um dieſen Verſuch klar zu ſtellen, hier vorgreifen in den Feldzug des Jahres 1691.

Nachdem Marlborough mit dem Könige Wilhelm ſich im Sommer nach Belgien begeben, verlangte Jacob als den größten Dienſt, den Marlborough ihm leiſten könne, die Ueberführung der engliſchen Truppen zu ihm. Marlborough entſchuldigte ſich. Das, ſagte er, ſei nicht der Sinn ſeiner Worte geweſen. Vielmehr würde das Hinüberführen der Truppen bei Bruchſtücken den ganzen Plan vereiteln. Seine Aufgabe

anders Ludwig XIV. Ein Engländer, wie immer treu jacobitisch gesinnt, oder vielleicht auch eben deshalb, fügte sich als französischer Commandant nicht ein in das System der Politik Ludwigs XIV.

Daß auch der Admiral Russel schon im Sommer 1691 mit St. Germain in Verbindung gestanden, dürfte schwer nachzuweisen sein. Die betreffenden Nachrichten über ihn beziehen sich auf den December 1691 [1]).

Fassen wir indessen auch nur die erstgenannten Persönlichkeiten ins Auge, so könnte es doch scheinen, daß jenes Gerücht über die Aussagen Prestons, nach welchem der König Wilhelm verrathen sei im Heere, in der Flotte, im Rathe, noch tiefer begründet war, als der König Wilhelm auch sogar aus den Aussagen Prestons wissen konnte. Denn über die Anknüpfungen von Marlborough, Godolphin und Russel mit St. Germain hatte Preston, der bereits in den ersten Tagen des Jahres 1691 ergriffen war, sicherlich keine Kunde.

Es wächst also an uns die Frage heran, ob die Dinge in der Wirklichkeit so gefahrdrohend lagen.

Jedenfalls blieb ein besonderes Gebiet den Jacobiten völlig verschlossen. Es war dasjenige der Beziehungen des Königs Wilhelm zu den auswärtigen Mächten. Wie sein formeller Beitritt zu der großen Allianz den Engländern unbekannt blieb: so zog er auch in anderen weniger wichtigen Angelegenheiten nach außen die englischen Staats-Secretäre selten zu Rathe. Die Correspondenz von Shrewsbury sowohl während der ersten Amtsführung, als nach der Wiederannahme der Siegel, legt Zeugnis ab, daß er in die Angelegenheiten nach außen nicht eingeweiht wurde. Der König war darin sein eigener Minister, oder er arbeitete mit den ihn umgebenden Holländern, namentlich mit Portland. Dies Verfahren wird noch oft augenfällig sich uns darlegen. Die auswärtigen Beziehungen konnten demgemäß von einem Engländer nach St. Germain oder nach Versailles hin nicht kund gegeben werden. Was verrathen werden konnte, betraf immer England, Schottland und Irland. Eine Handlung dieser Art war demnach in jedem Falle gerichtet nicht bloß gegen den König Wilhelm persönlich, sondern gegen das eigene Vaterland.

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 489.

Ein ſolcher Verrath der gewöhnlichen Jacobiten — denn von Marlborough als auf ſich ſelber ſtehend iſt dabei abzuſehen — konnte für die drei Königreiche ungeheuere Nachtheile hervorbringen. Ob er zu dem gewünſchten Ziele der Herſtellung von Jacob führen konnte, iſt eine andere Frage. Denn die Vorausſetzung, die bei allen dieſen Planen uns entgegen tritt, iſt die Landung Jacobs in England mit einer franzöſiſchen Armee. Wir haben das Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber dieſer Bitte Jacobs II. in dem anſcheinend dafür ſo günſtigen Jahre 1690 kennen gelernt. Dieſes Verhalten thut dar, daß der König von Frankreich keine Neigung trug, ſich mit der eigenen Macht auf dem Boden von England zu engagiren. Ob eine Geneigtheit dieſer Art ſpäter eintrat, werden die Thatſachen ergeben. Jene Vorausſetzung der Jacobiten entſtammte alſo ihren Wünſchen, entſprach nicht der Realität der Dinge. Es lag darin für England nicht eine große Gefahr.

Eine andere Frage dagegen drängt ſich uns auf, nämlich die, ob es allen den Jacobiten, welche ihre Namen in St. Germain zur Kunde bringen ließen, eben ſo ſehr um die Herſtellung Jacobs zu thun war, wie um die eigene Sicherheit. Wir haben zum Zwecke der Klarheit über dieſe Frage eine andere Seite der Sache, die durch den ſpäteren thatſächlichen Gang leicht verdunkelt wird, mit Nachdruck hervorzuheben. Es iſt die damalige Ungewisheit der Succeſſion, des Beſtandes der Dinge überhaupt. Die Hoffnung auf eine Deſcendenz von Wilhelm und Mary war, nach vierzehnjähriger kinderloſer Ehe, ſehr unwahrſcheinlich. Zunächſt beruhte alles auf der Perſon des Königs Wilhelm. Aber ſein körperlicher Zuſtand, namentlich ſein aſthmatiſches Leiden gab nicht die Bürgſchaft eines langen Lebens. Noch weniger ſein eigenes Verhalten. Er war voran in jeglicher Gefahr. Niemals anders erblickte man ihn ſo heiter, ſo aufgeweckt, als bei dem ſcharfen Pfeifen der Flintenkugeln, dem dumpfen Heulen gröberer Geſchoſſe. In anderer Weiſe ſetzte der König ſich aus auf der Jagd. Es geſchah, daß ſein Pferd beim Ueberſetzen eines Grabens ſtürzte, und ihn abwarf ins Waſſer. Er ließ ſich ein neues Pferd geben und jagte weiter [1]). An eine andere Gefahr, diejenige des Mordes, die ſpäter wiederholt in ſcharf drohender Weiſe herantrat, dachte man vielleicht im Jahre 1691

[1]) Aus einem ſpäteren Berichte Hoffmanns, vom 14. März 1698.

noch weniger. Aber auch so genügten jene anderen, um, je nach den Gesinnungen, die Furcht oder Hoffnung stets rege zu erhalten, daß das Leben des Königs Wilhelm rasch und unversehens, ja täglich enden könne. Und was kam dann? — Wir erinnern uns des vorhin angeführten Wortes von Marlborough: wenn dem Prinzen von Oranien in Flandern ein Unfall zustoße, so sei die Herstellung leicht. — Würde die Königin Mary den Willen oder die Fähigkeit besitzen, sein Werk fortzuführen? — Und, wenn auch sie es vermochte, wie stand es mit ihrer Schwester, der Prinzessin Anna, und mit dem einzigen lebenden Kinde derselben, dem schwachen Herzoge von Gloceſter? — Die Hoffnung einer jacobitischen Restauration in solchem Falle war wahrlich nicht gering. Es ist immerhin nicht der Beweis eines ehrlichen, geschweige denn eines hohen und edlen Sinnes; aber es ist erklärlich, daß der Eine oder der Andere aus diesem Grunde, und nicht um seinerseits für Jacob II. irgend welche Opfer zu bringen, sich bemühte um eine Anknüpfung in St. Germain, um im Voraus eine Verzeihung dadurch zugesichert zu erhalten. Wir erinnern uns dabei des Wortes von Shrewsbury: es sei natürlich, daß Jemand, der sich bewußt sei schlecht zu stehen nach der einen Seite, Sorge tragen werde sich zu decken nach der anderen.

Wie dem immer sei, der König Wilhelm erkannte weder in der jacobitischen Verschwörung, welche er moralisch aufgelöst hatte, noch in dem Stande der Angelegenheiten in Irland für sich die Nothwendigkeit des ferneren Verweilens in England. Am 1./11. Mai brach er auf nach Harwich, um dort zu Schiffe zu steigen.

Die Abreise des Königs gab den Anlaß, nicht ohne die Mitwirkung des Ehepaares Marlborough, zu einer neuen Misstimmung zwischen den königlichen Schwestern. Der Prinz Georg, Gemahl der Prinzessin Anna, hatte den Feldzug von 1690 in Irland mitgemacht. Er war während desselben vom Könige Wilhelm behandelt mehr gemäß seiner Befähigung als seinem Range. Die Prinzessin, mit der Nachhülfe von Lady Marlborough, betrachtete das als eine Herabwürdigung ihres Gemahles. Damit er nicht abermals in den Niederlanden einer solchen Behandlung ausgesetzt werde, ward für zweckmäßig befunden, daß er für den Feldzug von 1691 sich als Volontär auf die Flotte begäbe. Er sprach dies Vorhaben dem Könige beim Abschiede

aus. Wilhelm schwieg. Wir haben von dem Grafen Windischgrätz erfahren, was sein Schweigen in solchen Fällen bedeutete. Der Prinz Georg und seine Berather scheinen es nicht gewußt zu haben. Der Prinz ließ sein Gepäck zu Schiffe bringen. Unterdessen empfing die Königin die Instruction des Gemahles, die Ausführung dieses Vorhabens nicht zu gestatten. Denn dieselbe würde als eine unvermeidliche Consequenz dem Könige die Verpflichtung auferlegen, den Prinzen zum Groß-Admiral von England zu ernennen. Die Königin suchte auf verschiedenen Wegen der Schwester das Vorhaben des Prinzen abzurathen. Die Prinzessin, unter der Führung von Lady Marlborough, hielt fest, und demgemäß der Prinz. Die Königin sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, durch den Staats-Secretär Nottingham dem Prinzen das Betreten der Flotte formell zu untersagen. Es ward bemerkt, daß dies Verbot ausgerichtet war sofort nach dem Eintreffen der holländischen Post [1]).

Die Fahrt des Königs nach Holland verlief mit günstigem Winde. Und dennoch war sie nicht ohne Gefahr. Im Morgendämmern des 3./13. Mai gewahrte ein Fischer nahe vor der Küste von Seeland das aufsegelnde Geschwader. Entsetzt rief er dem ersten der Schiffe zu, daß, wenn man nicht sofort wende, die Flotte in wenigen Minuten stranden müsse. Die Mahnung fand augenblickliches Gehör. Dann erst, beim Auftauchen des Sonnenstrahls, erkannte man zum vollen die ungeheuere Gefahr, in der man sich befunden. Wenige Stunden später traf der König wohlbehalten ein in Honslardyk [2]).

Er fand eine günstige Nachricht von Wien vor. Wie er selber dahin einige Monate zuvor den Freiherrn von Görtz entsendet, um eine nachdrückliche Hülfe für Savoyen zu beantragen, so hatte in gleicher Absicht der Herzog Victor Amadeus seinen Vetter, den Prinzen Eugen, dahin geschickt. Die vereinten Anstrengungen waren nicht fruchtlos geblieben. Am Tage nach der Ankunft des Königs im Haag versammelten sich bei dem englischen Staats-Secretär Sidney die Vertreter der hauptsächlichen Mächte: Windischgrätz, Heinsius, della Torre. Heinsius, berichtete, daß der Kaiser die Vorschläge des Königs von England in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. Mai. — Conduct of the D. of Marlborough p. 38 sqq.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 15. Mai.

Betreff Savoyens genehmigt habe, und zu diesem Zwecke 12,000 Mann dem Herzoge zu Hülfe senden wolle. Der Kurfürst von Bayern sei erbötig zu 6000. Der König von England zahlte dafür dem Kaiser 300,000, dem Kurfürsten 100,000 Thaler. Man durfte demnach hoffen, die Armee des Herzogs Victor Amadeus auf 40,000 Mann zu bringen [1]).

Die Armee war somit stark genug, jedenfalls derjenigen überlegen, welche Catinat ins Feld führen konnte. Aber dieser war bereits in voller Thätigkeit. Am 4. April hatte er Nizza genommen. Am 29. Mai erlangte er Avigliano. Er zog auf Carmagnola. Die Hülfstruppen waren noch nicht da. Und, wenn sie erschienen, ließ sich mit Sicherheit voraus sehen, daß die zu bildende starke Armee kranken werde an einem besonderen Ueberflusse, demjenigen der Commandanten. Max Emanuel wollte selber seine Bayern heranführen. Demnach verstand es sich von selbst, daß ihm als dem vornehmsten Fürsten, der seinen Feldherrnruf durch die Einnahme von Belgrad begründet, auch der Oberbefehl gebührte.

Wir werden den Gang dieser Dinge später zu überblicken haben.

Mochte demnach auch dem Auge des Königs von England die Aussicht auf den Süden zunächst sich aufhellen: so wurde diejenige nach dem Norden eher trüber. Seit dem Falle von Mons hegte er düstere Befürchtungen dessen, was vom Norden her bevor stand. „Dies Unglück, schrieb er an Heinsius, entzieht uns die Unentschlossenen, und wird die nordischen Kronen anfeuern, uns ihr Friedensgebot vorschreiben zu wollen" [2]). Demnach nahm die Gefahr einer sogenannten dritten Partei unter der Führung von Schweden in den Augen Wilhelms III. bestimmtere Gestaltung an. Unter den deutschen Reichsfürsten schienen sich diesem Plane zuzuneigen der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und der Fürstbischof Friedrich Christian von Münster.

Der Herzog Ernst August war besonders gereizt von Seiten Spaniens, welches sich geweigert seine Hülfsvölker in Belgien ferner

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. Mai. — Vgl. Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 59 u. f.

[2]) Sirtema de Grovestins t. VI, p. 254. Schreiben vom 9. April

zu bezahlen, und dadurch ihn genöthigt hatte, sie zurückzuziehen. Von französischer Seite suchte man diesen Verdruß zu benutzen. Allein der König Wilhelm wußte, daß es ein Mittel gab den Herzog nicht bloß zu begütigen, sondern für immer an den Kaiser zu binden. Wir haben das Ziel aller politischen Bestrebungen des Herzogs kennen gelernt (Bd. IV, S. 478). Es war dasjenige der Erlangung, oder, wie der Herzog selbst es auffaßte, der Herstellung der Kurwürde für sein Haus, welches dieselbe verloren in Folge des Unrechtes und der Gewalt des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa wider Heinrich den Löwen. Der Herzog hatte bei dem Wahltage in Augsburg diese Bitte dem Kaiser vorbringen lassen. Das Gutachten der kaiserlichen Räthe war weder für das Bewilligen, noch für das Abschlagen, lief demnach auf eine Halbheit hinaus, welche alle Nachtheile des Abschlagens nach sich zog, keinen Vortheil gewährte [1]). Der Herzog verharrte in seiner unmuthigen Haltung auch gegenüber dem Kaiser. Der König kannte genau diese Sachlage. Er arbeitete an der Lösung des Knotens zu Gunsten des Herzogs [2]).

Stärker erregt waren der König und die Republik gegen den Fürstbischof von Münster, der aus eigenem Entschlusse seine Truppen zurückgezogen. Denn, so sonderbar das klingt, wie in Köln holländisches Geld hatte mithelfen müssen für die Wahl des bayerischen Prinzen Joseph Clemens statt des Cardinals Fürstenberg: so hatte eben dasselbe Mittel in Münster seine Wirkung gethan für Friedrich Christian von Plettenberg. Ja hier sogar in noch höherem Grade. Eben darum aber auch hatte die Republik Holland sich seiner fest versichert. Sie hatte vor der Wahl von ihm die Unterschrift eines Reverses verlangt. Kraft desselben versprach der künftige Fürstbischof zu aller Zeit zu stehen zu Kaiser und Reich, zu der Republik Holland und den spanischen Niederlanden, die Feinde derselben zu halten für die seinigen. Dafür verpfändete er seinen ehrlichen Namen. „Sehen Sie da, sagte der König Wilhelm, indem er dem Grafen Windischgrätz den Revers vorlegte: darauf hin will ich ihn sommiren lassen." So am 18. Mai [3]).

---

[1]) Die Acten über die neunte Kurwürde im k. k. Archiv.

[2]) Wiederholte Aeußerungen in den Berichten von Windischgrätz, im Jahre 1691.

[3]) Bericht vom 18. Mai.

Die anderen vielfachen Mahnungen hatten bei dem Fürstbischofe nicht gefruchtet. In diesem einen Falle freilich war es schwer sich loszuwinden. Dennoch machte Friedrich Christian einen anderen Versuch. Er trachtete der drängenden Mahnung zu entkommen durch den Vorwand der Gefahr für die Religion. Er meldete dem Kaiser Kunde zu haben, daß zwischen dem Könige von England, der Republik und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Uebereinkunft bestehe zum Nachtheile der katholischen Kirche. Demnach müsse er befürchten, daß es abgesehen sei auf sein Fürstbisthum, und deshalb habe er seine Truppen zurückgezogen. Der Kaiser machte dem Könige und der Republik Mittheilung von dieser auffallenden Beschwerde. Der König überließ die Sache den Generalstaaten. Die Resolution derselben, vom 7. Juni 1691, zur Mittheilung an den Fürstbischof bestimmt, ist nachdrücklich, gewichtig. „Wir wünschen zu wissen, sagen sie, von welcher Seite Sr. fürstlichen Durchlaucht so unwahre und so verkehrte Nachrichten zugetragen worden sind. In Erwartung dessen erklären wir, daß wir mit dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg niemals uns in etwas zum Nachtheile der katholischen Kirche eingelassen, noch auch jemals nur daran gedacht haben es zu thun, und eben so wenig Se. fürstliche Durchlaucht im Besitze ihres Fürstenthumes aus dieser Ursache oder irgend einer anderen zu beunruhigen. Vielmehr können wir dem entgegen versichern, daß wir weit eher geneigt sind, im Falle daß Jemand, wider den westfälischen Frieden, etwas zu unternehmen wagte gegen den Fürstbischof oder einen anderen der katholischen Reichsstände, einer solchen Unternehmung entgegen zu treten und den Mitgliedern des Reiches in der Erhaltung dieses Friedens beizustehen [1]). Der Fürstbischof mag daher sich überzeugt halten, daß das Gerücht von einem Bündnisse solcher Art lediglich eine Fiction ist, ersonnen zu Gunsten der Feinde, um, wäre es möglich, Mistrauen und Zwietracht auszusäen zwischen den Gegnern von Frankreich."

[1]) Die Worte der Resolution, die als secreet bezeichnet wird, lauten: Maer dat haer Ho. Mo. ter contrarie kunnen versekeren, dat deselve veel meer genegen syn, in gevalle yemant tegens de tractaten van Westphalen yetwes soude willen ondernemen tegens den Heere Bischop van Munster ofte andere leden des Rycx van de Roomsche Religie professie doende, om sodanige onderneminge te helpen tegen gaen, en de leden des Rycx by de voõrs tractaten te helpen mainteneren.

zu bezahlen, und dadurch ihn genöthigt hatte, sie zurückzuziehen. Von französischer Seite suchte man diesen Verdruß zu benutzen. Allein der König Wilhelm wußte, daß es ein Mittel gab den Herzog nicht bloß zu begütigen, sondern für immer an den Kaiser zu binden. Wir haben das Ziel aller politischen Bestrebungen des Herzogs kennen gelernt (Bd. IV, S. 478). Es war dasjenige der Erlangung, oder, wie der Herzog selbst es auffaßte, der Herstellung der Kurwürde für sein Haus, welches dieselbe verloren in Folge des Unrechtes und der Gewalt des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa wider Heinrich den Löwen. Der Herzog hatte bei dem Wahltage in Augsburg diese Bitte dem Kaiser vorbringen lassen. Das Gutachten der kaiserlichen Räthe war weder für das Bewilligen, noch für das Abschlagen, lief demnach auf eine Halbheit hinaus, welche alle Nachtheile des Abschlagens nach sich zog, keinen Vortheil gewährte [1]). Der Herzog verharrte in seiner unmuthigen Haltung auch gegenüber dem Kaiser. Der König kannte genau diese Sachlage. Er arbeitete an der Lösung des Knotens zu Gunsten des Herzogs [2]).

Stärker erregt waren der König und die Republik gegen den Fürstbischof von Münster, der aus eigenem Entschlusse seine Truppen zurückgezogen. Denn, so sonderbar das klingt, wie in Köln holländisches Geld hatte mithelfen müssen für die Wahl des bayerischen Prinzen Joseph Clemens statt des Cardinals Fürstenberg: so hatte eben dasselbe Mittel in Münster seine Wirkung gethan für Friedrich Christian von Plettenberg. Ja hier sogar in noch höherem Grade. Eben darum aber auch hatte die Republik Holland sich seiner fest versichert. Sie hatte vor der Wahl von ihm die Unterschrift eines Reverses verlangt. Kraft desselben versprach der künftige Fürstbischof zu aller Zeit zu stehen zu Kaiser und Reich, zu der Republik Holland und den spanischen Niederlanden, die Feinde derselben zu halten für die seinigen. Dafür verpfändete er seinen ehrlichen Namen. „Sehen Sie da, sagte der König Wilhelm, indem er dem Grafen Windischgrätz den Revers vorlegte: darauf hin will ich ihn sommiren lassen." So am 18. Mai [3]).

---

[1]) Die Acten über die neunte Kurwürde im k. k. Archiv.

[2]) Wiederholte Aeußerungen in den Berichten von Windischgrätz, im Jahre 1691.

[3]) Bericht vom 18. Mai.

Die anderen vielfachen Mahnungen hatten bei dem Fürstbischofe nicht gefruchtet. In diesem einen Falle freilich war es schwer sich loszuwinden. Dennoch machte Friedrich Christian einen anderen Versuch. Er trachtete der drängenden Mahnung zu entkommen durch den Vorwand der Gefahr für die Religion. Er meldete dem Kaiser Kunde zu haben, daß zwischen dem Könige von England, der Republik und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Uebereinkunft bestehe zum Nachtheile der katholischen Kirche. Demnach müsse er befürchten, daß es abgesehen sei auf sein Fürstbisthum, und deshalb habe er seine Truppen zurückgezogen. Der Kaiser machte dem Könige und der Republik Mittheilung von dieser auffallenden Beschwerde. Der König überließ die Sache den Generalstaaten. Die Resolution derselben, vom 7. Juni 1691, zur Mittheilung an den Fürstbischof bestimmt, ist nachdrücklich, gewichtig. „Wir wünschen zu wissen, sagen sie, von welcher Seite Sr. fürstlichen Durchlaucht so unwahre und so verkehrte Nachrichten zugetragen worden sind. In Erwartung dessen erklären wir, daß wir mit dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg niemals uns in etwas zum Nachtheile der katholischen Kirche eingelassen, noch auch jemals nur daran gedacht haben es zu thun, und eben so wenig Se. fürstliche Durchlaucht im Besitze ihres Fürstenthumes aus dieser Ursache oder irgend einer anderen zu beunruhigen. Vielmehr können wir dem entgegen versichern, daß wir weit eher geneigt sind, im Falle daß Jemand, wider den westfälischen Frieden, etwas zu unternehmen wagte gegen den Fürstbischof oder einen anderen der katholischen Reichsstände, einer solchen Unternehmung entgegen zu treten und den Mitgliedern des Reiches in der Erhaltung dieses Friedens beizustehen [1]). Der Fürstbischof mag daher sich überzeugt halten, daß das Gerücht von einem Bündnisse solcher Art lediglich eine Fiction ist, ersonnen zu Gunsten der Feinde, um, wäre es möglich, Mistrauen und Zwietracht auszusäen zwischen den Gegnern von Frankreich."

[1]) Die Worte der Resolution, die als secreet bezeichnet wird, lauten: Maer dat haer Ho. Mo. ter contrarie kunnen versekeren, dat deselve veel meer genegen syn, in gevalle yemant tegens de tractaten van Westphalen yetwes soude willen ondernemen tegens den Heere Bischop van Munster ofte andere leden des Rycx van de Roomsche Religie professie doende, om sodanige onderneminge te helpen tegen gaen, en de leden des Rycx by de voõrs tractaten te helpen mainteneren.

Diese letzten Worte zeigen klar auf Frankreich als die Quelle des Gerüchtes, enthalten indirect aber auch für den Fürstbischof den Vorwurf einer Verbindung mit dieser Macht. Wenn eine solche bestand, so wagte Friedrich Christian es nicht sie enger zu knüpfen.

Bedenklicher erschien die Haltung der zwei nordischen Kronen, Schweden und Dänemark.

Wir erinnern uns, daß der König von Schweden im Herbste des Jahres 1690 bei jeder einzelnen der Mächte der Allianz seine Vermittelung zum Frieden angeboten, daß dieselbe von allen abgelehnt war. Der König Carl XI. beharrte bei diesen Erbietungen. Die Stimmung der Verbündeten gegen ihn ward dadurch nicht freundlicher. Diejenige dieses Königs, wie andererseits des von Dänemark, ward gereizt durch die Schärfe und Härte, mit welcher England und Holland den Seehandel mit Frankreich überwachten. Heinsius selber äußerte sich zu Windischgrätz, daß er das Verfahren, namentlich der Kaper von Seeland, nicht zu billigen vermöge und von daher Verwickelungen besorge [1]).

Man verhielt sich beiderseitig tastend und forschend. Der Gesandte Gabriel Oxenstjerna trat zu Heinsius. Er wies hin auf den furchtbaren Kriegesjammer, unter welchem Europa leide, und der so dringend zum Frieden mahne. Heinsius erwiederte: „Der Friede steht in der Hand Ihres Königs. Wir verlangen nicht den Krieg, sondern die Herstellung der Verträge, mit eingerechnet den pyrenäischen Frieden. Sobald Ihr König mit seiner Macht zu Wasser und zu Lande uns zutritt, ist dieser Friede da". Oxenstjerna wich aus. Heinsius versetzte: „Wir würden uns begnügen, wenn der König von Schweden uns garantiren wollte, die Herstellung der Friedensschlüsse von Münster und von den Pyrenäen bei Frankreich durchzusetzen". Auch das lehnte der Schwede ab. Um so weniger konnten die Bemühungen Schwedens den Verbündeten Vertrauen einflößen. Der König Wilhelm, der Pensionär Heinsius, der Graf Windischgrätz, stimmten darin überein. Auf den Bericht von Heinsius über jene Unterredung erwiederte der König: „Ich fürchte, daß der Friede, wie Schweden ihn versteht, ein Friede sein soll quovis modo, der unfehlbar die Sclaverei von ganz

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 27. Mai.

Europa nach ſich ziehen würde. Auch Schweden ſelbſt und alle ſeine Anhänger würden die Folgen ſpüren, freilich, wenn es zu ſpät wäre. Meines Erachtens ſind die ſchwediſchen Miniſter von Frankreich gewonnen; denn ein Unparteilicher könnte nicht auf den Gedanken kommen, daß, wie jetzt die Dinge liegen, Frankreich willigen würde in einen vernünftigen Frieden. Ohne einen ſolchen aber ſind wir rettungslos verloren. Deshalb iſt es beſſer mit dem Degen in der Hand zu ſterben als ſich dem Trugbilde eines ſolchen Friedens hinzugeben" [1]).

Schärfer noch als bei Heinſius trat derſelbe ſchwediſche Geſandte hervor gegenüber dem Grafen Windiſchgrätz. Einige Tage ſpäter redete er auch zu dieſem wieder von der Vermittelung. „Ich ſehe jedoch, fügte er dann hinzu, daß alles vergeblich iſt, wenn man nicht zuvor den König Wilhelm gewinnt. Denn von deſſen Wink hangt ja dieſe Republik abſolut ab. Eben dies aber iſt der ſchwerſte Punct für den demnächſtigen Frieden; denn wenigſtens der König von Schweden kann niemals zugeben, daß dieſe zwei großen Seemächte geleitet werden ſollen von Einem Willen. Früher war es uns doch jedenfalls möglich, eine derſelben für uns zu haben." Windiſchgrätz erwiederte: „Sie können ſie aber jetzt beide für ſich haben. Es ſteht nur bei Ihnen". Oxenſtjerna ging nicht weiter ein. Windiſchgrätz wagte nicht die Gefahr einer Mittheilung jener Worte über den König anders wohin als nach Wien auf ſich zu nehmen. Er blickte mit ſchwerer Beſorgnis nach dem Norden [2]).

Dieſe Unterredungen indeſſen wurden gepflogen, bevor der wirkliche Stand der Dinge von Stockholm aus kund wurde. Es gelang eben damals dem Rathspenſionär, für hohe Summen in den Beſitz von zwei wichtigen Schreiben zu gelangen, welche ein helleres Licht über die ganze Sachlage verbreiten. Das eine war ein Schreiben des Königs von Frankreich, vom 21. April, an den König Carl XI. von Schweden, das andere die Antwort des letzteren [3]). Ludwig XIV. redet darin wie folgt.

---

[1]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 27. Mai. — Schreiben des Königs vom 24. Mai, bei Grovestins t. VI, p. 255.

[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 8. Juni.

[3]) Beide in dem Berichte des Grafen Windiſchgrätz vom 29. Juni, jedoch nicht im franzöſiſchen Originale. Deshalb gebe ich ſie nicht als Beilage.

„Während meine größten Feinde sich im Haag zu einem Congresse wider mich versammelten, habe ich in ihrem Angesichte ihnen Mons weggenommen. Freilich kann ich mir das nicht anmaßen; sondern Gott hat es so gefügt, um die Gerechtigkeit meiner Sache dadurch zu erweisen. Darum halte ich mich versichert, daß Ew. Majestät mir dies gern gönnen werden. Wenn auch noch so viele Feinde sich gegen mich verbündet, so getraue ich mich dennoch, mit der Macht meines Reiches die Sache glücklich hinauszuführen, es wäre denn daß mit der Beihülfe des Königs von Polen die ottomanische Pforte, wie es fast den Anschein gewinnt, gezwungen würde zum Frieden mit dem Kaiser. In diesem Falle allerdings würde ich endlich unterliegen müssen. Ich bitte also Ew. Majestät bei Ihrer zu aller Zeit bewiesenen Großmuth, sich zu bemühen um einen ehrenhaften Frieden, und bitte Sie, in Ermangelung dessen, daß Sie mit eintreten wollen für meine gerechte Sache. Denn man will mir auch nicht einmal den Frieden von Münster zugestehen. Man bemüht sich, Rebellionen in Frankreich gegen mich anzuzetteln, wie es der Prinz von Oranien in England gegen seinen Schwiegervater gethan. Dagegen mir beizustehen, würde zum unsterblichen Ruhme Ew. Majestät gereichen. Die Aufforderung dazu liegt um so näher, je mehr Ew. Majestät erkennen, wie geringschätzig England und Holland von Ihnen denken und wie übel diese Mächte in den Angelegenheiten des Handels gegen Sie verfahren."

Der König Carl XI. erwog die Antwort mit den Grafen Benedict Oxenstjerna, Güldenstolpe, Steinbock, Bielke. Am 25. Mai gelangten sie zum Abschlusse. Carl XI. erwiederte dem Könige von Frankreich wie folgt.

„Ich danke Ew. Majestät aufrichtig für die Fortdauer Ihres Vertrauens. Ich gönne Ew. Majestät gern Ihre Erfolge; dennoch möchte ich wünschen, daß das Blutvergießen und die Verwüstung so schöner Länder aufhören, und ein ehrenhafter Friede geschlossen werden könnte. Freilich sind, nachdem meine bisherigen Bemühungen erfolglos geblieben, die Anzeichen dafür gering. Dennoch will ich es abermals versuchen. In den Krieg jedoch würde ich mich nicht anders einmengen als gezwungen."

So erfreulich die letzten Worte den Verbündeten klangen, so legten sie zugleich um so dringender die Mahnung auf, alles das-

jenige zu vermeiden, was etwa als ein Zwang dieser Art betrachtet oder gedeutet werden konnte.

Am 21. Mai hatten die beiden nordischen Kronen den Generalstaaten eröffnen lassen, daß sie zur Vertheidigung ihrer Rechte und des Seehandels ein Bündnis geschlossen, und ihre Unterthanen schützen würden wider jegliche Gewalt [1]).

Es kam also zunächst darauf an, sich volles Licht zu verschaffen über die Puncte dieses Vertrages.

Auch dies Mal leistete der goldene Schlüssel des Rathspensionärs seinen Dienst. Die Artikel umfaßten wesentlich dreierlei. Zuerst behielt jede der beiden Mächte sich vor, andere frühere Verträge auch ferner zu erfüllen. Wichtiger war der zweite Punct. Er enthielt, daß die zwei Mächte sich den freien Handel mit Frankreich nicht nehmen lassen, daß sie, im Falle des Angriffes gegen denselben, mit vereinten Kräften zusammen stehen und die Waffen nicht eher niederlegen wollten, als bis nach erhaltener Genugthuung. Der dritte Punct besagte, daß beide Mächte während dieses Krieges neutral verbleiben, und mit Frankreich weder ein Trutzbündnis, noch auch nur ein Schutzbündnis eingehen wollten [2]).

Die Kunde erleichterte die Besorgnisse von Windischgrätz und Heinsius. Es kam demgemäß wesentlich darauf an, für die bisher vorgekommenen Thätlichkeiten einen Ersatz zu leisten, in Zukunft ihnen Einhalt zu thun. Heinsius versprach dem kaiserlichen Botschafter dafür zu wirken. Außer diesen beiden war in der Republik nur der König Wilhelm im Geheimnisse. Er ersuchte vom Feldlager aus den Grafen Windischgrätz um die Vermittelung in Stockholm und Kopenhagen. Der Auftrag des Kaisers, welcher dieser Bitte entsprach, nämlich auf alle Weise zu verhüten, daß die Spannung zwischen den Seemächten einerseits, den nordischen Kronen andererseits, sich steigere zum Bruche, war bereits in den Händen des Botschafters. Der Auftrag war vom 25. Mai, die Bitte Wilhelms III. vom 5. Juni.

Windischgrätz begann sofort seine Bemühungen. Da man beiderseitig nicht geneigt war die Dinge weiter kommen zu lassen; da auch

---

[1]) Bericht von Windischgrätz und Kramprich, vom 22. Mai.

[2]) Mehrere andere Artikel des Vertrages bei Sylvius t. III, b. 31, p. 76.

Heinsius seine Willigkeit zu einem Schadensersatze bereits angedeutet: so stieß man auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Bereits am 20. Juni berichtete Windischgrätz: „Die Sachen mit den nordischen Kronen stehen zum Abschlusse", und mit berechtigtem Selbstgefühle setzte er hinzu: „Ich habe dazu viel beigetragen".

Man ist geneigt das Verdienst derjenigen zu feiern, die einen Krieg siegreich durchführen. Und mit Recht. Andererseits sind sie für sich, wenn sie Großes leisten, der Anerkennung ihrer Mitwelt und demgemäß der Nachwelt sicher. Denn sie stehen voran auf dem Schauplatze des Lebens, Allen erkennbar. Anders der Diplomat, dessen stilles Wirken darauf abzielt, daß es nicht zu einem Kriege komme. Seine Mitwelt kennt kaum seinen Namen. Die Wenigen, die um seine Thätigkeit wissen, nehmen dieses ihr Wissen mit ins Grab. Die Nachwelt vergißt seiner. In solchen Fällen erwächst eine besonders angenehme Aufgabe für den Historiker. Denn für diesen gibt es keinen schöneren Lohn als das Bewußtsein beigetragen zu haben, daß längst vergessenen Wohlthätern der Völker das verdiente Recht der Anerkennung zu Theil werde, damit nicht, wie Tacitus es nennt, die Tugenden verschwiegen bleiben.

Das Wesen der abzuschließenden Verträge, zuerst mit Dänemark, dann auch mit Schweden, bestand in der Anerkennung der Neutralität für die Handelsschiffe beider Nationen, so wie in dem Ersatze des erlittenen Schadens durch Geld [1]).

Unterdessen hatte sich der König Wilhelm zu der Armee in Belgien begeben. Der Marschall Boufflers hatte den Feldzug eröffnet mit dem Bombardement von Lüttich. Da er mit verhältnismäßig zu geringer Macht die Stadt nicht nehmen konnte, so war das einzige Ergebnis die Zerstörung eines Theiles derselben. Dem Berichte von Boufflers gemäß waren es mehr als drei tausend Häuser [2]). Das Erscheinen des Königs Wilhelm gebot ferneren Versuchen solcher Art Einhalt.

Der Marschall Luxemburg zog die französische Armee zusammen bei Enghien in einer vortheilhaften Stellung. Der König seinerseits

[1]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz, vom 20. und 29. Juni.
[2]) Dangeau t. II, p. 408.

ging vor bis Anderlech. Der gesammte französische Feldzugsplan legt sich dar in den Worten, welche der Minister Croissy bereits am 24. Mai an den Marquis Bethune in Warschau schrieb. Sie lauten: „Man wird ohne Zweifel dem Prinzen von Oranien gestatten in Flandern spazieren zu gehen, an der Spitze seiner Armee sich sehen und bewundern zu lassen, bis der Marschall Luxemburg die Gelegenheit erschaut, ihm mit Sicherheit einen Streich zu versetzen, wie es als fast unfehlbar anzunehmen ist" [1]). Nicht von Anfang an erkannte der König Wilhelm diesen Plan. Von Anderlech aus schrieb er am 4. Juni an Heinsius: „Gestern war die ganze Armee in Bewegung, um den Feind anzugreifen. Allein die Stellung desselben erfand sich als so vortheilhaft angelegt, daß ich den Befehl geben mußte zur Rückkehr ins Lager" [2]). So blieb es fernerhin. Der König führte die best ausgerüstete Armee, die man bis dahin in Europa gesehen. Sie war der französischen überlegen. Um so fester hielt Luxemburg an seinem Plane des Nicht-Schlagens. Der Kaiser sendete um des directen Verkehres willen, da der Graf Windischgrätz, alt und kränklich, dem Heere nicht folgen konnte, den Grafen Stratemann den jüngeren ins königliche Hauptquartier. Die Berichte desselben zeichnen die Ungeduld des Königs zu einem Treffen zu gelangen. Die Armeen zogen hin, zogen her. Der König hielt Kriegsrath, einmal über das andere. „Einige sind noch der Meinung, meldet Stratemann am 28. Juli, der König werde endlich doch den Entschluß fassen zu einem Angriffe, wie es auch gehe. Die Mehrzahl dagegen hält dafür, daß das Wagnis zu groß." Der König selber sagte zu Stratemann: „Berichten Sie dem Kaiser, daß ich nichts sehnlicher verlange als ein Treffen. Aber der Feind ist jedes Mal in so fester Stellung, daß ich es nicht wage". „Die Beschaffenheit des Bodens, fügt Stratemann hinzu, ist wegen der Engpässe, der Berge und Gehölze, hier derartig, daß, wenn nicht beide Theile zum Treffen geneigt, der eine den anderen dazu nicht zwingen kann" [3]).

---

[1]) Aus dem aufgefangenen Schreiben Croissys, zu dem Berichte des Grafen Windischgrätz vom 3. Juli: On permettra sans doute à M. le prince d'Orange de se promener en Flandre, à la teste de son armée, et de se faire voir et admirer, jusqu'à ce que M. le duc de Luxembourg trouve lieu de luy donner une salade à coup seur, comme cela sera presque immanquable.

[2]) Grovestins t. VI, p. 256.

[3]) Die Berichte Stratemanns im Juli und August 1691.

Der König Wilhelm ging überhaupt in seiner Kühnheit nicht so weit, wie Ludwig XIV. es gewünscht hätte. Eines Tages während des Mittagsmahles nahm eine Kanonenkugel die Schildwache vor dem Zelte des Königs fort. Wilhelm hob die Tafel dort auf. Ludwig XIV. äußerte über diese Nachricht in dem nächsten Briefe an Luxemburg sein Erstaunen. „Es scheint mir, sagte er, daß der Prinz von Oranien sein Mahl dort hätte enden müssen, wo er es begonnen“ [1]). Dem Zusammenhange nach sind die Worte Ludwigs XIV. ernsthaft gemeint. Es scheint demnach, daß, wie die Erinnerung an die eigene Haltung im Feldlager vor Mons damals in ihm bereits wieder verblichen war, er sie auch bei dem Marschall Luxemburg als ausgelöscht betrachtete.

Aehnlich wie zu Lande, erging es zur See. Die verbündete Flotte war der französischen überlegen. Diese jedoch zeigte sich nicht. Eine große holländisch-englische Handelsflotte von Smyrna her war unterwegs. Sie weilte fünf Wochen lang in Cadix, harrend auf Nachricht. Dann wagte sie die Fahrt von dort aus. Am 3./13. Juli traf sie wohlbehalten in Kinsale ein. Sie hatte keinen Feind erblickt. Der Werth dieser Flotte wurde geschätzt gleich der Summe der gesammten Kriegskosten von England im Jahre 1691 [2]).

Von einem Tage zum anderen hoffte man in England wie in Holland, daß die Scharte des vergangenen Sommers zur See durch eine Waffenthat wieder ausgewetzt würde. „Man verwundert sich hier aufs höchste, meldet Hoffmann aus London am 7./17. August, daß wo doch die französische Flotte sich auf dem Meere befindet, wo sie auch nicht weit von ihren Küsten sein kann, sie gleichwohl nicht anzutreffen ist. Die Hoffnung auf eine Seeschlacht sinkt.“ Wenige Tage später berichteten die Kreuzer vor Brest, daß die französische Flotte dort eingelaufen. „Demnach, meldet Hoffmann, hat man die feindliche Flotte nicht eher entdeckt als zu allerletzt bei ihrem Rückzuge in den Hafen“ [3]).

Der König Wilhelm sprach seine Ansicht darüber aus zu Heinsius: „Daß die vereinigten Flotten die feindliche nicht haben antreffen können, ist mir sehr unangenehm. Die Sache erscheint mir unerklärlich: ich

[1]) Oeuvres de Louis XIV. t. IV, p. 318.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 10. Juli.
[3]) Hoffmanns Berichte im Monate August.

kann sie nur der Nachlässigkeit oder der Unfähigkeit beimessen" [1]). So am 2. September. Die günstige Jahreszeit war vorüber. Der Seezug von 1691 war thatlos verlaufen.

Kaum anders war es zu Lande. Zu Anfang September verlautete bereits, daß der König die Armee bald verlassen werde. Windischgrätz vernahm es mit Sorge. Er trat zu Heinsius. „Es ist unzweifelhaft, sagte er, daß bei der Abwesenheit des Königs dem Feinde der Muth wachsen, der Respect der Generale unter einander nicht genügen wird die Einmüthigkeit zu verbürgen." Heinsius zuckte die Achseln [2]).

In der That suchte der Marschall Luxemburg die Abwesenheit des Königs zu benutzen. Als am 19. September die verbündete Armee von Leuze nach Cambron abmarschirte, ward die Nachhut unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrück mit überlegener Macht angegriffen. Die französischen Berichte feierten einen Sieg bei Leuze: nach denen der Verbündeten war der Verlust an Todten, an Gefangenen, auch an Fahnen etwa gleich, derjenige der Franzosen eher größer, namentlich an Fahnen [3]). Von diesem letzteren Verluste scheint Luxemburg dem Könige zuerst nichts gemeldet zu haben. Ludwig XIV. selber freilich handelte dann in gleicher Weise, wie Luxemburg gethan. Er gebot statt der eingebüßten Fahnen sofort neue anfertigen zu lassen, damit der Verlust nicht kund werde. Dieser Verlust betraf die Haustruppen des Königs, genannt la maison du roi [4]).

Noch weniger als in Belgien geschah am Oberrheine. Der König Wilhelm hatte sich gefreut über den Vertrag des Kaisers mit dem Kurfürsten Johann Georg, in Folge dessen die Kursachsen an den Oberrhein zogen. Aber er hatte Bedenken gehabt gegen Schöning, den Berather des Kurfürsten. Dies Bedenken war nur zu sehr gerechtfertigt. Zunächst rückten die Sachsen langsam an, und eben so

[1]) Grovestins t. VI, p. 259.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 7. September.

[3]) Man sehe sie bei Sylvius t. III, b. 31, p. 134 sqq. — Nach einem besonderen Berichte an den Grafen Windischgrätz, vom 10./20. September, betrug der Verlust an Menschen beiderseitig je 500 bis 600 Mann, derjenige der Verbündeten an Fahnen 4 oder 5, derjenige der Franzosen 10 oder 12.

[4]) Oeuvres de Louis XIV. t. IV, p. 331: J'ai déjà ordonné, sur ce que j'en ai appris, que l'on en refasse promptement, pour que leur perte ne paroisse pas, quand on verra les troupes de ma maison.

Der König Wilhelm ging überhaup[illegible] ich
weit, wie Ludwig XIV. es gewünscht [illegible]
des Mittagsmahles nahm eine Kanone[illegible]
Zelte des Königs fort. Wilhelm hob [illegible]
äußerte über diese Nachricht in dem [illegible]
Erstaunen. „Es scheint mir, sag[illegible]
sein Mahl dort hätte enden mü[illegible]
Zusammenhange nach sind die [illegible] der
Es scheint demnach, daß, wie d[illegible] noch auf
Feldlager vor Mons damals [illegible] nicht.
sie auch bei dem Marschall [illegible] Anlaß des Würdigen

Aehnlich wie zu Land[illegible] Wien, still, unscheinbar,
war der französischen üb[illegible] kaum dem Namen nach
große holländisch-englisch[illegible] deutende Persönlichkeit. Andere
wegs. Sie weilte fünf [illegible] was geschah: die gewichtigsten
Dann wagte sie die Fa[illegible] kaiserlichen Hofburg liegen vor in
behalten in Kinsale [illegible] faßte nach einer Conferenz die Vota
dieser Flotte wurde [illegible] zusammen in ein Protokoll, welches dem
kosten von Englan[illegible] nach welchem Leopold entschied. Consbruch.

Von einem [illegible] nachte die Handschrift des Kaisers Leopold
Holland, daß [illegible] die Ausfertigungen nach außen gemäß
eine Waffenthat [illegible] wie die lateinischen. Er führte also
aufs höchste, [illegible] Kaiserhofes. Ueber andere kaiserliche Minister
wo doch die [illegible] fremdes Geld angenommen — der Name
auch nicht [illegible] Wissens, in dieser Richtung nie genannt. Das
treffen ist. [illegible] Kaisers Leopold zu diesem Manne ward durch die
später be[illegible] erschüttert: es blieb ihm vollaus bis zu Ende[2]).
dort ein[illegible] Sachsen endlich gekommen, erkrankte bald der Kur-
liche [illegible] und es blieb daher dem kaiserlichen Feldherrn
den [illegible] Er hatte ein Heer von etwa 40.000 Mann,
[illegible] Franken und Schwaben, 12,000 Sachsen. Diese
„[illegible] Schonung. Man überschritt den Rhein. Das französische
i[illegible]

[illegible] 191.
[illegible] Handschrift Consbruchs findet sich in fast allen Fas-
[illegible] die ich benutzt. — Man vgl. Wagner II, 192. — Ich
[illegible] Consbruch kurz schon erwähnt in Bd. IV, S. 503.

· was immer Caprara zu unternehmen ge=
Seite, der ihn hinderte, seine Plane
's überschritt den Rhein auf das
vermochte nicht den Schöning
n. Tief gekränkt bat der alte
aus den Kaiser um seinen Abschied.
ustige Gelegenheiten mir entschwinden
ortheile gewähren müssen, daß ich mir
· ich auswärts nur als nachlässig getadelt,
erräther gestempelt werde. Ich kann es aber
en, den guten Namen, den ich mir durch vierzig=
worben, in der Genossenschaft mit einem solchen
geben. Sein heimliches Zusammenspiel mit dem
vor Augen, und es ist nicht einmal erforderlich, seinen
aus derjenigen Zeit nachzuspüren, wo er noch unter Branden=
ate. Er allein hat den Kurfürsten und den gesammten Rath
en völlig in seiner Macht: der Kurprinz, der von ihm nichts
ges denken mag, ist ihm völlig ergeben. Diese Anklagen sind nicht
bloß mein Eigenthum. Möge der Kaiser die Offiziere der Kreistruppen,
die Soldaten selber befragen, möge man sich wenden an Auswärtige
wie an Einheimische!" [1]).

Der Kaiser zauderte noch. Aber die Kraft Capraras war auch physisch gebrochen. Er wie ein großer Theil des Heeres litten an Fiebern. Es war nicht die Absicht der Franzosen offensiv dort vorzugehen. Dagegen konnte de Lorge, sicher vor einem Angriffe, Truppen nach Savoyen hin abgeben. Das wichtigste Ereignis des Feldzuges war, daß der Kurfürst Johann Georg, seiner Gesinnung nach kaisertreu, jener Krankheit erlag, zu Tübingen, am 22. September 1691. Es folgte sein noch jugendlicher Sohn Johann Georg IV., und den Verbündeten blieb die Aussicht, daß fortan noch mehr als bisher der Einfluß Schönings herrschend sein werde.

Weniger erfreulich noch als auf den Oberrhein war der Hinblick auf Savoyen. Wie Nizza, so ward auch Carmagnola von Catinat genommen, so wie andere kleinere Plätze. Es war im Anfange Juni.

[1]) Wagner II, p. 194. — Sylvius t. III, b. 31, p. 99. — Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 60 u. f.

Er ließ zugleich durch Bulonde die Belagerung von Cuneo unternehmen. Als der Prinz Eugen von Savoyen mit einem Entsatze herannahte, hob Bulonde eiligst die Belagerung auf. Wie ein Jahr zuvor nach der Schlacht von Staffarda, so erklang nun zum zweiten Male der Name dieses jugendlichen Heerführers durch Europa.

Unterdessen sammelten sich im Laufe des Juni die zahlreichen bunt gemischten Streitkräfte dort an. Man sah den Herzog Victor Amadeus mit seinen eigenen Truppen, spanische unter Leganez, kaiserliche unter Caraffa, bayerische unter ihrem Kurfürsten Max Emanuel, englisch-holländische unter Schomberg, dazu Brandenburger, endlich Waldenser. Wir erinnern uns, daß der Zweck dieser zahlreichen Hülfe war der Vorbruch in die Provence und das Dauphiné, die Versetzung des Krieges auf den Boden von Frankreich. Aber allzu viele feste Plätze in Savoyen und Piemont waren in den Händen Catinats. Der Kriegsrath der Heerführer beschloß, daß die nächste Aufgabe sein müsse die Befreiung des Bodens von Savoyen und Piemont, daß demnach der Einbruch in Frankreich hinauszuschieben sei auf den Feldzug des folgenden Jahres.

Dann ergaben sich die Differenzen über das Wie? — Der Herzog Victor Amadeus verlangte die Entscheidung durch ein Treffen. Er hatte dabei alles zu gewinnen, wenig zu verlieren. Um so bedächtiger erwogen die anderen Mitglieder des Kriegsrathes, der Kurfürst, Caraffa, Leganez. Dennoch gewann die Meinung des Herzogs die Oberhand. Aber der schwächere Catinat verhielt sich ihnen gegenüber, wie Luxemburg gegenüber dem Könige von England. Er gab nicht die Gelegenheit zum Schlagen. Der einzige Erfolg der verbündeten Waffen war der Wiedergewinn von Carmagnola. Von Susa mußten sie fruchtlos abziehen. Größer dagegen war der Vortheil Catinats. Tief im Winter nahm er die Feste Monmelian und schob dadurch, wie es schien, einen abschließenden Riegel vor gegen das Betreten des französischen Gebietes von Savoyen aus. Catinat hatte demnach, mit ungleich schwächeren Kräften, die größeren Vortheile des Feldzuges davon getragen [1]).

Nicht besser stand die Sache der Verbündeten in Catalonien. Auch dort nährte Frankreich den Krieg auf fremdem Gebiete. Die

[1]) Wagner II, 170 sqq.

Macht des Marschalls Noailles war zu gering, um dort weitere Fortschritte zu machen. Es schien genug sich dort zu behaupten. Die französische Flotte unter d'Estrees warf Bomben in Barcelona, und, mit größerem Erfolge, in Alicante. In Madrid ward der Plan erwogen, daß der König selber sich zum Heere begäbe. Dann hätte kein Grande des Reiches zurück bleiben dürfen. Aber die Gegner des Planes fanden ihren Rückhalt an der Königin-Mutter Maria Anna, die für die schwache Gesundheit ihres Sohnes fürchtete. Es wurde dann der Plan entworfen, die allzu zahlreichen und übermäßigen Pensionen bis auf die Ausgabe dafür vom Jahre 1621 hinabzudrücken. Man hoffte dadurch fünfzehn Millionen zu gewinnen. Es blieb bei dem Plane. Um Geld zu erhalten, machte Carl II. eine Anleihe bei den Generalstaaten. Diese waren willig wegen des Pfandes, das er gab, nämlich Domainen in Belgien. Von da an wird das Trachten der Republik sichtbar in die Städte von Belgien holländische Besatzungen zu legen, und dadurch sie zu sichern [1]).

Nur auf zwei Schauplätzen des Krieges waren die Waffen der Verbündeten im Jahre 1691 in entschiedenem Vortheile, im Südosten und Nordwesten, in Ungarn und Irland, weit von einander entlegen, und doch mit gleicher Wechselwirkung, als lägen sie nahe zusammen.

Der Feldzug in Ungarn fordert unseren Rückblick auf die Lage der Dinge zu Ende des Jahres 1690.

Das Unglück der kaiserlichen Waffen im Jahre 1690 ward zu einem bedeutenden Theile dem Umstande beigemessen, daß weder von Seiten der Polen, noch des Großfürsten von Moskau, etwas gegen die Türken geschah, demnach die gesammte Macht der Tartaren für den Großwesir Mustafa Köprili gegen den Kaiser zur Verwendung stand. Von Wien aus war daher das Streben dahin gerichtet, namentlich Polen wieder in Thätigkeit zu bringen. Leopold hatte, wie wir vernommen, die königliche Familie Sobieski enger an sich zu binden gesucht durch die Heirath des Prinzen Jacob mit der Prinzessin Elisabeth von Pfalz-Neuburg, der Schwester der Kaiserin. Leopold dotirte die Braut.

Die Heirath ward angesehen als ein wichtiger Sieg der Sache der Verbündeten. Die Generalstaaten erinnerten in ihrem lebhaften

---

[1]) Die Einzelnheiten bei Sylvius t. III, b. 31, p. 84, 107, 120, 132, 139.

Glückwunſche den König Johann Sobieski an ſeine That von 1683. Sie ſprachen die Hoffnung aus, daß er nun, bei der vollen Eintracht zwiſchen dem Kaiſer und ihm, neue Triumphe über die Türken erringen werde [1]).

Aus den Worten Ludwigs XIV. an den König von Schweden, haben wir dagegen vernommen, daß in ſeinen Augen der für ihn glückliche oder unglückliche Ausgang des großen Krieges weſentlich abhing von der großen Frage, ob es ihm gelingen würde, die Macht des Kaiſers gelähmt zu erhalten durch die Fortdauer des Türkenkrieges. Dafür wurden alle Kunſtgriffe aufgeboten, zunächſt in Warſchau, wo der Marquis Bethune thätig war. Die Trauung jenes Paares durch Procuration hatte am 8. Januar 1691 zu Neuburg ſtatt gefunden; dennoch hoffte Bethune noch den Vollzug der Ehe hindern zu können [2]). Er ſagt nicht durch welche Mittel. Inzwiſchen trachtete er auf andere Weiſe die Macht Polen lahm zu legen. Drei vornehme polniſche Familien, die Lubomirski, Potocki, Sapieha, ſuchten Verbindung mit ihm durch die Werbung um ſeine Tochter, die Prinzeſſin Radziwill. Bethune zog die mächtigſte Familie der Sapieha vor, nämlich den Sohn des Großfeldherrn von Lithauen. Er ſtellte jedoch ſeine Bedingungen. Dieſe waren die des völligen Eintrittes in das Intereſſe des Königs von Frankreich. Die Familie mußte verſprechen, in allen Dingen dem Kaiſer entgegen zu arbeiten, keine Werbung desſelben auf polniſchem Boden zu geſtatten, zu hindern, daß die Armee von Lithauen in Ungarn oder Siebenbürgen zur Verwendung komme. Denn ohne die lithauiſche Armee war auch die Kronarmee von keiner Bedeutung. Das Haus Sapieha ging ein auf alle dieſe Bedingungen. Bethune berichtete, daß er zur Durchführung des großen Planes, welcher die Macht Polen auch wieder für 1691 gegen die Türken nutzlos machen ſollte, nur einer Summe von 20,000 Thaler gleich 50,000 franzöſiſchen Livres bedürfe. Ludwig XIV. bewilligte außerdem 50,000 Thaler, ſo jedoch

---

[1]) Schreiben vom 15. Januar 1691: Nec dubitamus quin nunc similes, Rex serenissime ac potentissime, triumphos relaturus sis, cum quia mutuus inter Imperatorem et Majestatem tuam consensus est etc.

[2]) Aufgefangenes Schreiben von Bethune an Croiſſy, vom 17. Jan. 1691: J'ay fait mon possible pour esloigner la consommation du mariage jusqu'après pasques, que la cour de Vienne presse extrêmement.

daß dieſelben ausreichen müßten für alle Geſchenke, die Bethune zu machen habe, ſei es daß die Summe völlig dem Könige und der Königin von Polen gegeben werde, oder daß Bethune nöthig finde einen Theil derſelben zurück zu behalten für den Cardinal Radziejowski oder die polniſchen Generale [1]).

Von allen dieſen Dingen war man in Wien durch aufgefangene Briefe zwiſchen Croiſſy und Bethune unterrichtet. Der Graf Thun als kaiſerlicher Geſandter in Warſchau verlangte die Ausweiſung von Bethune. Der polniſche Hof nannte das Verlangen ungerecht, auffallend, unausführbar [2]).

Die Probe zur Kennzeichnung des politiſchen Jammers von Polen dürfte genügen. Auch im Jahre 1691 war die Thätigkeit der polniſchen Waffen gegen die Türken gering. „So lange es Franzoſen am polniſchen Hofe geben wird, ſagt der Venetianer Venier, iſt ein Vertrauen in Wien auf Polen unmöglich. Auch das Band der Heirath hat darin wenig geändert. Der Verdacht, daß Polen mit der Abſicht eines Sonderfriedens umgehe, wird in Wien ſo lange dauern wie der Krieg. Und wenn andererſeits auch der König von Polen ein Mittel fände, ſeine Bundestreue zu bewähren, ſo hat er doch immer ſelbſt in Sorge zu ſtehen vor den Magnaten ſeines Reiches und ihren Entſchlüſſen. Für dieſe verſchiedenen Beſorgniſſe, dieſes Mistrauen gibt es keinen heilenden Balſam. Der Bund mit Polen hat ſeine Wirkung gethan in dem erſten Feldzuge vor Wien. Auch nachher hat Polen mehrmals durch eine Diverſion die Tartaren abgehalten, und den Großfürſten von Moskau zu demſelben Zwecke in die Allianz gezogen. Und darum iſt doch der Bund nicht völlig nutzlos" [3]).

---

[1]) Croiſſy an Bethune, 24. Mai 1691. Aufgefangenes Schreiben als Beilage zum Berichte des Grafen Windiſchgrätz vom 3. Juli. Les 50,000 Escus qu'Elle (S. M. le roi) veut bien payer après la fin de la campagne, doivent suffire pour toutes sortes de gratifications, soit qu'elles soient données entièrement au Roy et à la Reine de Pologne, soit que vous en retranchiez quelque chose en faveur du Cardinal Radziejowski ou des généraux.

[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 20. Juli, enthaltend die Mittheilungen des Cardinals Radziejowski an den polniſchen Reſidenten Molo in Amſterdam.

[3]) Finalbericht des Venetianers H. Venier, von 1692, p. 334.

Wie Ludwig XIV. beflissen war, dem Kaiser die Bundesgenossen wider die Türken zu entziehen: so verfolgte auch Wilhelm III. seinen Plan zu Gunsten der großen Allianz. Indem er, nur vom entgegen gesetzten Standpunkte aus, mit Ludwig XIV. darin übereinstimmte, daß für den Sieg der Verbündeten über Frankreich zuerst erforderlich sei die Befreiung des Kaisers von dem Türkenkriege, hatte er, wie wir vernommen, den Engländer Hussay zum Zwecke der Vermittelung des Friedens nach Constantinopel entsendet.

Die Kaiserlichen hatten dem türkischen Botschafter Sulfikar Effendi die Heimkehr nicht verstattet. Er hatte von Komorn aus sich wieder in das Schloß Pottendorf begeben müssen [1]). Auf die Ankunft Hussays in Wien nöthigte [2]) man ihn zur Absendung eines Couriers nach Constantinopel, um den äußersten Willen des Sultans zu erfahren. Die Antwort lautete: der Sultan, in engem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich, vermöge nicht einen besonderen Frieden einzugehen. Deshalb sei die Sendung eines Botschafters zu solchem Zwecke eine verlorene Mühe.

So wenig die Antwort verhieß, Hussay brach am 22. April 1691 von Wien auf. Bei seiner Ankunft in Constantinopel schienen die Dinge dort nicht ungünstig zu liegen. Das Volk murrte über den schweren Krieg. Der französische Gesandte Chateauneuf hatte verheißen, daß die französische Macht den Kaiser vollauf im Westen beschäftigen werde. Statt dessen vernahmen die Türken, daß die kaiserlichen Truppen unfern von Ofen sich sammelten, stärker als je zuvor. Die asiatischen Mannschaften in Constantinopel selbst schrien um den Frieden. Sultan Soliman flüchtete nach Adrianopel, mit ihm Chateauneuf, der sich nicht sicher fühlte. Dort jedoch starb Soliman nach einigen Tagen, am 22. Juni 1691. Es folgte ihm sein Bruder Achmet. Die schon nach dem Westen vorgerückten türkischen Truppen wurden zum Theile zurückgerufen. Sie verließen die Festung Illok, ganz Slavonien. Der innere Friede des Reiches jedoch ward nicht gestört [3]).

Der Botschafter Hussay erhielt Audienz. Es geschah in prächtigem Aufzuge, unter dem Jubel des Volkes von Constantinopel. Der Sultan

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 61.
[2]) A. a. O. p. 79: Half met dwangh.
[3]) A. a. O. p. 101.

schien den Vorschlägen Hussays nicht abgeneigt. Dieser verfaßte einen Entwurf. Er schickte den Grafen Marsilly mit demselben nach dem Hauptquartiere der Kaiserlichen [1]).

Inzwischen jedoch ruhten nicht die Waffen. Der Kaiser hatte das äußerste aufgeboten, um die herben Verluste des Jahres 1690 zu ersetzen. Die Bemühungen bei den deutschen Reichsfürsten brachten nicht viel: nur Brandenburg stellte eine erhebliche Zahl, 6000 Mann. Bayern nur ein Regiment. Der Appell dagegen an die Landtage der treuen Erbländer blieb nicht vergebens. Böhmen stellte 7500 Mann, Kroatien 8000, Nieder-Oesterreich 1000, ähnlich die anderen. Man durfte rechnen auf 90,000 Mann in Ungarn. Den Oberbefehl erhielt der Markgraf Ludwig von Baden. Er trug einiges Bedenken, seinen wohl erworbenen Ruf zu wagen; aber es ward ihm ein Operations-Heer von 45,000 Mann zugesichert. Auf dies Versprechen übernahm er die Führung [2]).

Als die Dinge in der Türkei nach der Thronbesteigung des Sultans Achmet keinen Anlaß mehr zur Besorgnis boten, marschirte der Großwesir Mustafa Köprili wieder nach Westen vor. Die Absicht der Feldherren von beiden Seiten war zu schlagen. Zwischen Peterwardein und Salankemen trafen sie auf einander, am 19. August 1691. Die Türken lagen hinter rasch aufgeworfenen Verschanzungen. Die kaiserliche Armee wagte den Sturm auf dieselben, um 3 Uhr Nachmittags. Es begann die bis dahin furchtbarste Schlacht dieses Krieges. Mehrere Stunden lang stand sie zweifelhaft. Der Markgraf meldete nachher dem Könige von England, daß vielleicht niemals ein so hartnäckiges Streiten gesehen worden. Der Fall Mustafa Köprilis entschied. Die türkische Armee löste sich auf in wilde Flucht. Der Preis der Tapferkeit ward den Brandenburgern zuerkannt. Dem Berichte an den Kurfürsten fügte der Kaiser eigenhändig die Worte hinzu: „Ich schreibe den hauptsächlichen Antheil an diesem Siege den Truppen E. L. zu, welche mit großer Tapferkeit gestritten, wofür ich E. L. mich für immer verpflichtet und dankbar halten werde". Aehnlich spricht sich der Markgraf dem Kurfürsten aus [3]).

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 116.
[2]) A. a. O. p. 47, 122.
[3]) Eine lange Reihe dieser Schreiben bei Sylvius t. III, b. 31, p. 127 cqq.

Im Haag verbreitete sich bereits zu Ende August das Gerücht eines großen Sieges der kaiserlichen Waffen. Die Generalstaaten ließen Windischgrätz befragen. Er hatte noch keine Nachricht. Erst am 4. September gelangten die kaiserlichen Handschreiben für den König und für die Generalstaaten an ihn. Er überreichte sofort das letztere. Aehnlich wie die kaiserlichen Gesandten damals über Irland berichten mit den Worten: „Wir haben einen Sieg" u. s. w., so klingt die Antwort der Generalstaaten vom folgenden Tage, dem 5. September, wie ein Jubelruf in eigener Sache. „Wahrlich, sagen sie, wenn irgend Jemand der Bundesgenossen über diese erwünschte Wendung Freude empfindet, so stehen darin wir voran. Denn nicht bloß rechnen wir die Vortheile dessen, dem die Ehre gebührt, Ew. kaiserlichen Majestät, auch uns mit an, sondern wir sehen auch den Nutzen als sicher voraus, welcher der gemeinsamen Sache dadurch erwächst, daß nun die Türken, nachdem sie sich so oft durch Frankreichs leere Verheißungen haben täuschen lassen, den Frieden von Ew. Majestät annehmen, und daß dann das siegreiche kaiserliche Heer den allgemeinen Brand, der am Rheine mit der grausigen Verwüstung begonnen, eben dort auch erfolgreich enden werde." In gleicher Weise schrieb der König Wilhelm III. aus dem Hauptquartiere zu Mesle. Sein Schreiben enthielt namentlich indirect das Eingeständnis eines früheren Irrthumes. Er wisse, sagte er, daß die französische Politik, wie sie früher die Türken zum Bruche des Stillstandes gereizt, so auch nun nichts unterlassen habe, um der Herstellung des Friedens entgegen zu arbeiten [1]).

Die Aussichten erschienen nun günstig. Denn in denselben Tagen, am 7. September, verfaßte der holländische Gesandte im Lager vor Adrianopel einen Bericht über die Lage der Dinge in der Türkei. Die beiden Gesandten, Hussay und Colyer, hatten als die Grundlage des zu schließenden Friedens den Besitzstand gefordert, ferner die Anerkennung von England und Holland als vermittelnden Mächten. Der neue

---

[1]) Schreiben der Generalstaaten vom 5. September. — Dasjenige des Königs ist vom 6. September. Er sagt: qui (sc. Galli) ut prioris foederis (sic! rectius: tractatus induciarum) C^{in} V^{m} M^{tem} inter et Turcas turbandi rationem aliquam primo invenerunt, ita nunc ne idem foedus instaurari posset, intentatum nihil reliquerunt.

Großwesir Osman war nicht abgeneigt [1]). Andere Nachrichten meldeten, daß er sich auf den Weg nach Belgrad begeben, daß ihm der Graf Marsilly voraus geeilt, um dem Markgrafen von Baden die Nachricht zu überbringen. Es hieß im Haag bereits, daß der Kaiser die Grafen Kinsky und Stratemann zu Friedensbotschaftern ernannt [2]).

Dann jedoch kamen andere Nachrichten. Das wilde Volk der Raitzen, im Dienste des Kaisers, hatte den in türkischer Kleidung reisenden Marsilly, weil man ihn für einen Türken hielt, tödtlich verwundet. Schlimmer noch war die andere Nachricht: Hussay war nach kurzem Krankenlager gestorben. Sein Tod erfolgte für die französische Politik zu so gelegener Zeit, daß, wie gar oft in jenen Tagen, sich das Gerücht der Vergiftung erhob. Eben dasselbe Loos, hieß es, habe man dem Holländer Colyer zu bereiten versucht; dieser jedoch habe durch seine kräftige Natur das Gift überwunden [3]). Das Gerücht verdient in so fern Erwähnung, weil es damals umlief. Wir Spätere vermögen weder es zu bewahrheiten, noch zu entkräften.

Der König Wilhelm III. erhielt die Nachricht des Todes von Hussay am 28. October/7. November. Ein Ersatz erschien ihm dringend. Er dachte an Paget, an Trumball. Der Ritter Harbord kam zuvor mit dem freiwilligen Erbieten. Er kannte die Türken; denn er war in Constantinopel gewesen. Seine Gesinnung für den Kaiser war nach Wunsch; denn er hatte als Freiwilliger Theil genommen an dem glücklichen Sturme auf Buda, im Jahre 1686. Er versprach binnen acht Tagen reisefertig zu sein. Der König Wilhelm III. ernannte ihn zum Friedens-Botschafter [4]).

Es war demnach auch nicht Ein Tag verloren. Und doch war, was die Schnelligkeit betraf, der Wetteifer mit Frankreich immer sehr schwer. Bereits vorher war Rebenac-Feuquieres auf dem Wege nach Constantinopel, und zwar mit vier Millionen baar in der Hand [5]). Wir werden den Verlauf dieser Dinge später zu ersehen haben.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 23. October.
[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 146.
[3]) A. a. O.
[4]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 19. November
[5]) Sylvius a. a. O. p. 146.

Wie im Südosten von Europa, so standen ähnlich die Dinge im Nordwesten, in Irland [1]).

Einer der wichtigen Gründe für die Reise des Königs Wilhelm im April nach England war die Frage gewesen, ob der Zustand der Dinge in Irland seine Anwesenheit dort nothwendig mache. Nach der Erkundung der Sachlage glaubte er dem General Ginkel die Beendigung überlassen zu dürfen.

Die Aufzeichnungen des Königs Jacob ergeben, daß von Frankreich aus nur so viele Hülfe nach Irland geschickt wurde, wie eben hinreichte das Feuer des Krieges dort glimmend zu erhalten. Nicht französische Mannschaft landete in Irland, sondern Offiziere, welche die Führung übernahmen, an ihrer Spitze St. Ruth, der die Unterordnung auch Tyrconnels, des Statthalters von Jacob, thatsächlich durchsetzte. Tyrconnel verlangte Geld von St. Germain her. Er müsse eintausend Pistolen haben, sagte er, auch wenn der König Jacob dafür sein Hemd vom Leibe gäbe. Der König Jacob hatte kein Geld [2]).

St. Ruth hoffte die Stadt Athlone zu halten, welche der durchströmende Shannon in zwei Stadttheile zerschnitt, den englischen und den irischen. Ginkel erstürmte sie am 30. Juni/10. Juli. St. Ruth ersah sich dann eine günstige Stellung bei Aghrim, um dort Stand zu halten. Am 12./22. Juli nahte das buntfarbig zusammengesetzte Heer des Königs Wilhelm. Es war nicht die Absicht Ginkels, sogleich zu schlagen. Der Herzog von Würtemberg jedoch, der die Dänen führte, von Kampfeseifer fortgerissen, verwickelte sich mit einigen Haufen Irländer. Es war bereits 5 Uhr Abends. Er gerieth in Bedrängnis. Die französischen Hugenotten kamen zur Hülfe. Von beiden Seiten rückten immer mehr Truppen nach, bis sich eine vollständige Schlacht entwickelte. Zwei Stunden lang hielten die Irländer Stand. Dann lösten sie sich auf. Unter den 5000 Gefallenen war auch der französische General St. Ruth [3]).

[1]) Macaulay in Ch. XVII berichtet über Irland ausführlicher. Meine Darstellung hält sich wesentlich an die Berichte der kaiserlichen Gesandten in London und im Hauptquartiere des Königs, nebst den Original-Beilagen zu diesen Berichten.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 451.

[3]) Die Berichte Hoffmanns vom 28. Juli und 3. August. — The life of James. Vol. II, p. 459.

Wenige Tage ſpäter capitulirte die Stadt Galway. Die Bedingungen beſagten, daß die Stadt in Betreff der Güter und der Religion ſtehen ſolle, wie unter Carl II., und daß ſowohl Katholiken wie Proteſtanten zu den ſtädtiſchen Aemtern Zutritt haben ſollten. „Die letztere Bedingung, fügt Hoffmann ſeinem Berichte hinzu, mißfällt den engliſchen Miniſtern. Sie tadeln den General Ginkel wegen ſeiner Gelindigkeit. Und ſicherlich hätte die Stadt von einem engliſchen General dieſe Bedingung nicht erhalten" [1]). Wir Spätere erkennen eben daraus den Grund für die Wahl Ginkels zum Oberanführer. Denn mit demſelben Rechte darf weiter geſagt werden: der General Ginkel, indem er ein ſolches Zugeſtändnis machte, mußte der Einwilligung des Königs im voraus ſicher ſein. Mit anderen Worten: er handelte gemäß ſeiner Inſtruction, die ihn anwies jeglichen Vorwand eines Religionskrieges nach Kräften zu beſeitigen. Burnet ſagt ausdrücklich, daß Ginkel vom Könige geheimen Befehl hatte in alles zu willigen, damit nur der Krieg in Irland ein Ende nähme [2]).

Aber noch war Limerick übrig als das letzte Bollwerk der Sache des Königs Jacob in Irland. Nach dem Falle des St. Ruth übernahm Tyrconnel wieder den Oberbefehl. Er wollte Limerick halten. Jacob II. drängte in Ludwig XIV. um Hülfe für die Stadt [3]).

Allein in Limerick ſelber regten ſich auch andere Strömungen. Es geſchah, daß der Oberſt Lutterel von dort, auf einen Streifzug ausgeſendet, mit dem Commando zuſammen traf, welches die von Galway ausziehende iriſche Beſatzung geleitete. Lutterel erkundigte ſich nach den Bedingungen, welche, im Falle einer Capitulation, der General Ginkel gewähren würde. Die Antwort lautete, daß ſie denen von Galway zu entſprechen hätten. Dies genügte für Lutterel. Er knüpfte von da eine Correſpondenz an mit dem holländiſchen Offizier.

So unfruchtbar dieſe Sache an ſich blieb: ſo hatte ſie durch die Verkettung der Dinge eine große moraliſche Bedeutung. Sie feſtigte in dem General Ginkel die Hoffnung des Gelingens. In ſeinem Kriegsrathe erhoben ſich einige Stimmen wider eine Unternehmung gegen Limerick. Die Jahreszeit ſei allzu weit vorgerückt, hieß es. Nachdem

[1]) Bericht vom 3. Auguſt.

[2]) Burnet II, p. 95.

[3]) The life of James. Vol. II, p.

legen, d'Uſſon hatte für ſich ſelber zu fürchten [1]). Er mußte Chamade ſchlagen laſſen. Das Einzige, was übrig blieb, war das Erlangen möglichſt günſtiger Bedingungen. So am 3./13. October.

Eine Kargheit darin lag dem Sinne Ginkels, gemäß der geheimen Vollmacht des Königs, ſehr fern. Es kam dabei auf beide Theile der Gegner an, die Iren und die Franzoſen.

Ginkel verſtattete den Franzoſen freie Heimkehr, den Irländern, die es verlangen würden, den Eintritt in den franzöſiſchen Kriegsdienſt. Er verſprach die ungehinderte Rückkehr für die franzöſiſche Entſatzflotte, die, wie d'Uſſon wußte, unterwegs war. In der That erblickte man, am zweiten Tage nach der Capitulation von Limerick, eine Flotte von 16 Kriegsſchiffen und 24 Laſtſchiffen, unter dem Admiral Chateau-Renaud, in der Mündung des Shannon. Gemäß der Capitulation kehrte er um [2]).

Die Bedingungen der Irländer waren anderer Art. Die Beſatzung capitulirte nicht bloß für ſich, ſondern für das Königreich. Der Inbegriff dieſer Bedingungen war die Herſtellung des Zuſtandes der Dinge, im Kirchlichen wie im Weltlichen, wie unter Carl II., alſo entſprechend den Feſtſetzungen von Galway [3]).

Dieſer lediglich iriſche Theil der Capitulation wurde nicht ſogleich veröffentlicht. Er müſſe zuvor, hieß es, dem Parlamente vorliegen. Eben dies Geheimnis rief in England Misvergnügen hervor, wie andererſeits die Erlaubnis für die Irländer in fremden Dienſt zu treten. Die confiscirten Güter der Rebellen, ſagte man, würden einen großen Theil der Kriegeskoſten decken, die ſie verſchuldet. Nun ſcheine man ſie ihnen belaſſen zu wollen. — Die Unparteiiſchen hielten den Murrenden die Frage entgegen, ob man im Stande geweſen ſei, auf andere Weiſe Limerick zu nehmen, und dadurch den Krieg in Irland mit Einem Schlage zu beenden. Sie wieſen hin auf das Erſcheinen der franzöſiſchen Flotte um zwei Tage ſpäter. Auch ſo noch, meinten ſie, bleibe die nicht ſchleunige, nicht ſofortige Hülfeleiſtung von Frankreich

[1]) Schreiben des Generals Sgravemoor vom 24. September/4. October: Ils ont voulu mettre bas les armes, et mesme insulter le général la nuit.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 30. October.

[3]) Que la police et la religion seront establies comme du temps du roy Charles II.

für Limerick, durch deſſen Erhaltung es einen abermaligen Feldzug in Irland nöthig gemacht haben würde, der größte Fehler, den Frankreich in dieſem Kriege bisher begangen [1]).

Es iſt von beſonderem Intereſſe, das Urtheil des Königs Jacob über die Capitulation von Limerick zu vernehmen, wie es ſich darlegt in den Worten ſeines Biographen aus ſeinen Papieren. „Es war ein ſtarker Zuwachs an Kränkung für den König, ſagt er, daß ſein Volk ſich ſo willig fügte in dieſe Ausdehnung der Prärogative bei einem Uſurpator, welcher ſie bei ihrem rechtmäßigen Könige ſo heftigen Widerſtand entgegen geſetzt hatten. Denn, indem der Prinz von Oranien bei dem Anlaſſe dieſer Capitulation in Betreff der freien Ausübung der Religion, des Waffenrechtes, des Entbindens von Eiden, ſo weit gehende Bewilligungen machte, und zwar dies lediglich vermöge ſeiner Autorität, machte er in der Ausübung der Diſpenſationsgewalt viel weitere Schritte als diejenigen, welche dem Könige die Anfeindung zugezogen, und welche wie es ſchien, ihm nie vergeſſen oder von ihm genug gebüßt werden konnten" [2]).

So der König Jacob. Anders der König Wilhelm. Sein Urtheil über den Fall von Limerick liegt uns vor in ſeinem Schreiben an den Kaiſer, vom 28. October 1691.

„Die Stadt Limerick, ſagt er, durch ihre Lage, ihre Befeſtigung befähigt zum äußerſten Widerſtande, iſt in unſeren Händen. Demgemäß iſt die Rebellion im Königreiche Irland beendet."

„Wir ſind mit Dank erfüllt für dieſe Güte des Lenkers aller Dinge. Wir hegen zugleich die Hoffnung, daß über dieſen glücklichen Stand unſerer Angelegenheiten Ew. kaiſerliche Majeſtät dieſelbe Freude haben werden wie wir. Denn wenn auch immer dieſe Nachricht an ſich ſelber uns hoch willkommen iſt, ſo ſind wir darüber doch ganz beſonders deshalb froh, weil, nach der Einnahme dieſer Stadt, wir im Stande ſind gegen die unheilvollen franzöſiſchen Anſchläge, unter denen Europa ſeit ſo langen Jahren ſchwer ſeufzt, unſeren Bundesgenoſſen um ſo nachdrücklicher beiſtehen zu können. Nichts liegt uns mehr am Herzen als dies, und wir werden darin, mit Gottes Hülfe,

[1]) Verſchiedene Berichte Hoffmanns vom October 1691.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 468.

auch Sligo gefallen, wie Galway, habe man der Erfolge genug. Limerick sei stärker als im Jahre zuvor. Die Belagerung müsse dem nächsten Feldzuge vorbehalten bleiben. Ginkel erwiederte: „Vor der Uebergabe von Limerick bringt mich kein Mensch lebendig von hier“ [1]).

Er mochte damals hoffen, durch sein Erscheinen vor der Stadt die Capitulation hervorzurufen. Er eilte mit anderen Truppen der Artillerie voran. So günstig indessen lagen nicht die Dinge. Die Correspondenz von Lutterel war entdeckt. Er wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Gemäß den Papieren des Königs Jacob hat dies Kriegsgericht, wegen des Anhanges von Lutterel, Bedenken getragen nach der Schärfe gegen ihn zu verfahren, und ihm nur eine Haft zuerkannt, für so lange als es dem Könige Jacob beliebe. Nach anderen Nachrichten hat das Kriegsgericht das Todesurtheil gesprochen, Ginkel jedoch dann dem Commandanten entbieten lassen, daß, im Falle der Hinrichtung Lutterels, alle Gefangene in seinen Händen dasselbe Geschick erleiden würden. Wie immer diese Dinge sich verhalten, in jedem Falle ergibt sich, daß von Anfang eine nicht geringe Partei in Limerick geneigt war zur Capitulation [2]).

Die Gerüchte gingen noch weiter. Tyrconnel starb in den ersten Tagen der Belagerung, und zwar nach den Berichten in den Papieren des Königs Jacob, vom Schlage gerührt. In England jedoch verbreiteten Briefe aus Irland das Gerücht: Tyrconnel sei, wegen des Verdachtes der Franzosen, daß auch er mit dem Gedanken der Capitulation umginge, an Gift gestorben [3]).

Der Franzose d'Usson übernahm den Oberbefehl. Er hatte unzweifelhaft den Willen die Stadt zu vertheidigen. Ginkel mußte daher sich anschicken zu einer regelrechten Belagerung. Sie begann am 25. August/4. September. Die Besatzung war 12,000 Mann stark, mit Lebensmitteln reichlich versehen. Die Stadt war nicht umschlossen. Die Verbindung mit dem rechten Ufer des Stromes, nach Connaught hin, war frei. Dort befand sich die Cavallerie, unfern der Stadt, zu

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 30. October. Er beruft sich auf die Briefe aus dem Hauptquartiere vor Limerick.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 460. — Hoffmanns Bericht vom 7. September.

[3]) A. a. O.

welcher sie Zugang hatte über die steinerne Thomond-Brücke. Die Regenzeit nahte heran. Unterdessen hatte auch Ludwig XIV. der dringenden Bitte Jacobs II. nachgegeben. Eine Hülfe für Limerick ward vorbereitet. Demnach dürfte nicht gesagt werden, daß die Aussichten für Ginkel günstig lagen.

Die Siegesbotschaft von Salankemen traf bei ihm ein. Eine dreifache Salve aus allen Geschützen der Belagerer that den Eingeschlossenen kund, daß, außer dem Könige von Frankreich, dem sie, im vermeintlich eigenen Interesse, dienstbar waren, als ihre weiteren Freunde nur noch anzusehen hatten die Türken [1]).

Die Belagerung rückte dennoch wenig vorwärts, bis eine günstige Verkettung der Dinge zu Hülfe kam.

Es war dem General Ginkel vor allen Dingen daran gelegen, die Verbindung der Besatzung mit der Cavallerie unter Sarsfield auf dem rechten Ufer aufzuheben, und die Stadt völlig einzuschließen. Es gelang ihm oberhalb der Stadt eine Pontonbrücke über den Shannon zu legen. Er marschirte hinüber. Er griff die irische Cavallerie an, und warf sie zurück bis an das Gebirge. Dort jedoch konnte sie sich nicht erhalten. Sarsfield von seiner Seite, d'Usson von der Stadt aus suchten die Verbindung herzustellen. Sarsfield kam näher heran, in der Hoffnung sich in die Stadt zu werfen. Ginkel trat ihm entgegen, eine halbe Stunde von der Stadt. Die Iren, zersprengt, gedachten auch so sich zu retten in die Stadt hinein. Aber die Verfolger waren mit ihnen, unter ihnen. Der französische Commandant des Brückenkopfes wagte nicht das Thor zu öffnen. Nur Sarsfield und einige andere Offiziere gelangten durch eine Nebenpforte hinein. Die flüchtigen Iren wurden fast alle getödtet [2]).

Der Vorfall brach den Muth der Belagerten. Die Forderung der Capitulation ward laut. Die Iren drohten die Waffen nieder zu

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 18. September, aus dem Hauptquartiere Wilhelms III.

[2]) Der eigentliche Vorgang wird sehr verschieden berichtet. Macaulay spricht schweren Tadel aus über den Biographen Jacobs II.; aber nach diesem Biographen machen die Iren einen Ausfall, nach Macaulay stürmt Ginkel den Brückenkopf. Es ist nicht klar, wie man stürmen kann, bevor eine Bresche gelegt ist. — Ich folge dem Berichte bei [illegible]

Klopp. Fall d. Hauses Stuart u. [illegible]

legen, d'Uſſon hatte für ſich ſelber zu fürchten [1]). Er mußte Chamade ſchlagen laſſen. Das Einzige, was übrig blieb, war das Erlangen möglichſt günſtiger Bedingungen. So am 3./13. October.

Eine Kargheit darin lag dem Sinne Ginkels, gemäß der geheimen Vollmacht des Königs, ſehr fern. Es kam dabei auf beide Theile der Gegner an, die Iren und die Franzoſen.

Ginkel verſtattete den Franzoſen freie Heimkehr, den Irländern, die es verlangen würden, den Eintritt in den franzöſiſchen Kriegsdienſt. Er verſprach die ungehinderte Rückkehr für die franzöſiſche Entſatzflotte, die, wie d'Uſſon wußte, unterwegs war. In der That erblickte man, am zweiten Tage nach der Capitulation von Limerick, eine Flotte von 16 Kriegsſchiffen und 24 Laſtſchiffen, unter dem Admiral Chateau-Renaud, in der Mündung des Shannon. Gemäß der Capitulation kehrte er um [2]).

Die Bedingungen der Irländer waren anderer Art. Die Beſatzung capitulirte nicht bloß für ſich, ſondern für das Königreich. Der Inbegriff dieſer Bedingungen war die Herſtellung des Zuſtandes der Dinge, im Kirchlichen wie im Weltlichen, wie unter Carl II., alſo entſprechend den Feſtſetzungen von Galway [3]).

Dieſer lediglich iriſche Theil der Capitulation wurde nicht ſogleich veröffentlicht. Er müſſe zuvor, hieß es, dem Parlamente vorliegen. Eben dies Geheimnis rief in England Misvergnügen hervor, wie andererſeits die Erlaubnis für die Irländer in fremden Dienſt zu treten. Die confiscirten Güter der Rebellen, ſagte man, würden einen großen Theil der Kriegeskoſten decken, die ſie verſchuldet. Nun ſcheine man ſie ihnen belaſſen zu wollen. — Die Unparteiiſchen hielten den Murrenden die Frage entgegen, ob man im Stande geweſen ſei, auf andere Weiſe Limerick zu nehmen, und dadurch den Krieg in Irland mit Einem Schlage zu beenden. Sie wieſen hin auf das Erſcheinen der franzöſiſchen Flotte um zwei Tage ſpäter. Auch ſo noch, meinten ſie, bleibe die nicht ſchleunige, nicht ſofortige Hülfeleiſtung von Frankreich

[1]) Schreiben des Generals Sgravemoor vom 24. September/4. October: Ils ont voulu mettre bas les armes, et mesme insulter le général la nuit.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 30. October.

[3]) Que la police et la religion seront establies comme du temps du roy Charles II.

für Limerick, durch dessen Erhaltung es einen abermaligen Feldzug in Irland nöthig gemacht haben würde, der größte Fehler, den Frankreich in diesem Kriege bisher begangen [1]).

Es ist von besonderem Interesse, das Urtheil des Königs Jacob über die Capitulation von Limerick zu vernehmen, wie es sich darlegt in den Worten seines Biographen aus seinen Papieren. „Es war ein starker Zuwachs an Kränkung für den König, sagt er, daß sein Volk sich so willig fügte in diese Ausdehnung der Prärogative bei einem Usurpator, welcher sie bei ihrem rechtmäßigen Könige so heftigen Widerstand entgegen gesetzt hatten. Denn, indem der Prinz von Oranien bei dem Anlasse dieser Capitulation in Betreff der freien Ausübung der Religion, des Waffenrechtes, des Entbindens von Eiden, so weit gehende Bewilligungen machte, und zwar dies lediglich vermöge seiner Autorität, machte er in der Ausübung der Dispensationsgewalt viel weitere Schritte als diejenigen, welche dem Könige die Anfeindung zugezogen, und welche wie es schien, ihm nie vergessen oder von ihm genug gebüßt werden konnten" [2]).

So der König Jacob. Anders der König Wilhelm. Sein Urtheil über den Fall von Limerick liegt uns vor in seinem Schreiben an den Kaiser, vom 28. October 1691.

„Die Stadt Limerick, sagt er, durch ihre Lage, ihre Befestigung befähigt zum äußersten Widerstande, ist in unseren Händen. Demgemäß ist die Rebellion im Königreiche Irland beendet."

„Wir sind mit Dank erfüllt für diese Güte des Lenkers aller Dinge. Wir hegen zugleich die Hoffnung, daß über diesen glücklichen Stand unserer Angelegenheiten Ew. kaiserliche Majestät dieselbe Freude haben werden wie wir. Denn wenn auch immer diese Nachricht an sich selber uns hoch willkommen ist, so sind wir darüber doch ganz besonders deshalb froh, weil, nach der Einnahme dieser Stadt, wir im Stande sind gegen die unheilvollen französischen Anschläge, unter denen Europa seit so langen Jahren schwer seufzt, unseren Bundesgenossen um so nachdrücklicher beistehen zu können. Nichts liegt uns mehr am Herzen als dies, und wir werden darin, mit Gottes Hülfe,

[1]) Verschiedene Berichte Hoffmanns vom October 1691.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 468.

keine Gelegenheit versäumen. Gott schütze Ew. kaiserliche Majestät und erhalte unsere beiderseitige Freundschaft fest und dauerhaft zum Gemeinwohle der Christenheit" [1]).

In derselben Weise sprach der König mündlich zu dem glückwünschenden Grafen Windischgrätz. Er beklagte sich, daß er, ungeachtet er seine Gesundheit und sein Leben mit Freuden gewagt, dennoch den Marschall Luxemburg nie zum Schlagen habe bringen können. Dann jedoch redete er vom Frieden. Er sprach die Hoffnung aus, daß bei dieser Lage der Dinge, wenn ein Abkommen mit den Türken bald getroffen werde, ein ehrenhafter und nützlicher Friede auch in der Christenheit zu erwarten stehe. Er legte vertrauliche Briefe aus Paris vor, auf die er seine Hoffnung stützte. Darin hieß es, daß seit dem Tode des Ministers Louvois, in dessen Interesse die Fortdauer des Krieges lag, der König im engeren Rathe auf den Frieden gedenke. Man bemühe sich dort nicht mehr viel um den König Jacob: im Gegentheile sei die Geneigtheit zur Anerkennung des Königs Wilhelm III. bemerkbar [2]).

So am 27. October 1691. Es ist, so weit bekannt, das erste Mal, daß dieser Gedanke von Frankreich her Ausdruck gefunden.

Einige Tage später trat Windischgrätz abermals vor den König. Dieser fragte, ob der Gesandte die neuliche Unterredung dem Kaiser berichtet. Als Windischgrätz bejahte, fuhr der König fort: „Es würde mir angenehm sein, je eher desto besser die Gedanken des Kaisers darüber zu kennen". Windischgrätz versetzte, daß dem Kaiser wahrscheinlich lieb sein würde, eine spezielle Erklärung des Königs zu haben. „Ich bin sofort bereit, erwiederte Wilhelm III. Die drei Kronen wird mir Niemand nehmen, der nicht stärker ist als ich. Die Rückgabe meines Fürstenthumes Oranien ist vorgeschrieben durch die früheren Verträge. Die Republik verlangt nichts für sich. Schwerer liegt die Sache für das Reich und für die Krone Spanien. Man muß ihnen auf alle Weise zu helfen trachten." „Ich wiederhole Ihnen, fuhr dann der König fort, daß ich dem neuerdings von Schweden her wieder in Gang gesetzten Gerüchte eines Sonderfriedens zwischen dem Kaiser und Frank-

[1]) Anlage I.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. October.

reich keinen Glauben beimesse. Aber so viel ist wahr, daß, wenn es dem Könige von Frankreich gelingen sollte, nicht etwa den Kaiser, sondern überhaupt eine der vier Hauptmächte von den andern drei zu trennen, alle bisher aufgewandte Mühe und Arbeit anzusehen ist wie verloren. Melden Sie dem Kaiser, daß er in Krieg und Frieden auf mich rechnen kann" [1]).

Wir werden von jeder der vier Hauptmächte, wenn wir anders die Republik und das Parlament von England uns denken können als getrennt von dem Könige Wilhelm, je nach einander und zu ihrer Zeit eine directe Aeußerung über die Möglichkeit einer solchen Trennung zu vernehmen haben. Zuerst damals gleich von der Republik.

Der König trat in die Versammlung der Generalstaaten. Sie brachten ihm ihren Dank dar. Habe er auch den Feind nicht zum Schlagen bringen können: so sei es doch, nächst Gott, dem Könige zuzuschreiben, daß der Rest der spanischen Niederlande als die Vormauer der Republik in diesem Feldzuge nicht verloren gegangen [2]).

In wenigen Tagen wurde dann der Kriegesstand der Republik für den Feldzug von 1692 berathen und festgestellt.

Die Nachrichten über die Ausführung der Capitulation von Limerick riefen den König nach England. Am Nachmittage des 18./28. October stieg er an Bord, um bereit zu sein für die erste günstige Wendung des Windes. Sie erfolgte sofort. Der Wind setzte um nach Südost. Die Schiffe lichteten die Anker.

Bevor wir indessen dem Könige nach England folgen, haben wir uns zurück zu wenden zu dem in jenen Briefen aus Paris berührten Stande der Dinge in Frankreich, und weiter hinaus zu dem damaligen Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber dem päpstlichen Stuhle.

Zunächst wird in jenen Briefen der Tod des Kriegsministers Louvois hervorgehoben. Er erfolgte am 16. Juli.

Daß in Betreff der Kriegführung zwischen dem Könige Ludwig XIV. und Louvois eine erhebliche Verschiedenheit der Ansichten obgewaltet haben solle, liegt nicht vor. Vielmehr ist gerade in der letzten

---

[1]) Bericht vom 30. October.

[2]) dat het resteerende van de Spaensche Nederlanden, de voormuyr van desen staet, desen somer niet is verloren gegaen.

Zeit eine besondere Uebereinstimmung der beiden nachzuweisen, im Gegensatze gegen die Ansichten Anderer.

Im Juni erwogen der König und Louvois den Plan eines Bombardements von Brüssel. Louvois gab dem Marschalle Luxemburg den wiederholten Befehl. Milde und Menschlichkeit hatten sich früher nicht als hervorstechende Eigenschaften des Marschalls erwiesen: diesen Befehl jedoch auszuführen war er nicht geneigt. Eben so wenig Vauban. Man füge dadurch ein schweres Leid zu, erwiederten sie, ohne eigenen Nutzen. Denn der König gewinne dadurch nicht einen Fußbreit Landes. Er entfremde sich dagegen die Neigung der Belgier, die ihm sich zuzuwenden beginne. Sie riethen ab. Louvois und der König dachten anders. Zwar bestand jener für den Augenblick nicht auf die Ausführung; aber er gab den Grund des Befehles bestimmter an. „Der König, sagte er, hat diesen Entschluß des Bombardements gefaßt, weil, so lange in Belgien die großen Armeen einander gegenüber stehen, er kein anderes Mittel besitzt, um die Völker zur Ungeduld zu reizen, als indem er ihnen das möglichste Leid anthut. Nun fürchten aber die Menschen nichts so sehr wie die Bomben und Feuerkugeln." So am 30. Juni [1]). Der Marschall beharrte dem Könige und Louvois gegenüber in seiner ablehnenden Haltung. Der Plan ward vertagt.

Dagegen war eine Misstimmung zwischen dem Könige und Louvois im Jahre 1691 allerdings vorhanden.

Als einen hauptsächlichen Ursprung derselben hebt St. Simon hervor das Gegenwirken des Louvois wider den Wunsch der Frau von Maintenon, daß ihre Heirath mit dem Könige öffentlich bekannt gemacht und sie als Königin erklärt werde. Der König, meldet St. Simon, habe der Frau sein Wort gegeben, auf das Andringen von Louvois es dann zurückgenommen [2]).

Es ist immerhin möglich, daß derartige Dinge sich zugetragen. Aber der König Ludwig XIV. hat dann diesen Minister um volle

---

[1]) Rousset t. IV, p. 477.

[2]) Mémoires t. VIII, p. 93 et suiv. St. Simon selbst stellt dort seine Erzählung von der Impetuosität des Louvois bei diesem Anlasse in Parallele mit der anderen bekannten über das Fenster zu Trianon als den Anlaß des Krieges von 1688. Sie dürfte also gleichen Werth haben, zumal da sie beruht auf den Aussagen horchender Kammerdiener.

vierundzwanzig Jahre überlebt, und diese gesammte Zeit hindurch ist das Verhältnis mit der Maintenon genau dasselbe geblieben, wie bei Lebzeiten des Louvois. Demnach ist schwer anzunehmen, daß Ludwig XIV., wenn er jemals der Maintenon ein solches Versprechen gegeben, nur oder hauptsächlich durch die etwas ungestümen Vorstellungen des Louvois sich von der Erfüllung habe abhalten lassen. Die Frage der Nicht-Erklärung wird nachher wieder an uns herantreten.

Damit wird nicht in Frage gestellt, daß zwischen dem Minister Louvois und der Frau von Maintenon eine gegenseitige Abneigung statt fand.

Allein zur Erklärung der Abneigung Ludwigs XIV. wider Louvois bedarf es nicht der Annahme einer fremden Einwirkung. Sie entstammte aus der Seele Ludwigs XIV. selbst, und zwar zuerst in Anlaß eines bestimmten Vorfalles.

Wir haben früher (Bd. I. S. 173) kurz erwähnt, daß Ludwig XIV. ein eigentliches Treffen niemals geleitet, daß er auch dann, als einmal gegenüber dem Prinzen von Oranien eine, wie es schien, günstige Gelegenheit sich darbot, auf den Rath seiner Generale von seinem Wunsche abstand. Es wird sich ergeben, daß dieser Vorfall in der Seele Ludwigs XIV. für Jahrzehnte lebendig blieb und demnach auch Consequenzen nach sich zog. Darum erfordert zunächst die Thatsache selbst unsere Aufmerksamkeit.

Im April des Jahres 1676 begab sich Ludwig XIV. zu der Armee in Flandern. Die Heere kamen einander nahe bei Valenciennes. Es handelte sich um die Frage eines Treffens.

St. Simon hat in seinen Denkwürdigkeiten diese Lage der Dinge dargestellt [1]). Wir Spätere vermögen nicht zu unterscheiden, wo in dieser Darstellung die Realität aufhört, die Ausmalung beginnt. Wir haben daher uns zu halten an die Worte eines Augenzeugen, des königlichen Historiographen Pellisson.

„Bei Tagesanbruch, sagt Pellisson, sah man die Feinde auf einer Anhöhe zwischen der Contrescarpe von Valenciennes und den benachbarten Gehölzen sich in Schlachtordnung stellen. Sie stiegen sogar einmal hernieder wie um vorzurücken, zogen jedoch dann sich wieder

[1]) Mémoires t. VIII, p. 78 et suiv.

zurück, um den Vortheil der Stellung nicht zu verlieren. Wie man nachher erfahren hat, war dies im Beginne nur die Besatzung von Valenciennes, welche durch ihre Aufstellung den nach und nach anrückenden Truppen ihre Orte anwies. Der König urtheilte darüber sehr richtig, und obwohl sich nur erst acht bis zehn Schwadronen um ihn befanden wünschte er einen Angriff auf jene anmarschirenden, noch nicht geordneten Truppen. Denn er war der Ueberzeugung, daß man sie schlagen würde. Aber der Marschall Schomberg, La Feuillade, kurz sämmtliche Generale um ihn nahmen sich die Freiheit ihm vorzustellen, wie bedenklich es sei die Person Sr. Majestät zu wagen, wo man die Sachlage drüben nicht genauer kenne. Der König erwiederte, daß die Generale mehr Erfahrung besäßen als er, und daß er darum ihnen nachgebe, jedoch ungern" [1]).

Wenn auch immer in dieser Darstellung Pellissons sich eine Ungenauigkeit befände: so spiegelt sie doch diejenige Ansicht wieder, die fortan in der Seele Ludwigs XIV. selber sich festsetzte. Und darauf kommt es an. Er hatte, wie er glaubte, bei Valenciennes die günstige Gelegenheit gehabt den Prinzen von Oranien zu schlagen. Und diese Gelegenheit war ihm entgangen.

Der Bericht von St. Simon, wie er ihn aus dem Munde des mitanwesenden Marschall de Lorge vernommen, stimmt in Betreff des Motives der Generale zum Abrathen mit demjenigen von Pellisson überein. „Die Person des Königs versetzte sie in Verlegenheit," sagte er.

Der bei Valenciennes nicht anwesende Marschall Luxemburg äußerte nachher sein Urtheil, entsprechend demjenigen der Generale bei Valenciennes. „In einer Schlacht fallen Hiebe, sagte er. Immerhin darf man annehmen, daß der König sich nicht im Handgemenge befinden würde. Aber die Kugeln fliegen hierhin, dorthin, und da haben wir vor uns das Beispiel von Turenne. Offen gesprochen, derartige Dinge sind nicht die Sache eines Königs. Eine Schlacht wird auf ebenem Felde geliefert, und Sie wissen, ob der König sich dabei befinden darf" [2]).

So Luxemburg an Louvois. Dann brachte er dem Könige seine Huldigungen dar für den bewiesenen Muth. „Es ist ungleich ruhm-

[1]) Lettres historiques t. III, p. 52 et suiv.

[2]) Rousset: Louvois t. II, p. 226 et suiv.

voller für Ew. Majestät, sagt er, dem Feinde die Schlacht angeboten zu haben, ohne daß er sich getraut sie anzunehmen, als wenn Sie eine angebotene gewonnen hätten." In diesem Sinne redet er weiter. Der Contrast der Aeußerungen Luxemburgs vor Louvois und vor dem Könige, das geflissentliche, sehr hoch gespannte Lob des Muthes bei dem letzteren, stellt erst recht ins klare Licht, daß Luxemburg den eigentlichen und wahren Beweggrund der Generale bei Valenciennes völlig durchschaute, und ihre Ansicht theilte. Sie Alle mochten eingedenk sein der Haltung des Königs in den Laufgräben vor Lille, im Jahre 1667 (Band I, S. 171).

Ludwig XIV. scheint damals selbst der Ansicht gewesen zu sein, daß der Angriff von Seiten des Oraniers hätte kommen müssen. Denn so gibt er sich kund in einem Schreiben an Villeroy. „Die Sache, sagt er, war so gut wie fertig, wenn nur die Feinde gewollt hätten" [1]). Später mag die bessere Erkenntnis überwogen haben, daß, wenn der Sieg wirklich so wahrscheinlich, so unausbleiblich war, wie es auf französischer Seite erschien, es auch ihnen oblag, die Schritte dafür zu thun. Und demgemäß bildete sich bei dem Könige die Vorstellung von der Sache, wie wir sie bei seinem Historiographen Pellisson fixirt gefunden haben.

Es war das einzige Mal im Leben dieses Königs, daß ihm persönlich die Aussicht auf einen Sieg in offener Feldschlacht gewinkt. Die Gelegenheit war verloren. Aber durch wen? — Pellisson sagt, daß sämmtliche General-Offiziere abgerathen. Allein die Seele dieses Abrathens war augenscheinlich Louvois gewesen. Die Erinnerung haftete tief in der Seele des Königs.

Dennoch scheint sie in den ersten Jahren hernach auf sein Verhältnis zu dem Minister äußerlich keine Wirkung geübt zu haben. Nur ein Wort des Königs aus dem Jahre 1681 thut dar, daß sein Urtheil über Louvois in einem delicaten Puncte nicht günstiger lautete als dasjenige des Louvois über ihn. Auf die Nachricht, daß Louvois ihm Straßburg gewonnen, äußerte sich der König lächelnd zu seiner Umgebung: „Es muß bereits völlig sicher dort sein: denn Louvois hat die Nacht in der Stadt zugebracht" [2]). Die Geltung von

---

[1]) Oeuvres t. IV, p. 83. Vom 19. Mai 1676.

[2]) Rousset t. III, p. 51

Louvois jedoch als Kriegesminiſter blieb bis in das Jahr 1690 unerſchüttert.

Damals zuerſt zeigte ein auffallender Schritt, daß das alte Vertrauen nicht mehr beſtand. Der König nahm das Commando in Belgien dem Marſchalle Humieres, dem Freunde des Louvois, und gab es dem Marſchalle Luxemburg, einem Widerſacher [1]).

Wir erinnern uns dann, mit welcher ausdauernden Thätigkeit Louvois von langer Hand her die Ueberraſchung der Stadt Mons vorbereitet, und wie in Folge des Ganges, welchen die Dinge nahmen, namentlich des Herannahens des Oraniers zum Entſatze, der Verdruß Ludwigs XIV. gegen ihn in ſehr bemerkbarer Weiſe ſich kund gab.

Es liegt in der Natur der menſchlichen Dinge, daß die Gefahr, welcher ſich dieſer König, im April 1691, im Lager vor Mons ausgeſetzt ſah, die Erinnerung an jenen Maitag von 1676 vor Valenciennes in der lebhafteſten Weiſe in ihm wach rief. Man darf dies mit Gewisheit ſagen, weil noch lange Jahre nachher, bei der Wiederkehr derſelben Jahreszeit, im April 1699, die Erinnerung mit voller Macht auf den König eindrängte, dies Mal ſo ſtark, daß er ſie nicht verhehlte, daß er ſie offen ausſprach, und zwar in einer für ſein Seelenleben charakteriſtiſchen Weiſe.

„Am Nachmittage des 16. April 1699, berichtet Dangeau, erging ſich der König mit dem ganzen Hofſtaate in den Gärten von Verſailles. Die Rede kam auf den Tag bei Valenciennes. Der König ſagte uns ganz leiſe: dies ſei derjenige Tag ſeines Lebens, wo er die größten Fehler begangen. Er könne daran nicht gedenken ohne den tiefſten Schmerz. Er träume oft des Nachts davon, und erwache dann immer im vollen Zorne. Denn damals habe er die ſichere Gelegenheit verſäumt den Feind zu ſchlagen. Er warf die hauptſächliche Schuld auf einen Mann, den er uns nannte. Er fügte ſogar hinzu, daß dieſer Mann unausſtehlich war, bei dieſer Gelegenheit wie überhaupt jederzeit“ [2]).

So Ludwig XIV. um acht volle Jahre nach dem Tode von Louvois. Die Aeußerung verdient ſchon hier berichtet zu werden, weil ſie klarer als irgend eine andere Thatſache — denn Gerüchte fallen für

[1]) So Pietro Venier bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 510.

[2]) Dangeau t. IV, p. 346.

uns nicht ins Gewicht — uns darlegt, welche Stimmung den König in den letzten Tagen des Miniſters wider dieſen beſeelt haben muß.

Im Anfange Juli, alſo wenige Tage nach jener Correſpondenz über ein Bombardement von Brüſſel, ſtieg dieſe Gereiztheit auf einen beſonders hohen Grad durch die Nachrichten aus Savoyen. Wir erinnern uns, daß Bulonde die Stadt Cuneo belagerte, daß er auf das Herannahen des Prinzen Eugen von Savoyen die Belagerung eiligſt aufhob, am 28. Juni. Ludwig XIV. ließ Louvois kommen. Er maß ihm die Schuld bei. Louvois erwiederte: der König habe ihn mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft: dafür diene er mit allem Eifer und gönne niemals ſich Ruhe. Wenn aber der König ſeinen Dienſt nicht genügend befinde, ſo bitte er einem Anderen denſelben aufzutragen und ihm zu geſtatten ſich zurück zu ziehen. Der König ward ſehr aufgebracht. Die Frau von Maintenon ließ dann den Miniſter dreimal nach einander zu ſich rufen, und mahnte ihn ſeinen Dienſt fortzuführen. Im anderen Falle wiſſe ſie ſicher, daß er in die Baſtille geſetzt würde [1]).

Der Hof befand ſich in Verſailles. Am Nachmittage des 16. Juli machte Louvois ſich auf nach der Wohnung der Frau von Maintenon, um dort, wie es hieß, mit dem Könige zu arbeiten. Er begegnete der Herzogin von Orleans. Dieſe fand ihn wohl ausſehend, und bemerkte es ihm. Er bot ihr ſeine Begleitung an. Sie erwiederte, daß der König ſeiner harre [2]). Ludwig XIV. bemerkte ſehr bald bei dem Miniſter ein aufſteigendes Unwohlſein. Er entließ ihn. Louvois gelangte zu Fuß in ſeine Wohnung. Der Sohn Barbeſieux ward herbeigerufen. Er fand den Vater bereits im Todeskampfe. Nach wenigen Minuten ſtarb Louvois, im Alter von 51 Jahren [3]). Es wurde viel von Gift

---

[1]) So Pietro Venier im Jahre 1695, p. 511. — Die Geſchichten, die St. Simon erzählt, ſind kritiſirt bei Rousset t. IV, p. 477 et suiv. Aber Rouſſet ſelber kennt nicht den Bericht Veniers.

[2]) Schreiben der Herzogin vom 22. Juli. Abgedruckt bei Ranke: Franzöſiſche Geſchichte Bd. VI, S. 87. Sie ſagt: „Hätte ich ihn gehen laſſen, wäre er in meinen Zimmern geſtorben".

[3]) Pietro Venier ſagt: Si vuole universalmente che accorato da estremo cordoglio cedesse alla violenza del morire, che dall' improviso lo sorprese pochi giorni dopo prevenendo forse il tributo alla natura l' infermità della sorte, che gli soprastava con la sua caduta.

geredet. Der Verdacht fand bei den Kundigen keine Bestätigung [1]). Bei seiner Constitution erschien die Gemüthsbewegung der letzten Tage ausreichend zur Erklärung.

Am Abende dieses Tages erging sich Ludwig XIV. im Garten des Schlosses von Versailles. Es ward bemerkt, daß er nicht, wie gewöhnlich, abbog hierhin, dahin, zu den Springbrunnen, sondern an dem Geländer vor der Orangerie immer denselben Weg auf und ab wandelte, von wo aus er rückkehrend die Fenster der Wohnung von Louvois im Auge hatte, unverwandten Blickes dorthin schauend. Der Name ward nicht genannt, kein Wort über den Tod gesprochen. So bis zur Ankunft eines Offiziers, der im Namen des königlichen Paares von St. Germain die Condolenz ausrichtete. „Melden Sie, erwiederte mit erhobener Stimme Ludwig XIV., dem Könige und der Königin von England meinen Dank, und sagen Sie weiter, daß es um meine Angelegenheiten und die ihrigen darum nicht schlechter stehen werde." Ueberrascht und verwundert schauten die Hörer drein [2]).

In Louvois fiel eine Persönlichkeit hinweg, die, wie keine andere unter Ludwig XIV., gewaltig eingegriffen hatte in die Schicksale der Völker. Denn die Thatsachen haben uns gezeigt, daß im Sommer 1688 namentlich er, mit der Beihülfe von Chamlay, den König vorwärts getrieben auf der unheilvollen Bahn. Müssen wir im vollen Maße die Spannkraft des Geistes, die weitschauende Umsicht, die rastlose Thätigkeit dieses Mannes anerkennen: so knüpft sich an diese unsere Anerkennung sofort die Erfahrung, daß das Ziel aller dieser Thätigkeit so oft das Unrecht war, und daß, wie der Zweck an sich verwerflich, eben dasselbe gilt von vielen seiner Mittel. Das leuchtende Wort des heiligen Augustin: Sine justitia quid sunt civitates nisi magna societas latronum? — wird nicht überstrahlt durch den vermeintlichen Ruhm. Eine jede Nation hat in ihrer Geschichte Persönlichkeiten solcher Art, die, wie sie unendlichen Jammer über ihre Mitwelt bringen, bei der Nachwelt keinen Anspruch haben auf Lob und Ehre. Am wenigsten hat der patriotische Franzose einen Grund zum Preise eines solchen Mannes. Denn ob auch immer die Thätigkeit des Louvois

---

[1]) Man vgl. Rousset t. IV, p. 499 et suiv.

[2]) St. Simon t. VIII, p. 97. Hier ist er Augen- und Ohrenzeuge.

anderen Völkern sehr wehe gethan, am schwersten litt unter seiner eisernen Faust die französische Nation selbst. Nicht weniger als Ludwig XIV. trug Louvois bei, jegliches selbständig freiheitliche Leben, jegliches corporative Recht in Frankreich zu unterdrücken. So nach innen. Nach außen hin war unabwendbar eine Folge seines Thuns die Steigerung des Hasses aller anderen Nationen gegen die französische.

Ein besonderes Mittel der Politik dieser letzten Jahrhunderte hat Louvois zwar nicht erfunden, aber doch weiter ausgebildet, dasjenige der Lüge durch das Zeitungswesen. Er betrieb dieselbe in der für jene Zeiten angemessenen Weise. Tägliche Blätter gab es noch nicht, sondern eine geringe Zahl, die etwa wöchentlich zwei- auch dreimal erschienen, namentlich in der Republik Holland. Der Regel nach brachten sie geschehene Thatsachen zur Kunde. Louvois wußte in solche Blätter Angaben, Gerüchte, Behauptungen einzubringen, die seinen politischen Zwecken dienten. Der hauptsächliche derselben war die Erregung von Mistrauen zwischen den Mitgliedern der großen Allianz. Louvois selber verfaßte oder revidirte die in dieser Absicht 'geschriebenen Artikel. Da man im Kriege begriffen war: so dürfte dieses Verfahren wie eine Kriegeslist angesehen werden. Louvois indessen wendete es auch an, um seinem Könige Nachrichten in einer bestimmten Form für seine Zwecke zuzuspielen [1]).

Ein Verfahren solcher Art reicht allerdings weitaus nicht hinan zu der Virtuosität, zu welcher dies unwürdige Mittel der öffentlichen Lüge von späteren europäischen Staatsmännern, deren Politik derjenigen des Louvois moralisch verwandt, ausgebildet worden ist. Für die damalige Zeit indessen darf angenommen werden, daß Louvois und die Fortsetzer seines Systemes viel erreicht haben. Denn nur dadurch läßt es sich, wenigstens als mitwirkend, erklären, daß wir im Laufe des Krieges so oft bei dem einen der Verbündeten Gerüchte zum Nachtheile des anderen auftauchen sehen.

Es ist ein bemerkenswerther Zug, daß dieser selbe Mann, dessen Wirken unendlichen Jammer über Millionen brachte, persönlich eine Neigung zur Wohlthätigkeit besaß. Er gab jährlich 10.000 Thaler zur Vertheilung unter Arme. Der Erfolg entsprach nicht der Absicht.

---

[1]) Einzelnheiten bei Rousset: Louvois t. IV, p. 375.

Die Menschenkenntnis, welche Louvois so oft da bewies, wo er auf unedle Neigungen rechnete, verließ ihn da, wo er auf die besseren Eigenschaften vertrauete. Der Geistliche, den er sich als den Ausspender der Wohlthaten ersehen, war in seinen Augen wie von einem Heiligenscheine umflossen: in Wirklichkeit war er ein Heuchler und Gauner, dessen maßlos ärgerliches Leben wenige Monate nach dem Tode von Louvois zur öffentlichen Kunde kam [1]).

Wir haben die Worte vernommen, mit welchen Ludwig XIV. am Abende des Todestages von Louvois die fernere Haltung seiner Politik ankündigte. Demgemäß haben wir seine Schritte zu beobachten.

Er ernannte Beauvilliers und Pomponne zu Ministern, zwei Persönlichkeiten, die als maßvoll und gerecht galten. Pomponne hatte als Gesandter an vielen Höfen eine reiche Erfahrung gesammelt, war dann selber Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, aber beseitigt durch den Einfluß von Colbert, welcher seinem Bruder Croissy allein diese Stellung zuwenden wollte. Die Ernennung jener beiden Männer enthielt, nach der Meinung Vieler, die Absicht des Königs, vor der Welt indirect die Anklage zu erheben, daß die bisherigen Gewaltsamkeiten von Louvois her ihren Ursprung genommen, daß fortan Mäßigung und Billigkeit an die Stelle treten sollten [2]). Die Thatsachen werden zeigen, wie es darum stand.

Die Stelle des Louvois als Kriegsminister erhielt sein Sohn Barbesieux, dem der König längst zuvor die Anwartschaft verliehen, und der bisher schon unter dem Vater gearbeitet. Aber der König gab ihm einen Beirath. Barbesieux zog ein in die Gemächer des Vaters: in die seinigen zog Chamlay [3]). Der Name ist inhaltsschwer. Wir kennen den Bericht dieses Chamlay über den Papst Innocenz XI., im Sommer 1688, so wie die Wirkungen dieses Berichtes auf Ludwig XIV., auf Louvois, auf Croissy, für den Entschluß zur Gewalt. Wir kennen denselben Chamlay als die eigentliche Brandfackel der Pfalz.

---

[1]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, vom 27. December 1691.

[2]) Pietro Venier p. 513.

[3]) Schreiben aus Paris vom 27. Juli, zum Berichte des Grafen Windischgrätz vom 3. August.

Den Zeitgenossen, welchen diese Einzelnheiten nicht vorlagen, mochte die Ernennung jener anderen maßvoll gesinnten Männer erscheinen wie ein Einlenken des Königs. Für uns Spätere birgt der Name des Chamlay nicht eine Milderung des Systems von Louvois in sich. Denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß nicht der jugendliche Barbesieux der eigentliche Berather des Königs war, sondern Chamlay. Die Art und Weise der Kriegführung blieb dieselbe wie zuvor, hart und grausam [1]).

Daß dagegen die auf die Ernennung jener maßvollen Männer gebauten Gerüchte, wie sie noch im October 1691 dem Könige Wilhelm III. gemeldet wurden, für eine Zeitlang sich erhielten, ist sehr glaublich. Denn dazu kam ja der wachsende innere Nothstand. Immerhin feierte man Erfolge: den Gewinn von Mons, von Nizza, die anderen Vortheile von Catinat in Savoyen, von Noailles in Catalonien.

Aber der König bedurfte Geld. Jegliches Mittel, das in Anwendung gebracht wurde, um dasselbe herbeizuschaffen, fiel, im vermeintlichen Interesse der Krone, mit gewichtiger Schwere zurück nicht bloß auf den Geldbeutel, sondern auch auf das Recht und die Freiheit des Volkes. Im Mai wurden sechzig neue Secretariats-Aemter der Finanzen geschaffen und, wie üblich, verkauft. Der Preis jeder Stelle betrug 50,000 Livres. Man fand andere Aemter aus für Tauf- und Trauscheine. Auch sie wurden bezahlt. Man erhöhte den Preis des Salzes. Bis dahin hatte der König an seinen Bauten arbeiten lassen. Im Sommer 1691 stellte er sie ein. Bereits wuchs die wirkliche Noth empor. Der Preis des Brotkornes war im raschen Steigen. Die Ernte des Jahres 1691 war nicht schlecht zu nennen; aber die schweren Lasten zwangen die Bauern zum sofortigen Verkaufe. Das Gewerbe der Kornwucherer blühte empor. Namentlich in Perigord, Limousin und Languedoc lebten bereits viele Menschen nur noch von Wurzeln und Kräutern [2]).

Die Last, die auf dem französischen Volke lag, wurde durch besondere Umstände erschwert. Die ehemaligen Hugenotten waren zum großen Theile schon vor dem Ausbruche des Krieges finanziell schwer

[1]) Einzelnheiten bei Rousset t. IV, p. 508, vom 21. Juli.
[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 88, 103, 131.

geschädigt. Aber die königlichen Einnahmen durften darunter nicht leiden. Demnach fiel auf die Anderen eine Mehrbelastung. Daneben erwuchs noch eine neue. Wie die Feinde von außen ihre Hoffnungen setzten auf eine Erhebung der sogenannten Neubekehrten: so hegte der König von daher Besorgnisse. Er mußte sich der Gegenden versichern. Die regelmäßigen Truppen standen im Felde gegen den äußeren Feind. Daher wurde die Landmiliz aufgeboten, diejenige der einen Provinz in die andere gesendet. So ward ein Ausbruch verhütet. Aber der Vortheil, den der König davon zog, daß seine Armeen einen nicht geringen Theil ihres Unterhaltes nahmen aus feindlichem Gebiete, ward aufgewogen durch den Nachtheil, daß mehr als eine seiner eigenen Provinzen in Schach gehalten werden mußte durch die Landmiliz der anderen, zumal da die Disciplin derselben nicht derjenigen regelrechter Truppen entsprach [1]).

Allein, wenn demgemäß auch Viele in Frankreich den Frieden ersehnten, so war darum doch noch der König nicht geneigt auf solche Wünsche einzugehen. Er hatte allerdings jene Männer ernannt; aber er hatte auch Chamlay näher herangezogen, und zog ihn ferner so heran, daß der Venetianer Pietro Venier vier Jahre später als die nächsten Personen im Vertrauen des Königs aufzählt zuerst Chamlay, dann den Minister Pontchartrain, dessen Spontaneität dennoch gering gewesen zu sein scheint, und als die dritte Persönlichkeit die Frau von Maintenon [2]).

Dies führt uns auf die besondere, und eigenthümliche Stellung dieser Persönlichkeit.

Die Frau von Maintenon war heimlich mit dem Könige verheirathet. Das Verhältnis, weil nicht öffentlich declarirt, war darum für andere Menschen durchaus unklar. Der König weilte täglich viele Stunden in den Zimmern der Frau von Maintenon. Dorthin beschied er die Minister zum Vortrage und zur Arbeit in der Gegenwart dieser Frau. Eben dort hatten die Mitglieder des königlichen Hauses ihn aufzusuchen. Die Frau von Maintenon genoß daher in mancher Beziehung thatsächlich königlicher Ehren, und beanspruchte sie. Die selbst-

[1]) Sylvius a. a. O. p. 103.
[2]) Francia t. III, p. 520.

bewußte Herzogin von Orleans würde gegen die Huldigung, die sie darzubringen genöthigt wurde, vor der anerkannten Frau des Königs kein Bedenken getragen haben: einer Frau von Maintenon gegenüber war ihr Widerstreben sichtlich genug. Und es ist mit voller Sicherheit anzunehmen, daß das Widerstreben, welches vielleicht nur bei dieser einen Persönlichkeit sichtbar wurde, innerlich auch bei vielen Anderen sich regte. In so fern darf man sagen, daß der persönliche Wunsch der Frau von Maintenon den Forderungen des Sittengesetzes durchaus entsprach, daß die Nicht-Erfüllung dieses Wunsches die öffentliche Moral in Frankreich tief schädigte.

Nach der Behauptung von St. Simon ist die Erfüllung dieses Wunsches der Frau von Maintenon zweimal vereitelt, zuerst durch Louvois, hernach durch die Bischöfe Bossuet und Fenelon [1]).

Die Wahrheit dieser Angaben müssen wir Spätere dahin gestellt sein lassen. Immerhin mochte es das höchste Aufsehen erregt haben, wenn ein solcher Ehebund eines mächtigen Königs mit der Witwe des Dichters Scarron declarirt wäre. Aber es hätte darin nicht ein moralisches Unrecht gelegen. In der Verheimlichung dagegen eines gültigen Ehebundes, wo diese Verheimlichung nachtheilige Folgen nach sich zog für die Ehre der beiden Personen selbst, und zugleich verwirrend wirkte auf das moralische Urtheil vieler Tausende, lag ein öffentliches Aergernis der stärksten Art. Und darum würde jener Bericht, daß ein solcher Rath ausgegangen sei von zwei Bischöfen, als glaubwürdig angesehen werden können nur auf Grund zwingender Beweise.

Vielmehr ist, gegenüber der Thatsache, daß Ludwig XIV. sein Verhältnis zu der Frau von Maintenon in dieser sonderbaren Form die letzten dreißig Jahre seines Lebens unverändert erhalten, die Annahme gerechtfertigt, daß er aus sich selber niemals die ernstliche Absicht gehabt, es vor den Augen der Welt für legitim zu erklären. Der letzte Grund dieses Verhaltens, wenn auch niemals ausgesprochen, kann nur der eine gewesen sein, daß er die Maintenon nicht der Fessel der Abhängigkeit entlassen wollte.

Eben darum aber mußte das Verhältnis innerlich ein tief unwahres sein. Der Mann gewährte der Frau, bei allem äußeren

[1]) Mémoires t. VIII, p. 147 et suiv.

Scheine, vor der Welt nicht das, was sie forderte als das Recht der Persönlichkeit und als die Bedingung einer wahren Ehe, ihre Ehre als Frau. Er beließ sie vor der Welt in der Stellung einer Maitresse. Und darum handelte die Frau von Maintenon als Maitresse. Ihr Bestreben war in erster Linie dahin gerichtet, ihre Stellung sich zu erhalten [1]), in zweiter, für den Fall des Bruches einen gesicherten Rückzug zu haben.

In diesem Bestreben bethätigte die Frau von Maintenon noch lange Jahre, fast ein Menschenalter hindurch, das volle Maß der Klugheit, der List, durch welche es ihr gelungen war, ihre Vorgängerin und Wohlthäterin, die Frau von Montespan, zu verdrängen und sich an die Stelle derselben zu bringen.

Die kundigen Beobachter nennen unter den Mitteln der Frau von Maintenon ein ausgebreitetes Netz des Spionirens. Das wichtigste jedoch, weil dasjenige der directen Einwirkung auf Ludwig XIV., war die sogenannte Devotion, oder wie die Maintenon es bezeichnet, die Sorge für sein Seelenheil. Welche Meinung immer man von der intellectuellen Befähigung Ludwigs XIV. fassen mag: die kundigen Zeitgenossen stimmen darin überein, daß, in Folge des mangelhaften Unterrichtes seiner Jugend, seine Kenntnis kirchlicher Dinge über ein sehr bescheidenes Maß sich nicht hinaus gehoben habe. Nach dem Urtheile der Herzogin von Orleans war dies Gebiet das einzige, auf welchem Jacob II. an Verständnis ihm überlegen war, um so mehr also die Frau von Maintenon. Das erste und wichtigste Ingrediens der Devotion unter dieser Leitung scheint bestanden zu haben in der Furcht vor der Hölle.

Man dürfte nicht sagen, daß an eine Gefahr der Verdrängung für die Maintenon damals kaum noch zu denken gewesen sei. Diese Gefahr tauchte noch im Jahre 1696, in Anlaß der Anwesenheit einer schönen Frau von Bossiere, ganz augenscheinlich empor [2]). Drei Jahre später jedoch faßt der Venetianer Erizzo sein Urtheil in die Worte: „Die Frau von Maintenon behauptet ihre Stellung mit solchem Credite, daß man für sicher annehmen darf: dieselbe werde sich für ihr übriges

[1]) Pietro Venier p. 520: Sopra tutto per conservarsi il posto.

[2]) Dies wie überhaupt das Ganze wesentlich nach dem Inhalte der Briefe der Herzogin von Orleans. Man vgl. namentlich den vom 9. December 1696, bei Ranke S. 141.

ganzes Leben nicht mehr ändern". Der König zählte damals seines Alters sechzig Jahre, die Frau von Maintenon drei oder fünf Jahre mehr [1]).

Den etwaigen Rückzug dagegen deckte sich Frau von Maintenon durch eine andere Bethätigung der Devotion: die Stiftung von St. Cyr für die Töchter armer Edelleute. Die prangende Wohlthätigkeit für diese Anstalt verhüllte, daß die Stifterin wider alle etwa auffteigenden Stürme sich in derselben eine feste und sichere Burg des Rückzuges gründete. Ludwig XIV. blieb für seine Lebenszeit fern davon sie dahin zu nöthigen. Er konnte des Umganges mit der Frau von Maintenon nicht entbehren.

Demnach trat in Wirklichkeit das Umgekehrte dessen ein, was Ludwig XIV. mit der Nicht-Declaration der Heirath beabsichtigte. Er wollte die Maintenon in einem Verhältnisse der Abhängigkeit erhalten. Sie dagegen trachtete, ihm unvermerkt, Herrin zu werden über seinen Willen und erreichte ihr Ziel. Und damit bewährte sich an ihm die alte Erfahrung, daß ein Fürst eben so wenig wie ein anderer Mann, oder vielleicht noch weniger, es vermag, ungestraft das sechste Gebot zu verkehren. Er hatte die Frauen stets als Werkzeuge behandelt. Er selber wurde nun zum Werkzeuge der besonderen Art von Größe der Frau von Maintenon, ohne sich klar zu werden über dies Verhältnis, welches außer ihm alle Welt erkannte. Ihm selber mag die Erkenntnis erst sehr spät aufgegangen sein, auf seinem Sterbelager, als die Frau von Maintenon mehrere Tage vor seinem Tode, ihn seinem Schicksale überlassend, sich nach St. Cyr begab.

Die Meinung, daß diese Frau von Maintenon mildernd und sänftigend auf den Charakter des Königs eingewirkt habe, würde erst an Thatsachen zu erweisen sein. Der Fortgang der Ereignisse wird, namentlich im Jahre 1692, uns zeigen, daß der Name dieser Frau genannt wird in einer Angelegenheit, bei welcher weder Gefühle der Milde, noch der Gerechtigkeit, noch der Ehre eine Bedeutung haben.

Es scheint, als habe die Frau von Maintenon dahin getrachtet, durch auffallende Verbindungen anderer Art die ihrige mit dem Könige

[1]) Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 591.

weniger auffallend zu machen. Denn, wenn die Ansicht der Herzogin von Orleans richtig, so entsprang aus dem Kopfe der Maintenon der Plan, illegitime Kinder des Königs zu verheirathen mit rechtmäßigen Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses. Einige dem Throne ferner stehende Prinzen, Condé und Conti, hatten sich schon früher in Zumuthungen dieser Art gefügt: damals, im Winter 1691, jedoch erhob sich der Plan, den Herzog von Chartres, den Sohn des Herzogs von Orleans und einzigen Neffen Ludwigs XIV., zu verheirathen mit Mademoiselle de Blois, einer Tochter des Königs und der Frau von Montespan. Die Angelegenheit ward eingefädelt durch die Frau von Maintenon mit dem Abbé du Bois, dem Erzieher des Prinzen [1]). Der König machte dann seinem Bruder, dem Herzoge Philipp von Orleans, den Vorschlag. Dieser erwiederte: der König sei Herr, und er gehorche. Er brachte die Sache an die Herzogin. In Elisabeth Charlotte wallte bei dieser Zumuthung der Stolz des deutschen Fürstenblutes empor. Aber das Ausweichen unter den Umständen war schwer. Sie erwiederte: die Ehe des Marquis und der Marquise von Montespan sei nicht aufgehoben. Nach den Gesetzen des Königreiches müsse daher Mademoiselle de Blois gelten als die Tochter des Marquis von Montespan. Der Einwand erschien bündig. Ludwig XIV. berieth mit seinen Ministern. Sie kamen zu dem Beschlusse: der König erkläre Mademoiselle de Blois für seine Tochter, ohne der Mutter Erwähnung zu thun. Dies Hindernis war also beseitigt. Elisabeth Charlotte hatte nur noch die eine Hoffnung auf die Weigerung ihres Sohnes. Er versprach fest zu bleiben. Dann jedoch holte der Dauphin ihn ab zum Könige. Vor Ludwig XIV. hielt der junge Philipp von Chartres nicht Stand. Er willigte ein. Der Zorn der gekränkten Mutter fiel schwer auf ihn.

Der Plan dieser Heirath erregte großes Aufsehen durch ganz Europa. Heinsius und Dykvelt im Haag traten zu dem Grafen Windischgrätz. Die Sache, sagten sie, gereiche zum Aergerniße für Pro-

[1]) Pietro Venier bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 538. — Ich folge weiter den Berichten bei Sylvius t. IV, b. 33. p. 15. — Die Erzählung bei St. Simon t. I, p. 13 et suiv. ist allzu romanhaft. Wenn es denkbar wäre, daß zwischen den vier Personen eine solche Scene stattgefunden, so ist es nicht denkbar, daß eine von ihnen sie weiter erzählt hätte.

testanten wie für Katholiken. Sie schlugen vor, daß der Kaiser die Sache aus diesem Gesichtspuncte in Rom vorstellen, und um des Aergernisses willen für die Christenheit den Papst ersuchen möge, die erforderliche Dispensation zu erschweren. Der Graf Windischgrätz stimmte zu, jedoch mit dem Bemerken: er fürchte, daß dies bereits zu spät sei [1]). In der That war die Sache mit möglichster Schleunigkeit ins Werk gesetzt. Die Mitgift war sehr reich.

Nach der Meinung der Herzogin von Orleans hatten die Frau von Maintenon und Ludwig XIV. dann noch sogar den weiteren Plan, den Herzog von Maine, einen Sohn des Königs und der Frau von Montespan, zu verheirathen mit der Prinzessin von Orleans. Dagegen jedoch erhob sich bei den Franzosen selbst eine wohl bemerkbare Misstimmung. Da durch die Heirath, hieß es, der Rang des Mannes auch der Frau zu Theil werde, sei diejenige des Herzogs von Chartres als eines Prinzen vom königlichen Hause mit Mademoiselle de Blois, wenn auch eine harte Sache, dennoch zu ertragen. Ein Anderes sei es mit dem neuen Plane, eine Prinzessin vom königlichen Hause an den Herzog von Maine zu geben [2]). — Wenn die Frau von Maintenon und Ludwig XIV. wirklich die Absicht gehabt haben: so sind sie vor dieser Misstimmung zurückgewichen. Die Prinzessin wurde später die Gemahlin des Herzogs von Lothringen.

Das Zurückweichen Ludwigs XIV. auf dem einen moralischen Gebiete führt uns zu dem anderen größeren, auf welchem die Unvermeidlichkeit des Rückzuges immer stärker herantrat.

Die schwerste Last für Frankreich war diejenige der Entbehrung des kirchlichen Friedens, nicht bloß wegen der gewaltsam convertirten Hugenotten, sondern auch wegen der Verstörung der Gewissen bei den Katholiken. Die Zahl der von Rom aus nicht bestätigten Bischöfe war im Steigen.

Wir haben vernommen, daß Ludwig XIV. dem Papste Alexander VIII. gegenüber die wider Innocenz XI. gemachten Uebergriffe nach und nach zurückzog, jedoch nur in weltlichen Dingen, daß Alexander VIII. damit sich nicht begnügte, vielmehr die volle Herstellung

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 25. Januar 1692.

[2]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, vom 5. März 1692.

forderte, ganz besonders die Zurücknahme der gallicanischen Artikel von 1682. Ludwig XIV. ging nicht darauf ein. Alexander VIII. seinerseits beharrte. Die verschiedenen Vorschläge eines Ausgleiches brachten kein Ergebnis. Am 4. August 1690 sprach der Papst Alexander VIII. in einer Bulle in feierlicher Form seine Verwerfung aus über die Beschlüsse der französischen Geistlichkeit von 1682, und erklärte sie für nichtig. Auch dann noch hielt er formell zurück. Daß die Bulle existirte, daß dadurch der Standpunct des römischen Stuhles scharf und genau dargelegt war, wußte der König durch den Cardinal d'Estrees, so wie demgemäß auch, daß ihm nur noch die Alternative blieb des Bruches oder der Unterwerfung. Auf die letztere hoffend, zögerte Alexander VIII. mit der Verkündigung der Bulle. Ludwig XIV. dagegen fuhr fort, Vorschläge zu machen, die keine Aussicht hatten auf Erfolg [1]).

Die Lebenskraft des alten Papstes ging sichtlich zu Ende. Am 29. Januar 1691 erklärten die Aerzte dem Beichtvater des Papstes, dem Cardinal Colloredo, daß die Zeit gekommen sei, die etwa noch übrigen irdischen Dinge zu bestellen. Colloredo that es dem Papste kund. Er fand ihn vorbereitet. Am selben Tage, an welchem fern im Norden der König Wilhelm III. von England für sein Lebensziel der Befreiung von Europa sein Leben wagte im Eisgange der Maas, berief Alexander VIII. die zwölf Cardinäle, die als Congregation zur Schlichtung der Differenz mit Frankreich niedergesetzt waren, um sein Sterbelager. Er ließ die Bulle vom 4. August 1690 verlesen. Dann richtete er sich empor. Er erklärte daß die Bulle die Ueberzeugung ausspreche, die er vom Beginne an gehegt, daß er die Verkündigung unterlassen aus Rücksicht auf den König von Frankreich, daß er hoffe, sein Nachfolger werde nun die Sache leichter hinausführen. — Nachdem er ein wenig gerastet, beklagte er den Zustand von Europa, die Macht der Türken, die begünstigt werde durch den Zwist der christlichen Fürsten. Er betheuerte, daß er so oft zum Frieden gemahnt, daß seine Mahnung kein Gehör gefunden, weder hier noch dort. — Am selben Tage noch dictirte er einen Brief an Ludwig XIV. Er sagte darin, daß er, nahe daran abberufen zu werden, um vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft

[1]) Die Bulle findet sich vollständig bei Sylvius t. III, b. 31, p. 41. — Vergl. Gérin p. 475.

abzulegen, im Bewußtsein seiner Pflicht alle wider die Autorität des päpstlichen Stuhles errichteten Artikel für nichtig erkläre. Er bat den König diese letzte Handlung seines Papates wohl aufzunehmen [1]).

Am Morgen des 1. Februar 1691 starb Alexander VIII., einundachtzig Jahre alt. Der Kämmerer Cardinal Altieri trat in das Sterbegemach, und rief, dem Herkommen gemäß, dreimal mit lauter Stimme den Familiennamen des Verstorbenen: Pietro Ottoboni. Als keine Antwort erfolgte, nahm er aus der Hand des päpstlichen Kammerdieners den Fischerring entgegen. Der päpstliche Stuhl war erledigt [2]).

Es war gemäß jener Erklärung die Absicht des sterbenden Papstes, daß nunmehr die Bulle vom 4. August 1690 öffentlich verkündigt werde. Der Cardinal Janson-Fourbin, im Dienste Ludwigs XIV., suchte es zu hindern. Seine Vorstellungen, untermischt mit Drohungen, blieben, wenn dem Berichte des Cardinals d'Estrees an den König Glauben beizumessen wäre, nicht ohne Erfolg [3]). Der Bericht indessen dürfte den Thatsachen nur zum Theile entsprechen. Es ist möglich, daß die Publication hier oder dort, in dieser oder jener sonst üblichen Form unterblieb: im allgemeinen erfolgte sie, auch in Rom selbst. Es fanden sich dort öffentliche Anschläge genug, in denen der Botschafter Chaulnes sie lesen konnte [4]).

Der Abbé Polignac überreichte das letzte Schreiben Alexanders VIII. an Ludwig XIV. Er fügte seine Erläuterungen hinzu. Ludwig XIV. soll nach dieser Unterredung sich geäußert haben: „Ich habe mich so eben mit einem Manne unterhalten, und zwar einem jungen Manne, der mir beständig widersprochen, ohne daß ich nur ein einziges Mal es hätte übel nehmen können" [5]).

Man darf solche Worte auf sich beruhen lassen. Das letzte Schreiben des Papstes übte in Versailles eben so geringe Wirkung, wie sein Tod. Man hatte von ihm nichts Günstiges mehr erwartet. Aber die Bulle vom 4. August 1690 war nun da. Das Parlament von Paris fragte diensteifrig an, welche Schritte der König gegen

---

[1]) Gérin p. 461.
[2]) Sylvius p. 43.
[3]) Gérin p. 475.
[4]) Sylvius t. III, b. 31, p. 46.
[5]) Gérin p. 462.

dieſelbe befehle. Ludwig XIV. dankte für den Eifer. Er meinte, es bedürfe deſſen nicht, da ja die Bulle nicht publicirt ſei. Erſt dann, als dieſe Meinung ſich als irrig erwies, erhielt das Parlament den Befehl zu proteſtiren. Und es proteſtirte [1]).

Demnach ſtanden die Dinge abermals wie zur Zeit von Innocenz XI. Es lag vor Augen, daß Ludwig XIV. ſeine Hoffnung ſetzte auf den etwaigen neuen Papſt. Der franzöſiſche Cardinal Le Camus erhielt den Befehl zur ſofortigen Abreiſe nach Rom, um dort mit den anderen, d'Eſtrees, Bouillon, Bonſi, Fourbin thätig zu ſein. Nur dem Cardinale Fürſtenberg ward geſtattet, in St. Germain zu bleiben. Es iſt allerdings kaum anzunehmen, daß das nochmalige Auftreten dieſer Perſönlichkeit vor der Welt zu Gunſten Ludwigs XIV. hätte wirken können.

Es handelte ſich um die Neuwahl. Bereits vom 11. Februar 1691 an begann das Conclave. Von dem Collegium der Cardinäle, welches damals vollzählig ernannt war, nämlich 70, fanden ſich zu Anfang 37 anweſend. In den nächſten Tagen ſtieg die Zahl. Der Fürſt Liechtenſtein als kaiſerlicher Botſchafter ſprach dem Conclave die Anſicht Leopolds aus: „Der Kaiſer, ſagte er, iſt der Schirmvogt der heiligen Kirche. Dieſer ruhmvolle Titel prangt an der kaiſerlichen Krone: es iſt das Amt des Kaiſers die Kirche zu ſchützen, der Perſon, der Würde, der Autorität des Papſtes und des heiligen Stuhles beizuſtehen, das Recht desſelben ungekränkt zu bewahren. Demgemäß iſt zu urtheilen, mit welcher Sorge der Kaiſer ſchaut auf dieſe Wahl, namentlich in einer Zeit, in welcher das Schiff des heiligen Petrus, welches die Religion und das Heil des Erdkreiſes in ſich faßt, von ſo vielen Stürmen hin und her geſchleudert wird, wo ganz beſonders der Türke, der Feind des chriſtlichen Namens, mit aller Macht die chriſtliche Gemeinſchaft anrennt und ihr den Untergang droht. Bisher hat der Kaiſer im Vereine mit ſeinen Bundesgenoſſen, unterſtützt durch Rath und That des Papſtes Innocenz XI., heiligen und unſterblichen Gedächtniſſes, kräftig widerſtanden, mit dem Aufgebote aller Macht, mit großem Erfolge, freilich auch nicht ohne ſchwere Verluſte. Tiefer jedoch als dieſe letzteren iſt zu beklagen, daß der Fortgang der Siege des Kaiſers

[1]) A. a. O. — Sylvius p. 44.

unterbrochen worden ist durch einen neuen Krieg in seinem Rücken; denn dieser Gelegenheit bedient sich der grausame Feind zu neuen großen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, und hat in seiner Hoffnung bereits das ganze Ungarn wieder verschlungen. Diese Dinge, diese Gefahren der Christenheit werden E. E. hinweisen auf die Nothwendigkeit, mit um so größerem Fleiße, mit um so treuerer Sorgfalt einen Papst zu erwählen, befähigt das Steuer des Schiffes, der Kirche und des christlichen Gemeinwohls durch diese Gefahren zu lenken. Das ist die Gesinnung des Kaisers, und die Wahl desjenigen, welcher derselben entspricht, wird dem Kaiser die liebste sein. Er seinerseits, vermöge seiner besondern Ergebenheit für den päpstlichen Stuhl, vermöge seiner und seines erhabenen Hauses weltbekannten Gottesfurcht, und kraft seines kaiserlichen Amtes, erbietet dieser heiligen Versammlung sich selbst, seine Reiche, alle Macht, die Gott in seine Hand gegeben, um die Würde, die Sicherheit, die Freiheit des römischen Stuhles zu schützen. Von Seiten E. E. dagegen darf er erwarten, daß die kaiserliche Würde, welche Euere Ehre, Eueren Schutz, Euere Wohlfahrt bezweckt, Euch am Herzen liege wie Euere eigene Sache" [1]).

Besonders bemerkenswerth in dieser Rede ist die Nicht-Erwähnung des Papstes Alexander VIII., die Hervorhebung dagegen seines Vorgängers Innocenz XI.

Allmählich trafen mehr und mehr Cardinäle ein. Das Conclave indessen zog sich hin. Im März schienen zwei Persönlichkeiten in erster Linie zu stehen, der Cardinal Altieri von Seiten der spanisch-kaiserlichen Richtung, der Cardinal Chigi von der französischen. Der letztere indessen schlug statt seiner den Cardinal Barbarigo vor. Die kaiserlich gesinnten Cardinäle fragten über den letzteren in Wien an. Sie erhielten die Antwort: der Kaiser wünsche eine würdige Persönlichkeit: die Würdigkeit des Cardinals Barbarigo kenne er nicht. — Die Antwort nahm noch nicht allen Zweifel hinweg. Als jedoch ein Brief Barbarigos zu Tage kam, gerichtet an Innocenz XI., kurz vor dem Tode dieses Papstes, des Inhalts, daß für die Kirche die Herstellung des Königs Jacob mehr werth sei, als alle Siege über die Türken, hatte

---

[1]) Die Rede in Lünigs: Orationes Procerum etc. t. III, p. 86. In holländischer Uebersetzung bei Sylvius p. 44.

Barbarigo von den kaiserlich oder spanisch gesinnten Cardinälen her auf keine Stimme mehr zu rechnen [1]).

Es verging Monat auf Monat. Die erforderliche Mehrheit von zwei Dritteln ward bei keiner Abstimmung erreicht. Mehrere der Cardinäle starben, einige fehlten; dennoch betrug die Zahl der in Rom anwesenden reichlich sechzig. Die Eiferer hielten auf Barbarigo. Im Mai wurde auch der Name Pignatelli genannt. Er erschien Vielen zu alt. Den Franzosen war er zuwider, weil er jegliche Erklärung über die Regale verweigerte. Andere dagegen machten geltend, daß er als Erzbischof von Neapel mit den spanischen Vizekönigen nicht im guten Einverständnisse gelebt, demnach nicht spanischer Gesinnung sei. Es scheint, daß nach und nach beide hauptsächliche Parteien sich über Pignatelli geeinigt haben. Daß zuletzt die französische Partei, mit Bewilligung des Königs, für ihn war, liegt ausdrücklich vor [2]).

Bei der Abstimmung am 12. Juli 1691 erfanden sich drei und fünfzig für Antonio Pignatelli. Aus Dankbarkeit für Innocenz XI., der ihm den Cardinalshut verliehen, nannte er sich Innocenz XII. Er war 76 Jahre alt. Man rühmte nicht zuerst seine Wissenschaft. Aber auch Innocenz XI., hieß es, habe nicht dadurch hervorgeragt, sondern durch die Festigkeit des Willens. Als die hervorstechende Eigenschaft des neuen Papstes erschien seine Güte und Wohlthätigkeit [3]).

Der kaiserliche Botschafter Fürst Liechtenstein und der Cardinal Goes traten vor den neuen Papst, um ihm zu eröffnen, daß der Kaiser den Frieden mit den Türken suche. Der Papst misbilligte es nicht. Einstweilen jedoch, sagten sie, laste der Krieg schwer. Der Papst möge dazu eine Beisteuer bewilligen. Innocenz XII. erwiederte: er habe die Schatzkammer leer vorgefunden. Um jedoch seinen guten Willen zu bezeugen, wolle er 75,000 Kronen zahlen. Er bewilligte nach der anderen Seite für den Unterhalt Jacobs II. 30,000 Kronen. Es hieß, daß er diesem Könige ein Jahrgeld aussetzen wolle. Es tauchten Gerüchte auf, daß Jacob seinen Aufenthalt in Rom nehmen werde. Der Papst begann überhaupt mit einer Reihe von Wohlthaten. Sein Wappen,

[1]) A. a. O. p. 78.

[2]) Gérin p. 624. Bericht des Cardinals d'Estrees: S. M. a connu à fond les motifs des cardinaux et les a jugés en ce temps-là très-plausibles.

[3]) Sylvius a. a. O. p. 86, 114.

ſagte man, ſeien drei umgekehrte Töpfe, mit der Deviſe: Nihil pro nobis [1]).

Die wichtigſte Frage indeſſen war diejenige des Verhältniſſes zu Frankreich, wo eine lange Reihe von Biſchöfen, die der König ernannt, der Beſtätigung durch den heiligen Stuhl entbehrte.

Es kommt hier vor allen Dingen darauf an, die Stellung des Königs gegenüber dem römiſchen Stuhle noch einmal raſch zu überblicken.

Der römiſche Stuhl ging aus von der Ueberzeugung, daß die gallicaniſchen Artikel von 1682 unvereinbar ſeien mit ſeiner Würde und ſeinem Rechte. Sein Standpunct war demgemäß derjenige der Forderung des unbedingten Widerrufes. Vor dem Ausbruche des Krieges von 1688, zur Zeit von Innocenz XI., mochten dem Könige Ludwig XIV. jene Artikel nur erſt als die Vorbereitung für andere und ſchärfere erſcheinen ſein, mochten Velleitäten des Schisma ſich bei ihm regen, oder diejenige das Papſtthum hinab zu drücken zum Werkzeuge der franzöſiſchen Politik. Die europäiſche Allianz gegen Frankreich änderte die Sachlage. Sie zwang dem Könige das Bedürfnis auf, wenigſtens mit der Kirche Frieden zu ſchließen. Er benutzte die günſtige Gelegenheit des Todes von Innocenz XI., um einzulenken. Er hoffte damals, daß er, durch das Abſtehen von ſeinen Uebergriffen in weltliche Rechte des Papſtthumes, die Nachgiebigkeit Alexanders VIII. in Betreff jener Artikel erhalten würde. Die Hoffnung erwies ſich als irrig. Alexander VIII. forderte das volle Recht der Kirche. Ludwig XIV. wich weiter zurück. Während des Pontificates von Alexander VIII. handelt es ſich für den König nicht mehr darum, an den gallicaniſchen Artikeln von 1682 feſtzuhalten, wie ſie ausgeſprochen waren. Ludwig XIV. iſt bereit davon abzulaſſen. Es handelt ſich dagegen um die Form dieſes Ablaſſens. Der Papſt Alexander VIII. verlangt den ausdrücklichen Widerruf. Er fordert von jedem einzelnen Mitgliede der Verſammlung von 1682 je ein beſonderes Schreiben, in welchem die Worte ſich befinden, daß die Beſchlüſſe derſelben ſeien wie nicht geſchehen, nicht gefaßt, nicht exiſtirend [2]). Ludwig XIV. dagegen will demüthige Schreiben

[1]) A. a. O. p. 124, 159.

[2]) Gérin p. 488. So der Cardinal d'Eſtrees: Infecta, irrita reputamus, pro non extantibus habemus etc.

anbefehlen, nicht den ausdrücklichen Widerruf. Um diese Differenz drehen sich alle Verhandlungen unter Alexander VIII. Wir erinnern uns, daß der letzte Act dieses Papstes auf seinem Sterbebette die Verwerfung der Artikel, als wider das Recht und die Freiheit der Kirche, abermals und in der ausdrücklichsten Form erneuerte. Es fragte sich also, ob Innocenz XII. von jener bestimmten, scharf und klar ausgesprochenen Forderung des ausdrücklichen Widerrufes etwas nachlassen werde.

Bald nach der Wahl that der Papst Innocenz XII. einen schweren Fall. Sein Krankenlager verzögerte die Verhandlungen längere Zeit. Dann begann der Cardinal Fourbin in ihn zu drängen, daß der Papst sich genügen lassen möge mit einer Zurücknahme der Beschlüsse von 1682 in allgemeinen Ausdrücken. Er drohete mit der Aufhebung des Concordates zwischen Leo X. und Franz I. Innocenz XII. blieb fest. Er erwiederte zuletzt: „Ich kann in dieser Angelegenheit nicht anders handeln als meine Vorgänger gehandelt haben". Das Wesen der Sache war mit diesen Worten gekennzeichnet [1]).

Es ist von besonderem Interesse hier die Richtungen für und wider zu beobachten. Die französischen Cardinäle Fourbin, d'Estrees erscheinen in erster Linie nicht als Diener der Kirche, sondern Ludwigs XIV. Sie arbeiten gegen die Rechte, die Würde des päpstlichen Stuhles, gegen die Freiheit der Kirche. Anders die Calviniſten im Haag. Jedes entschiedene Wort des Papstes für die Freiheit der Kirche wird dort mit beifälligem Lobe vernommen. Jede Handlung, jedes Wort, welches den Wunsch des Einlenkens kund zu thun scheint, erregt Mistrauen, Zweifel in die Festigkeit des Papstes. Man wünscht ihm die volle, die unerschütterliche Kraft von Innocenz XI., damit er nicht, durch den Cardinal Fourbin verleitet, die Sache des Papstthumes preis gebe [2]).

Der besondere Anlaß zu dieser merkwürdigen Besorgnis der Calviniſten in Holland fand sich in dem Erbieten des Papstes Innocenz XII., denjenigen französischen Bischöfen, welche nicht an der Versammlung von 1682 Antheil genommen, die Bullen der Bestätigung zu verleihen. Für die Theilnehmer an jener Versammlung hielt er die

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 143.
[2]) A. a. O. t. IV, b. 32, p. 6.

Bedingung des Widerrufes fest. In dieser Scheidung gab sich nicht, wie jene Holländer meinten, ein Zurückweichen kund, sondern die Festigkeit, das Beharren. Innocenz XI. und Alexander VIII., der eine wie der Andere, hatten eben dasselbe angeboten: Ludwig XIV. dagegen hatte die Bullen für alle von ihm ernannten Bischöfe ohne Ausnahme gefordert. Es kommt also hier darauf an klar ins Licht zu stellen, auf welcher Seite das Zurückweichen statt fand.

Ludwig XIV. nahm dies Mal, im Herbste 1691, das Erbieten von Innocenz XII. in reifliche Erwägung. Er forderte die Gutachten verschiedener Bischöfe ein. Und eben die Aufforderung zu diesen Gutachten von Seiten des Königs, wie die Antworten von Seiten der Bischöfe lehren uns den Stand der Dinge kennen.

„Im Rathe des Königs, meldet der Minister Croissy an die Erzbischöfe von Paris und Reims, ist der Vorschlag gemacht, den ernannten Bischöfen, welche der Versammlung von 1682 nicht beigewohnt haben, und welche in ihren Diözesen beladen sind mit zahlreichen Neubekehrten, oder welche andere dringende Gründe haben für die Erlangung der Bullen — zu gestatten, daß sie bei dem päpstlichen Stuhle darum nachsuchen. E. E. haben die Gründe Für und Wider zu prüfen, und demgemäß Ihr Gutachten zu geben, damit der König seinen Entschluß fassen könne, wie es dem Interesse seines Dienstes entspricht“ [1]). Demnach werden diese Erzbischöfe hier nicht angeredet und behandelt als Kirchenhirten, sondern als Diener des Königs.

Eine ähnliche Aufforderung erging an den Erzbischof von Rouen. Er entsprach durchaus der letzteren Erwartung. Er rieth dringend ab. „Bisher, sagte er, hat man festgehalten an dem Grundsatze die Bullen für Alle zu verlangen, weil dies als das einzige Mittel galt den Papst zu nöthigen, auch diejenigen für die Mitglieder der Versammlung von 1682 zu bewilligen. Läßt man dieses Druckmittel fahren, so gibt man dem Wesen nach die Unterhandlung auf. Rom könnte daher für sein Interesse nichts Vortheilhafteres wünschen.“ — „Meines Erachtens, schließt er, erfordert es die Ehre des Königs die Mitglieder der Versammlung von 1682 nicht fallen zu lassen“ [2]).

[1]) Schreiben des Ministers Croissy, vom 2. Nov. 1691, bei Gérin p. 476.
[2]) A. a. O.

So ein Erzbischof. Croissy hatte in seiner Aufforderung zu einem Gutachten als zunächst dringenden Grund für das Eingehen auf die Vorschläge von Innocenz XII. geltend gemacht die Last der Neubekehrten in einigen Diözesen. Das Gutachten des Erzbischofs von Rouen nimmt darauf geringe Rücksicht [1]). Anders jedoch mochte die Sache liegen für den König. Wohl oder übel, er mußte auf diesen Zustand der Dinge Gewicht legen.

Er entschied sich für das Eingehen auf das Erbieten von Innocenz XII. Da nun aber in jener Aufforderung von Croissy für dieses Eingehen als erstes und dringendes Motiv geltend gemacht wird der Zustand in den Diözesen mit convertirten Hugenotten: so ist folgerecht anzunehmen, daß für die Entscheidung dies Motiv den Ausschlag gegeben habe.

Es ist eine bemerkenswerthe, ja man dürfte sagen, wunderbare Wendung der Sache. Ludwig XIV. hat, namentlich von 1682 an, Uebergriffe gemacht gegen die Kirche einerseits, andererseits gegen die Hugenotten. Die Consequenzen der Uebergriffe gegen die letzteren, in Verbindung mit den anderen zahlreichen Motiven, namentlich von außen, zwingen ihn nun, im November 1691, von seinen Uebergriffen gegen die Kirche abermals um einen Schritt zurückzutreten. Denn unstreitig hat darin der Erzbischof von Rouen Recht. Indem Ludwig XIV. die Basis verläßt, auf der er bis jetzt gestanden, bekennt er sich als geschlagen.

Eben so auffallend tritt uns hier das Verhalten der Parteien entgegen. Wir sehen einen Erzbischof der Kirche feindseliger, kampfeseifriger gegen Rom, als den König. Von der anderen Seite verkannten die Calvinisten im Haag völlig die Sache. Die ersten vier Prälaten von Frankreich, die gemäß jener Entscheidung des Königs die Bullen ihrer Bestätigung in Rom erbaten, waren der Erzbischof von Sens, die Bischöfe von Marseille, von Soissons, von Nismes. Der Papst bewilligte sie. Jene Calvinisten sahen das was in Wirklichkeit ein Sieg der Kirche war, an als eine Schwäche, eine Nachgiebigkeit von Seiten des Papstes. „Der unfehlbare Vater, sagten sie, hat sich durch den Cardinal Fourbin verführen lassen, dem Könige von Frankreich

[1]) Die Auszüge bei Gerin erwähnen diese Seite der Sache nicht.

beinahe alles zuzugestehen, was er verlangt, und hat das Interesse des päpstlichen Stuhles nicht gewahrt“ [1]).

Wie jener Erzbischof von Rouen mit klarem Blicke sich gallicanischer erwies als Ludwig XIV.: so zeigten sich diese guten Calvinisten in Holland, allerdings mit weniger klarem Blicke, päpstlicher als der Papst.

Am 9. Januar 1692 verkündete Innocenz XII. im feierlichen Consistorium die Präconisation jener vier Bischöfe. Er legte den Stand der Differenz dar. Er sagte darin: „Se. Allerchristlichste Majestät weiß wohl, daß, nach gemeinem Rechte und nach dem ausdrücklichen Wortlaute des Concordates, es bei uns steht, zu urtheilen über die Personen, welche der König uns vorschlägt, so wie über ihre Befähigung. Nichtsdestoweniger hat der König einige Male versucht uns dies Recht zu nehmen. Nun jedoch, da er uns ansucht [2]), weil er in der Verworrenheit der Zeit und dieser schwierigen Angelegenheit kein anderes Mittel der Lösung findet, sind wir bereit von denen, welche der Allerchristlichste König benannt hat, zur Regierung der Kirche alle diejenigen zuzulassen, welche an der kundbaren Versammlung der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 keinen Antheil genommen“. Weiter sagte der Papst: er erwarte von der Gottesfurcht des Allerchristlichsten Königs, und von der söhnlichen Ergebenheit desselben für den päpstlichen Stuhl, daß er, wie er mehrmals zu hoffen gegeben, das königliche Edict, durch welches er die Beschlüsse der besagten Versammlung über die kirchliche Gewalt bestätigt, eben so wie es an Kraft und Wirkung nichtig, auch durch die That selbst aufheben werde. — Zum Schlusse erklärt Innocenz XII., daß er standhaft bleiben werde in dem Vorsatze die Freiheit der Kirche und die Autorität des heiligen Stuhles zu vertheidigen, gleichwie seine Vorgänger Innocenz XI. und Alexander VIII. es gethan. Die Worte ließen keinen Zweifel übrig.

[1]) Sylvius t. IV, b. 32, p. 6: Nu ter tyd laat sich die onfeylbaren Vader door een Fourbin soo ver vervoeren, dat hy Vrankryk bynae alles sou toestaan dat hy eyscht, sonder eens op het belang van den Pauselyken stoel acht te slaan.

[2]) Diese Worte bei Sylvius p. 7. Er hat sie, wie er sagt, aus einer französischen Uebersetzung des Original-Textes, und bemerkt dazu, daß sie in den gedruckten lateinischen Exemplaren sich nicht finden. Allerdings stehen sie nicht in dem Abdrucke bei Lünig: Orationes Procerum etc. t. III, p. 131.

Wir sehen demnach Ludwig XIV. seit seinen Uebergriffen gegen Innocenz XI. im beständigen Rückzuge. Dem Papste Alexander VIII. gegenüber hat er seine Uebergriffe in die weltlichen Souveränetätsrechte des heiligen Stuhles zurückgenommen. Dem Papste Innocenz XII. gegenüber beginnt er mit dem Factum des Rückzuges im Kirchlichen. Es fehlt jedoch noch der letzte und entscheidende Schritt: das Eingeständnis der völligen Niederlage durch die Rücknahme der vier gallicanischen Artikel. Der Papst Innocenz XII. erwartet, wie er sagt, dieselbe von der Gottesfurcht des Königs. Wir Spätere dürfen sie von daher nicht erwarten, sondern lediglich von demselben Motive, welches auch bis dahin für jeden einzelnen Schritt des Rückzuges bestimmend gewirkt, von dem Drange der Noth.

Einstweilen dauert noch dieser blutlose Kampf. Von französischer Seite wird aller Scharfsinn aufgeboten für Entwürfe eines Schreibens der Bischöfe, dessen Ausdrücke Raum lassen würden für eine andere Deutung als diejenige des unbedingten Widerrufes der Artikel von 1682 [1]). Rom hält unwandelbar an der einen Forderung. So steht die Differenz noch viele Monate.

In jedem Falle hatte Ludwig XIV. zunächst den Vortheil, daß in kirchlicher Beziehung die Spannung in seinem Reiche etwas nachließ.

In derselben Zeit, in welcher er dem römischen Stuhle gegenüber jenen Entschluß des Rückzuges faßte, im November 1691, trafen aus Constantinopel Meldungen ein, daß die Friedensneigung schwinde, daß man für den nächsten Feldzug rüste mit aller Kraft. „Das Geld der Franzosen, meldet Heinsius dem Könige Wilhelm III., am 6. November 1691, trägt in Constantinopel bereits seine Früchte" [2]). Wir erinnern uns, daß dem Könige von Schweden gegenüber Ludwig XIV. seine Hoffnung des Sieges baute auf die Fortdauer des Türkenkrieges.

Hatten demnach die Nachrichten, welche Wilhelm III. im October 1691 aus Paris empfangen, eine sichere Grundlage? —

Innocenz XII. trug damals sich mit der Hoffnung, auch den äußeren Frieden Europas herzustellen. Er erließ seine mahnenden und bittenden Schreiben an den Kaiser, an den König von Spanien, im

---

[1]) Zahlreiche Entwürfe bei Gérin p. 387 et suiv.

[2]) Grovestins t. VI, p. 262. — Sylvius t. III, b. 31, p. 156.

December 1691. Wir werden seiner Zeit die Antworten vernehmen. An Ludwig XIV. entsendete er den Nuntius Nicolini mit derselben Bitte und Mahnung. Nicolini zog in Versailles ein im December 1691. In seiner ersten Audienz versicherte er dem Könige: der Papst werde nichts unterlassen, was zur Herstellung des Friedens dienen könne. — „Ich meinerseits, erwiederte der König, werde stets bereit sein denjenigen Fürsten den Frieden zu geben, die mich darum bitten“ [1]).

Im October hatten die Meldungen aus Paris an den König Wilhelm III. dahin gelautet, daß man in Frankreich sich um den König Jacob nur noch wenig kümmere. Wenn dies damals richtig war: so nahmen wenige Wochen später die Entschlüsse eine andere Richtung. Im December 1691 verlangte Ludwig XIV. von seinem Schützlinge Vorschläge über eine Landung in Schottland oder England [2]). Die Gedanken des Friedens lagen demnach fern.

---

[1]) A. a. O. p. 159.

[2]) Macpherson's O. P. I, p. 395.

Actenſtücke und kritiſche Bemerkungen.

Dreizehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 27.

K. k. Archiv. Turcica. Aus dem Schreiben des Präſidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Starhemberg, an den Großweſir, datirt Augsburg, 29. November 1689. Graf Starhemberg faßt zuſammen:

Verbo ablegati vestri non aliud propositione sua quam quod non habent offerre, e contra quod non habent M^ti^ C^ae^ Regiaeque aufferre cupiunt, nec alio modo pacem inire se posse nec velle, aperte declararunt, nec ab opinione et propositis ullis motivis, explicationibus, et persuasionibus removeri se passi sunt, petita iterato dimissione, a qua tametsi concessa ipsis cursoris ad Portam expeditione recesserint, eodem tamen reduce ampliores sibi instructiones allatas esse negantes, aut super primis illorum propositionibus cum ipsis tractari et concludi, aut reditum ipsis concedi replicatis vicibus instanter petierunt, quamquam postremae Excellentiae Vestrae litterae longe aliud, eosque ad concludendum utrimque acceptabilem tractatum instructos esse diserte affirmaverint.

Et haec est, uti supra dictum, vera cum saepefatis ablegatis actorum series; ex parte vero S^ae^ C^ae^ et R^ae^ M^tis^ foederatorumque suorum ad pacem propositam praedicto medio devenire impossibile deprehensum: neque enim Rei Christianae, neque M^ti^ suae consultum censeri posset, intermixto territorio pacem facere, liberamque hostilibus turmis sua territoria ingrediendi, eaque occasione nacta infestandi facultatem concedere, et ditionum populorumque suorum securitatem quotidianis vel inopinatis periculis ab utrimque exponere, e quibus proinde omnibus, cum manifestum reddatur, post missum

et reducem cursorem ablegatos vestros a propositionibus (quibus tum cùm cursor expediretur, pacem coalescere non posse, clare et repetitis vicibus dictum fuit) non potuisse dimoveri, et ad practicabiles conditiones reduci, manifeste quoque sequitur, negatis propositionibus, quibus pax honesta et secura inter utrumque monarcham tractari et concludi posset, aut Portae Ottomanicae sanciendae pacis sincerum animum numquam fuisse, aut ablegatos vestros intentionibus sibi transmissis non cooperatos fuisse, et potius rei et temporibus inconvenienti pertinacia quam rationi conformiter egisse, eoque pacem non nostra, sed vestra culpa subsecutam non fuisse, jussune vestro aut malitiosa eorum suggestione (qui forte suam ob causam nos utrimque fractos et perditos cuperent) factum sit, vestrum erit dijudicare.

DEUS interim scrutator cordium et victoriarum largitor nos inter de justitia hujus belli et apud alterutrum versante sincero vel ficto pacis concludendae desiderio judicabit, culpa porro effusi sanguinis humani et poena in eum rejecta, quem pravi vel recti consilii reum esse deprehendet, quod veluti rerum successus testabuntur, ita et orbis hac in re passione vacuus dijudicabit.

Die Hoffnung dieſer letzten Worte hat ſich, wie aus Burnet und Anderen zu erſehen, bekanntlich nicht erfüllt. Man vergleiche einen analogen Fall in Anlage IV.

Anlage II. Zu S. 66.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 13. December (N. St.) 1689.

Beim Schließen dieſes Briefes werde von guter Hand verſichert, daß der König die Reſolution gefaßt, in Perſon im Februar in Irland zu gehen und durch ſeine Gegenwart den Krieg daſelbſt cum vigore zu proſequiren, welches den hieſigen geſtalteten Sachen nach das erſprießlichſte medium iſt, ſo S. M. ergreifen können, und weil es ein offenes unfortifizirtes Land iſt, kann daſigem Kriege durch eine einzige Schlacht ein Ende gemacht werden.

Anlage III. Zu S. 102.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 23. Juni 1690.

Das Frauenvolk hat ſich ſchwadronsweiſe der hieſigen Gewohnheit nach um die Kutſche des Königs herum gethan, ihm, ſo zu ſagen, als Garde gedient, und ſich an Orten und Plätzen, wo der König geraſtet, nicht mit der einfachen Venerirung ſeiner Perſon contentirt, ſondern haufen-

weise, zu seiner nicht geringen Molestirung, zum Handkuß zugelassen sein wollen. Woraus abzunehmen, wie sehr ihm die Nation, wenigstens das grosso derselben zugethan ist.

Vierzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 116.

K. k. Archiv. Hollandica. Bericht des Grafen Berka, vom 9. Mai 1690.

(Nachdem Berka die Verhandlung des Congresses über die Frage des Oberbefehls gemeldet, fährt er fort, wie folgt, chiffrirt.) Worauf unterthänigst zu berichten mich verpflichtet befinde, daß die hiesigen, der spanische, der churpfälzische, wie auch der Münsterische und Lüttische, Minister generaliter verhoffen, daß es dazu nicht kommen werde, weil es keineswegs dienlich sein würde, daß die protestantischen Fürsten noch mehr Volk unter ihrem Commando haben sollten, daß auch Chur-Brandenburg nicht allezeit dasjenige was E. K. M. Feldmarschall gut finden würde, sondern was England und Holland nach ihrem particular-Absehen einrathen möchten. Zudem sei zu beobachten, daß ermelter Churfürst große praetensiones im R. Reich, im Spanischen, in Chur-Köln, Jülich, Münster und Lüttich formiren, und dieselben mit mehr in Händen habender Macht considerabel machen würde.

Anlage II. Zu S. 128.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 4. Juli 1690.

Der dissegno von der feindlichen Flotte hat nichts Anderes seyn können, als die hiesige, von deren Schwäche sie Kundschaft gehabt, im Hafen zu verbrennen, was ihr hätte angehen können, wenn der Wind sie nicht in procinctu der execution verlassen und sich nicht zu Nord gewendet hätte. Denn, hätte der Südwind, so sie so weit gebracht, angehalten, wäre der unseren unmöglich gewesen sich aus dem Hafen zu ziehen; demnach der Feind sie leicht einsperren und seine Brander hätte darunter schicken können. Einmal wird dieser Veränderung des Windes allein die Salvirung der Flotte attribuirt u. s. w.

Man vgl. das Schreiben Nottinghams an den König, vom 15. Juli 1690, bei Dalrymple III^{II} p. 124: It was upon a supposition that their (the french) fleet would have wholly destroyed that of Y. M. by surprizing them before they were joined.

Anlage III. Zu S. 190.

In dem Werke von Sichart: Geschichte der K. H. Armee, Theil I, S. 471, findet sich die Bemerkung, daß „an den Feldzügen von 1688 bis 1691 gegen die Türken braunschweig-lüneburgische Truppen jedenfalls nicht Theil genommen haben". Diese Behauptung, so allgemein hingestellt, ist schon deshalb unrichtig, weil jedenfalls das Regiment des Prinzen Friedrich August, der nicht mit bei Katsianek sich befand, in Hannover geworben war. Aber es handelt sich hier um das Regiment des Bruders, des Prinzen Carl Philipp, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover. In wie weit dasselbe aus Hannoveranern bestand, läßt sich mit Gewisheit schwerlich bestimmen.

Dagegen sagt Wagner, dem ich hier überhaupt folge, in der historia Leopoldi t. II p. 129: fuere universim ad tria prope millia ex Hanoveranis pedestri et equestri, Holsata ac Styrumbia legione. Es ist also nicht bloß von dem Cavallerie-Regimente des Prinzen Carl Philipp die Rede, sondern auch von Infanterie.

Man vgl. die Berichte bei Sylvius: saken van staet en oorlog. t. III, b. 29, p. 27. Dort ist der Verlust jedes einzelnen der vier Regimenter genau angegeben, die Offiziere zum Theile sogar genannt.

Ferner Theatrum Europaeum, Theil XIII, S. 1013. Stimmt ziemlich genau mit dem Vorhergehenden überein.

Anlage IV. Zu S. 192.

Da auch noch nach zweihundert Jahren Gerüchte dieser Art, die der Kaiser Leopold hier als erlogen bezeichnet, in mancherlei Geschichtsbüchern als Wahrheit vorgetragen werden: so ist es erforderlich, das betr. Rescript des Kaisers an Krauprich hier auch im genauen Wortlaute zu geben.

K. k. Archiv. Hollandica. Kaiserliches Rescript vom 12. März 1690.

Belangend die in causa religionis wegen unseres Königreichs Ungarn allda eingelaufene Zeitung, ist selbe ein sträfliches commentum, (indem) weder die Geistlichkeit, weder der Cardinal Kolonitsch, Bischof zu Raab, die geringste Veränderung fürzukehren committirt, noch angesucht worden, und hat kein Mensch daran gedacht ichtwas dergleichen werkstellig machen zu lassen. Bey welcher allwissenden Bewandtniß der vermessene Novellist solches unverantwortlichen commenti halber hauptsächlich abgestraft zu werden meritirt, und hast Du den autorem in verläßliche Erfahrung zu bringen Dich zu bemühen.

Anlage V. Zu S. 193.

K. k. Archiv. Hollandica. 1690. Aus der Abſchrift eines Berichtes von Colyer aus Adrianopel, vom 3. Mai 1690.

Den 22. passati hebbe ick daerop met den rykscancelier in eene conferentie geweest, en deselve nogmaels wytlopig geinformeert van den toestant in Christenryk, en het geene haer H. M. tot een goede vreede opereerden, dewelcke my daegs daerna, na gedaene rappoorten, dede antwoorden, dat het hof geresolveert was alle machten te samen te voegen, om de vyanden tot reden te brengen, dat het haer nergens aen manqueerde, en liever het resteerende ryk souden wagen als een scandaleuse vreede integaen, dat den grooten Heer nooit tot tribuyt of geltgiffe, veel min cedeeren van eenige plaetsen, die onder gehoorzaemheyt van S. M. staen, soude verstaen, gevende met meer andere discoursen genoeg te kennen, dat de Porta voor als noch niet verder wil treden als tot een treves of suspensie van wapenen, want dese volkeren van geene cessie weten, enz.

Anlage VI. Zu S. 195.

Nottingham übergab ſeine Abſchrift dieſes Schreibens, im April 1691, dem Grafen Windiſchgrätz in Haag. W. fügt es ſeinem Berichte als Beilage bei. Daher hier die Ortsbezeichnung wie folgt.

K. k. Archiv. Hollandica. Beilage zum Berichte des Grafen Windiſchgrätz aus dem Haag, vom 17. April 1691.

A moy, les Turcs ne doivent pas craindre a trouver de grands obstacles aux entreprises que les (sic!) voudront formor, et comme mes armes par terre et par mer ne seront pas moins formidables l'année prochaine que celle-cy, ce ministre peut s'asseurer que, s'il fait des efforts un peu considerables, il aura la gloire de restablir l'Empire Ottoman au mesme estat qu'il estoit avant cette guerre, et mes ennemis la confusion d'avoir perdu tout ce qu'ils avoient acquis, avant de se brouiller avec moy.

le 9 d'aoust 1690.

Louis.

Colbert.

Anlage VII. Zu S. 207.

K. k. Archiv. Anglica.

Lord Paget au comte de Kœnigsegg.

Le 25 août 1690.

Monsieur. Par ordre de S. M. Guillaume III mon maître, roy de la G. B., j'ay plusieurs fois avec le respect que je dois, representé a S. M. I. que sa dite M^té^, en consideration de l'ancienneté et dignité de sa couronne Royale, et le rang qu'il tient parmy les Rois de l'Europe, ne doute pas que S. M. I. luy accorde les mesmes expressions et titres qu'il donne a aucun autre Roy, en ses lettres a eux adressées, et scachant qu'aux Roys d'Espagne et de France S. M. I. escrit avec le titre de Majesté, il espere de l'equité de S. M. I. le mesme traitement en tout et par tout, egalement avec eux. L'amitié, l'alliance et les sentiments d'estime qu'il a pour S. M. I. le (sic) donnent lieu de croire fermement qu'on ne luy refusera pas cette justice, etc.

Réponse du comte de Kœnigsegg.

Le 27 octobre 1690.

Monsieur. Sur l'instance que vous faites du traittement dans les lettres Imp^les^ pour Sa M^té^ Britannique, S. M. I. me commenda de vous respondre qu'Elle en usera de mesme comme envers les autres Roys de la Chrestienté, et, quand les occasions s'en presenteront, ne difficultera pas d'honorer S. M. Br. du titre de Majesté dans ses lettres de cachet, s'asseurant pourtant que S. M. B. recevra doresnavant les lettres de la Chancellerie dans les mesmes termes, comme jusques asteure (à cette heure), auxquelles S. M^té^ en tesmoignage de son estime pour S. M. R^le^ adjoindra le titre de Potentissime, dont il vous plaira de donner part à S. M. B., et je demeure etc.

Fünfzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 308.

K. k. Archiv. Anglica. Aus dem Handſchreiben des Königs Wilhelm III. an den Kaiſer Leopold, vom 28. October 1691.

. . . certa spe freti, prosperum hunc rerum nostrarum statum (quarum tamen successibus non ita sumus elati, quin hanc supremi numinis in Nos benignitatem, gratissimis quantum possumus animis agnoscamus) C^ae^ V^ae^ M^ti^ idem quod et Nobis gaudium esse allaturum. Licet enim fatendum sit, gratissimum hunc nobis fuisse nuntium, in nullo tamen magis laetamur quam quod, capta hac urbe, eo in loco res nostrae collocantur, ut confoederatis nostris contra infestos Galliae impetus (quibus tota undique Europa multos jam ob annos graviter ingemuit) majori esse adjumento atque usui possimus. Quocirca (nihil enim nobis magis cordi est) ad omnem occasionem intenti nulli quae ad nos attinet, Deo juvante non aderimus. Et Deus iste C^am^ V^am^ M^tem^ incolumem, Nostramque amicitiam firmissimam communi orbis Christiani bono quam diutissime conservet etc.

Alphabetiſches Namen- und Sachregiſter.

A.

Abſchwörungs-Bill 95 u. f.
Achmet, Sultan, 298.
Act of Attainder in Irland 47.
Act of Settlement in Irland 46.
Adrianopel 191.
Aghrim, Schlacht von, 302.
Alexander VIII., Papſt, 8 u. f.; ſpricht dem Könige Jacob ſein Mitgefühl aus 11. Seine Antwort an Chaulnes 12. Er befragt die Cardinäle über die Friedensſache 14; ſpricht ſeine Anſicht aus über den Frieden 16; bewilligt keine Türkenhülfe 17 u. f. Seine Haltung gegenüber Ludwig XIV. S. 325 u. f. Er ſtirbt 327.
Algier ſchließt Frieden mit Ludwig XIV. S. 18 u. 105.
Alicante 295.
Allianz, die große, 59, 61, 97, 138, 142, 213, 237.
Altieri, Cardinal, 327, 329.
Amand, St., 119.
Amneſtie-Acte in Irland 167, 171.
Amſterdam will nicht das Recht des Erbſtatthalters auf die Ernennung der Schöffen anerkennen S. 80 u. f.
Anna, Prinzeſſin. Der Plan der ſelbſtändigen Dotation für ſie 69 u. f.; 279 u. f.
Anshelm Franz von Ingelheim, Kurfürſt von Mainz S. 34 u. f.
Arcy, Marquis d', 177 u. f.
Armagh 143 u. f.
Artikel, die gallicaniſchen, 13, 17, 204.
Asfeld, franzöſiſcher Commandant von Bonn, 33.
Aſhton 221 u. f., 266.
Aſpremont, Commandant von Belgrad, 196 u. f.
Athlone 54 u. f., 168, 302.

Atkyns, Lord, 89.
Augsburg 20, 34 u. f.
Auguſtin, St., 316.
Avaux, Graf d', franzöſiſcher Botſchafter bei Jacob II., S. 45 u. f.; ſeine Einwirkung 47 u. f. Er gibt den Rath des Maſſenmordes der Proteſtanten 51 u. f.; 140, 142, 181.
Avigliano 281.
Avignon 9.

B.

Baden ſ. Ludwig.
Bantrim, Bucht von, 59.
Barbarigo, Cardinal, 329.
Barbeſieux 315 u. f.
Barbets 176 u. f., 179 u. f., 183 u. f., 188 u. f., 251 u. f.
Barcelona 295.
Bartholomäus-Kirche 40.
Baſtille 153, 315.
Batudſchina 23.
Bayern ſ. Max Emanuel.
Beachy Head 121 u. f., 217 u. f.
Beauvilliers 318.
Belgrad 23, 25, 194 u. f., 212 u. f.
Berges, Prinz von, 261 u. f.
Berka, Graf, k. Botſchafter im Haag, 116, 120, 133, 245.
Bernhard von Clairvaux 157.
Berwick, Herzog von, 50, 53 u. f., 143 u. f., 147 u. f.
Bethune, Marquis von, 289, 296.
Blois, Mademoiſelle de, 324.
Boethius 271.
Bonn 32 u. f.
Bonſi, Cardinal, 328.
Borgomanero, Marquis, 24, 184.
Bosnien 24.
Boſſiere, Frau von, 322.
Boſſina, Paſcha von, 199.
Boufflers, Marquis, 118 u. f., 288.
Bouillon, Cardinal, 8, 328.
Bourbon, das Haus, 35.
Boyne 2, 55, 137 u. f. Schlacht an der B. 144 u. f.
Brandenburg ſ. Friedrich III.
Braunſchweig-Lüneburg ſ. Ernſt Auguſt.
Breſſe, la, 251.
Breſt 152.
Bulkeley, Agent Jacobs II., 271 u. f.
Bulle, die goldene, 39.
Bulonde 294.

Burnet, ang. Bischof von Salisbury, über den Türkenkrieg 20 u. f.; 60. Sein Irrthum über den Entschluß Wilhelms III. nach Irland 65 u. 87; 69, 91, 93, 95 u. f., 100. Er berichtet über den Abschied Wilhelms III. im Juni 1690 S. 102; über die Amnestie-Acte in Irland 167; 303.
Bussy-Rabutin, Graf, 110, 157, 265.

C.

Caermarthen, Marquis, Präsident des geheimen Rathes, 65, 88, 101, 221, 243, 268, 270, 271.
Calviniſten im Haag über Innocenz XII. S. 334 u. f.
Camus, le, Cardinal, 328.
Capel, Lord, 129.
Caprara, k. General am Oberrheine, klagt über Schöning 293.
Caraffa 294.
Carl der Große 41.
Carl II., König von England, 225.
Carl II., König von Spanien, heirathet Maria Anna von Pfalz-Neuburg 42 u. f.; ist erbittert gegen Frankreich, ohne Erhebliches gegen dasselbe zu leisten 204 u. 240 u. 295.
Carl V., römischer Kaiser, 35, 262.
Carl V., Herzog von Lothringen, 21, 32 u. f. Er stirbt plötzlich 112, wird tief betrauert 113 u. f.; 203.
Carl XI., König von Schweden, ist für die Königswahl Josephs 42 u. f.; 200 u. f., 246 u. f. Seine Haltung im Jahre 1691 S. 284 u. f. Er antwortet Ludwig XIV. S. 286.
Carl, Prinz von Hannover, 190 u. f.
Carmagnola 281, 293.
Carrickfergus 49 u. f., 53, 142.
Casal 176 u. f., 252.
Catharina von Braganza, Witwe Carls II., S. 100, 127.
Catinat 111, 176. Er wird gegen Victor Amadeus entsendet 179; verhandelt mit ihm 180 u. f.; siegt bei Staffarda 187; berichtet über Victor Amadeus, Ende 1690 S. 253 u. f.; umschließt Nizza 254. Sein Feldzug von 1691 S. 281 u. 293 u. f.
Chamlay 3, 316 u. f., 318 u. f.
Charlemont 141.
Chartres, Herzog von, 324 u. f.
Chateauneuf, fr. Gesandter in Constantinopel, 19 u. f., 31 u f., 105 u. f., 193, 195, 249, 298.
Chateau-Renaud 306.
Chaulnes, Herzog von, 5, 7, 8, 12.
Chester 49.
Chigi, Cardinal, 329.
Churchill, Admiral, 62.
Clarendon, Graf, 99 u. f., 129, 226 u. f., 268.

Clargis 211.
Cliffort 126.
Colloredo, Cardinal, 326.
Coloma, ſpan. Geſandter im Haag, 133.
Colyer, holländiſcher Geſandter bei der Pforte, 192, 249, 300 u. f.
Compton, angl. Biſchof, 68, 89.
Condé, Prinz, 324.
Congreß im Haag 116 u. f.; verlangt Anmarſch der Verbündeten zu Waldeck 118 u. f.
Connaught 54, 145, 169, 304.
Consbruch, die Brüder, 292.
Conſtantinopel 19, 24, 28, 30, 249, 298, 301, 336.
Conti, Prinz, 324.
Convocation der Geiſtlichkeit von Canterbury 68.
Cordova 119.
Cornaro, venetianiſcher Botſchafter, über die Kriegführung gegen die Türken 21 u. f.; über den Frieden mit den Türken 27 u. f.
Cornwall 163.
Corporations-Bill 74 u. f., 83 u. f.
Croiſſy 9, 177 u. f.; über den Feldzug von 1691 S. 289 u. f.; 333.
Cromwell 215, 223.
Croy, Commandant von Belgrad, 196.
Cuneo 294, 311.
Cypern 178.
Cyr, St., 323 u. f.

D.

Dänemark 200 u. f., 284 u. f.
Dangeau 19, 107, 261, 314.
Dankelmann, brandenburgiſcher Geſandter in Augsburg, 39 u. f.
Dartmouth, Admiral, 270, 276.
Dauphin 174 u. f.
Dauphiné 251.
Delaval, Admiral, 217.
Devonſhire, Graf, 100, 130, 132 u. f.
Devonſhire, Grafſchaft, 163.
Diſpenſationsrecht 86, 307.
Divan der Türken 28 u. f.
Dohna, Graf Chriſtoph, über den Tod Carls von Lothringen 115.
Dorſch, Freiherr von, 24.
Dorſet, Lord, 101, 229.
Dorſetſhire 165.
Douglas 57.
Dover 132.
Dover-Vertrag 61.
Drau 199, 205.

Drogheda 50 u. f., 54 u. f., 137 u. f.
Dublin 46, 49, 53, 100, 141, 144 u. f., 151 u. f., 167.
Duleek 147.
Duncannon 152, 168.
Dundalk 50 u. f., 55 u. f., 137, 142 u. f.
Dundee, Lord, 158.
Dünkirchen 229.
Durance 252.
Dursley, engl. Gesandter im Haag, 133.
Dykvelt 324.

E.

Eleonore, Gemahlin Carls V. von Lothringen, 112.
Elisabeth, Königin von England, 82.
Elisabeth, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, 193, 295.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, 156 u. f., 312, 315, 321 u. f.
Ely, Turner, Bischof von, 226 u. f., 268 u. f.
Erizzo, venetianischer Botschafter, 322.
Ernst, Landgraf von Hessen-Rheinfels, 244.
Ernst August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover, 117, 257, 281 u. f.
Essek gerettet 199.
Estrees, d', Admiral, 295.
Estrees, d', Cardinal, 7, 17, 326, 327.
Eugen, Prinz von Savoyen, 187, 280, 294, 311.
Evertsen, holländischer Admiral, 131 u. f.
Exmouth 168.

F.

Fagel, Oberst in Mons, 258 u. f.
Fagel, Rathspensionär, 93, 122.
Falmouth 128.
Felix, St., Adjutant Schombergs, 146 u. f.
Fenelon 321.
Feuillade, La, Marschall, 312.
Ferrero, savoyischer Minister, 181 u. f.
Fleurus, Schlacht von, 104 u. f., 117 u. f.
Flisange, Marquis de, 36, 266.
Fourbin, Cardinal, 18, 327, 332.
Franz I., König von Frankreich, 35.
Franz II., römischer Kaiser, 40.
Freiburg im Breisgau 111, 172.
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, 32 u. f.; nimmt Bonn ein 33; geht nicht zum Kurfürstentag in Augsburg 35 u. f.; verlangt ein selbständiges Commando 115 u. f.; 172. Er begibt sich nach dem Haag 238; zieht [illegible] verschiedenen Mächten 241 u. f.

Friedrich Christian, Fürstbischof von Münster, 281 u. f.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, 36, 39.
Fuller 99 u. f.
Fürstenberg, Cardinal, 7, 328.

G.

Galway 303.
Gastanaga, spanischer Statthalter in Belgien. 119, 246 u. f., 256.
Geistlicher Stand in Frankreich 107.
Generalstaaten der Republik der Niederlande. Die Haltung derselben nach dem Tage von Fleurus 121, so wie nach Beachy Head 133; sind unzufrieden mit Spanien und den deutschen Fürsten 171 u. f.; 238. Sie widerlegen die Anschuldigung des Fürstbischofs Friedrich Christian von Münster 283. Ihr Glückwunsch zur Heirath von Jacob Sobiesky 296; über den Sieg von Salankemen 300; ihr Dank für Wilhelm III. zu Ende 1691 S. 309.
Georg, Prinz von Dänemark, 279 u. f.
Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Celle, 242, 266.
Germain, St., 98 u. f., 125 u. f., 134 u. f., 153 u. f., 212, 303; Urtheil dort über Wilhelm III. S. 270, über Marlborough und Godolphin 271 u. f.; 313.
Ginkel, General, 268. Sein Feldzug in Irland 1691 S. 302 u. f.
Gloceſter, Herzog von, 279.
Gnaden-Acte Wilhelms III. S. 98.
Godolphin 98; wird Jacobit 271 u. f.
Goeree 230.
Goes, Cardinal, 8, 17, 330.
Görtz, Freiherr von, 253, 280.
Gotthard, Sieg von St., 29 u. f.
Govone 183.
Grimani, kaiserlicher Bevollmächtigter in Turin, 177 u. f., 184.

H.

Habsburg, das Haus, 35.
Hal 259 u. f.
Halifax, Marquis, 98, 243; erklärt sich jacobitisch 272.
Hamburg 202.
Hannover s. Ernst August.
Harbord 133, 301.
Hartevelt, Lootse. Sein Bericht über die Fahrt im Januar 1691 S. 228 u. f.; 237.
Heemskerk, holländischer Gesandter in Wien, 188, 194, 247.
Heinsius, Rathspensionär von Holland, 114, 115. Sein Verhalten nach der Schlacht von Fleurus 120 u. f.; nach Beachy Head 133; über die Nothwendigkeit, daß ein Holländer bei dem Könige Wilhelm III. in Irland 139; beschwert sich über die deutschen Fürsten 171; 256, 259, 280; ver-

langt den Miteintritt Schwedens in den Krieg 284; erlangt wichtige Briefe aus Stockholm 285 u. f., so wie den Vertrag zwischen Schweden und Dänemark 287; 291, 324, 336.
Heißler, kaiserlicher General, 194.
Hoffmann, kaiserlicher Resident in London, berichtet über das Unterhaus 63 u. f.; meldet den Entschluß des Königs nach Irland zu gehen 66; berichtet über eine allgemeine Amnestie 73 u. 87; über Wilhelm III. und Portland 82; über die Vertagung des Parlamentes am 27. Jan./6. Febr. 1690 S. 89; über die Abschwörungs-Bill 95; über den Rücktritt Shrewsburys; über die Treu-Adresse der Flotte 1690 S. 100; über die Ausführung der Parlaments-Acte wider die Katholiken 127; über die Haltung der Engländer im Juni 1690 S. 129; über die Gefahr einer Landung und den Brand von Teignmouth 163 u. f.; über die Thronrede und die Haltung des Parlamentes im October 1690 S. 210 u. f.; über die Härte gegen Irland 214 u. f.; über den Prozeß Torringtons 217 u. f.; über den Eindruck der Belagerung von Mons in London 258; über die Entsetzung der eidweigernden Bischöfe 269; über den Seezug von 1691 S. 290.
Hohenzollern, das Haus, 116.
Hompesch, Commandant von Widdin, 195.
Honslardyk 233, 280.
Hop, holländischer Gesandter bei Wilhelm III. in Irland, 139 u. f.
Hugenotten s. Barbets.
Humieres, Marschall, 118, 314.
Hüningen 111, 173 u. f.
Hussay, englischer Gesandter bei der Pforte, 250 u. f., 298 u. f., 300.
Hutton 170.
Hydepark 129.

J.

Indemnitäts-Bill 60 u. f., 62, 73, 85, 98.
Inniskilling 49.
Innocenz XI. stirbt und wird verehrt 2 u. f.; 13, 17, 327 u. f.
Innocenz XII. Seine Wahl 330. Seine Haltung gegenüber Ludwig XIV. S. 331 u. f. Er wird beurtheilt von den Calvinisten im Haag 332; präconisirt vier französische Bischöfe 334 u. f.
Isere 252.
Jacob II. Er ist thatsächlich ein Bundesgenosse der Türken S. 2; sendet Melford zurück nach St. Germain, dann nach Rom S. 9 u. f.; setzt seine Hoffnung auf den Papst Alexander VIII. S. 11; findet diesen und die Cardinäle nicht nach seinem Wunsche geneigt S. 14 u. f. Die Verschiedenheit der Plane Jacobs II. in Irland von denen der französischen Politik S. 45 u. f. Er weicht dem Drucke des irischen Parlamentes S. 46 u. f. Andere Misgriffe S. 47 u. f. Er willigt nicht in den Rath des Avaux zur Vernichtung der Protestanten S. 51 u. f.; ist mangelhaft unterrichtet über die Streitkräfte Schombergs S. 53; hält sich aufrecht, durchschaut aber nicht die Franzosen S. 53 u. f.; gibt Dundalk auf, will aber nicht weiter zu-

rückt S. 54 u. f.: rückt wieder auf Dundalk vor S. 57. Es kommt nicht zum Treffen S. 58.

Jacobs Aeußerung über Shrewsbury S. 97. Ein Vorschlag zur Fortführung von Jacob II. aus Dublin S. 160. Seine Anklage gegen seine Tochter Mary nicht gerechtfertigt S. 121 u. f. Er trifft seine Vorbereitungen für den Feldzug von 1690 S. 139 u. f.: gibt das Commando unter ihm an Lauzun S. 140. Die Alternative des Handelns für ihn S. 141. Er zieht auf Dundalk und gibt es dann wieder auf S. 142 u. f.; will Stand halten an der Boyne S. 144; wird geschlagen S. 145; läßt sich durch Lauzun zur Flucht bewegen S. 146; wird nicht verfolgt S. 147; in Dublin S. 151 u. f.; landet in Frankreich S. 152; ersucht Ludwig XIV. um eine Landung in England S. 185 u. 162; geht auf das Fürwort der Herzogin von Orleans für seine Tochter Mary nicht ein S. 157; sucht Zuflucht in La Trappe S. 157 u. f. Seine Begegnung mit schottischen Offizieren S. 158 u. f. Gerücht über ihn in Holland S. 202.

Urtheile der Jacobiten in England über ihn S. 222 u. f. Vergleich zwischen ihm und Wilhelm III. S. 231. Er entsendet den Agenten Bulkeley nach England S. 271 u. f.; nimmt Marlborough wieder zu Gnaden an S. 275 u. f.; eben so Godolphin S. 276. Sein Verhalten zu Irland im Jahre 1691 S. 302 u. f. Sein Urtheil über die Capitulation von Limerick S. 307. Die Neigung für ihn dem Cardinal Barberigo nachtheilig S. 329 u. f.; wird von Ludwig XIV. aufgefordert, Vorschläge für eine Landung zu machen, zu Ende 1691, S. 337.

Jacob Sobieski 193, 295.

Jacobiten 89, 99 u. f., 125, 162, 216, 221. Denkschrift ihrer Verschwörung von 1691 S. 222. Irrthümer dieser Jacobiten 225 u. f.; 266, 271 u. f. Sie haben keine Kunde von den auswärtigen Verbindungen Wilhelms III. S. 277 u. f.

Jacques, Maître, in Mons, 255 u. f.

Jane, Dr., 68.

Jerusalem 19, 31, 193.

Jilles 232 u. f.

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, 111 u. f., 172 u. f., 291 u. f.

Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, 293.

Johann Sobieski, König von Polen, 193, 236, 295.

Johannes Paläologus 178.

Jörger, Graf Quintin, 24. Sein Gutachten über den Türkenkrieg 29 u. f.

Joseph, König von Ungarn, 20, 32 u. f., zum römischen Könige gewählt und gekrönt 38 u. f.

Josias, Fürst von Waldeck, 34. Seine Mahnung an die Verbündeten im Juni 1690 S. 117 u. f. Sein Bericht über die Schlacht von Fleurus 119 u. f.

K.

Kanischa 205.

Katholiken in England 126, in Irland 214.

Katsianer 189 u. f.

ling 46.
ſington 63, 83, 85, 171.
ikranky 158.
ſale 152, 290.
sky, Graf, 301.
e 57.
ı 32.
ınitſch, Cardinal, 17, 22, 192.
ıorn 28.
igsegg, Graf, 92, 201.
mprich 22, 122, 192.
nen, die nordiſchen, 200 u. f. Siehe Schweden und Dänemark.
ſachſen ſ. Johann Georg.

L.

guedoc 319.
zun, Herzog von, franzöſiſcher Oberanführer unter Jacob II. in Irland, 140 u. f. Ueber das Halten oder Nicht-Halten von Dundalk 143 u. f. Er hat nicht die Abſicht die Boyne zu vertheidigen 144; räth Jacob II. zur Flucht 146 u. f.
ınez, ſpaniſcher General, 294.
niz über die Kriegesleiſtungen der deutſchen Fürſten 244.
eſter, Graf, 82.
ıold I., römiſcher Kaiſer. Er fordert die Cardinäle auf, einen Papſt zu wählen im Sinne Innocenz XI. S. 5 u. f.; ob er ſich dem Türkenkriege hat entwinden können 20 u. f. Seine Stellung im Jahre 1689 nach Weſten 32 u. f. Er läßt die Kurfürſten nach Augsburg laden 34 u. f.; redet zu den Kurfürſten 37 u. f.; iſt gegenwärtig bei der Krönung ſeines Sohnes Joſeph 41 u. f.; kehrt zurück nach Wien 43; hat nachdrückliche Offenſiv-Plane für 1690 S. 111; beſtätigt für Friedrich III. das Commando zwiſchen Maas und Moſel 116; anerkennt die Leiſtungen Waldecks bei Fleurus 120; fordert das Reichsheer auf, den Krieg auf das linke Rheinufer zu verſetzen 172 u. f.; iſt günſtig geſinnt für die Barbets 184; widerlegt die Gerüchte in Holland über die Verfolgung der Proteſtanten in Ungarn 192; klagt um die herben Verluſte von 1690 S. 197 u. 205; ſchlägt eine Subvention für Benedict Oxenſtjerna vor 201; vertraut nach Weſten auf Wilhelm III. S. 205; gewährt perſönlich ihm den Titel der Majeſtät 207.

Er weiſt im Reiche die Quartiere an 241. Seine Macht durch den Feldzug von 1690 verringert 245. Ueber den Türkenfrieden 249. Er zieht Truppen von der Rheinarmee 251; iſt bereit zur Hülfe für Victor Amadeus 253; beauftragt Windiſchgrätz zu vermitteln zwiſchen der Republik Holland und den nordiſchen Kronen 287; hat Vertrauen in den Rath Consbruch 292; ſucht die Familie Sobieski ſich zu verpflichten 295. Ueber den Sieg bei Salankemen 299. Seine Kundgebung an das Conclave der Cardinäle im Jahre 1691 S. 323 u. f.

Leuze, Treffen bei, 291.
Leyburn, römisch katholischer Bischof in London, 126.
Liechtenstein, Fürst, k. Botschafter in Rom, 5, 17, 328, 330.
Ligny 119.
Limerick 168 u. f., 303 u. f., 306.
Limousin 319.
Lisburne 50.
Lloyd, Jacobit, 273 u. f.
Loo 256.
Lothringen s. Carl.
Louvigny 187.
Louvois, Kriegsminister Ludwigs XIV., S. 9, 45. Er sucht die Geldmittel für den Krieg 106 u. f.; ist gegen Lauzun 140. Sein Verhalten gegen Victor Amadeus 176 u. f. Er würdigt nicht die moralischen Factoren 213; sendet Catinat gegen Nizza 253. Seine Strenge in der Verwaltung der Geldmittel 254. Er entwirft den Plan der Belagerung von Mons 255 u. f.; zieht sich das Misfallen Ludwigs XIV. zu 260 u. 264. Uebereinstimmung und Differenz zwischen ihm und Ludwig XIV. S. 310 u. f. Ursprung der Misstimmung aus dem Rathe des Nicht-Schlagens vor Valenciennes im Jahre 1676 S. 311 u. f. Er stirbt 312. Sein Charakter 313 u. f.
Lowther 161.
Ludwig, Markgraf von Baden, 21, 23, 194. Er siegt bei Salankemen 299.
Ludwig XIV. Er ist natürlicher Verbündeter der Türken 1 u. f. Seine Stellung zu dem päpstlichen Stuhle beim Tode von Innocenz XI. S. 3 u. f. Er ist bereit zu Concessionen gegenüber Alexander VIII. S. 6 u. f.; sendet Melford nach Rom 10; gewinnt nicht den Papst Alexander VIII. S. 12 u. f.; schließt Frieden mit Algier 18; sendet Chateauneuf nach Constantinopel 19. Sein Verhalten während des Feldzuges von 1689 S. 32 u. f. Sein Trachten nach der Kaiserkrone vereitelt 42. Seine Politik in Betreff Irlands 45 u. f. Er billigt nicht den grausamen Rath seines Botschafters Avaux 52. Seine Politik in Betreff Hollands 81.

Er sucht im Jahre 1690 die Mittel für den Krieg aufzubringen 106 u. f.; läßt die edelen Metalle aus den Kirchen nehmen 106 u. f. Der Rückschlag seiner Politik nach außen auf die Freiheit der Franzosen 108 u. f. Seine Vortheile in der Kriegführung 110. Die Meinung der Jacobiten von ihm 125. Seine Ansicht über den Sieg von Beachy Head 134. Er ernennt Lauzun zum Befehlshaber in Irland 140. Frankreich unter ihm leidenschaftlich wider den Oranier 153. Er gewährt dem Könige Jacob nicht den Wunsch einer Landung in England 155 u. f.; ist nicht wohlwollend für die flüchtigen schottischen Offiziere 158 u. f.; zürnt dem Admiral Tourville wegen der Nicht-Ausbeutung des Sieges von Beachy Head 161 u. f. Seine Vorbedingung für eine Landung in England 162 u. f. Damalige Kritik seines Verfahrens gegen England 165 u. f. (Vergl. S. 213).

Rückblick auf seine Politik gegenüber dem Herzoge Victor Amadeus 176 u. f. Seine Forderung an diesen im Frühlinge 1690 S. 180 u. f.

Er wird von diesem getäuscht 183 u. f.; sucht ihn wieder zu gewinnen 185 u. f.; läßt das Tedeum singen für den Sieg von Staffarda 188; sucht die Türken zu ermuthigen 195; trachtet Benedict Oxenstjerna zu gewinnen 200. Seine Stellung gegenüber der Allianz zu Ende 1690 S. 204.

Die Ansicht der verschworenen Jacobiten über ihn, im Januar 1691, S. 222 u. f. Sein Zusammenwirken mit der Pforte 250. Seine Kriegsrüstung für 1691 S. 255. Er zieht vor Mons 255 u. f. Sein Verhalten im Lager vor Mons 260 u. f. Er nimmt Mons und erhält die Nachricht der Einnahme von Nizza 263 u. f.; eilt zurück nach Versailles 264. Er fordert Carl XI. von Schweden auf für ihn einzutreten 285.

Er läßt nach dem Treffen von Leuze die Fahnen seiner Haustruppen herstellen 291; sucht durch Bethune die Macht Polen lahm zu legen 296 u. f.; sendet Hülfe für Limerick 305; entwirft mit Louvois den Plan eines Bombardements von Brüssel 310. Der Grund seiner Misstimmung gegen Louvois nicht so sehr die Frau von Maintenon, als die Erinnerung an die Abmahnung vom Schlagen bei Valenciennes im Jahre 1676 S. 311 u. f. Seine letzte Conferenz mit Louvois 315. Sein Verhalten nach dem Tode desselben 316. Er ernennt neue Minister 318; sucht neue Mittel sich Geld zu verschaffen 319. Sein Verhältnis mit der Frau von Maintenon 320 u. f. Er verheiratet seine illegitimen Töchter mit Prinzen des königlichen Hauses 324 u. f.

Seine Stellung zu dem Papste Alexander VIII. S. 325 u. f. Er hofft auf den neu zu wählenden Papst 328 u. f.; nimmt das Erbieten von Innocenz XII. in Erwägung 333; geht auf dasselbe ein 334; ist in beständigem Rückzuge von seinen Forderungen gegenüber dem päpstlichen Stuhl 336 u. f.; will die Fortsetzung des Krieges 337.

Lutterel 303.

Lüttich bombardirt 288.

Luxemburg, Marschall, siegt bei Fleurus 118 u. f.; 250, 265. Sein Verhalten im Feldzuge 1691 S. 288 u. f.; 310, 312.

Luzern 177 u. f., 183, 187.

M.

Macaulay über den Entschluß Wilhelms nach Irland 87.

Macclesfield, Lord, 96.

Mailand 177 u. f., 187.

Maine, Herzog von, 325.

Maintenon, Frau von, 140, 310 u. f. Ihr Verhältnis zu Ludwig XIV. S. 320 u. f.

Mainz belagert und genommen 32 u. f.

Mannsfeld, Graf, 42, 178.

Marcus, St., 1.

Maria Anna, Mutter Carls II. von Spanien, 295.

Maria Anna von Pfalz-Neuburg, Gemahlin Carls II. S. 42 u. f.

Marie Beatrice, Gemahlin Jacobs II. Sie entsendet Melford nach Rom 10; erhält Bericht von ihm 125; schreibt an Tourville 134; wünscht Lauzun als Commandanten in Irland 140 u. f.

Marlborough, Graf, bei Walcourt, 34; 96, 101. Er nimmt Cork und Kinsale 171; 271. Er sucht die Verzeihung Jacobs II. S. 273 u. f.; hat weitere Plane 276 u. f.

Marlborough, Gräfin Sarah. Ihr Plan einer selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna 69 u. f. Sie sucht die königlichen Schwestern zu entzweien 279 u. f.

Marsilly, Graf, 299, 301.

Mary, Königin von England. Sie wünscht Conciliation der Hochkirche und der Presbyterianer 68; 87. Sie ist Regentin während Wilhelms III. Abwesenheit 98 u. 101 u. f. Ihre Stellung gegenüber ihrem Vater Jacob II. S. 121 u. f. Sie läßt die Parlaments-Acte gegen die Katholiken verkünden 126 u. f. Ihre Haltung gegenüber den Gefahren von der französischen Flotte her 129 u. f. Sie gibt an Torrington den Befehl zum Schlagen 130 u. f. Ihr Verhalten nach Beachy Head 132 u. f. Sie läßt Torrington in den Tower bringen 135. Ihr Verhalten auf die Siegesnachricht von der Boyne 148 u. f. Gegenüber der Gefahr einer französischen Landung 160 u. f. Ihre Besorgnis für Wilhelm III. bei Limerick 170 u. f. Ihre Popularität in Holland 237.

Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern, 32 u. f., 111 u. f., 172 u. f., 239, 281.

Meath, anglicanischer Bischof, 46.

Mekka 191.

Melford, Lord, in Irland, 9; nach Rom gesendet 10 u. f.; vor Alexander VIII. S. 14. Seine Hoffnung im Sommer 1690 S. 125.

Mesle 300.

Monmelian 294.

Monmouth, Graf, 101.

Mons im Hennegau belagert und eingenommen 255 u. f.

Montecuculi, Feldherr, 30.

Montespan, Frau von, 321 u. f.

Montgomery, Lord, 161.

Mont-Royal 32.

Moritz von Nassau 83.

Moskau, Großfürst von, s. Peter.

Münster s. Friedrich Christian.

Mustafa, Großwesir, 31.

Mustafa Köprili, Großwesir, 31 u. f., 191 u. f. Sein Feldzug von 1690 S. 193 u. f.; 295 u. f., 299.

N.

Nani, venetianischer Botschafter, 205.

Neun, Rath der, um die Königin Mary, 101, 160 u. f., 168, 171.

Newry 50.

Nissa oder Nisch 23, 30, 193, 195.

Nizza 254 u. f., 264.

ıailles, Marſchall, 111, 295.
ıttingham, Graf, 101, 133, 148 u. f., 243 u. f., 249, 280.

O.

ıtes, Titus, 123.
dbridge 147.
ange 154.
aniepolder 232.
baſſano 181 u. f.
leans ſ. Philipp.
ıman, Großweſir, 301.
tende 229.
toboni ſ. Alexander VIII.
ıwerkerke, General, 228.
enſtjerna, Graf Benedict, 200 u. f., 286.
enſtjerna, Graf Gabriel, 203, 284 u. f.

P.

get, Lord, engliſcher Geſandter in Wien, 40, 136, 248.
lffy, Graf, 172.
ris. Freude dort über das Gerücht des Todes von Wilhelm III. S. 153; über die Siege der Türken 198.
rlament von England 44. Es tritt wieder zuſammen im October 1689 S. 59 u. f. Adreſſe des Unterhauſes 61; Beſchwerde desſelben 62. Es dankt dem Könige 64; bewilligt die Kroneinkünfte auf Ein Jahr 69; bewilligt nicht eine ſelbſtändige Dotation für die Prinzeſſin Anna 71; über den Miserfolg in Irland 72; berätht die Corporations-Bill 74 u. 83 u. f.; beabſichtigt eine Adreſſe wider den Entſchluß des Königs nach Irland 88; wird vertagt 88, und aufgelöſt 90.

Dasjenige von 1690 beſchließt über das Kroneinkommen 93; nimmt den Gnaden-Act an 98. Das Recht des P. durch den Krieg im Wachſen 109. Es tritt wieder zuſammen im October 1690 S. 208 u. f. Dankadreſſe des Oberhauſes 210, des Unterhauſes 211. Es bewilligt die bis dahin höchſten Summen 212. Das Unterhaus bringt mit einer Bill gegen die iriſchen Rebellen im Oberhauſe nicht durch 214. Es wird vertagt 220.
ılament von Irland von 1689. Verhalten desſelben zu Jacob II. S. 45 u. f.
ılament von Paris 327 u. f.
liſſon 311 u. f.
nbroke, Lord, 101, 132.
ın, William, 99, 268.
eira 86.
igord 319.
er, Großfürſt von Moskau, 295, 297.

Pforte, die hohe, 25 u. f., 246 u. f., 286.
Philipp, Herzog von Orleans, 176, 185, 324.
Philippsburg 105, 172.
Pignatelli f. Innocenz XII.
Pignerol 176 u. f., 252.
Piſtrina 24.
Plymouth 128, 168.
Polignac, Abbé, 327.
Pomponne, Miniſter, 318.
Pontchartrain 258, 261.
Portland, Graf, nach Amſterdam entſendet, 81 u. f., 228 u. f., 242 u. f., 277.
Portsmouth 128 u. f.
Preſton, Lord, 161. Mitglied einer jacobitiſchen Verſchwörung 221 u. f. Sein Schwanken 266. Er wird begnadigt 270.
Provence 251.
Pufendorf 89, 116, 147, 155, 167.

Q.

Quartier-Freiheit 7, 9.
Quatrebras 119.

R.

Radziejowski, Cardinal, 297.
Rancé, Abt von La Trappe, 158.
Rebenac, Graf, 178 u. f., 185, 301.
Rocheſter, Graf, 99.
Ronquillo, ſpaniſcher Botſchafter in London, 126. Sein Bericht über die Stimmung in England nach Beachy Head 136.
Roſen, Marſchall, 56, 140, 142.
Rouen, Erzbiſchof von, 333 u. f.
Rouſſet 180 u. f.
Ruſſel, Admiral, 101, 130, 221, 277.
Ruth, St., General, 302 u. f.

S.

Sackville, Oberſt, 273 u. f.
Salankemen, Schlacht bei, 299.
Salisbury 157, 273, 275.
Sancroft, Erzbiſchof von Canterbury, 89, 226 u. f., 269.
Sapieha, das Haus, 296 u. f.
Sarsfield 169, 305.
Save 25.
Scarron 321.
Schmettau 242 u. f.

Schomberg, Marschall, 44 u. f., 48 u. f. Er begibt sich im August 1689 nach Irland 49 u. f.; bringt vor 50 u. f.; besetzt Dundalk 55; hält sich dort 57 u. f., 60; erlangt nicht die Erlaubnis zur Reise nach England 66 u. f. Er tritt den Rückzug von Dundalk an 137; nimmt Charlemont 141; fällt an der Boyne 147 u. 149 u. f.
Schomberg, Graf Meinhard 57; an der Boyne 144 u. f.; 149, 268, 294.
Schöning, Hans Adam von, 86, 266, 291 u. f.
Schweden s. Carl XI.
Scudery, Madame de, 265.
Sedley, Miss, s. Dorchester.
Seignelay, Minister, 9, 143, 161.
Serbien 24.
Seymour 95, 211.
Shales 58 u. f., 62.
Shannon 2, 54, 168 u. f., 305.
Shrewsbury, Staats-Secretär, 65. Abgesandter an Lady Marlborough 71. Sein Schreiben an König Wilhelm III. S. 73. Er legt sein Amt nieder 96 u. f.; 243, 277, 279.
Sidney, Staats-Secretär, 280.
Siebenbürgen 194, 205, 247 u. f.
Simon, St., über Louvois 310 u. f.; über die Frau von Maintenon 321.
Slane 145 u. f.
Sligo 304.
Smyrna 198, 290.
Sobieski s. Jacob und Johann.
Solms, Graf, 9, 50 u. f., 57, 68.
Soliman, Sultan, 31, 298.
Sophie, Prinzessin, in Correspondenz mit der Königin Mary 123 u. f.; mit Elisabeth Charlotte von Orleans 156 u. f.; 190.
Staffarda 187.
Starhemberg, Graf Guido, 195; rettet Essek 199.
Starhemberg, Graf Rüdiger, 22. Sein Schreiben an den Großwesir 25 u. f.
Strasser, Oberst, 189 u. f.
Stratemann, Graf, über den Feldzug von 1691 in Belgien 289.
Succession, die spanische, 43.
Sulfikar Effendi 24 u. f., 298.
Swift 150.

T.

Tartaren 190 u. f.
Teignmouth, Brand von, 164 u. f., 213.
Test-Eid 74.
Thomas, St., Marquis 182.
Thun, Graf, Gesandter in Warschau 297.
Tillotson, Erzbischof von Canterbury, 269.
Timolen 168.
Tököly in Siebenbürgen 184 u. f.

Torbay 162.
Tories 62, 65, 70. Sie legen dem Könige Wilhelm ihre Grundsätze dar 75 u. f.; haben bei der Corporations-Bill die Mehrheit 84. Ihre Freude über die Vertagung und Auflösung des Parlamentes 89 u. f. Sie erlangen durch die Neuwahlen die Mehrheit 91; 216.
Torre, Della, savoyischer Botschafter, 188, 253, 280.
Torrington, Admiral, 59, 129 u. f. Die Erbitterung in England wider ihn 135 u. f. Sein Prozeß 217 u. f.
Tourville, Admiral, 129 u. f., 161 u. f.
Trappe, La, Kloster, 157 u. f.
Trevor, Sir John, 91.
Turin 177 u. f., 180 u. f.
Tyrconnel 55 u. f., 151, 302 u. f., 304.

U.

Ulrichskirche in Augsburg 40 u. f.
Union mit Schottland 92.
Usson, Commandant von Limerick, 304.
Uxelles, Commandant von Mainz, 33.

V.

Valenciennes 311 u. f.
Valois, das Haus, 35.
Var 251, 254.
Vauban 110, 260, 264, 310.
Venedig, die Republik, 186.
Venier, venetianischer Botschafter, 36 u. f. Ueber die französische Politik gegen Holland 81 u. f.; über die deutschen Fürsten 175; über die Polen 297; über die Räthe Ludwigs XIV., S. 320.
Verrua 181 u. f.
Versailles 155, 182 u. f., 212, 315.
Veterani, General, 189 u. f.
Victor Amadeus von Savoyen 106, 111. Seine Haltung vor dem Kriege 175 u. f. Er wendet sich der großen Allianz zu 177; verhandelt nach beiden Seiten 178 u. f.; schließt ab mit dem Kaiser 184 u. f.; bricht mit Frankreich 186; begünstigt die Barbets 187 u. f.; wird geschlagen 187; wirbt um Hülfe 188; entwickelt seine Hoffnung für 1691 S. 251 u. f.; findet Geneigtheit 253 u. f.

W.

Wahl-Capitulation des Königs Joseph 39.
Walcourt 34, 117.
Waldeck, Fürst von, s. Josias.
Waldenser s. Barbets.
Waterford 168.

loo 119.
louth 128.
ton, Lord, schreibt an den König Wilhelm 72; 95.
62, 64, 65, 69, 71, 73. Sie legen dem Könige Wilhelm III. ihre Grundsätze dar 77 u. f.; unterliegen in der Corporations-Bill 84; siegen in der Indemnitäts-Bill 86; werden geschlagen durch die Vertagung und Auflösung des Parlamentes 89 u. f.; kommen durch die Neuwahlen in die Minderheit 91 u. f.; halten die Abfahrt des Königs zurück 94 u. f.; sind vertreten im Rathe der Neun 101; 216.
hall 63, 99, 128, 162, 164, 214.
n 24, 195.
, die Insel, 128, 130 u. f.

im III. Er sucht den Kaiser im Osten frei zu machen 28; wird von der Türkei als König anerkannt 31; bemüht sich um die Wahl des römischen Königs Joseph 34. Sein anfänglicher Plan des Krieges gegen Frankreich durch eine Landung dort 44. Er sendet Schomberg nach Irland 49; ist nicht zufrieden mit dem Gange der Dinge dort S. 58.

Seine Thronrede am 19. October 1689, von ihm selber verfaßt 59. Er legt den Vertrag der großen Allianz nicht vor 61. Sein Verhalten dem Parlamente gegenüber macht den Eindruck der Abspannung 62 u. f. Er weicht, in Betreff Irlands, zurück von seiner Thronrede 64. Sein Entschluß selber nach Irland zu gehen, spätestens gefaßt am 3./13. Dec. 1689 S. 65. Er versagt dem Marschall Schomberg eine Reise nach England 66 u. f.; hält seinen Entschluß nicht geheim 67 u. f.; kann die Hochkirchlichen zur Union mit den Presbyterianern nicht bewegen 68; erhält die Kroneinkünfte nur auf Ein Jahr bewilligt 69; sucht vergeblich die Gräfin Marlborough von dem Plane einer selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna abzubringen 70 u. f.; ist den Klagen der Whig-Partei ausgesetzt 72 u. f.; wird weder von den Tories, noch von den Whigs in seiner europäischen Stellung gewürdigt 75 u. f.; erfährt zur selben Zeit den Widerspruch von Amsterdam gegen seine Rechte als Erbstatthalter 80 u. f.; trägt über diese Stadt in den Ständen von Holland den Sieg davon 83; meldet an Portland den Sieg der Tories in der Sache der Corporations-Bill 84; sieht mit Besorgnis das Uebergewicht der Whig-Partei bei der Indemnitäts-Bill 86 u. f.; vertagt das Parlament, am 27. Januar/6. Februar 1690 S. 88; löst es auf am 11./21. Februar S. 91; läßt bei den Neuwahlen Bestechungen zu 91.

Seine Thronrede am 20./30. März 1690 S. 92. Seine Aeußerungen über das Kroneinkommen 93 u. f. Er ist gegen die Bill der Abschwörung 95; sucht Shrewsbury im Amte zu behalten 96 u. f.; erläßt einen Gnadenact 98; vertagt das Parlament 99; geht nicht vor gegen den Grafen Clarendon 99; weist einen Vorschlag zur Wegführung Jacobs II. zurück 100; ernennt den Rath der Neun um die Königin 101; spricht sich zu Burnet aus über seine Lage 102; bricht auf nach Irland 102.

Vergleich seiner Stellung in England mit derjenigen Ludwigs XIV. in Frankreich 109 u. f. Er beklagt den Tod des Herzogs von Lothringen

14; mahnt Friedrich III. ab, persönlich ins Feld zu gehen 115 u. f. Die Stellung der Königin Mary zu ihm 121 u. f. Er glaubt an eine Verrätherei Torringtons 136. Sein Auftreten in Irland 138 u. f. Er besetzt Dundalk 144; marschirt an die Boyne 145; siegt 145 u. f., läßt nicht nachdrücklich verfolgen 147. Sein Verhalten gegenüber dem Grafen Meinhard von Schomberg 149. Die Bedeutung des Sieges 150 u. 166. Die Freude in Frankreich über das Gerücht seines Todes 153 u. f. Seine Amnestie-Acte in Irland 167. Er will den Krieg in Irland zu Ende führen 168; belagert Limerick 169; muß die Belagerung aufgeben 170; kehrt nach England zurück 171. Seine europäische Stellung gehoben durch seinen Erfolg von 1690 S. 205 u. f. Er erlangt von dem Kaiser persönlich den Majestäts-Titel 207.

Seine Thronrede am 2./12. October 1690 S. 208 u. f. Es gelingt ihm, das Parlament nach seinem Wunsche zu führen 213, nicht jedoch in Betreff Irlands 214 u. f., 220. Er drängt auf Beschleunigung der Verhandlungen 215 u. f. Er erlangt nicht die Verurtheilung des Admirals Torrington 217 u. f. Er vertagt das Parlament am 5./15. Januar 1691 S. 220; verhört den Lord Preston 221; schifft sich nach Holland ein, am 17/27. Januar S. 228. Seine Fahrt 228 u. f.; Ankunft am Oranienpolder 232; im Haag 233. Er bewilligt die Bitte der Bürger um einen feierlichen Einzug 234. Seine Doppelstellung, in England und in der Republik 234 u. f. Der Einzug 236 u. f. Seine Anrede an die Generalstaaten 237 u. f.; desgleichen an den Congreß der Fürsten und Gesandten 238 u. f. Seine Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz im Februar 1691 S. 245 u. f. Er entsendet Hussay zur Friedensvermittelung nach Constantinopel 250; ist sehr geneigt für die Unterstützung von Victor Amadeus 251 u. f.; erhält die Nachricht des Anzuges der Franzosen gegen Mons 255 u. f. Seine Aeußerungen darüber 256 u. f. Er ist eifrig für den Entsatz der Stadt 259 u. f. Französische Urtheile über ihn 264 u. f. Er begibt sich nach England 266 u. f.; gibt dem Holländer Ginkel das Commando in Irland 268; führt die Parlaments-Acte wider die Eidesverweigerer aus, und ernennt Tillotson zum Erzbischof von Canterbury 269 u. f.; begnadigt Preston 270 u. f. Die Frage des Verrathes wider ihn im Cabinet, im Heere, in der Flotte 270 u. f. Er hält die Engländer fern von seinen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten 277 u. f. Seine Persönlichkeit gibt keine Gewähr für die Dauer des Bestandes der Dinge 278 u. f.

Er begibt sich wieder nach Holland, 1./11. Mai 1691 S. 280; gestattet dem Prinzen Georg nicht auf die Flotte zu gehen 280; sieht mit Hoffnung nach dem Süden, mit Besorgnis nach dem Norden 281 u. f.; befürwortet die Wünsche von Ernst August von Hannover in Wien 282; mahnt Friedrich Christian von Münster an seine Vertragspflicht 282 u. f.; mistraut Schweden und Dänemark 284 u. f.; bittet Windischgrätz um die Vermittelung mit diesen Mächten 287 u. f.; vermag den Marschall Luxemburg nicht zum Schlagen zu bringen 289; setzt sich nicht ohne Noth aus 290. Sein Urtheil über die Unthätigkeit zur See 290.

Er sendet Harbord nach Constantinopel 301. Sein Urtheil über die Einnahme von Limerick 307 u. f. Er spricht sich zu Windischgrätz aus über seine Friedenshoffnung 308; empfängt den Dank der Generalstaaten 309; schifft sich nach England ein 309.

ndischgrätz, Graf, kaiserlicher Botschafter bei Wilhelm III., 244. Seine Unterredungen mit dem Könige 245 u. f.; über den Türkenfrieden 249; über Mons 256 u. f. Er meldet die Absicht des Königs zum Entsatze für Mons 259; hofft auf den weiteren Feldzug von 1691 S. 265; 282. Er blickt mit Besorgnis auf die Haltung der nordischen Kronen 285; vermittelt zwischen ihnen und der Republik 287 u. f.; 291. Er meldet Friedensgedanken Wilhelms III. S. 208; 324.

irtemberg, Herzog von, 302.

Y.

rkshire 126.

Z.

rlauben, General, 141.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

14; mahnt Friedrich III. ab, persönlich ins Feld zu gehen 115 u. f. Die Stellung der Königin Mary zu ihm 121 u. f. Er glaubt an eine Verrätherei Torringtons 136. Sein Auftreten in Irland 138 u. f. Er besetzt Dundalk 144; marschirt an die Boyne 145; siegt 145 u. f., läßt nicht nachdrücklich verfolgen 147. Sein Verhalten gegenüber dem Grafen Meinhard von Schomberg 149. Die Bedeutung des Sieges 150 u. 166. Die Freude in Frankreich über das Gerücht seines Todes 153 u. f. Seine Amnestie-Acte in Irland 167. Er will den Krieg in Irland zu Ende führen 168; belagert Limerick 169; muß die Belagerung aufgeben 170; kehrt nach England zurück 171. Seine europäische Stellung gehoben durch seinen Erfolg von 1690 S. 205 u. f. Er erlangt von dem Kaiser persönlich den Majestäts-Titel 207.

Seine Thronrede am 2./12. October 1690 S. 208 u. f. Es gelingt ihm, das Parlament nach seinem Wunsche zu führen 213, nicht jedoch in Betreff Irlands 214 u. f., 220. Er drängt auf Beschleunigung der Verhandlungen 215 u. f. Er erlangt nicht die Verurtheilung des Admirals Torrington 217 u. f. Er vertagt das Parlament am 5./15. Januar 1691 S. 220; verhört den Lord Preston 221; schifft sich nach Holland ein, am 17/27. Januar S. 228. Seine Fahrt 228 u. f.; Ankunft am Oranienpolder 232; im Haag 233. Er bewilligt die Bitte der Bürger um einen feierlichen Einzug 234. Seine Doppelstellung, in England und in der Republik 234 u. f. Der Einzug 236 u. f. Seine Anrede an die Generalstaaten 237 u. f.; desgleichen an den Congreß der Fürsten und Gesandten 238 u. f. Seine Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz im Februar 1691 S. 245 u. f. Er entsendet Hussay zur Friedensvermittelung nach Constantinopel 250; ist sehr geneigt für die Unterstützung von Victor Amadeus 251 u. f.; erhält die Nachricht des Anzuges der Franzosen gegen Mons 255 u. f. Seine Aeußerungen darüber 256 u. f. Er ist eifrig für den Entsatz der Stadt 259 u. f. Französische Urtheile über ihn 264 u. f. Er begibt sich nach England 266 u. f.; gibt dem Holländer Ginkel das Commando in Irland 268; führt die Parlaments-Acte wider die Eidesverweigerer aus, und ernennt Tillotson zum Erzbischof von Canterbury 269 u. f.; begnadigt Preston 270 u. f. Die Frage des Verrathes wider ihn im Cabinet, im Heere, in der Flotte 270 u. f. Er hält die Engländer fern von seinen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten 277 u. f. Seine Persönlichkeit gibt keine Gewähr für die Dauer des Bestandes der Dinge 278 u. f.

Er begibt sich wieder nach Holland, 1./11. Mai 1691 S. 280; gestattet dem Prinzen Georg nicht auf die Flotte zu gehen 280; sieht mit Hoffnung nach dem Süden, mit Besorgnis nach dem Norden 281 u. f.; befürwortet die Wünsche von Ernst August von Hannover in Wien 282; mahnt Friedrich Christian von Münster an seine Vertragspflicht 282 u. f.; mistraut Schweden und Dänemark 284 u. f.; bittet Windischgrätz um die Vermittelung mit diesen Mächten 287 u. f.; vermag den Marschall Luxemburg nicht zum Schlagen zu bringen 289; setzt sich nicht ohne Noth aus 290. Sein Urtheil über die Unthätigkeit zur See 290.

Er ſendet Harbord nach Conſtantinopel 301. Sein Urtheil über die Einnahme von Limerick 307 u. f. Er ſpricht ſich zu Windiſchgrätz aus über ſeine Friedenshoffnung 308; empfängt den Dank der Generalſtaaten 309; ſchifft ſich nach England ein 309.

Windiſchgrätz, Graf, kaiſerlicher Botſchafter bei Wilhelm III., 244. Seine Unterredungen mit dem Könige 245 u. f.; über den Türkenfrieden 249; über Mons 256 u. f. Er meldet die Abſicht des Königs zum Entſatze für Mons 259; hofft auf den weiteren Feldzug von 1691 S. 265; 282. Er blickt mit Beſorgnis auf die Haltung der nordiſchen Kronen 285; vermittelt zwiſchen ihnen und der Republik 287 u. f.; 291. Er meldet Friedensgedanken Wilhelms III. S. 208; 324.

Würtemberg, Herzog von, 302.

Y.

Yorkſhire 126.

Z.

Zurlauben, General, 141.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

14; mahnt Friedrich III. ab, persönlich ins Feld zu gehen 115 u
Stellung der Königin Mary zu ihm 121 u. f. Er glaubt an
rätherei Torringtons 136. Sein Auftreten in Irland 138 u. f.
setzt Dundalk 144; marschirt an die Boyne 145; siegt 145 u. f.,
nachdrücklich verfolgen 147. Sein Verhalten gegenüber dem Graf
hard von Schomberg 149. Die Bedeutung des Sieges 150 u. 1
Freude in Frankreich über das Gerücht seines Todes 153 u. f
Amnestie-Acte in Irland 167. Er will den Krieg in Irland
führen 168; belagert Limerick 169; muß die Belagerung aufge
kehrt nach England zurück 171. Seine europäische Stellung gehol
seinen Erfolg von 1690 S. 205 u. f. Er erlangt von dem Kaise
lich den Majestäts-Titel 207.

Seine Thronrede am 2./12. October 1690 S. 208 u. f. E
ihm, das Parlament nach seinem Wunsche zu führen 213, nicht
Betreff Irlands 214 u. f., 220. Er drängt auf Beschleunigung
handlungen 215 u. f. Er erlangt nicht die Verurtheilung des
Torrington 217 u. f. Er vertagt das Parlament am 5./15. Janu
S. 220; verhört den Lord Preston 221; schifft sich nach Holland
17/27. Januar S. 228. Seine Fahrt 228 u. f.; Ankunft am
polder 232; im Haag 233. Er bewilligt die Bitte der Bürger
feierlichen Einzug 234. Seine Doppelstellung, in England un
Republik 234 u. f. Der Einzug 236 u. f. Seine Anrede an die
staaten 237 u. f.; desgleichen an den Congreß der Fürsten und
238 u. f. Seine Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz
bruar 1691 S. 245 u. f. Er entsendet Hussay zur Friedensver
nach Constantinopel 250; ist sehr geneigt für die Unterstützung vo
Amadeus 251 u. f.; erhält die Nachricht des Anzuges der Franzo
Mons 255 u. f. Seine Aeußerungen darüber 256 u. f. Er ist
den Entsatz der Stadt 259 u. f. Französische Urtheile über ihn
Er begibt sich nach England 266 u. f.; gibt dem Holländer Gi
Commando in Irland 268; führt die Parlaments-Acte wider di
verweigerer aus, und ernennt Tillotson zum Erzbischof von Ca
269 u. f.; begnadigt Preston 270 u. f. Die Frage des Verrath
ihn im Cabinet, im Heere, in der Flotte 270 u. f. Er hält
länder fern von seinen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten
Seine Persönlichkeit gibt keine Gewähr für die Dauer des Beste
Dinge 278 u. f.

Er begibt sich wieder nach Holland, 1./11. Mai 1691 S.
stattet dem Prinzen Georg nicht auf die Flotte zu gehen 280;
Hoffnung nach dem Süden, mit Besorgnis nach dem Norden A
befürwortet die Wünsche von Ernst August von Hannover in W
mahnt Friedrich Christian von Münster an seine Vertragspflicht
mistraut Schweden und Dänemark 284 u. f.; bittet Windisch
die Vermittelung mit diesen Mächten 287 u. f.; vermag den
Luxemburg nicht zum Schlagen zu bringen 289; setzt sich nicht o
aus 290. Sein Urtheil über die Unthätigkeit zur See 290.

Der

Fall des Hauſes Stuart

und die

Succeſſion des Hauſes Hannover

in Groß-Britannien und Irland

im Zuſammenhange der europäiſchen Angelegenheiten von 1660—1714.

Von

Onno Klopp.

Sechster Band.

Die Kriegesjahre 1692, 1693 und 1694.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Mit Vorbehalt aller Rechte.

Inhalt.

Sechszehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1692.

Seite

Ankunft des Königs Wilhelm III. in London 19./29. October 1691 . . . 1
Thronrede . . . —
Ohnmacht des Parlamentes . . . 2
Genügt nicht der Ungeduld des Königs . . . —
Besorgnis für die Haltbarkeit der Allianz . . . 3
Macht des Kaisers abermals fest gehalten durch den Türkenkrieg . . . 4
Besorgnis vor einer dritten Partei . . . —
Hannover, Kursachsen, Münster . . . —
Friedensmahnung von Innocenz XII. . . . 6
Ludwig XIV. ernennt den Kurfürsten von Bayern zum Statthalter von Belgien 7
Ungewisheit über die Succession in Spanien . . . 8
Der französische Plan . . . —
Antwort des Kaisers an den Papst Innocenz XII. . . . 9
Tode Carls II. von Spanien . . . 10
Ludwig XIV. sucht zu begegnen durch einen Vortrag von Rebenac bei Innocenz XII. . . . 11
Zweck ist der abermalige Versuch des Religionskrieges und die Neutralität für Italien . . . 13
Besorgnis Wilhelms III., daß der Kaiser in Savoyen nur defensiv verfahren wolle . . . 14
Kaiser tritt bei Wilhelm III. ein für die katholische Religion . . . 15
Wiederaufnahme der kirchlichen Reunionsplane . . . —
Vollmacht des Kaisers für Spinola . . . 16
Plan Spinolas . . . 18
Weisung des Kaisers an seine Gesandten im Haag und in London . . . —
Bericht von Windischgrätz über die Katholiken in Holland und England 19
Verwendung des Kaisers für den Grafen Perth . . . —
Die Irländer . . . 20

Seite
Das Schreiben des Kaisers an den König, 20. Januar 1692 21
Die Antwort des Königs, 29. Februar 1692 . . . . . —
Der Plan des Königs für den Feldzug von 1692 23
Stratemanns Bericht über die Geldmittel in England . . . . . —
Der Plan einer englischen Landung in Frankreich 24
Der Admiral Russel in Verbindung mit St. Germain . . . . . —
Er erhält von Wilhelm III. das Commando für 1692 25
Marlborough . . . . . —
Die Prinzessin Anna schreibt an Jacob II. einen Reuebrief 26
Marlborough von Wilhelm III. seiner Aemter enthoben 27
Der Grund dieser Ungnade angegeben von Jacob II. . . . . —
Die Aussichten Marlboroughs 28
Die englische Eifersucht gegen die Ausländer . . . . . —
Ob der König Wilhelm III. einen Beweis hatte gegen Marlborough? . . 29
Die Differenz der königlichen Schwestern 31
Der Bericht der kaiserlichen Gesandten darüber 32
Der Reuebrief der Prinzessin Anna damals noch nicht bekannt . . . . . —
Der König vertagt das Parlament, 24. Februar/5. März 33
Der Mord von Glencoe . . . . . —
Die Ankunft des Königs im Haag 36
Der Congreß dort . . . . . —
Die Armeen in Belgien und am Oberrheine 37
Der Kaiser sucht die letztere von der ersteren her zu verstärken . . . . . —
Der Kaiser unterhandelt mit Kursachsen 38
Auch der Bestand des Hauptheeres in Belgien nicht sicher wegen des spanischen Geldmangels 39
Der König Wilhelm setzt das Verbleiben der Brandenburger durch . . . 40
Burnets und seiner Nachfolger Urtheil über den Kaiser . . . . . —
Der Kampf im Osten gleichwiegend mit demjenigen im Westen 41
Heinsius über die Leistungen der Mächte für den Krieg 42
Die Verhandlungen über die neunte Kurwürde in Wien . . . . . —
Das Gutachten der Minderheit im kaiserlichen Rathe 43
Dasjenige der Mehrheit . . . . . —
Die Entscheidung des Kaisers 46
Der Kurvertrag vom 22. März 1692 . . . . . —
Der Vertrag der ewigen Union zwischen den Häusern Habsburg und Braunschweig-Lüneburg 47
Die Gestattung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes in Hannover . . 48
Der neue Kurfürst über die Erfüllung seines Wunsches . . . . . —
Seine politische Haltung nicht bedingt durch eine Beziehung zu der Successsion in England 49
Die Opposition an vielen Orten gegen die neunte Kur 50
Die Seemächte zu Gunsten derselben . . . . . —
Die hannöverschen Truppen zum Türkenkriege 51
Die Offensive auch im Jahre 1692 auf Seiten Frankreichs . . . . . —
Die Ansicht Jacobs II. über eine Landung in England . . . . . —

Seite
Ludwig XIV. denkt darüber im Jahre 1692 wie im Jahre 1690 52
Ansammlung französischer Truppen in der Normandie, im Frühling 1692 . 53
Jacob II. ladet die Pairs von England ein zur Niederkunft der Königin in St. Germain . . . . . —
Ein Schreiben von ihm an die Königin Mary . . . . . —
Die Differenz der königlichen Schwestern von England 54
Lady Marlborough 55
Der Bericht Hoffmanns 56
Die Gerüchte des Planes einer französischen Landung in England . . . . —
Die Declaration des Königs Jacob II. . . . . —
Der Wortlaut begünstigt den Verdacht gegen die Prinzessin Anna 58
Die Königin behält die englischen Regimenter zurück 59
Der Stand der Dinge am 29. April/9. Mai, nach Hoffmanns Berichte . . —
Die Besorgnis des Königs Wilhelm III. 60
Seine Unterredung mit dem Grafen Windischgrätz über die gesammte Sachlage —
Erneuerung derselben am Abende 63
Graf Portland nach England . . . . . —
Durchgreifende Schritte. Marlborough in den Tower gebracht 64
Die Proclamation der Königin . . . . . —
Die Bevölkerung von London ist erregt gegen Lady Marlborough 65
Die französische Flotte von Brest im Canale 66
Der Admiral Russel 67
Das Verhalten der Königin gegenüber der Flotte . . . . . —
Die Seeoffiziere erwiedern mit einer Adresse 68
Die Königin nimmt die Einberufung des Parlamentes zurück . . . . . —
Die Stimmung der Jacobiten sinkt . . . . . —
Hoffmanns Bericht vom 17./27. Mai 69
Der Admiral Tourville verbleibt im Canale 70
Die Seeschlacht von La Hogue, 19./29. Mai u. f. . . . . —
Der Brand der französischen Linienschiffe 72
Verschiedene Kundgebungen des Königs Jacob 73
Die Geburt der Prinzessin Louise Marie in St. Germain 74
Urtheile der Engländer über die Seeschlacht . . . . . —
Wilhelm III. darüber an den Kaiser Leopold . . . . . —
Ludwig XIV. bricht nach Belgien auf 75
Heinsius verlangt eine Diversion am Oberrheine und in Piemont 76
Die Absicht Ludwigs XIV. gerichtet auf Namur 77
Der Mordplan des Grandval . . . . . —
Der König Ludwig XIV. über seine Belagerung von Namur 81
Die Ansichten und die Thätigkeit des Königs Wilhelm III. 82
Der weitere Bericht Ludwigs XIV. 83
Dem gegenüber die Worte des Königs Wilhelm III. 84
Der Eindruck des Verlustes von Namur 85
Die Rede Dykvelts, am 9. Juli . . . . . —
Er klagt namentlich Hans Adam von Schöning an 86
Der Kaiser läßt Schöning zu Teplitz verhaften, 3. Juli 87

Seite

Wilhelm III. allein besitzt den Beweis, daß Schöning französisches Geld genommen 88
Die Schlacht bei Steenkerken, am 3. August 89
Das Urtheil des Königs Wilhelm III. . . . . —
Der Nicht-Erfolg von Steenkerken vereitelt auch die anderen Plane Wilhelms III. 91
Zunächst denjenigen einer Landung in Frankreich 92
Der Ausgang des Prozesses Grandval . . . . . —
Die Erregung des Volkes in Holland 93
Das Verhalten der betreffenden Persönlichkeiten in Frankreich . . . . . —
Der Kaiser und Wilhelm III. gegenüber Ludwig XIV. 94
Der Schrecken eines Erdbebens im Lager Wilhelms III. 95
Der Feldzug gegen die Türken thatlos . . . . . —
Der Friedensvermittler Harbord stirbt in Belgrad 97
Der König Wilhelm III. entsendet Heemskerk und Paget 98
Die Frage des Friedens mit den Türken . . . . . —
Der Feldzug am Rheine 101
Der Landgraf von Hessen-Cassel und der Markgraf von Baireuth . . . 102
Der Vortheil des Feldzuges für den Marschall de Lorge . . . . . —
Der piemontesische Feldzug 103
Das Ziel des Herzogs Victor Amadeus verschieden von demjenigen der Allianz . . . . . —
Die Offensiv-Bewegung in das Delphinat und die Provence . . . . . —
Die Frage der Behauptung der Stadt Embrun 104
Die Ansicht des Kaisers . . . . . —
Ungünstige Umstände 106
Der Rückzug mit Vergeltung für die Pfalz . . . . . —
Der Feldzug in Catalonien 107
Die Verbündeten ohne weiteren Erfolg zur See 108
Bombardement von Charleroi 109
Die Allianz nicht gelockert . . . . . —
Die Ansicht des Königs Wilhelm über Krieg und Frieden, im September . —
Sein Verhältnis zu Heinsius 110
Heinsius und Lilienroth über Frieden . . . . . —
Das Gutachten Borgomaineros wider die Verwendung der hauptsächlichen Kriegsmittel in Belgien 111
Unterredung darüber zwischen dem Könige und dem Grafen Windischgrätz . 114
Der König verlangt die Sendung Ludwigs von Baden an den Oberrhein 116
Windischgrätz und Dykvelt verhandeln über die Kriegführung 117
Windischgrätz und Heinsius 118
Windischgrätz und der brandenburgische Gesandte 119
Besorgnis vor einem französischen Angriffe auf Coblenz 120
Der Angriff gilt der Feste Rheinfels . . . . . —
Windischgrätz verlangt die Absendung einer Flotte nach dem Mittelmeere . 121
Die Geltung des Königs Wilhelm III. in Holland . . . . . —
Er regelt mit Heinsius in wenigen Tagen die Verstärkung des Heeres . . 122

Seite
Die Bewilligung der Republik erfolgt wie gefordert 122
Die Geburt des bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand 123
Die Frage der spanischen Succession 124
Die Verleihung der neunten Kurwürde 125
Das Zaudern der Kurfürsten . . . . . —
Die Opposition vieler Reichsfürsten 126
Ein Grund derselben das kirchliche Element . . . . . —
Ein anderer das reichsgesetzliche 127
Ein dritter die politische Eifersucht . . . . . —
Voran darin steht Herzog Anton Ulrich zu Wolfenbüttel 128
Er stützt die jüngeren Söhne von Ernst August in ihrer Renitenz gegen das Primogenitur-Gesetz 129
Der Kaiser sucht den Protest der Reichsfürsten zu beschwichtigen 130
Er verlangt einen Beschluß des Collegiums der Kurfürsten 131
Der Kurfürst Anshelm Franz von Mainz . . . . . —
Der Mehrheits-Beschluß des Collegiums 132
Die Investitur am 9./19. December . . . . . —
Das Ceremoniell . . . . . —
Bedeutung dieses Ceremoniells für den Kaiser 133
Der Lehenbrief der neunten Kurwürde . . . . . —
Der enge Bund des Hauses Hannover mit dem Kaiser 134

Siebenzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1693.

Ankunft des Königs Wilhelm III. in England 18./28. October 1692 . . 135
Das Verhalten des prinzlichen Paares . . . . . —
Marlborough gegen Bürgschaft aus dem Tower 136
Er, Shrewsbury, Halifax, Torrington von der Liste des geheimen Rathes gestrichen . . . . . —
Die Stellung der Schwestern Mary und Anna zu dem Vater Jacob II. . 137
Der offene Bruch der Schwestern . . . . . —
Russel und Godolphin bleiben in Verbindung mit St. Germain 138
Popularität des Königspaares . . . . . —
Wilhelm III. will nicht die Katholiken in Irland unterdrücken lassen . . 139
Er sieht nicht ohne Sorge dem Parlamente entgegen . . . . . —
Die Thronrede des Königs, am 4./14. November 140
Die Haltung des Parlamentes zu Anfang erweckt Besorgnis 141
Dankadresse des Unterhauses . . . . . —
Das Unterhaus ersucht um die Vorlage der Verträge mit fremden Mächten 142
Das Oberhaus tritt für Marlborough ein . . . . . —
Der König entläßt ihn der Bürgschaft 143
Er legt dem Unterhause die Verträge vor, nicht jedoch denjenigen der großen Allianz vom 12. Mai 1689 144

Seite
Das Unterhaus unterſucht die Führung des Seekrieges 145
Eben ſo diejenige des Landkrieges 146
Auch das Oberhaus betritt die Bahn des Rathgebens . . . . . —
Die Abneigung gegen die Holländer . . . . . —
Die Frage der Berechtigung des Vorwurfes 147
Ein Antrag auf Abſchaffung des Cabinets-Rathes fällt 148
Angriff gegen den Staats-Secretär Nottingham 149
Misſtimmung des Königs 150
Bewilligung der Mittel für den Krieg . . . . . —
Die Rede Seymours . . . . . —
Die Bewilligung erſcheint dem Könige nicht ausreichend 151
Die Wege und Mittel zur Aufbringung . . . . . —
Die Leibrenten 152
Der Beginn der engliſchen Staatsſchuld . . . . . —
Nottingham und Ruſſel 153
Der Bericht der kaiſerlichen Geſandten 154
Die Hofpartei tritt für Nottingham ein . . . . . —
Differenz der beiden Häuſer über Nottingham 155
Die Frage der republikaniſchen Richtung im Unterhauſe . . . . . —
Der Antrag Marlboroughs zu Gunſten der engliſchen Offiziere gegenüber den holländiſchen . . . . . —
Die engliſche Friedensvermittelung bei den Türken 156
Ludwig XIV. berechnet ſeine Schritte auf die Ermuthigung der Türken . —
Die Beſorgniſſe Wilhelms III. um die Städte Belgiens, im Januar 1693 157
Die Republik Holland trägt die ſchwerſte Laſt des Krieges . . . . . —
Lord Mulgrave verlangt Oſtende und Nieuport für England 159
Der König behält Nottingham im Amte, entläßt Ruſſel 160
Drei commandirende Admirale, Killigrew, Delaval, Shovel . . . . . —
Das Parlament läßt eine Schrift verbrennen, welche Wilhelm und Mary als Eroberer bezeichnet 161
Eigentliche Abſicht jener Schrift 162
Merkwürdige Conſequenz zu Gunſten der Freiheit des Druckens 163
Die Ungeduld des Königs im Steigen . . . . . —
Die Triennial-Bill . . . . . —
Neue Rathſchläge des Oberhauſes 164
Das Unterhaus gegen die Zuſätze zur Capitulation von Limerick . . . . —
Der König vertagt das Parlament, 14./24. März 165
Misſtimmung über die Nicht-Sanction der Triennial-Bill 166
Der König kommt den Whigs entgegen durch die Ernennung von Somers und Trenchard 167
Sunderland Berather des Königs Wilhelm . . . . . —
Der Juriſt Somers . . . . . —
Trenchard 168
Wilhelm III. im Haag, 3./13. April . . . . . —
Die Leitung der Angelegenheiten der Allianz nur bei Wilhelm III., dem Grafen Windiſchgrätz und dem Rathspenſionär Heinſius . . . . —

Seite
Der König erwirkt bei dem Kaiſer das Verbleiben von Windiſchgrätz . . 168
Uebelſtände bei der Kriegführung der Reichsfürſten 169
Vergleich des Verhaltens von Leopold und Wilhelm III. in kirchlichen Dingen —
Urtheil Wilhelms III. über Dänemark und Schweden 170
Die Nachricht über beſondere Verhandlungen von Victor Amadeus . . . 171
Windiſchgrätz und Quiros geben Kunde von der Erklärung Carls II. gegen einen Stillſtand in Italien 172
Der König Wilhelm III. hält die Macht Frankreichs für überlegen . . . 173
Die Zahl der Armeen im Jahre 1693 . . . . . —
Die jährliche Bewilligung der Kriegsmittel durch das Parlament feſtigt die Freiheit Englands 174
Der Krieg hat für Frankreich die entgegengeſetzte Wirkung 175
Die abſolute Geſetzgebung der Krone in Frankreich . . . . . —
Die beſondere Laſt für Frankreich die Theuerung 176
Vergleich der Haltung der Engländer und Franzoſen gegenüber ihren Königen —
Das Kirchengebet für Ludwig XIV. 177
Lichtſeiten des franzöſiſchen National-Charakters damaliger Zeit 178
Unkunde der Franzoſen über die Urſache des Krieges 179
Der König im beſtändigen Rückzuge von ſeinen Uebergriffen gegen Rom . 180
Innocenz XII. fordert die Aufhebung der gallicaniſchen Artikel von 1682 . —
Ludwig XIV. ſucht ſich dieſer Forderung zu entwinden 181
Die Stellung Jacobs II. . . . . —
Seine Verhandlungen durch Middleton mit ſeiner Partei in England . . 182
Die Forderung der Partei in Betreff der Teſt-Acte . . . . . —
Jacob II. ſucht eine Stütze dagegen an Ludwig XIV. 184
Ludwig XIV. gibt ſeinen Rath gemäß ſeinem Intereſſe . . . . . —
Jacob II. wird gedrängt zum Nachgeben 185
Seine Erwägungen über Ludwig XIV. 186
Er verlangt ein Gutachten engliſcher katholiſcher Theologen 187
Die Flucht Middletons nach St. Germain . . . . . —
Urtheile darüber . . . . . —
Middleton in Verſailles über Wilhelm III. 188
Jacob II. zeichnet die Declaration Middletons . . . . . —
Das Gutachten des Biſchofs Boſſuet von Meaux . . . . . —
Der Begleitbrief Melfords an den Cardinal Janſon-Fourbin 190
Jacobs II. Verſuch der Rechtfertigung vor ſich ſelbſt 191
Die Declaration in England wirkungslos 192
Die Sache Halewyns . . . . . —
Das Ziel ein Separatfriede der Republik Holland 193
Der Beginn des Verdachtes im Haag . . . . . —
Die Brüder Halewyn unter Anklage 194
Der Bericht des kaiſerlichen Botſchafters über dieſe Angelegenheit 195
Die Einmiſchung der Stadt Dortrecht . . . . . —
Wilhelm III. nach dem Haag 196
Er redet ausführlich vor den Ständen von Holland . . . . . —
Die Mittheilung über die Sache an die Verbündeten 197

Seite
Das Urtheil vom 31. Juli 1693 198
Wilhelm III. zu der Armee . . . . . —
Ludwig XIV. verkündet die Angriffe zugleich auf Heidelberg und Roses . . 199
Einnahme von Heidelberg durch de Lorge . . . . . —
Die Strafe des Commandanten Heidersdorf 200
Die Zerstörung Heidelbergs . . . . . —
Schreiben Ludwigs XIV. an den Erzbischof von Paris 201
Das Unternehmen gegen Heidelberg berechnet auf die Türken . . . . . —
Ludwig von Baden drängt de Lorge über den Rhein zurück 202
Der eigene Plan Ludwigs XIV. . . . . —
Die Verstärkung der Stadt Lüttich 203
Die Muthmaßung eines umfassenden französischen Planes . . . . . —
Die Kunde desselben nur bei Heinsius 204
Ludwig XIV. beschließt die Rückkehr nach Versailles 205
Die Erzählung von St. Simon nicht glaubwürdig . . . . . —
Der eigentliche Grund der Umkehr Ludwigs XIV. 206
Die Aussichten trübe für Wilhelm III. 207
Fall von Roses in Catalonien 208
Niederlage der englisch-holländischen Flotte beim Cape St. Vincent . . . —
Die Vorzüge der Franzosen in der Kriegführung . . . . . —
Der Mangel an Wachsamkeit der Engländer zur See . . . . . —
Aehnlich der Holländer 209
Der Admiral Rooke führt die Levante-Flotte . . . . . —
Die geringe Kunde über die französischen Flotten 210
Mangelhafte Verproviantirung der englischen Flotte . . . . . —
Das Unglück der Levante-Flotte wird in England vorher geahnt 211
Tourville überfällt die Levante-Flotte bei St. Vincent, 15./25. Juni . . —
Das Urtheil des Königs Wilhelm III. 212
Harcourt nimmt die Stadt Huy . . . . . —
Schlacht bei Neerwinden und Landen, 19./29. Juli 213
Die Gefangennahme Berwicks . . . . . —
Der Sieg Luxemburgs nicht entscheidend 214
Der Eindruck der Niederlage in Holland 215
Die Stimmung in England erst ungünstig 216
Sie hebt sich durch die Kunde der Einzelnheiten 217
Adresse des Gemeinderathes von London an die Königin . . . . . —
Das Verhalten einiger Jacobiten . . . . . —
Die Aussicht auf Frieden mit den Türken gering 218
Mangelhafte Anstalten auf kaiserlicher Seite . . . . . —
Croy muß von Belgrad abziehen 219
Der Uebermuth der Türken 220
Der Feldzug in Italien . . . . . —
Belagerung von Pignerol 221
Schlacht bei Marsaglia und Orbassano, 3. October . . . . . —
Der Feldzug am Oberrheine nicht ungünstig . . . . . —
Die Vortheile des Krieges im Jahre 1693 für Frankreich 222

Seite
Die Nothlage von Frankreich im Jahre 1693 223
Das Schreiben von Ludwig XIV. an Innocenz XII., 14. September . . 224
Betrachtung desselben 225
Die Briefe der gallicanischen Bischöfe an den Papst 226
Urtheile Bayles und der Calvinisten in Holland . . . . . —
Dennoch die Unaufrichtigkeit in Frankreich 227
Rückblick auf die Ziele der großen Allianz 228
Der kaiserliche Plan der kirchlichen Reunion in Deutschland und Ungarn . 229
Die Schrift der hannöverschen Theologen . . . . . —
Von Hannover aus wird der Bischof Bossuet von Meaux befragt 231
Die Politik Ludwigs XIV. nicht günstig für irgend eine Transaction . . 232
Bossuets Kundgebungen entsprechen der Politik Ludwigs XIV. . . . . —
Sein Verhalten nach Hannover hin ist ablehnend 233
Spinolas Thätigkeit in Ungarn 234
Die Aussicht auf Erfolg 235
Die beabsichtigte Zusammenkunft in Frankfurt erfolgt nicht . . . . . —
Das Urtheil Spinolas 236
Sein Tod . . . . . —
Friedensversuche Ludwigs XIV. 237
Sie finden nicht eine günstige Aufnahme . . . . . —
Der Kaiser drängt auf die Absendung einer verbündeten Flotte nach dem Mittelmeere 239
Wilhelm III. und Heinsius bedacht auf die Vermehrung der Streitkräfte . 240
Die Stände von Holland bewilligen . . . . . —
Die Abreise des Königs nach England, 7. November 1693 241

Achtzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1694.

Wilhelm III. nimmt damals seine Räthe nur aus der Whig-Partei . . . 242
Unglücke der Engländer zur See 243
Das Verhältnis der Parteien im Unterhause . . . . . —
Urtheil Hoffmanns darüber 244
Der König entläßt Nottingham und beruft Shrewsbury 245
Er gibt das Commando der Flotte an Russel . . . . . —
Die Thronrede des Königs, 7./17. November 1693 247
Das Verhalten des Unterhauses 248
Die Bewilligung zunächst nur für die Flotte . . . . . —
Die Place-Bill . . . . . —
Der Hader der Parteien über die Misgriffe in Seesachen 249
Die Triennial-Bill bleibt liegen . . . . . [redacted]
Die Bewilligung für das Landheer . . . . . [redacted]
Die Lage der Dinge in Frankreich . . . . . [redacted]
Die Versuche zur Abwehr der Hungersnoth . . . . . [redacted]

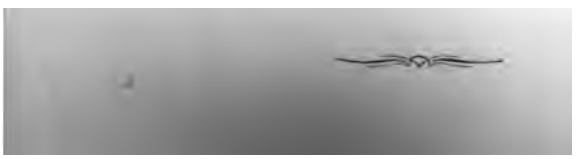
Seite
Das Trachten des Königs sich Geld zu verschaffen 253
Die Noth der französischen Soldaten 254
Der Credit im Sinken 255
Einschränkungen des Königs . . . . . —
Er will Straßburg nicht herausgeben 256
Victor Amadeus trifft eine heimliche Uebereinkunft mit Tessé, im December 1693 —
Sein Doppelspiel 257
Der Vortheil dieses Verhaltens für Ludwig XIV. 259
Wilhelm III. und Heinsius gehen auf Unterredungen mit Frankreich ein . 260
Für Ludwig XIV. die Frage der Herstellung von Jacob II. nicht ein Hindernis des Friedens 261
Die Friedens-Vorschläge von Bonrepos in Kopenhagen 262
Aehnlich Avaux in Stockholm 263
Die französische Eröffnung in Stockholm über die spanische Succession . . 264
Die Ansicht des Königs Wilhelm III. über ein Gegenproject gegen die französischen Vorschläge 265
Seine Correspondenz mit Heinsius darüber 268
Der Stand der Frage der spanischen Succession 269
Eine Richtung für den bayerischen Kurprinzen . . . . . —
Die französische Partei 270
Die Persönlichkeit Carls II. 272
Die Königin Maria Anna 274
Die Minister Carls II. wagen nicht die wichtige Frage anzuregen . . . 276
Der französische Vorschlag in Betreff Belgiens 277
Das heftige Circular-Schreiben Carls II., vom 23. Januar 1694 . . . 278
Vergleich Wilhelms III. mit Carl II. 279
Die Wichtigkeit der Aeußerung Carls II. . . . . —
Die Willfährigkeit des Parlamentes für den Krieg 281
Die Berathung der Wege und Mittel zur Aufbringung des Geldes . . . —
Der Markgraf Ludwig von Baden in London 282
Wilhelm III. versagt die Sanction der Place-Bill . . . . . —
Die Vorstellung des Unterhauses dagegen . . . . . —
Der König gibt eine ausweichende Antwort 283
Das Unterhaus steht ab von seiner Forderung 284
Ein Antrag auf die Naturalisation der Fremden . . . . . —
Jacob II. nicht mehr als kriegführende Partei anerkannt 285
Die Rechtsansicht des Dr. Oldisy . . . . . —
Diejenige anderer englischer Juristen 288
Ludwig XIV. erklärt sich durch den König von Dänemark vor den Generalstaaten bereit Jacob II. fallen zu lassen 289
Die Schritte Jacobs beweisen seine Unkunde über diesen Stand der Dinge 290
Die Erwiederung der Jacobiten in England nach St. Germain 291
Jacob II. sendet Lloyd nach England 292
Die Verhandlungen über den Wiedereintritt Shrewsburys als Staats-Secretär . . . . . —
Marlborough und Jacob II. 293

Seite
Die entscheidende Audienz Shrewsburys 294
Die Aeußerungen der Mutter Shrewsburys . . . . . —
Die Verhandlungen Lloyds mit Marlborough 295
Mit Russel . . . . . —
Mit Godolphin 296
Mit der Gräfin Shrewsbury . . . . . —
Sunderland . . . . . —
Ob Jacob II. Vertrauen setzte in diese Persönlichkeit 297
Motive derselben 298
Sie erweisen dem Könige Jacob keinen wirklichen Dienst 299
Das Verhalten Wilhelms III. gegenüber diesen Jacobiten . . . . . —
Er vertraut seinen Staats-Secretären die auswärtigen Beziehungen nicht an 300
Der Grund des Heranziehens von Shrewsbury 301
Der König ernennt ihn und Andere zu Herzögen . . . . . —
Die Gründung der Bank von England 302
Die Ueberfahrt des Königs nach Holland . . . . . —
Differenz mit Schweden und Dänemark beigelegt durch die Vermittelung des Kaisers 303
Die Partei der Opponirenden gegen die neunte Kurwürde 304
Graf Auersperg in Wolfenbüttel und Münster, sichert den Frieden des Reiches —
Der Kurfürst von Sachsen Johann Georg IV. 305
Er verlangt die Freilassung Schönings 306
Tod der Gräfin Rochlitz und des Kurfürsten Johann Georg IV. 307
Der neue Kurfürst Friedrich August . . . . . —
Der Kaiser kann nicht über die brandenburgischen Truppen zum Schutze des Rheines verfügen 308
Der König Wilhelm III. hat durch die lange Dauer der Session des Parlamentes eine günstige Gelegenheit eingebüßt 309
Die kurfürstlichen Brüder von Bayern und Köln 310
Der Stuhl von Lüttich erledigt . . . . . —
Die Parteien vor der Neuwahl 311
Die Doppelwahl 312
Tod des Hoch- und Deutschmeisters . . . . . —
Joseph Clemens von Köln auch Fürstbischof von Lüttich . . . . . —
Das Walten von Max Emanuel in Brüssel 313
Die Persönlichkeit des Kurfürsten Joseph Clemens . . . . . —
Die französischen Heere nur in Catalonien offensiv 314
Die Haltung Carls II. von Spanien . . . . . —
Die Erfolge der Franzosen in Catalonien 315
Die verbündete Flotte nach dem Mittelmeere . . . . . —
Der Plan des Angriffes auf Brest 316
Marlboroughs Verrath . . . . . —
Der Plan nicht sorgfältig geheim gehalten 317
Das Mislingen des Versuches 318
Der Rückschlag desselben 319
Marlborough wird von Shrewsbury empfohlen . . . . . —

Seite

Der König Wilhelm lehnt ab 320
Die verbündete Flotte im Mittelmeere ſetzt dem Siegeslaufe von Noailles ein Ziel 321
Der Wille Carls II. von Spanien und die Ausführung 322
Ueberblick der Stellung Ludwigs XIV. im Jahre 1694 . . . . . —
Der ſavoyiſche Feldzug von 1694 324
Das Lügenſpiel des Herzogs Victor Amadeus 325
Die Urtheile des Prinzen Eugen und Catinats 326
Der Plan eines Gegenprojectes auf die franzöſiſchen Friedensvorſchläge . . 327
Die Noth in Frankreich im Jahre 1694 328
Ludwig XIV. darum nicht geneigt zum Nachgeben . . . . . —
Sein eigentliches Ziel die Succeſſion in Spanien 329
Das franzöſiſche Verfahren in Spanien berechnet auf Popularität . . . . —
Die Heere einander gegenüber in Belgien 331
Der König Wilhelm III. über ſeine Thatloſigkeit 332
Sein Misfallen an Maximilian Emanuel 333
Die Urtheile über das Verhalten von Portland und Dykvelt 335
Rückſichten, die ſie auf die Stimmung in England und Holland zu nehmen hatten . . . . . —
Diejenige von Amſterdam 336
Der Feldzug im Großen thatlos 337
Jean Bart . . . . . —
Bombardement franzöſiſcher Küſtenſtädte . . . . . —
Die Frage der Ueberwinterung der verbündeten Flotte im Mittelmeere . . 338
Die Gründe von Don Quiros . . . . . —
Der König und Heinſius geneigt 339
Die Erwägungen des Rathes der Neun um die Königin . . . . . —
Das raſche Handeln des Königs 340
Poſitive Inſtruction für den Admiral Ruſſel 341
Die Hoffnung in Wien für die Verwendung der verbündeten Flotte auch gegen Conſtantinopel 342
Der Stand des Türkenkrieges 343
Der Einfluß von Chateauneuf in Conſtantinopel überwiegend . . . . . —
Der Feldzug in Ungarn von 1694 thatlos 344
Der König geneigt für die Wünſche des Kaiſers 345
Die Intereſſen der Kaufleute gegen die Entſendung einer Flotte vor Conſtantinopel . . . . . —
Der König Wilhelm verweiſt auf ſpaniſche Schiffe 346
Spaniſche Schiffe nicht verwendbar . . . . . —
Carl II. wendet ſich um Hülfe zu Lande für Barcelona an den Kurfürſten von Bayern 347
Die Beſorgnis Wilhelms III., daß Frankreich zur See völlig abrüſte . . —
Er wünſcht eine ſtärkere Offenſive von Savoyen aus 348
Er durchſchaut nicht den Herzog Victor Amadeus . . . . . —
Wilhelm III. erkennt den franzöſiſchen Plan in Catalonien 349
Er bewilligt keine Landungstruppen dahin . . . . . —

Seite
Seine damalige Ansicht über die Räthe Carls II. 350
Verworrenheit in Madrid 351
Die Ansicht des Grafen Kaunitz über die Kriegführung . . . . . —
Der Feldzug am Oberrheine 352
Heinsius faßt den Stand der Dinge übersichtlich zusammen 353
Die Friedensfrage . . . . . —
Das Angebot der schwedischen Vermittelung 354
Dänemark an der Spitze der Opposition der Fürsten gegen die neunte Kur —
Schweden benimmt sich bereits thatsächlich als Vermittler 356
Die Verbündeten fordern zuerst eine bestimmte französische Erklärung . . —
Wilhelm III. und Heinsius nicht für die schwedische Vermittelung . . . —
Wilhelm III. wünscht den Frieden und zwar um Hollands willen . . . 357
Wilhelm III. und Heinsius halten die Herstellung des pyrenäischen Friedens unerreichbar 358
Der Beginn der geheimen Friedensberedungen mit Frankreich durch Molo. 359
Dykvelt und Callieres nach Mastricht 360
Der kaiserliche Botschafter Kaunitz verlangt Auskunft 361
Der König hält entgegen die Frage über die Beredung von Steckborn . . —
Die Thatsache dieser Beredung in Steckborn . . . . . —
Die französische Absicht bei derselben 362
Die Aeußerungen des Kaisers zu seinen Gesandten 363
Der Kaiser straft nicht die Schuldigen . . . . . —
Die Beredungen von Mastricht 364
Die Frage der Anerkennung Wilhelms III. 365
Die Behandlung dieser Frage von kaiserlicher Seite 366
Die Andeutung des Grafen Auersperg nach Wien . . . . . —
Wilhelm III. bereit zu einem Jahrgelde für Jacob II. 367
Die Nachfolge von Jacobs II. Sohne kommt bei Wilhelm III. nicht zur Sprache —
Der Kaiser verlangt in Stockholm, daß die Anerkennung Wilhelms III. der Friedensverhandlung vorher gehe . . . . . —
Die Forderung von Straßburg und Luxemburg das Hindernis in Mastricht 368
Das Verhalten von Ludwig XIV. damals gegenüber dem Königspaare von St. Germain 369
Die Reden Croissys . . . . . —
Diejenigen Renaudots 370
Geringes Verständnis solcher Reden in St. Germain . . . . . —
Das Murren einiger Mitglieder der Generalstaaten über die Mastrichter Sache —
Es verstummt 371
Die Aussichten für den Feldzug von 1695 . . . . . —
Der Vorschlag der Erneuerung der Allianz . . . . . —
Die schnelle Ueberfahrt des Königs nach England 372



Sechszehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1692.

Spät am Abende des 19./29. October 1691 traf der König Wilhelm III. in Whitehall ein. Die Ankunft zu vorgerückter Stunde ist bei ihm ein durchgehender Zug, welcher entsprang aus seiner Abneigung gegen ceremoniellen Empfang. Die Stadt London indessen war hell durch Illumination und Freudenfeuer. Der Willkommensruf des Volkes hallte ihm entgegen, und geleitete ihn nach Kensington, wohin er mit der Königin, die in Whitehall seiner harrte, sogleich hinausfuhr [1]).

Am 22. October/1. November trat der König vor das versammelte Parlament. In seiner Thronrede hob er hervor, daß er das Parlament so früh wie möglich berufen, damit um so zeitiger die Mittel wider den Feind berathen und beschlossen werden könnten. Der Erfolg des Feldzuges in Irland, welches fortan für England nicht mehr eine Last sein werde, sei eine Bürgschaft des ferneren Gelingens. Die große Macht des Feindes mache eine starke Flotte erforderlich, wie nicht minder ein beträchtliches Landheer, nicht bloß zur Vertheidigung, sondern auch zum Angriffe. Das allein seien die Mittel die künftige Ruhe und die Wohlfahrt dieser Königreiche zu begründen, wie den Frieden und die Sicherheit von ganz Europa.

Beide Häuser des Parlamentes erwiederten im gleichen Sinne. Sie sprachen ihre Freude aus über die glückliche Rückkehr des Königs

[1]) Hoffmanns Bericht vom 30. October.

gütlich zu gewinnen, da mit Nachdruck zur Zeit nichts gegen ihn auszurichten ist" [1]).

Schöning selber hatte den Weg dazu gebahnt. Er hatte, wie der Fortgang zeigen wird, durch ein Schreiben direct an den König seinen Preis angegeben.

Obwohl Wilhelm III. hiernach einen Beitrag zu der Kaufsumme für Kursachsen geradezu abgeschlagen: so werden wir doch ersehen, daß der Handel damit nicht beendet war. Auf eben dasselbe Ziel liefen die Correspondenzen mit dem Fürstbischofe von Münster hinaus. Auch sie schleppten sich Monate lang hin. Für die geschichtliche Charakteristik dürfte indessen die Angabe der Thatsache genügen.

Der berechtigte Unmuth des Königs über die Geldgier deutscher Fürsten ward überboten durch die Besorgnis, welche die Bemühungen des Papstes Innocenz XII. um den Frieden ihm einflößten. Wir haben das Wort des Königs zu dem Grafen Windischgrätz vernommen, daß, wenn eine der vier Hauptmächte der Allianz sich aus derselben löse, sie zerfallen werde. Diesem Hinweise lag zu Grunde die Erwartung, wie der Kaiser und Carl II. von Spanien sich stellen würden zu der Friedensmahnung, welche Innocenz XII. an alle katholischen Fürsten ergehen ließ. Der König Wilhelm sprach dies bestimmter aus zu Heinsius. „Der Schritt des Papstes, schreibt er am 5./15. Januar 1692, macht mir schwere Sorge. Er kann verderbliche Folgen haben. Ich sehe nicht ab, wie wir zuvorkommen können. Wenn es möglich ist, so kann es nur durch das Haus Oesterreich geschehen" [2]).

Dies führt uns auf die Frage der inneren Haltbarkeit der großen Allianz im Jahre 1692, namentlich auch von der kirchlichen Seite angesehen. Zunächst tritt in der Hauptfrage Spanien für uns in den Vordergrund.

Die Schwierigkeit Belgien zu behaupten, brachte, wie Burnet berichtet, den spanischen Staatsrath auf den Gedanken, dem Könige Wilhelm die Statthalterschaft von Belgien anzutragen [3]). Wenn diese

[1]) v. d. Heim: het Heinsius Archief p. 76.

[2]) Grovestins t. VI, p. 271.

[3]) Burnet II, 97. Burnet ist, so viel ich sehe, die Quelle aller Anderen für diese Angabe. Weder in den Anglicis, Hollandicis, noch den Hispanicis des k. k. Archivs habe ich eine Bestätigung auffinden können.

Nachricht begründet ist: so ist es folgerecht auch die andere, daß der König abgelehnt. Diese Ablehnung indessen bot die Gelegenheit eine andere Persönlichkeit vorzuschlagen, nämlich den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. In so tiefem Geheimnisse auch von Seiten des Kaisers der Ehevertrag seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Antonia, mit Max Emanuel von Bayern im Jahre 1685 gehalten war: so war doch gleich damals so viel bekannt geworden, daß, im Falle der Eröffnung der spanischen Succession durch den kinderlosen Tod Carls II., der Kaiser Belgien dem Kurfürsten cediren werde. Es lag also dem Könige Wilhelm III. nahe, den Kurfürsten als Statthalter für Belgien in Madrid vorzuschlagen. Denn Max Emanuel würde dadurch mit dem Rechte Carls II. im voraus das eigene Recht vertheidigen.

In so weit war die Ansicht richtig. Es kam dazu, daß der von dem Kurfürsten in Ungarn erworbene Kriegsruhm, namentlich von 1688, noch in hellem Glanze strahlte. Allein es wurden nach und nach auch andere Urtheile laut. Carl II. genehmigte den Vorschlag, der sowohl vom Kaiser als vom Könige von England bei ihm unterstützt wurde. So am 3. December 1691.[1]) Bevor dem Grafen Windischgrätz die Kunde zugekommen, warf er eines Tages dem alten Fürsten Waldeck im Haag die Frage hin, ob man noch nicht wisse, wer zum Statthalter von Belgien ernannt sei. „Daß sich Gott erbarme, erwiederte Waldeck, der Kurfürst von Bayern ist es geworden. Der Kaiser hat es freilich so gewollt: wer mag doch diesen Kurfürsten dort empfohlen haben?“ — Windischgrätz erwiederte, der König von England habe dafür gesprochen. „Freilich ich weiß es, versetzte Waldeck, aber so viele Haare der König auf dem Haupte, so viele Male thut es ihm leid. Er hat ihn von Italien her besser kennen gelernt. Der Kurfürst wird das bis auf den Grund erschöpfte Land vollends aufzehren. Im Uebrigen wird es gehen wie zu den Zeiten des Don Juan und des Prinzen von Condé. Sie werden auf einander treffen. Und in solchem Falle ist der König so hitzig wie irgend ein anderer Herr.“ Windischgrätz

[1]) Gemäß der Relation des venetianischen Botschafters Carlo Ruzzini in der Sammlung von Barozzi und Berchet, Serie I, Vol. II, p. 563, war die Ernennung das Werk der Königin-Mutter, die sich auf die Empfehlung Wilhelms III. stützte, wider den Wunsch des Kaisers. Die Berichte des Grafen Lobkowitz aus jener Zeit im k. k. Archive sind sehr lückenhaft.

ſprach die Hoffnung aus: der Kurfürſt werde immer eine große Deferenz vor dem Könige haben. Waldeck jedoch war einmal ins Reden gekommen. „Wenn der König von Spanien ſtirbt, fuhr er fort: ſo werden wir artige Komödien erleben. Da iſt der König von Frankreich, da iſt der Kurfürſt, da ſind ferner die Granden von Spanien, die auch jeder ſeinen Theil haben wollen." Windiſchgrätz meinte: „Das beſte Löſungsmittel wäre ein eigener Erbe des Königs". Heinſius, der mit anweſend war, ſchwieg [1]).

Unzweifelhaft war die Antwort von Windiſchgrätz richtig. Aber die Ausſicht auf die Erfüllung derſelben war ſehr gering. Die erſten Jahre nach der zweiten Heirath des Königs Carl II. hatten ſich die Völker einer ſolchen Hoffnung hingeben dürfen. Indem ſie nicht in Erfüllung ging, indem ſtatt deſſen im Jahre 1691 mehrmals das Gerücht einer Krankheit des nun dreißigjährigen Königs Europa durcheilte, ſtieg auch die düſtere Wolke der Ungewisheit über die Succeſſion in Spanien wieder empor. Demgemäß vernehmen wir verſchiedene Plane der Löſung. Unter denſelben iſt ein Gerücht namentlich bemerkenswerth. Der König von Spanien, ſagt dasſelbe, werde den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog von Anjou, nach Madrid berufen und ihn dort als Prinzen von Aſturien ſpaniſch erziehen laſſen. Für dies Entgegenkommen von ſpaniſcher Seite werde der König von Frankreich ſich verpflichten, den Stand des pyrenäiſchen Friedens für Spanien herzuſtellen, mithin alle ſeit jener Zeit an Spanien gemachten Eroberungen zurückzugeben. Dies letztere war eben dasſelbe Ziel, welches die große Allianz für Spanien aufſtellte, das Ziel, um deſſen willen Carl II. derſelben zugetreten war. Das Gerücht dieſes Planes verlautete bereits im Juli 1691 [2]). Wie ſtand es, wenn Ludwig XIV. wirklich dieſen Plan hegte? Wilhelm III. durfte von 1678 her nicht allzu ſtarkes Vertrauen in die Feſtigkeit des ſpaniſchen Staatsrathes ſetzen. Es mochte ihm daher nicht undenkbar erſcheinen, daß jener Plan in Madrid geneigte Ohren fand. Eben daher entſprang die von ihm

[1]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 28. December 1691.

[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 107. Der Band trägt die Jahreszahl 1698, iſt aber, wie der Kenner desſelben erſieht, im Laufe des Krieges von Stück zu Stück zuſammen geſtellt.

zu Heinsius ausgesprochene Besorgnis, wie der König Carl II. die Friedensmahnung von Innocenz XII. aufnehmen würde.

Diese Mahnung, vom 8. December 1691, war allerdings eindringlich genug. Sie legt in ergreifender Weise die schmerzlichen Leiden der Völker dar. Sie bittet und fleht den Kaiser und den König, denselben ein Ende zu machen. Allein sie weist hin nur auf dieses Ziel, gibt nicht den Weg an, auf welchem dahin zu gelangen, unterläßt jede Erörterung der Frage, wie es dahin gekommen, von wem die Friedensstörung ausgegangen [1]).

Die Antwort des Kaisers, vom 20. Januar 1692, wies darum mit scharfem Nachdrucke zurück auf diesen Ursprung. Innocenz XII. war früher Nuntius in Wien gewesen. Die Antwort des Kaisers deutet darauf hin. „Ew. Heiligkeit wissen aus eigener Kenntnis und Erfahrung, daß uns nichts schmerzlicher ist als der Krieg. Die Christenheit beseufzt und die Nachwelt wird es verwünschen, daß der Allerchristlichste König unseren vollen Siegeslauf gegen die Türken gerade dann unterbrochen, als wir im Vertrauen auf die so eben mit ihm erneuten Verträge allzu sorglos waren, und daß er dann mit Raub, Brand und Mord alles erfüllt, bevor er den Krieg uns nur angesagt. Denn er hat lieber alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten wollen, als die günstige Gelegenheit zur Erweiterung seiner Grenzen am Rheine ungenutzt lassen. Darum haben wir, kraft der Pflicht unseres kaiserlichen Amtes, wider das ehrenrührige Zusammenhalten des allerchristlichsten Königs mit den Feinden des christlichen Namens, uns vereinigt mit Freunden und Bundesgenossen zur Abwehr wider die ungerechte Gewalt. Das Fundament dieses Bündnisses ist die Gemeinsamkeit des Handelns. Sie wie wir sind geneigt zum Frieden, aber zum Frieden auf Grund der Herstellung der Verträge, die der König von Frankreich gebrochen. An ihn also als den Urheber des Krieges wollen Ew. Heiligkeit die Mahnung zum Frieden richten, ihn bewegen zu jener Herstellung. Vermögen Ew. Heiligkeit dies zu erlangen, so werden wir alles aufbieten, um auch unsere Bundesgenossen zu bewegen zum Eingehen auf die Vermittelung Ew. Heiligkeit."

---

[1]) Alle drei Schreiben in holländischer Uebersetzung bei Sylvius t. IV, b. 32, p. 36 enz. — Lateinisch in Lünig: Sylloge negot. publ. p. 1182.

Daß der Kaiser in solcher Weise antworten würde, mochten Wilhelm III. und Heinsius erwartet haben. Es kam für sie an auf Carl II. von Spanien. Hier jedoch ist vor allen Dingen die Persönlichkeit wichtig, nämlich die Verschiedenheit derselben in Betreff des Willens und der Kraft.

Denn so gering auch die Leistungen der Macht Spanien im Kriege sich erwiesen, so war doch der Schluß von dieser geringen Leistungsfähigkeit auch auf den Willen nicht berechtigt. Carl II. dachte damals nicht entfernt an das Eingehen auf eine freundliche Stellung mit Frankreich, am wenigsten an ein Abkommen solcher Art über die Succession, wie jenes Gerücht es meldete. Mochten auch noch so viele Andere glauben, daß auf eine Descendenz dieses Königs nicht mehr zu rechnen sei; er selbst, der dreißigjährige Mann, hoffte damals und hoffte noch Jahre lang [1]). Dies persönliche Moment ist für die Geschichte jener Zeit schwer wiegend. In Frankreich, oder auch unter den Granden von Spanien, mochte man immerhin solche Entwürfe ausspinnen wie denjenigen der Berufung des Herzogs von Anjou nach Madrid, seiner Erziehung dort als Prinzen von Asturien: wer jedoch hätte es auf sich nehmen dürfen, dem dreißigjährigen Könige Carl II. einen solchen Vorschlag zu machen? — Die delicate Frage der Succession in Spanien konnte überall anderswo leichter behandelt werden als vor der entscheidenden Persönlichkeit selbst. Indem aber Carl II. von Spanien mit zäher Festigkeit hielt an der Hoffnung, welche immerhin außer ihm sehr wenige Personen noch theilen mochten, an der Hoffnung einer eigenen Descendenz, überwog in seiner Seele dem Könige von Frankreich gegenüber nicht etwa das Bedürfnis oder das Verlangen nach einem Ausgleiche, sondern das brennende Gefühl der zahllosen Kränkungen, die von Kindheit an er von diesem seinem furchtbaren Schwager erlitten.

Demgemäß fiel die Antwort Carls II. aus, nämlich stärker, schärfer noch als diejenige des Kaisers. „Es ist hoch nöthig, beginnt er, Ew. Heiligkeit darzulegen, daß, so lange die Macht des Königs von Frankreich nicht niedergeworfen, nicht durch Gewalt in ihre recht-

[1]) Sein Schreiben an Kurpfalz vom 23. Januar 1694, in Lünigs Sylloge p. 1281. Dasselbe wird später hervorzuheben sein.

mäßigen Grenzen zurückgewiesen ist, Europa auf einen beständigen Frieden nicht rechnen darf." Dann legt das Schreiben in kurzem Ueberblicke die Geschichte der letzten Jahrzehnte dar, und zwar so, daß zu bezweifeln ist, ob eine andere so wuchtige Anklageschrift gegen Ludwig XIV. existirt. Die Anklage des Bundes mit den Türken tritt hier sogar schärfer auf als in der Antwort des Kaisers. „Wie der König von Frankreich, sagt Carl II., durch seine Gesandten die Türken aufgefordert zum Beharren im Kriege, so hat er auch, darüber hinaus (welche Gottlosigkeit!), ihnen nicht bloß Geld und Soldaten geschickt, sondern auch Ingenieure und Offiziere zum Zwecke des Unterrichtens in der Kriegführung" [1]). Das Schreiben hebt dann die lange Kette der Uebergriffe Ludwigs XIV. gegen den päpstlichen Stuhl hervor. Es schließt mit den Worten: „Demgemäß, heiliger Vater, gibt es keinen anderen Weg zu einem sicheren Frieden als denjenigen des Beharrens im Kriege, welcher nothwendig ist nicht bloß für die allgemeine Sicherheit, sondern selbst auch für Ew. Heiligkeit, für die Autorität des römischen Stuhles, für die sichere Ausbreitung der Kirche. Wir hoffen, daß Ew. Heiligkeit, in der Erkenntnis dessen, fortfahren werden in der Darbringung von Beihülfe für den Kaiser zum Schutze der Christenheit wider die Türken".

Diese Antwort reichte hin, um dem Könige Wilhelm III. jegliche Besorgnis vor einem Abspringen Spaniens von der großen Allianz für längere Zeit zu benehmen.

Es bedarf dagegen nicht des Nachweises, daß eben diese Antwort, und namentlich der Schluß derselben auf den König von Frankreich in hohem Grade herausfordernd wirkte. Er suchte zu begegnen durch einen Vortrag seines Botschafters Rebenac bei Innocenz XII. Und zwar tritt uns hier die kirchliche Seite der großen Allianz schärfer entgegen. Wir haben also, bevor wir zu Wilhelm III. und der Lage der Dinge in England zurückkehren, die kirchliche Seite der Sache im Zusammenhange zu überblicken.

Wie die Antwort Carls II. von Spanien die nachdrücklichsten Anklagen gegen Ludwig XIV. zusammen drängt: so ist der Vortrag

[1]) Y adelante pasando (que impiedad) a embiarlo no solo medios y soldados, sino Ingenieros y cabos que ensenen a sus milicias el arte de la guerra.

Rebenacs bei dem Papſte Innocenz XII. der Inbegriff der leidenſchaftlichſten Angriffe, welche jemals von franzöſiſcher Seite gegen das geſammte Haus Oeſterreich erhoben worden ſind.

Rebenac greift nicht direct die Perſonen des Kaiſers und des Königs von Spanien an. Er wirft die Schuld auf die Räthe der beiden Fürſten. Dann jedoch, nachdem er ſo ſich den Weg gebahnt, rollt der Strom ſeiner Anklagen daher. „Dieſe Miniſter, ſagt er, haben durch eine Politik, welche bei der Nachwelt zum Aergerniſſe gereichen wird, die katholiſche Religion in England vernichtet. Sie haben einen rechtmäßigen König unter die Füße getreten, um auf den Thron desſelben einen Uſurpator zu ſetzen, welcher keine andere Macht beſaß, als die er fand in der Unterſtützung des Hauſes Oeſterreich, welcher für ſein Unternehmen keinen anderen Vorwand hatte als die Gottesfurcht des rechtmäßigen Königs, den Eifer desſelben für die katholiſche Religion, die Ergebenheit für den päpſtlichen Stuhl. Es iſt aller Welt bekannt, daß dies die einzigen Gründe ſind, auf welche einerſeits die Uſurpatoren, andererſeits ketzeriſche Unterthanen ſich berufen für ihre Empörung.“

So der Beginn. Ihm entſpricht der Fortgang. Die römiſchen Kaiſer aus dem Hauſe Oeſterreich erſcheinen hier nicht als die wirklichen, die hiſtoriſchen Perſonen, ſondern als ſolche, wie ſie geweſen ſein würden, beſeelt von dem Streben Ludwigs XIV. „Das Haus Oeſterreich behauptet, ſagt Rebenac, daß der Titel des römiſchen Kaiſers, den es wie erblich gemacht, ihm ein natürliches Anrecht verleihe auf alle Länder, welche einſt Carl der Große beſeſſen, und glaubt demnach, daß jeder Fürſt es als eine große Gnade anzuſehen habe, wenn es ihn im Beſitze ſeiner Länder belaſſe, dagegen die Rechte der Souveränetät an ſich ziehe, namentlich das Recht der Beſteuerung der Völker.“ Wir erinnern uns an die eigene Darlegung Ludwigs XIV. vor dem Dauphin (Bd. I. S. 46 u. f.). Rebenac ſelber mochte wiſſen, daß dieſe ſeine Anklage, mochte er ſie nun aus ſich vorbringen oder auf Befehl, bei dem beſſer unterrichteten Papſte ſehr ſchweren Eingang finden würde. Deshalb fügte er die Bekräftigung hinzu, daß dies nicht eine leere Beſchuldigung ſei, wie die Erbitterung ſie eingebe, ſondern die Wahrheit der Thatſachen.

Das Bemühen Ludwigs XIV. in dieſer Rede Rebenacs die eigenen Gedanken dem Kaiſer unterzulegen, und an dem Kaiſer das-

jenige Streben zu tadeln, welches dieser nicht hatte, welches dagegen Ludwig XIV. an der Stelle des Kaisers gehabt haben würde, setzt sich weiter fort. Die Welt erscheint in der Rede Rebenacs wie umgekehrt. „Das Haus Oesterreich, sagt er, opfert alles seiner Herrschsucht auf, die Religion wie die gemeine Freiheit. Diese Herrschsucht ist so verzehrend, daß sie dem Interesse der Feinde des christlichen Namens den Frieden der Christenheit zum Opfer bringt. Im Jahre 1688 hatte das Haus Oesterreich die begründete Hoffnung die türkische Herrschaft zu vernichten. Es ließ dieselbe fahren, zu dem Zwecke, um desto stärkere Kraft anzuwenden zur Ausrottung der Katholiken in England, zur Stütze dagegen der Calviniſten. Es suchte die Protestanten aufrecht zu halten zu einer Zeit, in welcher der König, mein Herr, durch viele Mittel ihren Untergang unvermeidlich gemacht hatte. Wollen dagegen die Kaiserlichen sich berufen auf ihren letzten Sieg über die Türken, so weiß ganz Europa, und Ew. Heiligkeit am besten, daß sie diesen Sieg einer besonderen Schickung Gottes verdanken, zu einer Zeit wo sie die Mehrzahl ihrer Truppen ausgesendet zur Plünderung von Italien."

Diese letzten Worte enthüllen eins der hauptsächlichen Ziele des Gesandten. Er legt auch fortan den stärksten Nachdruck auf die kaiserlichen und spanischen Waffen in Italien. „Die Ketzerei, sagt er, und die Fortschritte dieser Waffen stehen in gleichem Verhältnisse. Eben darum macht das Haus Oesterreich so ausgiebigen Gebrauch von den Ketzern, den unversöhnlichen Feinden des heiligen Stuhles. Nicht um Frankreich zu bekriegen, wie sie vorgeben, stehen die kaiserlichen Truppen in Italien, sondern um dieses Land sich zu unterwerfen."

Und immer stärker schlägt dann Rebenac die Saite an, deren Klang unter Innocenz XI. und Alexander VIII. wirkungslos verhallt war: diejenige des Religionskrieges.

„Ew. Heiligkeit werden erkennen, fährt er fort, daß der König, mein Souverän, die höchsten Interessen seiner Krone aufopfert für den Eifer, den er der katholischen Religion entgegen trägt, während seine Feinde ihrerseits dieselbe Religion ihren besonderen politischen Zwecken dienstbar machen. Der König vertilgt die Ketzerei in seinen Staaten, und hat darum eine sehr große Zahl seiner Unterthanen in die Verbannung geschickt. Sein Eifer treibt ihn die wahre Religion

überall aufrecht zu halten, wo sie sich findet. Das Haus Oesterreich dagegen hetzt die verbannten Unterthanen auf. Es bewaffnet sie wider ihren rechtmäßigen König. Es tastet den katholischen Glauben in England an, um den protestantischen zum herrschenden zu machen. Unter dem Schutze des Hauses Oesterreich durch die Gewalt seiner Waffen wird täglich in Piemont die Ketzerei offen gepredigt. Der Prinz von Oranien nimmt von daher den Vorwand zur eigenen Verherrlichung, gleich als habe er einen Triumph über die römische Kirche davon getragen. Und so oft er seine Partei zu einer besonderen Kraftleistung ermuthigen will, stellt er von daher ihr in Aussicht die Vernichtung der Kirche" [1]).

Wir sehen die zwei hauptsächlichen Objecte des Vortrages in Wechselwirkung mit einander: dasjenige des Religionskrieges und als das andere die Erregung des Papstes gegen die kaiserlichen Waffen in Italien. Dieses als das nächste und eigentliche Object des Königs von Frankreich tritt immer klarer hervor. Der nach Verhältnis kostspieligste und zugleich gefährlichste Krieg für ihn war der savoyische. Er strebte daher vor allen Dingen sich von diesem frei zu machen. Nun lag es aber in der Natur der Dinge, daß die Hülfsvölker für den Herzog Victor Amadeus, namentlich die kaiserlichen, weil sie die zahlreichsten, ihren Unterhalt zum großen Theile ziehen mußten aus dem hinter ihnen liegenden Lande, daß demnach die sämmtlichen Regierungen von Italien, mit eingerechnet der Papst, das Aufhören dieses Krieges wünschten. Dies war die einzige wirkliche Basis jener Reden des Botschafters Rebenac. Allein eben von dieser Basis aus, in welcher die Interessen sich berührten, war die Brücke zu bauen zwischen Frankreich und den italienischen Mächten. Frankreich seinerseits bot für Italien die Neutralität an, welche den Wünschen dieser Regierungen entsprach.

Der Kaiser war eben so wenig wie seine Bundesgenossen im Haag, in London und Madrid, geneigt diesen Wünschen zu willfahren. Der Verlust von Montmelian an Catinat allerdings wog schwer gegen den Plan einer Offensive dort gegen Frankreich. Wir sehen Wilhelm III. und Heinsius in Folge dessen im Winter 1691 auf 92 ihre Besorgnisse

[1]) Sylvius t. IV, b. 32, p. 63.

austauſchen, zumal da ſie außer Stande waren, dem Kaiſer die Subſidien zu bewilligen, die er vielleicht verlangen würde. Am 15./25. Januar 1692 ſprach Wilhelm III. dem Grafen Stratemann offen ſeine Beſorgnis aus, daß der Kaiſer in Piemont nur defenſiv verfahren werde. Stratemann verneinte. Er hatte Recht. Am 20./30. Januar ließ der Kaiſer durch dieſen Geſandten dem Könige ſeinen Beſchluß der nachdrücklichen Offenſive kund thun [1]).

Eben aber weil dadurch unvermeidlich die am Kriege direct nicht betheiligten Italiener eher für Frankreich als für die große Allianz wohlwollend geſinnt waren: ſo lag es dem Kaiſer ob, der franzöſiſchen Politik jeglichen anderen Vorwand zu benehmen, den ſie im Vatican oder ſonſt wirken laſſen konnte. Vor allen anderen war es derjenige der Religion. Jene Rede Rebenacs erreichte darin den Gipfelpunct. Aber auch vorher waren ähnliche Anklagen von franzöſiſcher Seite nie verſtummt. Demnach mußte der Kaiſer wünſchen im Vatican darüber die Wahrheit vorlegen zu können. Dies war das äußere Motiv. Es verband ſich mit dem inneren und poſitiven des Kaiſers, ſeine ſchützende Hand zu breiten über die Uebung der katholiſchen Religion, wo immer es ſein mochte. Deshalb ſehen wir ihn gegen das Ende des Jahres 1691 und zu Anfang 1692 im Haag und London wiederholte Fragen erheben. Wir haben, zur Klarſtellung des Sachverhaltes, auf dieſe näher einzugehen, zunächſt jedoch auf die eigenen Schritte des Kaiſers daheim.

Wir erinnern uns der kirchlichen Reunionsplane des Biſchofs Spinola von Wiener-Neuſtadt (Bd. III, S. 90 u. f.). Wir haben vernommen, daß der Papſt Innocenz XI., bei aller günſtigen Geſinnung für das Wirken des Biſchofs, dennoch, aus Beſorgnis vor den Misdeutungen Frankreichs, nicht wagte, dasſelbe öffentlich anzuerkennen, daß er dagegen den Kaiſer und Spinola mahnte im eigenen Namen fortzufahren. So noch vor der Aufhebung des Edictes von Nantes. Von da an indeſſen ſchwiegen für eine Reihe von Jahren dieſe Verhandlungen über eine kirchliche Reunion in Deutſchland wie in Ungarn.

---

[1]) Die Schreiben des Königs und Heinſius bei Grovestins t. VI, p. 288 et suiv. — Stratemanns Berichte vom 25. und 30. Januar 1692.

Im Jahre 1691 dagegen gedachte der Kaiser Leopold sie wieder aufzunehmen, und zwar mit Zustimmung des Papstes Innocenz XII.[1]). Spinola war willig wie zuvor. Der Fürst Paul Esterhazy, Palatin von Ungarn, und der Primas Paul Szechenyi, Erzbischof von Gran, versprachen ihre eifrige Mitwirkung. Der Kaiser trat dies Mal mit der Sache offen hervor. Er gab Spinola den Auftrag eine Vollmacht aufzusetzen. Es geschah. Sie ging aus mit der Unterschrift des Kaisers. Die Vollmacht an sich kennzeichnet die ganze Sache. Wir haben daher sie zu vernehmen.

„Leopold von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser u. s. w. Wir entbieten allen und den einzelnen getreuen Ständen von Ungarn und Siebenbürgen, und den anderen unseren Unterthanen, die dies lesen oder vernehmen werden, welches Standes, Amtes, oder welcher Würde sie seien, unseren gnädigen Gruß. Entsprechend der Pflicht, welche das göttliche und das menschliche Gesetz, so wie eine Reihe von Reichsabschieden auferlegt, haben in neuerer Zeit sehr viele eifrige Protestanten, welche in den letzten Jahren mit unserem getreuen, dem hochwürdigsten Bischof Christoph Spinola von Neustadt persönlich sich beredet, es als hohe Nothwendigkeit ausgesprochen, daß man in den christlichen Reichen sowohl in Deutschland als außerhalb, zumal bei den jetzigen bedrohlichen Gefahren zu einer völligen Einigung gelangen möge. Und zwar dies sowohl in weltlichen Dingen als namentlich in geistlichen, welche den wahren Glauben und die Gottesverehrung betreffen, so daß, wenn nicht die Differenzen sämmtlich — wie wir mit Gottes Hülfe durch das Mittel der heil. Schrift und richtiger Vernunftschlüsse hoffen dürfen — erledigt und verglichen würden, doch wenigstens die hauptsächlichen Controversen in Betreff des Glaubens verringert und aufgehoben werden könnten. Diese Hoffnung steigt durch die von verschiedenen Seiten gemachte Wahrnehmung und Beobachtung, daß die Trennung der Gemüther und der Meinungen über die wichtigeren Puncte herstamme aus dem Mangel an gegenseitiger, liebreicher Geduld, ferner an aufrichtiger Einsicht und klarem Verständnisse der Gedanken, dann an genauer Auslegung und treffender Bezeichnung,

[1]) Biographie Spinolas von Hansiz S. J. in den Handschriften der k. k. Hofbibliothek. Die Worte sind: Ipse Augustissimus, aula Pontificia denuo approbante, illum ursit, ut opus resumeret.

endlich auch aus der Verschiedenheit oder auch Veränderlichkeit der Namen. Wir haben dazu den Erfolg und den Nutzen erwogen, mit welchem sowohl diese kirchliche Frage, als auch alle Angelegenheiten, die das Wohl unseres Königreiches Ungarn betreffen, von dem vorgenannten Bischofe behandelt worden sind, theils im Reichstage, theils außerhalb desselben."

„Aus diesen Gründen ertheilen wir, so weit unsere königliche Autorität darin betheiligt ist, ihm Vollmacht und den allgemeinen Auftrag, mit den Ständen und Körperschaften unserer Königreiche und Länder, ganz besonders aber mit denen von Ungarn und Siebenbürgen, so wie ferner mit allen und jeglichen Privatpersonen des protestantischen Bekenntnisses, in Verhandlung zu treten über die Wiedervereinigung des Glaubens, oder über die Abschaffung oder Verringerung aller unnützen Streitigkeiten, sei es daß die Verhandlung geschehe durch ihn persönlich, sei es durch andere von ihm dazu Deputirte, oder auch durch Briefe. Mit solchen Personen, wo immer es sei, soll er im Ganzen und im Einzelnen dasjenige erwägen, was er für ersprießlich und zweckmäßig erachtet, ihre Zuneigung zu gewinnen und das Ziel der Heilung des kirchlichen Spaltes zu erreichen, mit Vorbehalt jedoch der Genehmigung des Papstes einerseits, und der unseren andererseits."

„In Bezug darauf geben wir unseren protestantischen Unterthanen in Ungarn und Siebenbürgen, eingerechnet die Prädicanten, die volle Freiheit mit dem vorgedachten Bischofe zusammen zu treten, möge er in Oesterreich sich befinden, oder irgendwo anders, ferner Boten an ihn zu entsenden, ob öffentlich, ob geheim."

„Wir gebieten Allen, welchen es obliegt, insgesammt und einzeln, ernst und nachdrücklich und bei schwerer Strafe, daß keiner derjenigen Personen, welche auf die Ladung des Bischofs in dieser wichtigen Angelegenheit sich hierher begeben, ein Hindernis in den Weg gelegt, sondern aller Vorschub geleistet werde. Wie wir denn auch den Bischof in aller Beziehung unserer Gnade versichern. Wien, am 20. März 1691. Leopold." Das Document ist gegengezeichnet von Blasius Jacklin, Bischof von Neitra.

In dieser kaiserlichen Vollmacht für Spinola wird Bezug genommen auf die entgegen kommenden Aeußerungen vieler Protestanten in Deutschland. Eine lange Reihe solcher Briefe in dem Nachlasse

Spinolas liegt mir vor. In ähnlicher Weise ward ihm von Ungarn aus auf seine Anfragen geantwortet. Die Vertreter der evangelischen Gemeinde von Preßburg erwiederten: „Wir nehmen die Kunde der Absicht E. B. G. in Betreff der Wiedervereinigung der Religion und der Herstellung des kirchlichen Friedens aufrichtig entgegen, und beten aus tiefster Seele zu Gott, daß er Ihre Bemühungen gnädig segnen und hinausführen wolle zur Ehre seines Namens und zum Wachsthume seiner Kirche". So am 22. Juni 1691 [1]).

Der Plan Spinolas war derselbe wie früher. Er wollte mit Deutschen zugleich und mit Ungarn vermitteln. Dies einerseits deshalb, weil er von Anfang an bei vielen deutschen Fürsten und Theologen ein bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, andererseits weil die ungarischen Protestanten, die nicht ein eigenes Bekenntnis aufgerichtet, sondern entweder demjenigen von Augsburg oder dem helvetischen sich angeschlossen, wissenschaftlich von jeher ihre Anlehnung in Deutschland gesucht hatten.

Der Gang der Dinge wird uns später auf diese Versuche zurückführen. Es genügt hier dargethan zu haben, daß von Seiten des Kaisers Leopold in dieser Beziehung den Ungarn eine wohlwollende Gesinnung entgegen getragen, daß diese Gesinnung von ungarischer Seite als solche anerkannt wurde.

Von dem Boden dieser letzten Thatsachen aus redete der römische Kaiser Leopold zu seinen protestantischen Bundesgenossen, dem Könige von England und den Generalstaaten. Im September 1691 erließ er an seine Gesandten, die Grafen Windischgrätz und Stratemann, die folgende Weisung.

„Wir sehen mit besonderer Zufriedenheit die Fortschritte des Königs Wilhelm in England, und wünschen deshalb nichts so sehr wie die vollkommene innerliche Beruhigung seiner Königreiche und Länder,

---

[1]) Deum intimis cordis suspiriis orantes, ut hunc D. V^ae Ill^mae ac R^ae laborem clementer secundare et ad nominis sui gloriam Ecclesiaeque suae incrementum dirigere velit. Unterzeichnet: Universi Evangelici liberae ac Regiae civitatis Posoniensis. Darunter sieben Siegel. — Dies Schreiben findet sich gedruckt in Lünigs Literae Procerum Europae t. III, p. 343. — Da ich nur unzweifelhafte Documente zu Grunde lege, so wird man von mir eine Polemik gegen die vielfach hergebrachten Irrthümer über das Verhalten Leopolds gegen die Protestanten in Ungarn nicht erwarten.

austauschen, zumal da sie außer Stande waren, dem Kaiser die Subsidien zu bewilligen, die er vielleicht verlangen würde. Am 15./25. Januar 1692 sprach Wilhelm III. dem Grafen Stratemann offen seine Besorgnis aus, daß der Kaiser in Piemont nur defensiv verfahren werde. Stratemann verneinte. Er hatte Recht. Am 20./30. Januar ließ der Kaiser durch diesen Gesandten dem Könige seinen Beschluß der nachdrücklichen Offensive kund thun [1]).

Eben aber weil dadurch unvermeidlich die am Kriege direct nicht betheiligten Italiener eher für Frankreich als für die große Allianz wohlwollend gesinnt waren: so lag es dem Kaiser ob, der französischen Politik jeglichen anderen Vorwand zu benehmen, den sie im Vatican oder sonst wirken lassen konnte. Vor allen anderen war es derjenige der Religion. Jene Rede Rebenacs erreichte darin den Gipfelpunct. Aber auch vorher waren ähnliche Anklagen von französischer Seite nie verstummt. Demnach mußte der Kaiser wünschen im Vatican darüber die Wahrheit vorlegen zu können. Dies war das äußere Motiv. Es verband sich mit dem inneren und positiven des Kaisers, seine schützende Hand zu breiten über die Uebung der katholischen Religion, wo immer es sein mochte. Deshalb sehen wir ihn gegen das Ende des Jahres 1691 und zu Anfang 1692 im Haag und London wiederholte Fragen erheben. Wir haben, zur Klarstellung des Sachverhaltes, auf diese näher einzugehen, zunächst jedoch auf die eigenen Schritte des Kaisers daheim.

Wir erinnern uns der kirchlichen Reunionsplane des Bischofs Spinola von Wiener-Neustadt (Bd. III, S. 90 u. f.). Wir haben vernommen, daß der Papst Innocenz XI., bei aller günstigen Gesinnung für das Wirken des Bischofs, dennoch, aus Besorgnis vor den Misdeutungen Frankreichs, nicht wagte, dasselbe öffentlich anzuerkennen, daß er dagegen den Kaiser und Spinola mahnte im eigenen Namen fortzufahren. So noch vor der Aufhebung des Edictes von Nantes. Von da an indessen schwiegen für eine Reihe von Jahren diese Verhandlungen über eine kirchliche Reunion in Deutschland wie in Ungarn.

---

[1]) Die Schreiben des Königs und Heinsius bei Grovestins t. VI, p. 288 et sniv. — Stratemanns Berichte vom 25. und 30. Januar 1692.

Spinolas liegt mir vor. In ähnlicher Weise ward ihm von Ungarn aus auf seine Anfragen geantwortet. Die Vertreter der evangelischen Gemeinde von Preßburg erwiederten: „Wir nehmen die Kunde der Absicht E. V. G. in Betreff der Wiedervereinigung der Religion und der Herstellung des kirchlichen Friedens aufrichtig entgegen, und beten aus tiefster Seele zu Gott, daß er Ihre Bemühungen gnädig segnen und hinausführen wolle zur Ehre seines Namens und zum Wachsthume seiner Kirche". So am 22. Juni 1691 [1]).

Der Plan Spinolas war derselbe wie früher. Er wollte mit Deutschen zugleich und mit Ungarn vermitteln. Dies einerseits deshalb, weil er von Anfang an bei vielen deutschen Fürsten und Theologen ein bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, andererseits weil die ungarischen Protestanten, die nicht ein eigenes Bekenntnis aufgerichtet, sondern entweder demjenigen von Augsburg oder dem helvetischen sich angeschlossen, wissenschaftlich von jeher ihre Anlehnung in Deutschland gesucht hatten.

Der Gang der Dinge wird uns später auf diese Versuche zurückführen. Es genügt hier dargethan zu haben, daß von Seiten des Kaisers Leopold in dieser Beziehung den Ungarn eine wohlwollende Gesinnung entgegen getragen, daß diese Gesinnung von ungarischer Seite als solche anerkannt wurde.

Von dem Boden dieser letzten Thatsachen aus redete der römische Kaiser Leopold zu seinen protestantischen Bundesgenossen, dem Könige von England und den Generalstaaten. Im September 1691 erließ er an seine Gesandten, die Grafen Windischgrätz und Stratemann, die folgende Weisung.

„Wir sehen mit besonderer Zufriedenheit die Fortschritte des Königs Wilhelm in England, und wünschen deshalb nichts so sehr wie die vollkommene innerliche Beruhigung seiner Königreiche und Länder,

---

[1]) Deum intimis cordis suspiriis orantes, ut hunc D. V^{ae} Ill^{mae} ac R^{ae} laborem clementer secundare et ad nominis sui gloriam Ecclesiaeque suae incrementum dirigere velit. Unterzeichnet: Universi Evangelici liberae ac Regiae civitatis Posoniensis. Darunter sieben Siegel. — Dies Schreiben findet sich gedruckt in Lünigs Literae Procerum Europae t. III, p. 343. — Da ich nur unzweifelhafte Documente zu Grunde lege, so wird man von mir eine Polemik gegen die vielfach hergebrachten Irrthümer über das Verhalten Leopolds gegen die Protestanten in Ungarn nicht erwarten.

demgemäß ihm eine beständige glückliche Regierung. Daneben jedoch leben wir zu S. L. der gänzlichen Zuversicht, daß, eben so wie in unserem Erbkönigreiche Ungarn die Nicht-Katholiken bisher unter unserem Schutze ihre Religion ganz unbekümmert in öffentlichen Kirchen üben und fortführen, eben so auch der König die Katholiken in seinen Reichen unser wegen in etwas schützen, nicht unmilde gegen sie verfahren, nicht eine Verfolgung gestatten werde. Denn dessen hat ja der König beim Beginne seiner Regierung durch den Freiherrn von Görtz uns vielfältig versichern lassen" [1]).

Die Antwort des Grafen Windischgrätz betraf zunächst die Republik.

„Ich kann Ew. kaiserlichen Majestät versichern, antwortet der Graf Windischgrätz aus dem Haag, daß, mit Ausnahme des Gebrauches der Glocken, die katholische Religion hier eine solche Freiheit genießt, daß man keine Ursache hat zur Klage, sondern durchaus zur Freude. Auf dem Lande rings um diese Stadt sind fast alle Unterthanen und Bauern katholischer Religion. Sie haben ihre Kirchen und ihre Priester, mit gutem Willen und Vorwissen ihrer Obrigkeiten. In der Stadt befinden sich, außer den Capellen der fremden Gesandten, acht Kirchen, die eine jede ihren Pfarrer haben. Dazu sind andere Priester da, wie z. B. Jesuiten und Carmeliter. Die Katholiken bezahlen ein Schutzgeld, und demnach ist die Obrigkeit über den Stand der Dinge genau unterrichtet. Die Leute gehen zu ihrem Gottesdienste öffentlich ein und aus, und werden dabei in nichts behelligt. Kramprich hat mir versichert, daß die Freiheit früher nicht so weit gehend gewesen sei, wie heutzutage" [2]).

„Was dann England betrifft, fährt der Graf Windischgrätz fort, so hat sich der König nicht bloß einmal, sondern oft gegen mich erklärt, daß er den Katholiken mehr Freiheit gestatten wolle, als die Grundgesetze erlauben. Er für seine Person werde die Religion nie verfolgen, sondern den Katholiken je und allewege alles Gute gern gönnen."

Aber der Kaiser hatte verschiedene Fälle namhaft gemacht, nämlich diejenigen einiger Priester in Schottland, und des Grafen Perth, der, nach dieser Ansicht, lediglich um der Religion willen gefangen saß.

---

[1]) K. Rescript an Windischgrätz und Stratemann, vom 25. September 1691.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 30. October 1691.

Spinolas liegt mir vor. In ähnlicher Weise ward ihm von Ungarn aus auf seine Anfragen geantwortet. Die Vertreter der evangelischen Gemeinde von Preßburg erwiederten: „Wir nehmen die Kunde der Absicht E. B. G. in Betreff der Wiedervereinigung der Religion und der Herstellung des kirchlichen Friedens aufrichtig entgegen, und beten aus tiefster Seele zu Gott, daß er Ihre Bemühungen gnädig segnen und hinausführen wolle zur Ehre seines Namens und zum Wachsthume seiner Kirche". So am 22. Juni 1691 [1]).

Der Plan Spinolas war derselbe wie früher. Er wollte mit Deutschen zugleich und mit Ungarn vermitteln. Dies einerseits deshalb, weil er von Anfang an bei vielen deutschen Fürsten und Theologen ein bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, andererseits weil die ungarischen Protestanten, die nicht ein eigenes Bekenntnis aufgerichtet, sondern entweder demjenigen von Augsburg oder dem helvetischen sich angeschlossen, wissenschaftlich von jeher ihre Anlehnung in Deutschland gesucht hatten.

Der Gang der Dinge wird uns später auf diese Versuche zurückführen. Es genügt hier dargethan zu haben, daß von Seiten des Kaisers Leopold in dieser Beziehung den Ungarn eine wohlwollende Gesinnung entgegen getragen, daß diese Gesinnung von ungarischer Seite als solche anerkannt wurde.

Von dem Boden dieser letzten Thatsachen aus redete der römische Kaiser Leopold zu seinen protestantischen Bundesgenossen, dem Könige von England und den Generalstaaten. Im September 1691 erließ er an seine Gesandten, die Grafen Windischgrätz und Stratemann, die folgende Weisung.

„Wir sehen mit besonderer Zufriedenheit die Fortschritte des Königs Wilhelm in England, und wünschen deshalb nichts so sehr wie die vollkommene innerliche Beruhigung seiner Königreiche und Länder,

---

[1]) Deum intimis cordis suspiriis orantes, ut hunc D. V^as Ill^mae ac R^ae laborem clementer secundare et ad nominis sui gloriam Ecclesiaeque suae incrementum dirigere velit. Unterzeichnet: Universi Evangelici liberae ac Regiae civitatis Posoniensis. Darunter sieben Siegel. — Dies Schreiben findet sich gedruckt in Lünigs Literae Procerum Europae t. III, p. 343. — Da ich nur unzweifelhafte Documente zu Grunde lege, so wird man von mir eine Polemik gegen die vielfach hergebrachten Irrthümer über das Verhalten Leopolds gegen die Protestanten in Ungarn nicht erwarten.

demgemäß ihm eine beständige glückliche Regierung. Daneben jedoch leben wir zu S. L. der gänzlichen Zuversicht, daß, eben so wie in unserem Erbkönigreiche Ungarn die Nicht-Katholiken bisher unter unserem Schutze ihre Religion ganz unbekümmert in öffentlichen Kirchen üben und fortführen, eben so auch der König die Katholiken in seinen Reichen unser wegen in etwas schützen, nicht unmilde gegen sie verfahren, nicht eine Verfolgung gestatten werde. Denn dessen hat ja der König beim Beginne seiner Regierung durch den Freiherrn von Görtz uns vielfältig versichern lassen" [1]).

Die Antwort des Grafen Windischgrätz betraf zunächst die Republik.

„Ich kann Ew. kaiserlichen Majestät versichern, antwortet der Graf Windischgrätz aus dem Haag, daß, mit Ausnahme des Gebrauches der Glocken, die katholische Religion hier eine solche Freiheit genießt, daß man keine Ursache hat zur Klage, sondern durchaus zur Freude. Auf dem Lande rings um diese Stadt sind fast alle Unterthanen und Bauern katholischer Religion. Sie haben ihre Kirchen und ihre Priester, mit gutem Willen und Vorwissen ihrer Obrigkeiten. In der Stadt befinden sich, außer den Capellen der fremden Gesandten, acht Kirchen, die eine jede ihren Pfarrer haben. Dazu sind andere Priester da, wie z. B. Jesuiten und Carmeliter. Die Katholiken bezahlen ein Schutzgeld, und demnach ist die Obrigkeit über den Stand der Dinge genau unterrichtet. Die Leute gehen zu ihrem Gottesdienste öffentlich ein und aus, und werden dabei in nichts behelligt. Kramprich hat mir versichert, daß die Freiheit früher nicht so weit gehend gewesen sei, wie heutzutage" [2]).

„Was dann England betrifft, fährt der Graf Windischgrätz fort, so hat sich der König nicht bloß einmal, sondern oft gegen mich erklärt, daß er den Katholiken mehr Freiheit gestatten wolle, als die Grundgesetze erlauben. Er für seine Person werde die Religion nie verfolgen, sondern den Katholiken je und allewege alles Gute gern gönnen."

Aber der Kaiser hatte verschiedene Fälle namhaft gemacht, nämlich diejenigen einiger Priester in Schottland, und des Grafen Perth, der, nach dieser Ansicht, lediglich um der Religion willen gefangen saß.

---

[1]) K. Rescript an Windischgrätz und Stratemann, vom 25. September 1691.
[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 30. October 1691.

Spinolas liegt mir vor. In ähnlicher Weise ward ihm von Ungarn aus auf seine Anfragen geantwortet. Die Vertreter der evangelischen Gemeinde von Preßburg erwiederten: „Wir nehmen die Kunde der Absicht E. B. G. in Betreff der Wiedervereinigung der Religion und der Herstellung des kirchlichen Friedens aufrichtig entgegen, und beten aus tiefster Seele zu Gott, daß er Ihre Bemühungen gnädig segnen und hinausführen wolle zur Ehre seines Namens und zum Wachsthume seiner Kirche". So am 22. Juni 1691 [1]).

Der Plan Spinolas war derselbe wie früher. Er wollte mit Deutschen zugleich und mit Ungarn vermitteln. Dies einerseits deshalb, weil er von Anfang an bei vielen deutschen Fürsten und Theologen ein bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, andererseits weil die ungarischen Protestanten, die nicht ein eigenes Bekenntnis aufgerichtet, sondern entweder demjenigen von Augsburg oder dem helvetischen sich angeschlossen, wissenschaftlich von jeher ihre Anlehnung in Deutschland gesucht hatten.

Der Gang der Dinge wird uns später auf diese Versuche zurückführen. Es genügt hier dargethan zu haben, daß von Seiten des Kaisers Leopold in dieser Beziehung den Ungarn eine wohlwollende Gesinnung entgegen getragen, daß diese Gesinnung von ungarischer Seite als solche anerkannt wurde.

Von dem Boden dieser letzten Thatsachen aus redete der römische Kaiser Leopold zu seinen protestantischen Bundesgenossen, dem Könige von England und den Generalstaaten. Im September 1691 erließ er an seine Gesandten, die Grafen Windischgrätz und Stratemann, die folgende Weisung.

„Wir sehen mit besonderer Zufriedenheit die Fortschritte des Königs Wilhelm in England, und wünschen deshalb nichts so sehr wie die vollkommene innerliche Beruhigung seiner Königreiche und Länder,

---

[1]) Deum intimis cordis suspiriis orantes, ut hunc D. V^ae Ill^mae ac R^ae laborem clementer secundare et ad nominis sui gloriam Ecclesiaeque suae incrementum dirigere velit. Unterzeichnet: Universi Evangelici liberae ac Regiae civitatis Posoniensis. Darunter sieben Siegel. — Dies Schreiben findet sich gedruckt in Lünigs Literae Procerum Europae t. III, p. 343. — Da ich nur unzweifelhafte Documente zu Grunde lege, so wird man von mir eine Polemik gegen die vielfach hergebrachten Irrthümer über das Verhalten Leopolds gegen die Protestanten in Ungarn nicht erwarten.

demgemäß ihm eine beständige glückliche Regierung. Daneben jedoch leben wir zu S. L. der gänzlichen Zuversicht, daß, eben so wie in unserem Erbkönigreiche Ungarn die Nicht-Katholiken bisher unter unserem Schutze ihre Religion ganz unbekümmert in öffentlichen Kirchen üben und fortführen, eben so auch der König die Katholiken in seinen Reichen unser wegen in etwas schützen, nicht unmilde gegen sie verfahren, nicht eine Verfolgung gestatten werde. Denn dessen hat ja der König beim Beginne seiner Regierung durch den Freiherrn von Görtz uns vielfältig versichern lassen" [1]).

Die Antwort des Grafen Windischgrätz betraf zunächst die Republik.

„Ich kann Ew. kaiserlichen Majestät versichern, antwortet der Graf Windischgrätz aus dem Haag, daß, mit Ausnahme des Gebrauches der Glocken, die katholische Religion hier eine solche Freiheit genießt, daß man keine Ursache hat zur Klage, sondern durchaus zur Freude. Auf dem Lande rings um diese Stadt sind fast alle Unterthanen und Bauern katholischer Religion. Sie haben ihre Kirchen und ihre Priester, mit gutem Willen und Vorwissen ihrer Obrigkeiten. In der Stadt befinden sich, außer den Capellen der fremden Gesandten, acht Kirchen, die eine jede ihren Pfarrer haben. Dazu sind andere Priester da, wie z. B. Jesuiten und Carmeliter. Die Katholiken bezahlen ein Schutzgeld, und demnach ist die Obrigkeit über den Stand der Dinge genau unterrichtet. Die Leute gehen zu ihrem Gottesdienste öffentlich ein und aus, und werden dabei in nichts behelligt. Kramprich hat mir versichert, daß die Freiheit früher nicht so weit gehend gewesen sei, wie heutzutage" [2]).

„Was dann England betrifft, fährt der Graf Windischgrätz fort, so hat sich der König nicht bloß einmal, sondern oft gegen mich erklärt, daß er den Katholiken mehr Freiheit gestatten wolle, als die Grundgesetze erlauben. Er für seine Person werde die Religion nie verfolgen, sondern den Katholiken je und allewege alles Gute gern gönnen."

Aber der Kaiser hatte verschiedene Fälle namhaft gemacht, nämlich diejenigen einiger Priester in Schottland, und des Grafen Perth, der, nach dieser Ansicht, lediglich um der Religion willen gefangen saß.

---

[1]) K. Rescript an Windischgrätz und Stratemann, vom 25. September 1691.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 30. October 1691.

Die Nennung dieser Fälle beweist, daß man, von welcher Seite immer dies geschehen sein mochte, sich beschwerend an den Kaiser gewandt hatte.

Für jene Priester hatte der Graf Windischgrätz sich schon einige Monate vorher verwendet, und den Befehl des Königs erwirkt, sie auf freien Fuß zu stellen. Weder der König noch der Staats-Secretär Sidney wollten daher im October 1691 glauben, daß dies nicht geschehen sei. Dennoch wurde ein abermaliger Befehl sogleich erlassen, — Anders dagegen stand die Sache mit dem Grafen von Perth. Der König erwiederte, daß dieser wie der Bruder, der Graf Melford, ein eifriger Anhänger des Königs Jacob sei und sich betheiligt habe bei der letzten Verschwörung. Windischgrätz bestritt die Möglichkeit, da Perth seit langer Zeit im Gefängnisse. Der König erwiederte, daß er unverzüglich Bericht einfordern wolle, und daß, wenn nichts Anderes vorliege, Perth um der Religion willen, und in Rücksicht auf die Verwendung des Kaisers, auch nicht Eine Stunde in Haft bleiben solle [1]).

Der Kaiser beschränkte sich nicht auf diese Verwendungen. Er machte bald darauf eine andere geltend für Irland.

Wir haben vernommen, daß die Capitulation von Limerick sich nicht auf diese Stadt beschränkte, sondern für Irland im allgemeinen den kirchlich-politischen Zustand aus der Zeit Carls II. herstellte. Die Capitulation ward im englischen Parlamente erörtert. Sie war vielen Mitgliedern nicht erwünscht, und im Unterhause zeigte man sich geneigt zu Feststellungen, die mit derselben nicht verträglich waren. Das Oberhaus jedoch erhob Einwendungen. Die Capitulation ward bestätigt [2]).

Während die Verhandlungen darüber im Parlamente stattfanden, gelangten nach Rom heftige Beschwerden über die Behandlung der Katholiken in Irland. Demgemäß ersuchte der Papst Innocenz XII. den Kaiser bei dem Könige Wilhelm III. ein Fürwort einzulegen. Dieses Fürwort und die Erwiederung des Königs geben volle Klarheit über die Intentionen Wilhelms III. [3]).

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 30. October 1691.

[2]) Macaulay, in Ch. XVIII, berichtet darüber Einzelnheiten. — Der Biograph Jacobs II., in the life of James. Vol. II, p. 468, sagt kurz: The treaty of Limerick, being afterwards confirmed by Act of Parliament, ought to have been more duly observed.

[3]) Anlage I.

„Bei der römischen Curie, sagt der Kaiser, ist die Beschwerde erhoben, daß die Katholiken in Irland, besonders die Priester, aus Haß gegen die Religion schwer, ja bis zum Tode mishandelt werden. Der Papst verlangt daher unsere Verwendung bei E. D., damit den Unglücklichen gestattet werde, ihr Leben ungefährdet und ruhig zu verbringen, ohne Besorgnis einer Bedrückung, welche die Religion zum Vorwande nimmt. Obwohl wir diese Anklage für übertrieben halten, oder doch der Ansicht sind, daß, bei dem dort noch nicht völlig geordneten Stande der Dinge, so etwas jedenfalls ohne Vorwissen und wider den Willen E. D. geschehen sei: so leben wir doch der Hoffnung, daß, in Betracht der uns obliegenden Pflicht, unserer Sorgfalt für das Gemeinwohl und zugleich für den Ruhm E. D., es Ihnen nicht unlieb sein werde, wenn wir jener dringenden Bitte willfahrend dieselbe Ihnen mittheilen. Eben aber diese Mittheilung ist, bei dem wahrhaft frommen Sinne und zugleich der Umsicht E. D., genügend und reichlich. Wir geben uns daher der Hoffnung hin, E. D. werden sich diese Unglücklichen angelegen sein lassen, damit einerseits dem Feinde die Waffe der Verleumdung genommen werde, durch welche er die gemeinsame Sache zu lockern sucht, damit andererseits E. D. Ihre Reiche mit allseitiger Zufriedenheit und mit dem willigen Gehorsam Ihrer Unterthanen glücklich regieren mögen. Desgleichen vertrauen wir, daß E. D., wenn in irgend einer Sache, so vor allem in dieser, unserem Wunsche entsprechen werden. Wir unsererseits werden dies ansehen als einen Beweis Ihrer brüderlichen Zuneigung für uns."

Der Graf Stratemann überreichte dies Schreiben. Der König erwiederte ihm: „Melden Sie dem Kaiser, daß die Capitulation von Limerick genau gehalten und nicht ein Unschuldiger mit den Schuldigen leiden soll" [1]). Dann erließ er, am 29. Februar 1692, eine directe Antwort auf jenes kaiserliche Schreiben. Sie lautet wie folgt.

„Wir haben die Mittheilung der Beschwerde vernommen, welche über die Behandlung der Katholiken, namentlich der Priester in Irland, vor Ew. kaiserlichen Majestät erhoben worden ist. Diese fabelhafte und jeglichen Grundes entbehrende Angeberei setzt uns nicht in Verwunderung; denn wir kennen ja die Arglist und die ruhelosen Umtriebe

[1]) Bericht des Grafen Stratemann, vom 22. Februar.

Frankreichs. Wir wissen ja, daß dieser gemeinsame Feind und Verstörer des Friedens von Europa nichts unversucht läßt, was nach seiner Ansicht dienen kann, die engen Bande unserer Allianz zu lockern. Wir leben der Hoffnung, daß menschliche Kraft oder List dies nicht vermöge. Jedoch halten wir um unserer Freundschaft willen mit Ew. kaiserlichen Majestät, und damit wir nach allem Vermögen der französischen Arglist begegnen, es für unsere Pflicht, auf jene Angabe zu erwiedern, daß niemals unsere Unterthanen in Irland oder irgend einer von ihnen wegen der Religion eine Strafe erlitten haben, weder auf unseren Befehl, noch außer und wider denselben. Denn so lautet der eingezogene Bericht, dem wir Glauben schenken. Daß es auch in Zukunft nicht geschieht, dafür werden wir Sorge tragen. Denn nichts liegt uns ferner als das. Vielmehr soll es den Katholiken gleich wie unseren anderen Unterthanen frei stehen, unter unserer königlichen Autorität und dem Schutze der Gesetze, frei und unangetastet aller Güter des Lebens sich zu erfreuen, so lange sie unseren Gesetzen Folge leisten und uns Treue und Gehorsam in hergebrachter Weise geloben und halten. Dies ist unser wohl überlegter Entschluß. Daß derselbe von Allen, welche unseren Befehlen unterstehen, ausgeführt werden soll, so weit die Gesetze des Reiches es verstatten, davon dürfen Ew. kaiserliche Majestät, gemäß Ihrer wohlwollenden Gesinnung für uns, sich überzeugt halten. Möge daran die Arglist der Feinde zu Schanden werden, möge dagegen die zwischen uns und den übrigen Mächten der Allianz aus so vielen Gründen gewobene Freundschaft täglich mehr sich festigen!" —

Es bedarf nicht des Nachweises, daß der Kaiser von dieser Antwort des Königs von England nach Rom Kunde gegeben, daß also der Papst Innocenz XII., eben so wie seine Vorgänger Innocenz XI. und Alexander VIII., über den wirklichen Stand der Dinge in den drei Reichen Wilhelms III. sich ein eigenes Urtheil zu bilden vermochte, nicht abhängig von den Anklagen der beiden Könige in Versailles und St. Germain.

Ueberhaupt aber liegt es aus allem diesem vor Augen, daß im Beginne des Jahres 1692 der König Wilhelm III. mit Genugthuung blicken konnte auf das moralische Zusammenhalten der vier Hauptmächte der Allianz. Daß die materiellen Leistungen, namentlich der spanischen Monarchie, dem guten Willen Carls II. nicht entfernt ent-

sprachen, wußte Niemand so genau wie der König von England. Für den Krieg kam es wesentlich darauf an, was er selber, nämlich die von ihm geführten Mächte, England und die Republik, leisten würden.

Seine Plane hatten im Laufe des Winters von 1691 und 1692 sich erweitert. Er hatte, gemäß seinem ursprünglichen Feldzugsplane für 1692, vom Unterhause zuerst nur verlangt, daß es die Mittel für ein Landheer von 65,000 Mann bewillige. Er steigerte diese Zahl um 8000, indem er dabei unter der Hand einigen Mitgliedern des Parlamentes die Zusicherung gab, daß diese Mehrforderung eine Landung in Frankreich bezwecke [1]). Gingen auch diese Bewilligungen langsam von statten, nicht entsprechend dem drängenden Eifer des Königs: so erfolgten sie doch seiner Vorlage gemäß. Bis zum 2./12. Januar 1692 waren über vier Millionen Pfund Sterling, oder dreißig Millionen damaliger Reichsgulden bewilligt.

„Demnach sollte man glauben, fügt Stratemann seinem Berichte hinzu, daß hier das Geld zur Bestreitung der Kriegeskosten reichlich vorhanden sei. Dies ist jedoch nicht der Fall. Nicht bloß ist im Schatzamte kein erheblicher Vorrath an Geld, sondern die Rückstände für die Armee wie für die Flotte schwellen mehr und mehr empor. Die Engländer haben den Verdacht, daß der König die ganze Kriegeslast gegen Frankreich allein trage, und daß ihr Geld den Bundesgenossen zufließe. Dies ist jedoch irrig; denn außer demjenigen, was für Savoyen gezahlt wird, vernimmt man nichts von beständigen Subsidien" [2]).

In Wirklichkeit dürfte doch der Verdacht der Engländer besser begründet gewesen sein als die Ansicht Stratemanns. Wir haben aus dem Vertrage mit Brandenburg ersehen, in welche Form die Subsidien sich kleideten. (Bd. V, S. 242 u. f.)

Stratemann gibt für das Nicht-Ausreichen der bewilligten Mittel einen anderen Grund an. „Die Unzulänglichkeit, sagt er, rührt hauptsächlich daher, daß der König um ein Drittel der Gelder, wenn nicht

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 12. Februar: Das Parlament hat die 8000 Mann mehr als der König anfangs verlangt, anders nicht verwilligt als auf die unter der Hand gegebene Versicherung, daß man sich derselben zur Anlandung gebrauchen wolle.

[2]) Bericht Stratemanns vom 12. Januar.

um mehr, hintergangen wird. Man dürfte nicht ſagen, daß er das nicht weiß. Das Geld geht durch die Hände von Mitgliedern des Parlamentes, denen gegenüber man nicht bloß ein Auge zudrücken, ſondern auch, um den Schaden zu verhüten, den ſie anrichten können, noch ſogar ſchön thun muß“ [1]).

Der Plan der Landung in Frankreich tritt für uns in den Vordergrund. Der König erwog denſelben mit dem Herzoge von Leinſter, dem älteſten Sohne des Marſchalls Schomberg, mit Ruvigny, Marlborough, uud dem Admiral Ruſſel. Die beiden letzteren Perſönlichkeiten fordern unſere beſondere Aufmerkſamkeit.

Wir haben erfahren, daß Marlborough bereits ſeit dem Beginne des Jahres 1691 in Verbindung mit St. Germain ſtand. Im Herbſte 1691 hatte auch Ruſſel dort angeknüpft.

Wir lernen die Perſönlichkeit dieſes Mannes näher kennen aus einem Schreiben, welches er am 10. Mai 1691 von der Flotte aus an den König Wilhelm richtete. Dasſelbe iſt erfüllt mit Klagen über die Nicht-Anerkennung ſeiner geleiſteten Dienſte. Zwar habe der König ihm eine Stelle gegeben, die ihm 3000 £ bringe; aber die verſchiedenen Seereiſen verzehrten dieſe Summe und dazu ſein eigenes Vermögen, ſo daß er in beträchtlichen Schulden ſtecke. Dazu habe er einen Bruder, eine Schweſter, denen der König nichts gäbe. Es kränke ihn, daß es dem Könige gefalle, ſo offen an den Tag zu legen, wie wenig die Familie Ruſſel bei ihm in Gnaden ſtehe. Er ſchließt mit den Worten, daß, wie auch ſeine oder ſeiner Familie Lage beſchaffen ſei, der König ihn immer erfinden werde voll Pflicht und Treue [2]).

Im Herbſte des Jahres 1691 ſuchte Jacobs Emiſſär Lloyd dieſen Admiral auf. Ruſſel ſprach den lebhaften Wunſch aus dem Könige Jacob zu dienen. Das engliſche Volk ſei wohl geneigt, wenn nur der König Jacob den richtigen Weg einſchlage. Wenn er als katholiſcher König über ein proteſtantiſches Volk regieren wolle: ſo müſſe er zunächſt alles Vergangene vergeſſen und eine allgemeine Amneſtie gewähren. Dann würde er, Ruſſel, nach Kräften zur Herſtellung bei-

[1]) A. a. O. Das Geld paſſirt durch Hände, ſo vom Parlamente ſein, mit welchen man nicht allein zu conniviren, ſondern ſie noch gar dazu, um des Schadens willen, den ſie thun können, zu careſſiren hat.

[2]) Dalrymple III II p. 270.

tragen, ohne für sich selber etwas zu bedingen. Als dennoch Lloyd einige Vorschläge dieser Art machte, wollte Russel sie nicht anhören. Es handelte sich, sagte er, um die allgemeine Wohlfahrt, nicht um einen Privatvortheil. Er sage ihm dagegen bestimmt voraus: wenn er die französische Flotte treffe, so werde er sie angreifen, auch wenn der König Jacob selbst an Bord wäre. Das Mittel seinerseits dem Könige Jacob zu dienen, sei das Ausweichen mit der englischen Flotte, damit dem Könige die Gelegenheit gegeben werde zu landen [1]).

Diese Unterredungen zwischen Russel und Lloyd fallen in den December 1691. Russel hatte im Jahre 1691 das Commando der Flotte geführt, nicht mit allgemeiner Zustimmung. Der Vice-Admiral Killigrew hatte nur sehr ungern sich ihm untergeordnet, so daß der Dienst darunter litt. Aber auch von Anderen ward dem Admiral Russel nicht die Ueberlegenheit der Befähigung zuerkannt. Er selber war oder schien für das Jahr 1692 nicht sehr willig. Man sah es als einen Gewinn an, daß er auf die Mahnung des Königs Wilhelm III. dennoch das Commando wieder übernahm. Es geschah am 11./21. Januar 1692 [2]).

Demnach fragt es sich, wie man in St. Germain jene Antwort Russels aufgenommen. Sie ließ offenbar Raum zu verschiedenen Deutungen. Daß man in St. Germain später auch über die ungünstige Seite derselben sich völlig klar geworden ist, liegt vor Augen. Es scheint jedoch, daß man damals zunächst die günstige vorgezogen hat. Es liegt hier besonders die Frage nahe, ob Russel und Marlborough im Einverständnisse waren. Die Antwort wird sich an den Thatsachen erledigen.

Wir kennen Marlboroughs Verhalten im Beginne des Jahres 1691, seine Verheißungen von damals für St. Germain. Er hatte dann einige Zeilen von der Hand Jacobs verlangt, und als besonderes Motiv dafür angegeben, daß dies ihn in den Stand setzen würde ein-

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 489. — Macpherson's Original Papers Vol. I, p. 242.

[2]) Stratemanns Bericht darüber vom 22. Januar: So weit ist es bereits mit dieser Nation gekommen, daß man auch diejenigen, so eben nicht allerdings zur Vertretung eines officii fähig sind, aus Mangel anderer Subjecte noch dazu zu disponiren suchen muß.

zuwirken auf die Prinzeſſin Anna. Nachdem er einmal das Schwierigſte überwunden, nämlich in St. Germain wieder Glauben zu finden, ſtand der Erfüllung ſeiner anderen Bitten dort kein Hindernis mehr im Wege. Es iſt demnach anzunehmen, daß er die von St. Germain erhaltenen Zeilen verwandt habe zu dem von ihm angegebenen Zwecke.

Das Mittel, welches zunächſt das Ehepaar Marlborough ergriff, iſt zu erkennen aus einer Bitte, welche die Prinzeſſin und der Prinz Georg, jeder durch ein eigenes Schreiben, im Auguſt 1691 an den König Wilhelm richteten. Sie erinnerten ihn an ein früheres Verſprechen, an Marlborough den Hoſenband-Orden zu verleihen. Der Prinz ſagte in ſeinem Schreiben: es ſei die einzige Bitte, die er jemals dem Könige geſtellt. Die Prinzeſſin ſprach ſich aus: der König werde ſicherlich den Orden keinem verleihen können, der ihm bei der Umwälzung mehr zu Dienſte geweſen als Marlborough. Die Bitte des prinzlichen Paares ward von dem Könige nicht gewährt [1]).

Es vergingen einige Monate. Am 1. December 1691 ſchrieb die Prinzeſſin Anna an ihren Vater, den König Jacob in St. Germain, einen Reuebrief über ihr Verhalten von 1688. „Es würde mir ein großer Troſt geweſen ſein, ſagt ſie darin, wenn ich ein Mittel gefunden, dieſe meine reuevollen Gedanken eher auszuſprechen; aber ich hoffe, die Verſpätung wird andererſeits den Vortheil mit ſich bringen, daß die Aufrichtigkeit um ſo weniger in Zweifel gezogen werden kann." Lloyd, der den Brief zu überbringen hatte, wurde aufgehalten theils durch die Furcht vor Entdeckung, theils durch andere Hinderniſſe. So kam es, daß der Brief erſt im Mai 1692 in die Hände des Königs Jacob gelangte, zu einer Zeit, wo die Kunde von der Exiſtenz desſelben längſt auch nach anderen Seiten durchgeſickert war. Mündliche Nachricht darüber mag der König Jacob vielleicht noch vor dem Ende des Jahres 1691 empfangen haben [2]).

Daß der König Wilhelm III. jedenfalls bis tief in den Monat Januar 1692 noch keinen Verdacht auf Marlborough geworfen, ergibt

---

[1]) Dalrymple III II p. 273.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 477. — Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 241.

sich daraus, daß er ihn zur Berathung des Planes einer Landung in Frankreich heranzog. Am 20./30. Januar 1692 wandelte sich in wenigen Stunden die Stellung Marlboroughs. Am Morgen dieses Tages war er als Kammerherr vom Dienste beim Könige. Noch vor dem Mittage erschien bei ihm der Graf Nottingham als Staats-Secretär mit der Erklärung, daß der König der Dienste Marlboroughs ferner nicht bedürfe, ihm alle seine Aemter nehme und ihm den Hof verbiete. Diese Aemter, die bisher Marlborough besessen, waren sieben an der Zahl, die sämmtlich wohl dotirt, ihm etwa 7000 £ jährlich eintrugen. Das Gerücht durcheilte schnell die Stadt London. Ueber die eigentliche Ursache erging man sich in Vermuthungen [1]).

Wir erfahren diese Ursache von dem Könige Jacob selbst.

Im folgenden Jahre verfaßte Jacob II. für den König Ludwig XIV. eine Denkschrift über den Stand seiner Angelegenheiten. Darin spricht er sich aus wie folgt. „Im verflossenen Jahre hatten meine Anhänger die Absicht, mich durch das Parlament zurück zu berufen. Das Verfahren war festgestellt. Churchill sollte im Parlamente beantragen, alle Nicht-Engländer hinauszuweisen, sowohl aus dem Rathe als der Armee, als auch aus dem Königreiche. Wäre der Prinz von Oranien auf diesen Antrag eingegangen, so hatten sie ihn in ihrer Gewalt. Hätte er geweigert, so stand das Parlament gegen ihn. Zugleich sollte dann Churchill mit der Armee sich für das Parlament erklären, desgleichen die Flotte. Dann war meine Rückberufung gesichert. Man hatte bereits in diesem Sinne gearbeitet, und eine starke Partei gewonnen. Dann jedoch schöpften einige meiner Anhänger einen nicht wohl überlegten Verdacht. Sie bildeten sich ein, daß Churchill nicht sowohl für mich thätig sei, als für die Prinzessin Anna. Indem sie mir zu dienen glaubten, begingen sie die Unbesonnenheit, die Sache dem Bentink zu entdecken und dadurch den Schlag abzuwenden" [2]).

---

[1]) Dalrymple III[II] p. 273. Das Schreiben von Lord Basil Hamilton. — Ferner Anlage II.

[2]) Die Denkschrift Jacobs in Macpherson's Original Papers I, p. 440. — Macaulay hat, in Ch. XVIII, diese Stelle auch im französischen Original-Texte beigebracht. Für die Verschiedenheit meines Urtheiles von demjenigen Macaulays beziehe ich mich hauptsächlich auf die Anlage II.

Dieſe Worte des Königs Jacob bieten Stoff zu Erwägungen von mancherlei Art.

In der Hauptſache zunächſt dürfte es die Frage ſein, ob nicht ſeine Anhänger, deren Unbeſonnenheit er tadelt, die Sachlage richtiger auffaßten als er. Die Erhebung der Prinzeſſin Anna zur Königin verhieß dem Ehepaare Marlborough ungleich mehr als die Herſtellung des Königs Jacob. Ja man dürfte ſogar noch einen Schritt weiter gehen. Es iſt nicht unmöglich, daß am letzten Ende in der Seele Marlboroughs Plane Cromwelliſcher Art ſchlummerten. Die Jugend Marlboroughs reichte hinauf bis in die Zeit des eiſernen Protectors. Und von dieſem ja bleibt, nach Abſtreifung des geſammten puritaniſchen Phraſengeklingels der Heuchelei und der Lüge, als Realität übrig der glückliche Soldat. Marlborough hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, ſein Feldherrn-Talent im großen Stile zu zeigen. Daß er, nach ſo manchen Feldzügen, dieſes Talentes, welches Andere an ihm noch nicht im vollen Umfange erkannten, ſich ſelber durchaus bewußt war, dürfte nicht zu bezweifeln ſein. Die Prinzeſſin Anna war nicht geſund. Ihre Kinder erwieſen ſich als nicht lebensfähig. Die Succeſſion in England war über ſie hinaus nicht feſtgeſtellt. Was kam dann? — Es iſt ſehr wohl möglich, daß Marlborough den Gedanken dieſer Art niemals irgend welchen Ausdruck gegeben. Und doch führt ſein geſammtes Verhalten dahin, ſie als wahrſcheinlich bei ihm anzunehmen. Aus der Zwietracht der Mitglieder des Hauſes Stuart wuchſen für ihn weit reichende Hoffnungen empor.

Eine andere Frage iſt die, ob der Plan, welchen, nach dem Berichte des Königs Jacob, Marlborough mit anderen Jacobiten verfolgte, ſich als wohl begründet erwieſen hätte. Daß Marlborough in dieſer Richtung vielfach zu wirken geſucht, verlautete bald. Auch gab es der Anhaltspuncte genug, welche Stoff boten den nationalen Eifer gegen die Fremden zu erregen. Das Commando in England und Schottland hatte der Herzog von Leinſter, der, wenn auch immer naturaliſirt, dennoch von Geburt ein Ausländer blieb. Die Truppen in Irland ſtanden unter dem Holländer Ginkel, diejenigen in Flandern unter dem Grafen Solms. Wie wenig von den auswärtigen Angelegenheiten der König ſeinen zwei engliſchen Staats-Secretären anvertraute, mochten die Mitglieder des Parlamentes ſelbſt nicht genau wiſſen. Als allgemein

kannte und unzweifelhafte Thatsache dagegen lag vor, daß der geborene olländer Bentink als Lord Portland der erste und in vielen Dingen einige Rathgeber des Königs war.

Allein man dürfte doch daraus nicht zu viel folgern. Immerhin ochte das viele Misstimmung hervorrufen. Immerhin auch mochten on daher viele Mitglieder des Parlamentes lieber wünschen, daß die remden von allen Aemtern ausgeschlossen würden. Aber es ist die rage, ob eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern des damaligen Parmentes bereit war zu solchen Beschlüssen, wie Jacob II. und seine artei sie wünschten, zu Beschlüssen, deren Feindseligkeit gegen Wilelm III. doch Allen sich erschließen mußte. Besonders dürfte es schwer in durch Thatsachen zu beweisen, daß die nationale Eifersucht gegen olland, welche in dem Blute von Beachy Head einstweilen ertränkt hien, durch die Freisprechung von Torrington in solchem Maße wieder eue Lebenskraft empfangen haben sollte. Die Freisprechung war im Parmente nicht mit Freuden aufgenommen. Demnach konnte sie auch um moralisch nachtheilig gegen Holland wirken. Angenommen aber uch, daß diese nationale Eifersucht dennoch reger war, als sie nach em Gesagten uns erscheint, so war in jedem Falle nicht Marlborough iejenige Persönlichkeit, welche die dem Könige widerstrebenden Elemente nter seiner Führung zu einigen vermochte. Mochte Jacob II. ihm as Verhalten von 1688, namentlich Salisbury, verziehen haben: bei en Engländern selbst ward damals noch nicht dieser schwarze Fleck berstrahlt durch den Glanz der späteren Siege. Der kaiserliche Gemdte Graf Stratemann fügt seinem Berichte über die Ungnade Marloroughs die Erinnerung an Salisbury bei, und schließt mit den Worten: „Der Sturz dieses Mannes, der sich allein durch Meineid und Undankbarkeit groß gemacht, wird von Jedermann mit Freuden aneſehen".

Demgemäß erschien das Verfahren des Königs nicht als ein Act er Willkür. Dies ist deshalb auffallend, weil mit Grund anzunehmen t, daß die Jacobiten, welche dem Grafen Portland jene Kunde zurachten, sich ausbedungen haben nicht compromittirt zu werden. Andererits aber bedurfte doch der König für sein rasches Vorgehen irgend iner Rechtfertigung: er bedurfte des Mitwissens einer Anzahl von ersonen, die dann bereit waren und bereit sein mußten, jeglichen Vor-

wurf einer Willkür von ihm abzuwehren. Diese Personen waren die Mitglieder des geheimen Rathes. Die Frage also ist: welchen Beweis für die Rechtfertigung des Verfahrens gegen Marlborough hatte der König dem geheimen Rathe vorzulegen.

Wir haben dafür aus einer holländischen Quelle eine Nachricht, die, wenn auch bisher geschichtlich völlig unbeachtet geblieben, dennoch weder der inneren, noch der äußeren Glaubwürdigkeit ermangelt.

Gemäß dieser Nachricht waltete noch ein besonderer Verrath ob, an welchem nicht bloß Marlborough selbst, sondern auch Lady Sarah persönlich betheiligt war.

Wir erinnern uns, daß der König vom Unterhause eine Mehrbewilligung erhalten hatte für den Zweck einer Landung an der französischen Küste. Das Object derselben war Abbeville in der Picardie. Das Geheimnis des Planes kannten außer dem Könige nur zwei Personen, von denen eine der Graf Marlborough war. Als der geheime Rath dem Könige sein Erstaunen über die plötzliche Entlassung Marlboroughs nicht verhehlte, legte er einen Brief der Gräfin Marlborough vor, welcher von Frankreich aus ihm in die Hände geliefert war. Der Brief gab nach Frankreich hin Auskunft über den Landungsplan. Der geheime Rath trug daher dem Könige über das Verfahren gegen Marlborough die allgemeine Zustimmung entgegen [1]).

Die holländische Quelle, welcher dies entnommen ist, kennt nicht jene von Jacob II. selbst gebrachte Nachricht, daß einige Jacobiten den Plan Marlboroughs an Portland kund gegeben. Dies thut indessen dieser anderen Nachricht keinen Eintrag. Die Thatsache der einen Entdeckung kann bestehen mit der anderen. Der König suchte dann namentlich die Anklage zu entkräften, welche Marlborough hernahm von der Verwendung der Holländer für seinen Dienst. Er beeilte sich die zunächst hervorragende Persönlichkeit auf dem Boden seiner Königreiche heimisch zu machen. Am 27. Januar/6. Februar 1692 ernannte er den General Ginkel zum Grafen von Athlone [2]).

Marlborough dagegen, obwohl durch die Entlassung aus seinen Aemtern in dem einen Plane schon durchkreuzt, ließ darum nicht ab

[1]) Sylvius t. IV, b. 33, p. 25. Er leitet den Bericht ein mit den Worten: Soo veel echter werd ons van goeder hand bericht enz.

[2]) Stratemanns Bericht vom 8. Februar.

von dem anderen, demjenigen der Entzweiung der königlichen Schwestern. Der König eröffnete der Prinzessin die Gründe seines Verfahrens gegen Marlborough. Demgemäß erwarteten er und die Königin, daß die Prinzessin Anna auch die Gräfin Marlborough entlassen, und nicht, durch die Beibehaltung derselben, dem Gemahle einen Vorwand geben würde am prinzlichen Hofe zu verbleiben. Die Prinzessin schien den Wink, der in jener Eröffnung lag, nicht zu verstehen. Sie handelte nicht jener Erwartung gemäß. Vielmehr erschien sie, am Abend des 4./14. Februar, begleitet von der Gräfin Marlborough, am Hofe zu Kensington.

Ueber dieses Erscheinen in Kensington berichtet die spätere Herzogin von Marlborough in ihren alten Tagen, daß es lange gedauert, bis ihre besten Freunde sie dazu hätten überreden können. Wenn diese Worte der Wahrheit entsprechen, wie es kaum denkbar ist: so dürfte es fraglich sein, ob diese besten Freunde, unter denen sie Godolphin nennt, den ganzen Sachverhalt gekannt haben. Das königliche Paar faßte die Sache anders auf. Es sah in diesem Auftreten der Gräfin eine Frechheit, in demjenigen der Prinzessin einen Mangel an Rücksicht. Am nächsten Tage schrieb die Königin an ihre Schwester einen Brief, in welchem der königliche Ton den schwesterlichen überwiegt, so jedoch daß man das ganze Schreiben der Sachlage nach nicht unfreundlich nennen dürfte.[1]) Aber es enthielt die bestimmte Weisung, daß bei den Umständen, in denen der Graf Marlborough sich befinde, die Gräfin am Hofe der Prinzessin nicht länger weilen dürfe. Die Prinzessin erwiederte: „Es gibt kein Elend, das ich nicht bereitwilliger tragen würde als den Gedanken, mich von der Gräfin Marlborough zu trennen". Das königliche Paar griff durch. Der Oberkammerherr überbrachte der Prinzessin das Verbot für die Gräfin länger in dem Palaste, dem Cockpit, zu verweilen. Die Prinzessin entgegnete: die Gräfin werde gehorchen, jedoch auch sie selber nicht länger dort bleiben. Dem Worte folgte die That. Es ward ein Landhaus des Herzogs von Somerset gemiethet, zehn Meilen von London, und am letzten Tage des Monates

---

[1]) In dem Schreiben der Königin vom 5./15. Februar heißt es: I need **not repeat the cause he (Marlborough) has given the king to do what he has done.** In Conduct of the Duchess of Marlborough. p. 43.

Februar zog die Prinzessin, ungeachtet ihres Zustandes, mit der Marlborough und dem Hofstaate dort hinaus. Demgemäß ging auch mit der Gemahl, der Prinz Georg [1]).

In späterer Zeit sind in England in Betreff dieses Zwistes oft ungünstige Urtheile über die Königin gefällt worden, namentlich nachdem die Herzogin von Marlborough durch ihre Schrift, deren besondere Stärke besteht im Verschweigen der Wahrheit, den rechten Sachverhalt verdunkelt hatte. Dieser Sachverhalt tritt uns klarer entgegen aus dem Berichte derjenigen, die mit unbefangenem und unparteiischem Blicke in den Gang der Dinge hinein schauten, der Vertreter des Kaisers, Stratemann und Hoffmann. Sie sprechen ihre Verwunderung aus über das seltsame Benehmen der Prinzessin, welche das Zusammensein mit einer durchweg gehaßten Persönlichkeit höher stelle als die Zuneigung des königlichen Paares. So in Anlaß jener Antwort der Prinzessin. Als diese dann den Entschluß ausführt, am 19./29. Februar, fügen sie ihrem Berichte an den Kaiser hinzu: „Ueber dieses unweise Verfahren der Prinzessin ärgert sich Klein und Groß. Da sie aber bei der englischen Nation nicht in einem höheren Credite steht, als welchen die Geburt ihr gibt: so wird ihr Handeln keinen anderen Erfolg haben, als daß der Hof für diese Hartnäckigkeit seine Maßregeln gegen sie treffen wird" [2]).

Die Haltung des Berichtes läßt erkennen, daß damals weder diese Gesandten, noch auch die Engländer eine Kunde hatten von der Existenz des Reuebriefes der Prinzessin an den König Jacob, vom 1. December 1691. Eben dieser Brief aber, oder die Intention, welche durch die Thatsache desselben sich kund gibt, ist der letzte Schlüssel des für die Engländer damals räthselhaften Verhaltens der Prinzessin. Es handelt sich demnach nicht um einen Frauenzank, der lediglich ein psychologisches Interesse in Anspruch nehmen würde, sondern um eine tief eingreifende Frage von der schwersten politischen Bedeutung, wenigstens der Intention nach. Wir werden erfahren, daß das Verhalten der Prinzessin,

[1]) Die Briefe der Schwestern in Conduct of the Duchess of Marlborough. p. 43 sqq. — Ueber den Verlauf der Sache Anlage III.

[2]) Bericht vom 29. Februar. — Burnet spricht bekanntlich einen Tadel über die Königin aus. Aber seine ganze Darstellung ergibt, daß der genauere Sachverhalt ihm verborgen geblieben ist.

namentlich die Thatsache ihres Neuebriefes vom 1. December 1691, in Frankreich seine Wirkung übte.

Bereits im Februar 1692 verlautete in England die Kunde, daß in der Normandie französische Truppen sich sammelten. Der König Wilhelm sah diese Bewegungen an als die Folge seines in Versailles kund gewordenen Planes einer Landung in Frankreich. Er legte darauf noch nicht viel Gewicht. Es drängte ihn hinüber zu gehen nach dem Festlande, um den Feldzug zu eröffnen.

Am 24. Februar/5. März begab er sich in das Oberhaus und ließ das Unterhaus an die Schranken desselben bescheiden. Nachdem er eine Reihe von Bills sanctionirt, sprach er dem Unterhause seinen besonderen Dank aus für die großen Bewilligungen zur Fortführung des Krieges, und versprach dieselben zu verwenden zur Befriedigung der Nation. Er sei besorgt, sagte er dann, daß seine Ueberfahrt nach dem Festlande sich schon allzu lange hinaus gezögert habe. Die Jahreszeit sei vorgerückt, ein fernerer Aufschub würde sehr nachtheilige Folgen haben: deshalb mache er der gegenwärtigen Session ein Ende [1]).

Der kaiserliche Gesandte faßt sein Urtheil über den Verlauf der Dinge im Parlamente zusammen in die Worte: „Die Thronrede hat eine Session beendet, deren man sich in aller Beziehung zu rühmen hat". Die Abfahrt ward auf acht Tage später angesetzt.

Bevor dieselbe geschah, mochte zu den Ohren des Königs die erste Nachricht einer That in Schottland gelangen, die nach der Ansicht Vieler einen dunkelen Schatten auf seinen Namen geworfen hat. Es war der Mord von Glencoe.

Nach dem Siege von Killikranky, der durch den Tod von Lord Dundee gleich nachher für die Sache Jacobs II. völlig fruchtlos blieb, waren die Bewohner der schottischen Hochlande heimgekehrt. Sie legten jedoch die Waffen nicht nieder. Im Jahre 1690 dämpfte dann die Niederlage Jacobs an der Boyne auch die Hoffnungen in Schottland. Jacob beließ seinen Anhängern dort die Freiheit entweder den Kampf fortzusetzen, oder wenn sie das für geeignet hielten, in Geduld einer späteren Gelegenheit zu harren [2]).

---

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 407.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 469.

Es war dem Könige Wilhelm schon früher der Vorschlag gemacht, daß für eine verhältnismäßig geringe Summe von 12,000 bis 15,000 £ die Häupter dieser jacobitischen Clans abgekauft und der neuen Ordnung der Dinge dienstbar gemacht werden könnten. Im Jahre 1691 beauftragte der König Wilhelm den schottischen Grafen Breadalbane mit dieser Unterhandlung. Die Wahl dieser Persönlichkeit war nicht eine glückliche. Es schien, daß Breadalbane, dessen Besitzungen vor den Raubzügen der Clans in beständiger Gefahr sich befanden, eifrig sein müsse für die Herstellung des Friedens. Aber er nährte zugleich in sich alten Groll, namentlich gegen Macdonald, den Häuptling des Clans von Glencoe, gewöhnlich Mac Jan genannt. Er forderte von diesem den Ersatz des durch ihn erlittenen Schadens. Mac Jan durchschaute, daß er demgemäß von jenem Gelde nichts erhalten würde: er wandte allen seinen Einfluß auf, um die Unterhandlungen auch mit den anderen Stammeshäuptern zu durchkreuzen.

Zugleich jedoch hatte die Regierung in Edinburg den Clans eine Frist gesetzt. Eine Proclamation sicherte den Rebellen in Schottland, die bis zu dem Ende des Jahres 1691 der Regierung Treue geloben würden, volle Straflosigkeit für das früher Vorgefallene. Die meisten Clans erkannten, daß, wenn auch die Geldangelegenheit nicht geregelt war, es zunächst darauf ankam, diese Frist inne zu halten. Ihre Gegner, voran unter denselben der Staats-Secretär für Schottland, Graf Stair, und Breadalbane, hofften, daß es nicht geschehen, daß durch die Versäumnis der gestellten Frist die Clans die Gelegenheit geben würden zum militärischen Einschreiten wider sie. Noch vier volle Wochen vor dem Ablaufe der Frist, am 3. December 1691 verlangt jener von diesem einen Plan sie zu zerschmettern [1]). Denn die Sache leide keinen Verschub. Man dürfe auf die Undankbarkeit und Treulosigkeit dieser Menschen nicht bauen; „sondern delenda est Carthago".

Ein Clan nach dem anderen jedoch erschien binnen der gestellten Frist. Am letzten Tage fehlte nur noch einer der Häuptlinge, der gehaßteste, der gefürchtetste von allen, Macdonald von Glencoe. Es war nicht sein Wille zu fehlen. An diesem selben Tage erschien er vor dem Commandanten des nahen Forts William, und bat den Eid leisten zu

[1]) Dalrymple III II p. 256: Your scheme of mauling them.

dürfen. Er hatte sich an den unrechten Ort gewendet. Der Militär-Commandant war nicht befugt den Eid abzunehmen. Er wies den Häuptling an den Sheriff von Inverary. Macdonald eilte dahin. Aber es war Winter. Schneestürme hielten ihn auf. Erst am vierten Tage des neuen Jahres trat er vor den Sheriff. Die Frist war abgelaufen. Dennoch ließ der Sheriff sich durch die Bitten des alten Mannes erweichen, und nahm von ihm den Eid entgegen.

Es ist nach der ganzen Sachlage anzunehmen, daß das Certificat des Sheriffs über diese Eidesabnahme in Edinburg verworfen wurde. So entsprach es dem Wunsche der drei Schotten, Stair, Argyle, Breadalbane, welchen das Ohr des Königs in Kensington offen stand. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß der König Wilhelm von jenem Vorgange der nachträglichen Eidesabnahme eine Kunde gehabt habe. Er sah den Häuptling von Glencoe an als hartnäckig rebellisch. Jene drei Männer legten ihm einen Befehl vor, in welchem sich die Worte finden: „Was Mac Jan von Glencoe und seinen Clan betrifft, so wird es, im Falle diese Leute von den anderen Bewohnern der Hochlande genau zu unterscheiden sind, zweckmäßig sein, zur Herstellung der öffentlichen Gerechtigkeit, diese Diebesbande auszurotten". Der König fügte, nach der damals üblichen Weise, diesem Befehle seinen Namen zweimal hinzu, sowohl oben wie unten. Burnet hat später den Zweifel erhoben, ob der König das Schriftstück gelesen. Denn er habe oft Papiere sich aufhäufen lassen, und dann rasch viele auf einmal gezeichnet. Wir Andere müssen dies dahin gestellt sein lassen. Aber auch, wenn Wilhelm III. den Befehl zuvor gelesen: so ist kaum anzunehmen, daß die elastische Dehnbarkeit desselben ihm die Ahnung dessen vor Augen gestellt haben würde, was jene drei Männer beabsichtigten.

Die von Macdonald und seinem Clan bewohnte Bergesschlucht, in der Tradition der Hochländer gefeiert als die Heimstätte Fingals, hieß das Thal der Thränen. Dort erschienen im Februar 1692 zwei Compagnien Soldaten, unter der Führung von Campbell, einem Verwandten der Macdonald von Glencoe. Sie kamen nicht als Feinde. Sie wurden gastfreundlich aufgenommen. Sie weilten so vierzehn Tage. Sie beriethen in dieser Zeit, unter dem Obdache ihrer Wirthe, deren Mahl sie theilten, die Ausführung des Befehles, mit welchem sie gesandt. Es war der Befehl, wie Stair und Breadalbane lange vorher es

genannt, des Zerschmetterns, richtiger des Mordes mitten in der Nacht. Das Zeichen ward gegeben um fünf Uhr Morgens. Dennoch hatten die Mörder nicht den vollen Muth ihres Verbrechens. Sie begannen die That nicht mit der blanken Waffe, sondern mit Flintenschüssen. Die Folge war, daß die Zahl der erreichbaren Opfer nur sechs und dreißig betrug, daß dagegen viele der Unglücklichen sich flüchteten, obwohl freilich auch davon manche wieder dem Froste und dem Hunger erlagen.

Das war der Mord von Glencoe. Burnet sagt, daß die einzige Strafe, welche Wilhelm III. später verhängte, bestand in der Entlassung des Grafen Stair als Staats-Secretär für Schottland. Er fügt hinzu, daß die Nicht-Ahndung des Mordes von Glencoe angesehen ward als der schwärzeste Flecken in der Regierung des Königs.

Die That, begangen von Schotten an Schotten, entspricht nicht dem Charakter des Königs, welcher vielfach bewiesen, daß persönliche Rachgier ihm fremd war. Wir haben öfters die Urtheile der unparteiischen kaiserlichen Gesandten über ihn vernommen, und werden ferner sie vernehmen. Den Berichten derselben gemäß war der König immer eher geneigt zur Milde und zur Schonung. Ein Holländer jener Zeit sagt: „Es war das größte Glück der zahlreichen Verräther dieser Zeit, daß sie unter einer so milden und blutlosen Regierung lebten, wie weder England noch irgend ein anderes Reich bis dahin gesehen" [1]). Jedenfalls aber bleibt jener Vorwurf, daß die Hand des Königs nicht schwerer auf die eigentlichen Thäter hernieder fiel. Eine authentische Aeußerung des Königs selber über sein Verhalten in der Angelegenheit ist, meines Wissens, nicht bekannt. Demnach würde eine Erörterung der Gründe, die er für sein Verhalten haben mochte, hinüber greifen in das nicht begrenzte Gebiet der Vermuthungen.

Am 19./29. März 1692 meldete der König Wilhelm III. dem Kaiser seine Ankunft auf dem Festlande für den Zweck des Feldzuges. Der Congreß der Gesandten im Haag bestand noch, jedoch mehr im Namen als in der That. Nur stückweise wurden dort einige Angelegen-

[1]) Sylvius t. IV, b. 35. p. 47. — Aehnlich Pietro Venier bei Baroni e Berchet: Francia t. III, p. 543: castigando senza sangue. — Man vergleiche die Trauerreden von Graevius und Trigland bei Lünig: Orationes Procerum Europae t. III. p. 407 und p. 441. Der erstere sagt: Lenitas ejus et clementia anta fuit in eos, qui gravissime illum offenderant, ut nonnullis modum excessisse putaretur.

heiten verhandelt. Der König Wilhelm machte kein Hehl aus dem Mistrauen, welches er wider mehrere der Gesandten dort gefaßt. Thatsächlich bildete sich in Folge dessen ein engerer Congreß, neben welchem jener weitere alle Bedeutung verlor. Dieser engere Congreß bestand aus Windischgrätz, Waldeck, Portland und Heinsius. Sie traten in wiederholten Conferenzen zusammen. Sie stimmten überein in der grundsätzlichen Anschauung, daß man nicht die französischen Schläge successiv zu erwarten, sondern allerseits zugleich offensiv vorzugehen habe [1]).

Der Wille war gut: die Ausführung jedoch traf in der Organisation der Allianz auf eine Reihe von Hindernissen. Es ist zur Klarstellung der Sache erforderlich mit einigen Strichen darauf einzugehen.

Die stärkste Armee der großen Allianz stand in Belgien, unter der Führung des Königs Wilhelm. Sie ward unterhalten hauptsächlich durch holländisches und englisches Geld, zum geringeren Theile damals noch durch spanisches. Die Truppen jedoch bestanden zu einem sehr bedeutenden Theile aus deutschen Soldaten, für welche die Reichsfürsten von jenen Mächten die Subsidien zogen. Gerade deshalb weil ein so erheblicher Theil der deutschen Truppen in den Niederlanden verwendet wurde, war die Macht des Reiches am Oberrheine in der Regel so schwach, daß sie sich in der Defensive halten mußte.

Der Kaiser suchte nun diese Armee am Oberrheine zum Zwecke der Offensive zu verstärken. Er wollte namentlich die brandenburgischen und hessischen Truppen dahin ziehen. Der Graf Windischgrätz machte bei Heinsius einen Anwurf in dieser Richtung. Der Rathspensionär wich aus. Der kaiserliche Gesandte kam jedoch wieder. „Im vorigen Feldzuge, sagte er, haben die brandenburgischen, cellischen und hessischen Truppen in der Armee des Königs und der Generalstaaten gedient, während sie doch die größten Beiträge und die Anweisungen der Quartiere aus dem Reiche erhalten, und diese nicht aufgeben." Heinsius erwiederte: „Das ist allerdings sehr unbillig. Allein dem Könige und den Generalstaaten ist durch diese Leistungen des Reiches auch nicht ein Kreuzer an Werth erspart worden. Denn sowohl England als Holland haben diese Hülfe um ihr baares Geld erkaufen müssen" [2]).

---

[1]) Conferenz-Protokoll vom 22. und 24. März, ferner Bericht vom 29. März.

[2]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz vom 11. Februar und 7. März. — Man vgl. auch Wagner t. II, p. 215 sqq.

Die Antwort ließ die Weigerung durchblicken: der König und Heinſius wollten jene Truppen in Belgien behalten. Der Kaiſer war alſo für die Verſtärkung am Oberrheine wieder hingewieſen auf Kurſachſen. Und zwar forderte der junge Kurfürſt, nach der Weiſe aller dieſer Fürſten, Subſidien. Es handelte ſich daher für den Kaiſer um die ſchwierige Frage, wie in dieſem Falle jener Uebelſtand zu vermeiden ſei. Er gab dem Grafen Windiſchgrätz den betreffenden Auftrag mit folgenden Worten: „Damit es mit dieſem Fürſten nicht wieder ergehe, wie mit etlichen anderen, welche, obwohl ſie von England und Holland anſehnliche und zwar ſo austrägliche Subſidien empfangen, daß ſie davon allein die im Felde ſtehende Mannſchaft unterhalten können, dennoch nicht verzichten wollen auf die Quartier-Anweiſungen im Reiche: ſo iſt vorzuſchlagen, daß dasjenige, was England und Holland dem Kurfürſten von Sachſen geben wollen, durch uns an ihn gelange“ [1]).

Windiſchgrätz brachte dieſen Vorſchlag an Heinſius und bat, daß demgemäß in dieſem Falle nicht wieder wie früher, ohne Vorwiſſen des Kaiſers unterhandelt und abgeſchloſſen werden möge. Heinſius ſagte zu [2]).

Denn nach und nach hatten der König und er der Erwägung Raum gegeben, daß, ungeachtet des erſten Abſchlages, doch nicht die geſammte Summe, welche Kurſachſen für den Ausmarſch forderte, 400,000 Reichsthaler, dem Kaiſer zur Laſt fallen dürfe. Denn auch der Kaiſer vertheidigte am Rheine nicht ein Erbland, ſondern die gemeinſame Sache wider Frankreich. Heinſius gab alſo im Namen des Königs dem Geſandten Heemskerk in Wien kund, daß der König und die Republik für dies eine Mal und ohne Conſequenz 100,000 Reichsthaler, alſo ein Viertel jener von Kurſachſen geforderten Summe beitragen würden [3]).

Selbſt aber auch, wenn die Kurſachſen nun wirklich ausrückten, ſo war es doch noch zweifelhaft, ob das Reichsheer am Rheine dadurch zu einer ſolchen Stärke gebracht wurde, daß es, wie jener Conferenz-Beſchluß der Vertreter der Hauptmächte es wollte, mit Nachdruck die Offenſive ergreifen konnte.

[1]) Kaiſerliches Reſcript vom 18. Februar.
[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz, vom 7. März.
[3]) Heinſius an Heemskerk, 17. April.

Fassen wir jedoch auch die Hauptmacht ins Auge, das stattliche Heer in Belgien unter dem Commando des Königs. Jenes Wort des Königs Wilhelm, daß Holland und England allein die Last desselben trugen, ist nicht buchstäblich zu nehmen, wenigstens noch nicht im Jahre 1692. Denn damals zahlte auch noch Spanien etwas, wenn auch unregelmäßig. Und gerade von daher erhoben sich besondere Gefahren für den Bestand dieses Heeres, um so mehr also für die Fähigkeit desselben zur Operation. Die spanischen Subsidien für Kur-Brandenburg waren seit einigen Monaten rückständig. Demgemäß ließ der Kurfürst im März 1692 dem Rathspensionär eröffnen, daß er die für spanischen Sold in Belgien stehenden Truppen zurückberufen werde. Vom Haag aus ergingen sofort nachdrückliche Verwendungen nach Madrid.

Es fragte sich jedoch, ob Carl II. von Spanien auch bei allem guten Willen die Mittel zur Zahlung besaß. Er glaubte einen gewichtigen Streich gegen Frankreich ausgeführt zu haben durch die Ernennung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern zum Statthalter von Belgien. Denn er hoffte, daß der Kurfürst für die Vertheidigung desselben seine bayerische Mannschaft verwenden werde. Am 26. März hielt Max Emanuel seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Er ward von dem Volke begrüßt wie ein rettender Engel [1]). Wir erinnern uns dagegen an das Urtheil des Fürsten von Waldeck, welches dem noch jungen Kurfürsten die erforderlichen Eigenschaften nicht beimaß. Noch weniger aber war es auf Seiten Spaniens gerechtfertigt, auf die Person des Kurfürsten allein die Hoffnung zu setzen, ohne ihm die erforderlichen Mittel zu gewähren. Wir vernehmen darüber das Urtheil des Königs, in Anlaß jener brandenburgischen Forderung an Spanien. Auf die wiederholte Mahnung von Brandenburg, welche bereits den 15. Mai als Frist des Abzuges der Truppen setzte, sprach sich der König zu dem Grafen Windischgrätz aus mit folgenden Worten: „Man muß so mit einander leben, daß nicht einer allein zu essen habe, und die Anderen dabei Hunger leiden; sondern eben so wie wir mit einander fechten, so müssen wir auch mit einander leben und subsistiren können. Nun ist ja bekannt, daß der Kurfürst von Bayern in Belgien in ein

[1]) Sylvius t. IV, b. 33, p. 41.

völliges Wirrsal hinein gekommen, daß er weder Truppen noch Geld vorgefunden, und daß er genug zu thun haben wird, die völlig verfallene Sache dort in etwas wieder aufzurichten. Deshalb muß Kur-Brandenburg eine kleine Weile Geduld haben: dann wird ihm werden was billig ist" [1]).

Es gelang dem Könige Wilhelm die Mitwirkung derjenigen brandenburgischen Truppen, welche für spanischen Sold in Belgien dienten, auch noch ferner zu erhalten. Als später Spanien gar nicht mehr zu zahlen vermochte, wurden die 20,000 Mann Brandenburger in Belgien völlig auf englischen und holländischen Sold übernommen, zu zwei Dritteln auf Kosten des Königs, zu einem Drittel auf Kosten der Republik [2]).

Diese Beschaffenheit der großen Allianz hat oft das Urtheil hervorgerufen, daß die Last des Krieges gegen Frankreich fast lediglich auf den Seemächten geruht habe. Die anderen Fürsten, sogar der Kaiser Leopold nicht ausgenommen, verlangten Geld von jenen beiden Mächten. Ja es findet sich vielfach die Behauptung, welche zuerst, so viel sich ersehen läßt, der Engländer Burnet aufgebracht, daß der Kaiser unbekümmert um die Dinge im Westen, ausgegangen sei nur auf die Fortsetzung des Krieges gegen die Türken in seinem Interesse [3]).

Die Thatsachen bisher haben dargelegt, wie wenig begründet dieser Vorwurf ist. Dennoch muß desselben ausdrücklich gedacht werden wegen der großen Verbreitung, namentlich in der englischen Geschichts-Literatur. Es ist von Interesse einen besonderen Gegensatz dieses haltlosen Vorwurfs hervorzuheben. Die französische Politik machte nämlich damals bei den italienischen Mächten die Anklage geltend: die weit aussehenden Plane des Kaisers auf Italien legten sich am klarsten dar in dem Preisgeben seiner Angelegenheiten in Ungarn, wo er bereit sei zu einem schimpflichen Abkommen mit den Türken, so sehr, daß auch

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 9. Mai: Der König hat ihnen (nämlich Kur-Brandenburg) darin ganz nicht Recht gegeben, sondern dieser formalia sich gebraucht.

[2]) So melden Soranzo und G. Venier 1696, bei Barozzi e Berchet: Inghilterra p. 516.

[3]) Burnet t. II, p. 97, 117.

der Staatsrath von Madrid bereits seit dem Beginne des Krieges sich darüber in Sorge und Unruhe befinde [1]).

Die Unkunde bei Burnet und denen, die ihm gefolgt sind, wird hier aufgewogen durch die Unwahrheit. Wir werden den Stand der türkischen Angelegenheit im Beginne des Jahres 1692 zu vernehmen haben von den Räthen des Kaisers und von ihm selbst.

In Betreff der großen Allianz ist dabei vor allen Dingen der eine Punct im Auge zu behalten, daß Ludwig XIV., wie er im April 1691 in jenem Schreiben an den König von Schweden sich ausgesprochen, seine Hoffnung des Obsiegens über die Allianz wesentlich setzt auf das Beharren der Türken im Kriege wider den Kaiser. Nach dem Urtheile dieses Königs war also für sein Interesse zwischen dem Kriege im Westen und demjenigen im Osten nicht ein wesentlicher Unterschied. Mit gleichem Rechte konnte der Kaiser die Kraftanstrengung, die er gegen Osten zu richten gezwungen wurde, ansehen als für die große Allianz gleichwiegend mit einer solchen im Westen.

Nicht anders betrachteten die Unbetheiligten die Sache. „Frankreich, sagt im Jahre 1695 der Venetianer Pietro Venier, hat gegenüber der großen Zahl seiner Feinde den Vortheil, daß es die Schweizer, die italienischen Fürsten und die Kronen des Nordens in der Neutralität erhält, vor allen Dingen aber, daß es sein Einverständnis zu gegenseitigem Interesse mit der Pforte bewahrt. Denn der Nutzen, den Frankreich zieht von dieser Diversion im fernen Osten, ist nicht geringer als derjenige seines Widerstandes in der Nähe" [2]).

Auch dürfte man nicht sagen, daß der König Wilhelm und Heinsius dies nicht anerkannt hätten. Wir erinnern uns, daß der Fürstbischof von Münster gegen eine Sendung seiner Truppen Schwierigkeiten erhob, die nur durch Geld zu überwinden waren. Der König meldete dem Rathspensionär seine Bewilligung mit den Worten: „Es ist doch eine unerhörte, man möchte sagen, lächerliche Sache, daß ich und die Republik dem Fürstbischof von Münster 120,000 Reichsthaler zahlen, um ihn zu nöthigen, daß er 4000 Mann nach Ungarn schickt" [3]).

---

[1]) Mémoires et lettres du maréchal de Tessé t. I, p. 29.

[2]) Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 506.

[3]) Sirtema de Grovestins t. VI, p. 304, Schreiben des Königs vom 16./26. Februar 1692.

So auffallend immerhin die Sache sein mochte, so gerechtfertigt die Verwunderung des Königs über das eigene Thun: so ist es andererseits eben so einleuchtend, daß der König sich dazu entschloß nicht zunächst um des Kaisers, sondern um der gemeinsamen Sache willen.

Einige Monate später faßte Heinsius sein Urtheil über die Leistungen der Mächte zusammen in eine Rede zu dem Grafen Windischgrätz. „Er betheuerte hoch, meldet dieser dem Kaiser, daß für die gemeinsame Sache Niemand als Ew. kaiserliche Majestät, der König von England und die Generalstaaten etwas Rechtschaffenes thäten. Die Krone Spanien leiste so wenig, daß es fast für nichts zu rechnen. Das Uebelste aber sei, daß die Kurfürsten und Fürsten des Reiches nicht handelten aus Eifer und Liebe für das Gemeinwohl, sondern meistens, um sich zu bereichern und sich groß zu machen" [1]).

Die Richtigkeit dieser Worte ergibt sich, auch ohne daß wir noch tiefer in die unerfreulichen Einzelnheiten der Habgier hinabsteigen, aus den angeführten Beispielen, namentlich denen der doppelten Schadloshaltung.

Von besonderer Wichtigkeit dagegen war es, daß eben damals einer der mächtigsten Fürsten in Norddeutschland, nicht ohne Zuthun der Seemächte, durch die Befriedigung seines Ehrgeizes, sich dauernd und nachhaltig mit dem Kaiser und der großen Allianz verband. Es war der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover. Wir haben auf diese Angelegenheit tiefer einzugehen theils wegen ihrer Folgen, andererseits und zunächst, weil der Gang der Verhandlungen selbst uns einen klaren Einblick gewährt in den damaligen Stand der Dinge, namentlich des Kaisers gegenüber den Türken.

Wir erinnern uns, daß das Ziel des Ehrgeizes bei Ernst August war die Erlangung einer Kurwürde, oder in seinem Sinne, die Wiedererlangung derselben. Er hatte diesen Wunsch, mit der Zustimmung fast aller Kurfürsten, dem Kaiser vorgebracht auf dem Wahltage zu Augsburg, im Beginne des Jahres 1690. Der Kaiser hatte weder bewilligt, noch abgeschlagen, sondern die Frage hinausgeschoben. Als im Winter 1691/2 mit der Kunde, daß die Türken von ihrer früheren Friedensneigung zurückgetreten, zugleich die andere einkam, daß ihre

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Mai 1692.

Rüstungen für den nächsten Feldzug alle bisherigen überstiegen, hielt der Herzog Ernst August die Zeit für günstig mit dem Anerbieten seiner Hülfe in Ungarn sein Ansuchen um die Kurwürde zu erneuern. Es geschah im Januar 1692 durch den Abgesandten Limbach [1]).

Wilhelm III. kannte die Sachlage. Seine Ansicht über dieselbe prägt sich aus in seinen Worten zu dem kaiserlichen Gesandten Windischgrätz: „Ich will mich nicht zum Advokaten des Herzogs Ernst August machen; aber ich rathe daß der Kaiser das was er thun will, bald thun möge" [2]).

Der Kaiser überwies, wie früher, die Sache der Conferenz seiner Minister. Es waren die Fürsten Dietrichstein und Salm, die Grafen Königsegg, Harrach, Kinsky, Waldstein, Oettingen, Stratemann, und der Secretär Consbruch. Bei der Ueberweisung hob der Kaiser hervor, daß man, nach allen Nachrichten, in dem kommenden Feldzuge auf 100,000 Mann Türken gefaßt sein müsse, daß dagegen, nach den Meldungen des Hof-Kriegesrathes, auch wenn alle beabsichtigten Werbungen gelängen, dennoch das kaiserliche Heer um 9000 Mann geringer sein und, in Betreff der Qualität, viele ungeübte Bauern enthalten werde.

Die Ansichten der Conferenz waren getheilt [3]). Die Minderheit beharrte bei der früheren Meinung, daß die Verleihung einer neuen Kurwürde streitig sei mit den Grundgesetzen des Reiches, nämlich der goldenen Bulle und dem westfälischen Frieden, demnach mit dem Eide des Kaisers auf dieselben. Sie legten kein Gewicht auf das Anerbieten des Vertrages einer ewigen Union, und bezogen sich für den Undank in solchen Fällen auf die Erfahrungen, welche die Kaiser Carl V. und Ferdinand II. an Sachsen und Bayern gemacht. Die Vergünstigungen für die katholische Religion, welche der Herzog in seinen Ländern verspreche, seien unerheblich. Die Hülfe von 6000 Mann erklecke wenig gegen 100,000 Türken. Sie riethen ab.

Die Mehrheit dagegen befürwortete das Gesuch in folgender Weise.

„Wenn es wahr wäre, daß durch die Gewährung dieses Gesuches der Kaiser seinen Eid und seine Pflicht verletzen, und dadurch den Zorn Gottes über sich und sein Haus herauf beschwören würde: so sind

[1]) Die betr. Acten im k. k. Archive.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. März.

[3]) Das Protokoll der Conferenz vom 17. Januar 1692, im k. k. Archive.

auch wir der Ansicht, daß lieber alles zu Grund gehen möge, als daß wir dem Kaiser dazu rathen könnten."

„Wir haben auch sonst gegen das Ansuchen wichtige Bedenken."

„Allein die augenscheinliche Nothlage verpflichtet uns für die Gewährung zu sprechen, und zugleich darauf hinzuweisen, daß die Unterlassung viel größere Uebel und Gefahren nach sich ziehen würde."

„Erwägen wir also zunächst die erste Frage, diejenige des Eides und der Pflicht."

„Der Kaiser hat in dieser Beziehung bereits vor einiger Zeit alle Gründe für und wider durch gelehrte und gewissenhafte Theologen prüfen lassen. Dies ist geschehen zu einer Zeit, wo die Gefahr vor den Türken noch nicht so groß war wie heute, wo der Mangel an Truppen auf unserer Seite und die ungemein starke Kriegsverfassung der Türken noch nicht in solchem Contraste einander gegenüber standen. Damals haben diese Theologen dafür gehalten, daß es nicht allein nicht wider das Gewissen des Kaisers sei, für das Wohl der gesammten Christenheit und gegen die Erlangung einer so stattlichen Hülfe, einzugehen in die Bedingung die neunte Kurwürde dafür zu verleihen, sondern daß vielmehr der Kaiser im Gewissen verpflichtet sei, sich dieser Hülfe zu bedienen. Wir treten dieser Ansicht bei auch in Betreff des Eides, welchen der Kaiser auf die Grundgesetze des Reiches geleistet. Allerdings ist der Kaiser nicht befugt, für sich allein, ohne Zustimmung der Kurfürsten und der anderen Stände des Reiches, eine wesentliche Aenderung dieser Grundgesetze vorzunehmen. Allein durch die Verleihung der Kurwürde an das Haus Hannover erfüllt der Kaiser nur das Ersuchen, welches vor zwei Jahren das gesammte Kur-Collegium — mit Ausnahme von Kurpfalz — ihm ausgesprochen."

„Dazu kommt, daß die Gefahr sowohl von Westen als von Osten zur Zeit weit nachdrücklicher herantritt als damals, wo die Theologen ihr Gutachten für die Gewährung gegeben haben. Vor wenigen Tagen noch sind neue Nachrichten eingelangt, betreffend die ungeheueren Rüstungen der Türken und die Absicht ihres frühzeitigen Aufbruches. An unserer Seite dagegen ist Mangel nicht blos an Mannschaft, sondern namentlich an kriegsfähiger, und die Berichte des Hof-Kriegsrathes und des Commissariates fordern unabläßig auf zur Herbeiziehung neuer Truppen um jeden Preis."

„Im Reiche dagegen droht nicht bloß die Gefahr von Westen. Es ist fast außer Zweifel, daß, wenn man die Bildung einer dritten Partei nicht unterbricht, wenn man nicht das fürstliche Haus Braunschweig aus derselben zu ziehen trachtet, ein schändlicher und nachtheiliger Friede kaum zu vermeiden steht. Das Haus ist nämlich mit der Krone Schweden und dem Fürstbischofe von Münster eng verbunden. Wir unsererseits sind in Unsicherheit über den Kurfürsten von Sachsen. Der Kurfürst ist mit dem Könige von Dänemark so hart an einander gerathen, daß dieser König bereits öffentlich sich geäußert: er werde sich für die erlittene Beleidigung zu rächen wissen. Daher liegt die Besorgnis nahe, daß auch der Kurfürst sich zu dieser dritten Partei schlagen dürfte, es sei denn daß man ihn in den beiden Kreisen Schwaben und Franken nach Gefallen dominiren lassen wollte. Diese Besorgnis steigt durch die Nachricht, daß der hannöversche Minister Grote an den Kurfürsten von Sachsen gesendet ist, und daß die Absicht dahin geht, dem Kurfürsten, gegen den Verzicht auf seine Ansprüche an Lauenburg, zu dem Besitze des Erfurtischen zu verhelfen. Wenn man dagegen das Haus Braunschweig aus dieser Partei an sich bringt: so ist die Communications-Linie unterbrochen, und der Kurfürst von Sachsen wird sich richten müssen nach dem Willen des Kaisers. Dies ist die Ueberzeugung aller Alliirten. Deshalb haben England und Holland dem Herzoge Ernst August angeboten monatlich 50,000 Thaler, ihre guten Dienste für die Erlangung der Kurwürde, und ein besonderes Commando. Der Herzog hat abgelehnt, weil er hofft seinen Wunsch direct bei dem Kaiser durchzusetzen."

„Es ist richtig, daß 6000 Mann die 100,000 Türken uns nicht abwehren werden. Wie viel indessen 6000 Mann guter Soldaten mit den anderen zusammen gegen einen solchen Feind auszurichten vermögen, haben wir in dem vorigen Feldzuge gesehen. Denn, gemäß der einhelligen Aussage aller Offiziere, wäre bei Salankemen, ohne das rechtzeitige Eingreifen des brandenburgischen Hülfscorps, die ganze kaiserliche Armee aufgerieben worden. In Folge dessen wäre nicht nur das Königreich Ungarn, sondern auch vielleicht die Residenzstadt Wien in den Händen der Türken und demgemäß von der katholischen Kirche abgerissen. Diese Gefahr droht stärker heran als im vorigen Jahre. Sollte aber dieses Unglück eintreten, welches, wenn nicht eine größere als bisher und

wohl geübte Macht dem Feinde entgegen tritt, nach dem Urtheile aller Kriegsverständigen zu befürchten steht: so darf der Kaiser nicht den Vorwurf auf sich geladen haben, daß er dasjenige Mittel ausgeschlagen, welches, menschlicher Weise zu reden, das Unheil verhütet haben würde."

„Nicht also, schließen diese Räthe des Kaisers, um der anderen Erbietungen des Herzogs willen, auf welche auch wir geringen Werth legen, sondern zur Abwendung des der gesammten Christenheit bevorstehenden Unheils und zu desto sicherer Rettung der Erbkönigreiche und Länder, rathen wir dem Kaiser die Bitte des Herzogs von Hannover zu gewähren."

Das Gutachten wurde am 19. Januar 1692 dem Kaiser vorgelegt. Er fügte seine Entscheidung hinzu in den folgenden Worten: „Die Entscheidung in dieser Sache ist schwer. Ich habe allerdings etliche Theologen darüber befragt. Diese waren einstimmig der Ansicht, daß ich mit gutem Gewissen gewähren könne; einige auch waren der Ansicht, daß ich schuldig sei es zu thun. Ich erinnere mich aber nicht genau, ob ihnen die Frage meines Eides auf die Grundgesetze des Reiches klar genug dargelegt ist. Jedoch ward auch die Ansicht geltend gemacht, daß das Collegium der Kurfürsten dieses Hemmnis beseitigen könne. Andererseits aber betrachte ich auch den gegenwärtigen gefährlichen Zustand der Christenheit und meine eigene Sache in Ungarn, so wie die Folgen, welche diese Sache für das Wohl der Christenheit und das Reich haben kann. Deshalb fasse ich meinen Entschluß dahin, daß man mit Limbach, dem Abgesandten des Herzogs, in Unterhandlung treten soll" [1]).

Durch diesen Entschluß des Kaisers war die Angelegenheit im Principe bereits entschieden. Die Verhandlungen erreichten ihren Abschluß am 22. März 1692. Der Kaiser zeichnete an diesem Tage zwei Rezesse: den eigentlichen Kur-Tractat, und denjenigen der ewigen Union, das ist des immerwährenden Bündnisses der Häuser Habsburg und Braunschweig-Lüneburg dieser jüngeren Linie.

In dem ersten der Verträge beruft sich der Kaiser darauf, daß zwei Jahre zuvor auf dem Wahltage in Augsburg, von den Kur-

[1]) Diese Entscheidung ist von dem Kaiser, wie es seine Weise, [illegible] Protokoll geschrieben.

fürsten die Verleihung einer neuen Kur an das Haus Braunschweig-Lüneburg seinem kaiserlichen Willen und Gutbefinden anheim gestellt worden sei. Er habe dann, sagt er, erwogen den Glanz dieses uralten Hauses, die besonderen vielen und ersprießlichen Dienste, welche die beiden Herzöge, die Brüder Georg Wilhelm und Ernst August zu Celle und Hannover, dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, der gesammten werthen Christenheit und dem Gemeinwohle Europas erwiesen, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten, in unverbrüchlicher Treue, mit sorgfältigstem Eifer, und mehrmaliger Darsetzung der eigenen Person. Der Kaiser spricht die Ueberzeugung aus, daß die Herzöge Willens sind, noch ferner dem Gemeinwohle solche Dienste zu erweisen. Die wohlbedächtige und reife Erwägung dieser und anderer Gründe, namentlich bei dem gegenwärtigen Zustande des werthen Vaterlandes und der Christenheit, hat den Kaiser vermocht, zum Nutzen und zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens, dem Herzoge Ernst August die von ihm und von seinem Bruder Georg Wilhelm für ihn nachgesuchte Kurwürde zu verleihen. Der Kaiser verspricht die Zustimmung des gesammten Reiches dafür zu erwirken.

Die hauptsächliche Gegenleistung der Herzöge war die sofortige Entsendung von 6000 Mann gedienter Truppen auf eigene Kosten nach Ungarn, für zwei Jahre, und dazu für den Türkenkrieg eine Subsidie von einer halben Million Reichsthaler. Gegen Frankreich versprachen die beiden Brüder, statt ihres Reichs-Contingentes, 3000 Mann an den Rhein zu senden.

Der zweite Vertrag, den der Kaiser am selben Tage zeichnete, enthielt die Puncte des immerwährenden Bündnisses, welches der Herzog Ernst August zum Beweise seiner Dankbarkeit angeboten. Der Kaiser und der Herzog verpflichten sich beiderseitig für sich und für ihre Nachkommen, immer für Einen Mann zu stehen, das gegenseitige Beste zu suchen, vor Schaden zu warnen und denselben abzuwenden. Der Herzog verpflichtet sich, so weit es nicht gegen Gott und das Vaterland und die eigenen Rechte, auf Reichs- und Kreistagen und in anderen Zusammenkünften conform mit dem Kaiser zu gehen, und bei künftigen Wahlen des Oberhauptes seine Stimme dem Erstgeborenen des Kaiserhauses zu geben. Das Bündnis mit der Pflicht der gegenseitigen Unterstützung solle gelten nicht bloß für die Länder im Reiche, sondern auch

für das Königreich Ungarn. Dazu versprach der Herzog in gleicher Weise seine Hülfe für den Fall der Eröffnung der spanischen Succession.

In einem besonderen Artikel versprach der Herzog die Gestattung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes in der Stadt Hannover, und für die Zukunft auch in Celle. So gering dieses Zugeständnis war, und so leicht dem Herzoge persönlich bei seiner conciliatorischen Gesinnung dies Anerbieten geworden sein mag, zumal da er thatsächlich den katholischen Gottesdienst längst gestattete: so ist es doch merkwürdig, daß dafür ein Separat-Artikel aufgestellt wurde. Es geschah weniger aus Rücksicht auf die Unduldsamkeit anderer protestantischer Fürsten, als weil diese Gestattung des öffentlichen Cultus einen Verzicht enthielt auf ein Hoheitsrecht in kirchlichen Dingen, welches die Reichsfürsten seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 als eins der vornehmsten Regalien zu betrachten gewohnt waren.

Durch die Erlangung der längst ersehnten Würde hatte der Herzog Ernst August auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet, nämlich der Erneuerung der alten Größe seines Hauses, einen wichtigen Schritt vorwärts gethan. Der Kaiser hatte in den Motiven für die Verleihung dieses alten Glanzes kurz gedacht. Der Herzog hob, vor den Landständen von Calenberg, diese Seite der Sache stärker hervor. „Durch die Verleihung dieser Würde, sagte er, ist zum Theile dasjenige wieder hergestellt, was schon vor etlichen hundert Jahren, in der Verwirrung der damaligen unglücklichen Zeiten, hinweg genommen worden ist.“ Die Worte deuten auf das Streben des Herzogs, dasjenige was sein Ahn Heinrich der Löwe durch die Gewalt und das Unrecht des Kaisers Friedrich Barbarossa eingebüßt, nach Kräften wieder herbei zu bringen, die Führung des niedersächsischen Volksstammes wieder zu erwerben. Wie der Herzog früher bei der Feststellung der Primogenitur in seinem Hause ausgegangen war von dem Gedanken, daß der Nutzen und das Wohl des Fürstenhauses mit demjenigen des Landes untrennbar verbunden sei: so hielt er auch nun seinen Landständen gegenüber fest an dem Gedanken, daß eben so die Ehre des Fürstenhauses sei diejenige des Landes.

Der Vertrag über die Kurwürde ist ein Markstein in der Geschichte dieses Fürsten und seines Hauses. Wir sehen fortan ihn im festen Bunde mit dem Kaiser und den anderen Mächten der großen

Allianz. Nicht jedoch wirkte dafür mit, wie Burnet [1]) es ausgesprochen hat, eine Rücksicht auf die Thronfolge in England. Es liegt keine Aeußerung des Herzogs und neuen Kurfürsten vor, die zu einem solchen Schlusse berechtigen würde. Vielmehr spricht gegen eine Rücksicht dieser Art die fortdauernde Neigung für die kirchlichen Reunions-Bestrebungen des Bischofs Spinola, der, wie wir gesehen, eben damals seine Thätigkeit in Ungarn mit regem Eifer wieder aufgenommen hatte. Die Bill der Rechte von 1689 dagegen schloß von der Thronfolge aus wie die geborenen Katholiken, so nicht minder diejenigen, welche, nach dem Ausdrucke derselben, reconciliirt waren mit der römischen Kirche. Entscheidend aber ist vor allen Dingen jenes Streben des Fürsten selbst für die Herstellung seines Hauses auf dem Boden, dem es angehörte, mit welchem es verwachsen war durch die Geschichte einer langen Reihe von Jahrhunderten. Mit diesem Streben war das Trachten nach einem auswärtigen Ziele unvereinbar. Dazu kam, daß es sich in Betreff Englands ja niemals handelte um den Kurfürsten Ernst August, der gar kein Anrecht auf den Thron dort besaß, sondern um seine Gemahlin, die Prinzessin Sophie, und dann die Descendenz derselben. Das Verhalten der Prinzessin gegenüber der möglichen Aussicht auf den Thron von England haben wir kennen gelernt im Jahre 1689, in Anlaß des damaligen Versuches von König Wilhelm III. (Bd. IV, S. 479 u. f.) und werden ferner im Laufe der Zeiten es kennen zu lernen haben.

Die Verleihung der neuen Würde von Seiten des Kaisers war da; aber noch nicht die Anerkennung der anderen Betheiligten. Diese stieß vielmehr sofort auf starke Hindernisse.

Der Kaiser hatte in dem Rezesse der Verleihung das Versprechen gegeben, die Investitur vorzunehmen, sobald die Zustimmung der Kurfürsten eingetroffen sein würde. Dieser Zustimmung glaubte er von den Kundgebungen der Kurfürsten in Augsburg her, im Jahre 1690, sicher zu sein. Eben darum hatte er, wie wir gesehen haben, in dem Kur-Vertrage diese Zustimmung vorangestellt. Indem er dies sämmtlichen Kurfürsten eröffnete, wies er darauf hin, daß die Gründe, welche damals sie bewogen, seitdem noch dringender geworden seien, und daß

[1]) Burnet I, 861.

er daher das ausdrückliche Aussprechen dieser Zustimmung erwarte. So der Kaiser am 27. März 1692 [1]).

Die Antworten der Kurfürsten ließen lange auf sich warten. Zugleich erwuchs im Reiche eine weit verzweigte Opposition.

Eben dieselbe aber regte sich auch wieder am Kaiserhofe. Sie wurzelte in dem alten Mistrauen wider den Herzog. Die Träger derselben waren namentlich der Fürst Salm und der alte Graf Oettingen. Man wies hin auf die Anwesenheit des hannöverschen Ministers Grote an dem zweifelhaften Hofe in Dresden. Jedenfalls, hieß es, müsse man dem Herzoge, bevor man ihm den fertigen Kur-Vertrag ausliefere, noch die Bedingung stellen, zu verzichten auf alle und jede Verbindung mit Frankreich.

Zugleich jedoch erfolgte ein starker Druck zu Gunsten des Herzogs von Seiten der Seemächte. Der holländische Gesandte Heemskerk erhob dringende Vorstellungen. „Die Generalstaaten, sagte er, sind der Ansicht, daß der völlige Abschluß keinen Verzug leiden darf. Denn nur so ist das Unheil der Bildung einer dritten Partei abzuwenden, dem Kaiser dagegen die erforderliche Hülfe gegen die Türken zu sichern." Heemskerk weist das Gerücht einer Collusion von Seiten der Herzöge mit Frankreich als unbegründet zurück, und theilt zum Beweise dessen im Vertrauen mit, daß ein Vertrag der Generalstaaten mit denselben über die Stellung von 8000 Mann gegen Frankreich zum Abschlusse vorliege [2]).

Diese Mittheilung scheint die letzten Bedenken des Kaisers gehoben zu haben. Denn am zweiten Tage hernach, am 30. April 1692, erfolgte die Absendung der Original-Urkunde an den neuen Kurfürsten. Der Kaiser sprach zugleich die Hoffnung und Erwartung aus, daß Ernst August nun sogleich die 6000 Mann nach Ungarn entsenden und der großen Allianz beitreten werde [3]).

So geschah es. Am 23. Mai nahm bei Northeim der kaiserliche General Breuner die Truppen in Empfang. „Ich habe, meldet er dem Kaiser, an dieser vortrefflichen Mannschaft nicht eine einzige Ausstellung zu machen gewußt. Wenn ich ja etwas tadeln könnte, so

[1]) Die Acten der neunten Kurwürde im k. k. Archive.

[2]) Schreiben Heemskerks vom 28. April.

[3]) Kaiserliches Schreiben an den Herzog Ernst August, vom 30. April 1692.

müßte ich sagen — was doch ein sehr guter Tadel sein würde — daß die Dragoner allzu gut beritten sind, so daß in diesem Falle kein Unterschied ist zwischen Cavallerie und Dragonern. Die Offiziere sind von solcher Qualität, daß Ew. kaiserliche Majestät sich nicht bloß aller guten Ordnung von ihnen zu versehen haben, sondern auch ersprießlicher Dienste" [1]).

Damals mochte es scheinen, daß die Angelegenheit der neuen Kurwürde damit glücklich erledigt sei. Bereits setzte der Kaiser den 20. Juli zur Investitur an. Allein die Misstimmung der anderen Reichsfürsten war im raschen Emporwachsen. Die Investitur mußte hinausgeschoben werden. Wir werden zu ersehen haben, daß die Angelegenheit der neuen Kur anschwillt zu einem der wichtigsten Fermente für die innere Zwietracht des Reiches, und daß diese Bedeutung der Sache wohl erkannt und gewürdigt wird von der einen Seite her, welche ihren Nutzen zu ziehen wußte aus fremder Zwietracht.

Zunächst haben wir unsere Blicke zurück zu wenden nach dem Westen. Wir haben von dem Haag aus, im März, den Ausdruck des Eifers bei den gewichtigsten Persönlichkeiten vernommen, daß von allen Seiten zugleich die nachdrückliche Offensive gegen Frankreich ergriffen werden möge. Es war ein Wunsch. Auch im Jahre 1692 erfolgte die Thatsache der Offensive von Frankreich aus.

Wir erinnern uns, daß im Winter 1691 auf 1692 Ludwig XIV. von seinem Schützlinge Jacob ein Gutachten verlangte über eine Landung in Schottland. Jacob II. begnügte sich nicht mit der Beantwortung der einen Frage. Er reichte eine andere Denkschrift ein über die Zweckmäßigkeit einer Landung in England. Er bedürfe dazu, sagt er, einer Truppenmacht von 25,000 bis 30,000 Mann. Dann werde alles gelingen. Er hebt hervor, daß eine Landung in England mit Waffenmacht noch jedes Mal Erfolg gehabt, und daß noch niemals derjenige, der die Landung versucht, auf einen so starken Anhang in England habe bauen dürfen wie er. Die wesentliche Bedingung jedoch sei die Bereitschaft der französischen Flotte vor derjenigen der Verbündeten. Denn, wenn erst die letztere in See, so könne nichts mehr unternommen werden [2]).

[1]) Bericht des Grafen Breuner an den Kaiser, vom 23. Mai.

[2]) Die Denkschriften in Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 394 sqq.

In den Augen des Königs Jacob II. ſtellten dabei ſeine Ausſichten ſich dar in glänzendem Lichte. „Die Bevölkerung von England, ſagt er, theilt ſich in zwei große Parteien, diejenige der Hochkirche und diejenige der Non-Conformiſten. Die Non-Conformiſten, beinahe die Hälfte der Bewohner, ſind völlig für mich, weil der Prinz von Oranien ſie ſich entfremdet hat. Obwohl ſie zu der Revolution erheblich mitgewirkt, ſo hat er doch ſeitdem ſie bei Beſetzung von Aemtern nicht berückſichtigt. Sie ſind dagegen wohl eingedenk, daß ich ihnen Gewiſſensfreiheit verliehen, daß ich niemals ſie der Verfolgung der Hochkirche von England preis geben wollte, und daß darum ihr Intereſſe liegt in meiner Herſtellung.“ „Die Hochkirche von England, fährt Jacob II. fort, umfaßt reichlich die andere Hälfte der Nation. Sie theilen ſich in diejenigen, welche dem Prinzen von Oranien den Eid geleiſtet, und diejenigen, welche ſich weigern es zu thun. Dieſe letzteren ſind alle für mich. Sie machen mindeſtens drei Viertel der Hochkirchlichen aus; denn nach einigen Angaben ſind es neun Zehntel. Diejenigen, welche den Eid geleiſtet, zerfallen in zwei Parteien. Die eine iſt dem Prinzen von Oranien anhänglich, die andere hat ſich gefügt um des Friedens willen, mit einer Erläuterung des Eides, welche ihn durchlöchert. Dieſe letztere Partei wird zu mir treten, ſo bald die Gelegenheit ſich bietet“ [1]).

So der König Jacob gemäß den Berichten, welche ihm Ferguſon und ähnliche Agenten dieſer Art abſtatten mochten. Man dürfte fragen, was denn für den König Wilhelm in England noch übrig blieb.

In einem anderen Lichte ſah Ludwig XIV. die Dinge. Wir erinnern uns, daß er im Sommer 1690, während ſeine Flotte nach dem Siege von Beachy Head die Herrſchaft des Meeres unbeſtritten beſaß, auch ungeachtet des Erfolges von Fleurus zu Lande, alle Bitten von Jacob II. um eine Landung an der engliſchen Küſte zurückwies. Damals, hat man geſagt, lebte Louvois, welcher der Sache des Königs Jacob ſich nicht geneigt zeigte. Aber die Politik Ludwigs XIV. regelte ſich, bei Lebzeiten wie nach dem Tode von Louvois, nicht nach Neigungen und Abneigungen ſolcher Perſonen, ſondern lediglich und allein nach dem Intereſſe des Königs. Dieſes Intereſſe forderte damals, vor dem Wagniſſe einer Landung von franzöſiſchen Truppen eine Erhebung in

[1]) Macpherson a. a. O. p. 409.

England selbst. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß Ludwig XIV. im Jahre 1692 über sein Interesse anders geurtheilt habe als im Jahre 1690.

Dagegen haben wir bereits die Thatsache vernommen, daß im März und April 1692 in der Normandie französische Truppen sich ansammelten. Bis gegen das Ende des Monats April ward weder in England, noch in der Republik darüber eine erhebliche Besorgnis laut. Man meinte, jene Ansammlung geschehe zur Abwehr gegen den kund gewordenen Plan einer englischen Landung in Frankreich. Auch dann als das Gerücht eines französischen Planes gegen England stärker auftrat, blieben im Haag noch viele der Meinung: das Gerücht werde absichtlich ausgebreitet, damit es die Besorgnis verdecke, welche man in Frankreich vor dem englischen Plane hege [1]).

In England namentlich zogen zunächst noch andere Dinge mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Die Königin Marie Beatrice in St. Germain war guter Hoffnung. Der König Jacob, eingedenk der herben Erfahrung, welche er durch den Mangel an Vorsicht am 10./20. Juni 1688 gemacht, sandte rechtzeitig nach England eine lange Reihe von Einladungsschreiben auf die Mitte des Monates Mai. Sie ergingen an die Mitglieder seines ehemaligen geheimen Rathes, ferner an andere Persönlichkeiten der Aristokratie von England, so wie an den Arzt Chamberlain in London. Der König verhieß, in seinem Namen und demjenigen des Königs von Frankreich, sicheres Kommen und Gehen. Mit wenigen Ausnahmen lieferten die Mitglieder der englischen Aristokratie die erhaltenen Schreiben an die Königin in Whitehall ab [2]).

Nach einem Berichte aus London an Heinsius fand sich in einem der Schreiben, welche der Königin eingeliefert wurden, nach Abnahme der ersten Enveloppe eine zweite mit der Aufschrift: Pour la Princesse d'Orange. Die Königin habe darin die Handschrift ihres Vaters erkannt, und sei mit dem Briefe sofort zurückgetreten in ihr Cabinet [3]).

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 47. — Bericht des Grafen Windischgrätz vom 9. Mai.

[2]) Die Einladung in the life of James. Vol. II, p. 474. — Hoffmanns Bericht vom 22. April.

[3]) Bericht von L'Hermitage an Heinsius, vom 2. Mai 1692, bei Grovestins t. VI, p. 307.

Was immer Jacob II. damit hat bezwecken wollen: die nochmalige Betheuerung der Echtheit seines Sohnes dürfte überflüssig gewesen sein. Es ist kaum zu denken, daß die Königin Mary daran noch irgend einen Zweifel gehegt haben sollte. Aber dies änderte nicht die Sachlage. Jacob II. und seine Anhänger wiederholten gern die Behauptung, daß der Prinz von Oranien seine Absicht der Usurpation der Krone erreicht durch das Ausstreuen der schmählichen Verleumdung. Wir erinnern uns, daß der Plan des Prinzen von Oranien nicht seinen Schwiegervater zu entthronen, sondern ihn zu einer anderen Politik nach innen und nach außen zu nöthigen, fertig war vor der Geburt des Sohnes, daß der Prinz von Oranien sich dann mit Widerstreben in die Aufnahme jener von England her ihm aufgenöthigten falschen Anklage gefügt, daß dann nicht diese Anklage die neue Ordnung der Dinge geschaffen, sondern daß diese letztere die Consequenz war der Flucht des Königs Jacob. Andererseits hatte Jacob II. selber die Dinge auf ein Gebiet gebracht, auf welchem auch sogar eine öffentliche Erklärung der Königin Mary, wenn sie dieselbe hätte geben wollen, ihm nichts genützt hätte. Jacob II. hatte über die Geburt seines Sohnes einen feierlichen Act der Verification vorgenommen, und dadurch, wie Ludwig XIV. damals gleich bemerkte, dem englischen Parlamente ein formelles Recht gegeben, die Untersuchung für sich zu beanspruchen. Diese Untersuchung aber hatte wieder Jacob II. selbst unmöglich gemacht durch die Entfernung der Betheiligten, und fast aller directen Zeugen, aus England. Was hätte dagegen seine Tochter Mary vermocht? — Sie konnte höchstens ihren subjectiven Glauben aussprechen, ohne alle und jede Beweiskraft für diejenigen, welche berechtigt zu sein vermeinten zu zweifeln.

In denselben Tagen trat an diese Königin eine andere Erfahrung heran, vielleicht herber und schärfer als sogar die Vorwürfe des Vaters.

Wir erinnern uns, daß die Prinzessin Anna ihre Wohnung einige Meilen von London genommen. Nicht bloß ihre geliebte Missis Freeman, die Lady Marlborough, war mit dahin gezogen, sondern auch der Gemahl selber. Da die Prinzessin durch die Eröffnungen des Königs Wilhelm die ganze Sachlage kannte: so hat ihr gesammtes Verhalten einen Sinn nur durch die Annahme, daß es ihre Absicht war, entsprechend dem Briefe vom 1. December 1691 an den König Jacob, im ge[illegible]

Falle mitzuwirken für eine Gegen-Revolution. Obwohl die ferner Stehenden dies nicht durchschauten: so ergab sich doch aus den Wahrnehmungen der einzelnen Schritte so viel, daß die Prinzessin Anna eine Aussöhnung mit dem königlichen Paare in Kensington nicht bezweckte. Ein Versuch des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London in dieser Richtung blieb fruchtlos. Man vernahm, daß die Prinzessin beabsichtigt habe, einen Palast gegenüber dem St. Jamesparke zu miethen, an der Straße nach Kensington. Man folgerte daraus, daß es ihr Plan gewesen sei, ihren Hof dem königlichen gegenüber zu stellen, ihn zum Mittelpuncte der Unzufriedenen zu machen. Daß die Absichten noch weiter hinaus gehen könnten, lag, bei der Unkenntnis jenes Briefes an den König Jacob, noch nicht vor [1]).

Am 17./27. April brachte die Prinzessin Anna ein vorzeitiges Kind zur Welt, das achte dieser Art, einen Knaben. Das Kind konnte noch die Nothtaufe empfangen. Dann starb es. Die Prinzessin Anna hatte der Königin vorher Meldung machen lassen. Mary eilte hinaus nach Sion House, dem Wohnsitze ihrer Schwester. Was dort vorgefallen, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Der scheinbar zuverlässigste Bericht müßte derjenige sein, welchen Sarah Marlborough aus dem Munde der Prinzessin selbst vernommen haben will. Allein Sarah Marlborough verneint in derselben Schrift vorher und nachher, daß ihr Gemahl damals mit dem Könige Jacob in Verbindung gestanden. Sie berichtet über den damaligen Plan einer Gegen-Revolution, an welchem sie nach der Lage der Dinge einen hervorragenden Antheil nahm, mit folgenden Worten: „Bald nach der Uebersiedelung der Prinzessin nach Sion brach ein furchtbares Complot aus, welches irgendwo verborgen gewesen sein sollte, ich weiß nicht wo, in einem Blumentopfe, und Lord Marlborough ward in den Tower gebracht" [2]).

Daß Lady Marlborough vierzig Jahre später die damalige Mitwelt über diese Dinge so zu täuschen suchte, ist denkbar; daß sie sich selbst darüber getäuscht haben sollte, ist undenkbar. Vielmehr zwingt sie uns zu dem Urtheile, daß sie hier wissentlich und absichtlich die Unwahrheit geredet. Demnach hat auch ihr Bericht über die Zu-

[1]) Verschiedene Berichte im März und April 1692 von L'Hermitage an Heinsius, bei Grovestins t. VI, p. 315 et suiv.

[2]) Conduct of the Duchess of Marlborough p. 60.

sammenkunft der beiden königlichen Schwestern keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. So viel jedoch läßt auch dieser Bericht erkennen, daß Rochester, der Oheim der beiden Schwestern, und Stillingfleet, der Bischof von Worcester, nicht das Verhalten der Prinzessin billigten [1]).

Wir haben unser Urtheil zu bemessen nach dem Zeugnisse eines unparteiischen Beobachters.

Hoffmann meldet dem Kaiser: „Sobald die Königin von der Prinzessin Kenntnis empfangen, hat sie sich nach Sion hinaus erhoben, unangesehen die große Mishelligkeit, die zwischen ihnen stattfindet. Um welcher Güte willen sie von Jedermann um so mehr geliebt, die Prinzessin dagegen wegen ihrer andauernden Hartnäckigkeit um so mehr getadelt wird" [2]). Der Bericht läßt erkennen, daß auch da noch diejenigen, welche in solcher Weise über die Schwestern urtheilten, von der Anknüpfung der Prinzessin Anna in St. Germain keine Kunde besaßen. Es dürfte eben so zweifelhaft sein, ob die Königin Mary damals darum wußte.

In den nächsten Tagen nach diesem Vorfalle häuften sich die Gerüchte von der Absicht einer französischen Landung in England. Man vernahm, daß in der Normandie 25,000 Mann Truppen sich angesammelt, daß in Paris der Plan ganz offenkundig sei, daß der König Jacob und der Marschall Bellefonds sich bereits dahin begeben, daß in Folge dessen die französischen Damen bei der Königin Marie Beatrice erschienen, um zur bevorstehenden Herstellung Glück zu wünschen, daß das englische Gefolge von St. Germain wegen des baldigen Aufbruches von dort die Privat-Angelegenheiten ordne. Zugleich hoben die Jacobiten in England das Haupt empor. Es verlautete, daß eine Declaration des Königs Jacob im Lande umlief [3]). Richten wir zuerst auf diese unsere Blicke.

Die Declaration, abgefaßt von dem früheren Oberrichter Herbert, den Jacob zum Lord Canzler ernannt, war nicht ein Meisterstück dieser Art. Viele Jacobiten tadelten daran, daß sie nicht die Einladung der

[1]) Conduct of the Duchess of Marlborough p. 70.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 29. April.

[3]) Hoffmanns Berichte vom 2. und 6. Mai. Diejenigen von L'Hermitage bei Grovestins t. VI. p. 316 et suiv. — Sylvius t. IV. b. 34, p. 47.

Engländer zur Rückkehr für den König voranstelle, sondern die Hülfe und die Ermuthigung des Königs von Frankreich. Sie tadelten ferner, daß die Declaration diejenige des Prinzen von Oranien von 1688 nicht widerlege, daß sie keine Gründe anführe für die erste Flucht Jacobs von Whitehall aus. Die in der Declaration verheißene Amnestie, sagten sie, erstrecke sich nicht weit genug. Es seien fünfhundert mit Namen von derselben ausgeschlossen, und im Grunde keiner wirklich amnestirt, wenn er nicht durch eine That es sich verdiene. Es sei des Königs nicht würdig, die Fischerleute von Feversham von der Amnestie auszunehmen [1]).

So die Kritik der Jacobiten. Wir Spätere müssen noch einen Schritt weiter gehen. Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. seine Hoffnung auf den endlichen Sieg in diesem Kriege wesentlich setzte auf die Ausdauer der Türken wider den Kaiser, daß demnach die Türken von Ludwig XIV. vor seinen Freunden als seine Bundesgenossen anerkannt wurden. Mithin waren sie auch diejenigen des Königs Jacob. Demgemäß gaben die Jacobiten in England bei den Erfolgen der Türken ihre Freude kund, bei den Niederlagen derselben ihre Trauer. Jacob II. dagegen nennt in dieser Declaration, gemäß dem bis dahin in Westeuropa üblichen Ausdrucke, die Türken den gemeinsamen Feind. Er beklagt den allgemeinen Krieg der christlichen Mächte unter einander zu einer Zeit, wo für die Ausbreitung des Christenthumes nach Osten sich die herrlichste Gelegenheit geboten, die es seit dem Sturze des einstigen römischen Reiches gegeben. Er behauptet, daß seine Herstellung, welche durch seine Vermittelung bei Frankreich den allgemeinen Frieden wieder bringen werde, eine gewichtige Angelegenheit sei für alle Christen [2]).

Wir erinnern uns, daß der Einbruch Ludwigs XIV. in die Pfalz und überhaupt das Reich, im September 1688, früher war als die Expedition des Prinzen von Oranien, und der letzteren erst die Bahn eröffnete. Demnach befindet sich diese Rede Jacobs II. mit dem Thatbestande von 1688 in offenbarem Widerspruche. Wenn es möglich ist, bei solchen Reden noch eine subjective Wahrhaftigkeit des

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 189.
[2]) A. a. O. p. 484.

ſammenkunft der beiden königlichen Schweſtern keinen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit. So viel jedoch läßt auch dieſer Bericht erkennen, daß Rocheſter, der Oheim der beiden Schweſtern, und Stillingfleet, der Biſchof von Worceſter, nicht das Verhalten der Prinzeſſin billigten [1]).

Wir haben unſer Urtheil zu bemeſſen nach dem Zeugniſſe eines unparteiiſchen Beobachters.

Hoffmann meldet dem Kaiſer: „Sobald die Königin von der Prinzeſſin Kenntnis empfangen, hat ſie ſich nach Sion hinaus erhoben, unangeſehen die große Mishelligkeit, die zwiſchen ihnen ſtattfindet. Um welcher Güte willen ſie von Jedermann um ſo mehr geliebt, die Prinzeſſin dagegen wegen ihrer andauernden Hartnäckigkeit um ſo mehr getadelt wird“ [2]). Der Bericht läßt erkennen, daß auch da noch diejenigen, welche in ſolcher Weiſe über die Schweſtern urtheilten, von der Anknüpfung der Prinzeſſin Anna in St. Germain keine Kunde beſaßen. Es dürfte eben ſo zweifelhaft ſein, ob die Königin Mary damals darum wußte.

In den nächſten Tagen nach dieſem Vorfalle häuften ſich die Gerüchte von der Abſicht einer franzöſiſchen Landung in England. Man vernahm, daß in der Normandie 25,000 Mann Truppen ſich angeſammelt, daß in Paris der Plan ganz offenkundig ſei, daß der König Jacob und der Marſchall Bellefonds ſich bereits dahin begeben, daß in Folge deſſen die franzöſiſchen Damen bei der Königin Marie Beatrice erſchienen, um zur bevorſtehenden Herſtellung Glück zu wünſchen, daß das engliſche Gefolge von St. Germain wegen des baldigen Aufbruches von dort die Privat-Angelegenheiten ordne. Zugleich hoben die Jacobiten in England das Haupt empor. Es verlautete, daß eine Declaration des Königs Jacob im Lande umlief [3]). Richten wir zuerſt auf dieſe unſere Blicke.

Die Declaration, abgefaßt von dem früheren Oberrichter Herbert, den Jacob zum Lord-Canzler ernannt, war nicht ein Meiſterſtück dieſer Art. Viele Jacobiten tadelten daran, daß ſie nicht die Einladung der

---

[1]) Conduct of the Duchess of Marlborough p. 70.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 29. April.

[3]) Hoffmanns Berichte vom 2. und 6. Mai. Diejenigen von L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 316 et suiv. — Sylvius t. IV, b. 34, p. 47.

Engländer zur Rückkehr für den König voranstelle, sondern die Hülfe und die Ermuthigung des Königs von Frankreich. Sie tadelten ferner, daß die Declaration diejenige des Prinzen von Oranien von 1688 nicht widerlege, daß sie keine Gründe anführe für die erste Flucht Jacobs von Whitehall aus. Die in der Declaration verheißene Amnestie, sagten sie, erstrecke sich nicht weit genug. Es seien fünfhundert mit Namen von derselben ausgeschlossen, und im Grunde keiner wirklich amnestirt, wenn er nicht durch eine That es sich verdiene. Es sei des Königs nicht würdig, die Fischerleute von Feversham von der Amnestie auszunehmen [1]).

So die Kritik der Jacobiten. Wir Spätere müssen noch einen Schritt weiter gehen. Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. seine Hoffnung auf den endlichen Sieg in diesem Kriege wesentlich setzte auf die Ausdauer der Türken wider den Kaiser, daß demnach die Türken von Ludwig XIV. vor seinen Freunden als seine Bundesgenossen anerkannt wurden. Mithin waren sie auch diejenigen des Königs Jacob. Demgemäß gaben die Jacobiten in England bei den Erfolgen der Türken ihre Freude kund, bei den Niederlagen derselben ihre Trauer. Jacob II. dagegen nennt in dieser Declaration, gemäß dem bis dahin in Westeuropa üblichen Ausdrucke, die Türken den gemeinsamen Feind. Er beklagt den allgemeinen Krieg der christlichen Mächte unter einander zu einer Zeit, wo für die Ausbreitung des Christenthumes nach Osten sich die herrlichste Gelegenheit geboten, die es seit dem Sturze des einstigen römischen Reiches gegeben. Er behauptet, daß seine Herstellung, welche durch seine Vermittelung bei Frankreich den allgemeinen Frieden wieder bringen werde, eine gewichtige Angelegenheit sei für alle Christen [2]).

Wir erinnern uns, daß der Einbruch Ludwigs XIV. in die Pfalz und überhaupt das Reich, im September 1688, früher war als die Expedition des Prinzen von Oranien, und der letzteren erst die Bahn eröffnete. Demnach befindet sich diese Rede Jacobs II. mit dem Thatbestande von 1688 in offenbarem Widerspruche. Wenn es möglich ist, bei solchen Reden noch eine subjective Wahrhaftigkeit des

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 189.
[2]) A. a. O. p. 484.

unglücklichen Königs gelten zu lassen: so enthielt diese Rede den abermaligen Beweis, daß dem umdüsterten Kopfe desselben die klare Erkenntnis der Sachlage unzugänglich sei, und demgemäß für den Kaiser und den König von Spanien die erneuerte Mahnung, die Sache des Oraniers in England zu betrachten als die eigene.

Eben so richtig in Betreff der Declaration Jacobs war jene Kritik der Jacobiten in England. Die Fischerleute von Feversham erschienen darin auf gleicher Höhe der Strafwürdigkeit mit Sunderland und Marlborough, mit Burnet und vielen Anderen. Jacob indessen trug Sorge, den Grafen Marlborough, den er als seinen hauptsächlichen Agenten damals ansah, durch ein besonderes Schreiben zu sichern. Jacob war der Ansicht, daß die Nicht-Ausnahme von Marlborough die Stellung desselben vorzeitig zu offen kund gegeben haben würde. Immerhin mochte dies richtig sein. Dieselbe Vorsicht war indessen nicht mit gleicher Schärfe überall beobachtet. In dem Berichte über die Vorgänge vom Herbste 1688 sagt der König: „Das Gift ließ nicht einmal unsere eigenen Kinder in jener Zeit unangesteckt" [1]). Der Zusatz „in jener Zeit" war, wenn etwa im April und Mai 1692 ein anderweitiger Verdacht sich gegen das prinzliche Paar in Sion House erhob, nicht geeignet, denselben zu entkräften.

Es verlautete in den nächsten Tagen, daß die Prinzessin Anna einer Dame, welche sie angemahnt sich mit der Königin auszusöhnen, zur Antwort gegeben: sie bedürfe keiner Versöhnung als mit Gott und ihrem Vater [2]). — Demnach dachte sich die Prinzessin den Weg, den sie unter der Leitung des Ehepaares Marlborough betreten, als denjenigen der Pflicht.

Die Nachrichten von Frankreich her häuften sich. Die Briefe von dort, die am 22. April/2. Mai in London eintrafen, schienen allen Zweifel an dem Plane einer Landung benehmen zu müssen. Bei dieser Lage der Dinge sah man in England es als ein großes Glück an, daß das französische Geschwader von Toulon, durch die nördlichen Winde zurückgehalten, noch nicht eintreffen konnte. Man durfte nun noch hoffen rechtzeitig zu begegnen. Demgemäß wurde die Ausrüstung be-

[1]) But not even to leave our own children at that time uninfected.

[2]) Bericht von L'Hermitage vom 29. Mai, bei Grovestins t. VI, p. 40.

schleunigt. Noch am selben Tage glitten dreißig Linienschiffe, fertig gestellt, die Themse hinunter. Auf das Gutachten des geheimen Rathes befahl die Königin, mit der Einschiffung der Regimenter nach Belgien inne zu halten. Es waren reichlich 6000 Mann. Zwei bereits eingeschiffte Regimenter stiegen wieder aus. In Allem hielt die Königin 8000 Mann zurück. Sie entsendete einen Courier an den König [1]).

Die Nachrichten dieser Art aus Frankreich drängten sich. Sie deuteten hin auf die Prinzessin Anna. Am 26. April/6. Mai schritt die Königin gegen ihre Schwester vor. Sie ließ durch den Grafen Dorset dem königlichen Hofstaate jeglichen Verkehr mit dem prinzlichen zu Sion untersagen.

Am 29. April/9. Mai faßt Hoffmann den Stand der Dinge zusammen mit folgenden Worten: „Nach den Briefen aus Frankreich scheint es, daß man dort Hoffnung setze auf eine für den König Jacob hier bereits fertige Partei. Hier indessen läßt sich davon nichts spüren, es wäre denn daß man die zwischen dem Hofe und der Prinzessin obwaltende Mishelligkeit als die Lebensäußerung einer öffentlichen Gegenpartei ansehen wollte. Darin jedoch dürfte der König Jacob sich sehr irren. Denn diese Prinzessin hat in der Nation gar keinen Anhang. Den geringen Credit, den sie vorher gehabt haben mag, hat sie verloren durch ihren Streit mit der Königin, weil derselbe stammt aus ihrer Parteinahme für eine durchgehends verhaßte Frau. Das Verbot, welches die Königin gegeben, fortan zur Cour bei der Prinzessin zu erscheinen, hat man zuerst der Kühle, um nicht zu sagen, der Unhöflichkeit zugeschrieben, mit welcher die Königin bei ihrem Besuche zur Niederkunft von der Prinzessin empfangen worden ist. Es verlautet jedoch, daß mehr darunter stecke, nämlich daß die Prinzessin an den König Jacob geschrieben haben soll. Dieses Schreiben dürfte eben dasjenige sein, auf welches in Frankreich ein so nachdrückliches Gewicht gelegt wird".

„Möge es demnach mit dem Plane einer französischen Landung sein wie es wolle: so ist von demselben nicht so sehr eine Gegen-Revo-

---

[1]) Die Berichte von Hoffmann vom 2. und 5. Mai, und diejenigen von L'Hermitage, bei Grovestins t. VI, p. 319 et suiv. Sie stimmen im Wesen überein. Ueber die Prinzessin sagt L'Hermitage: [illegible] jusqu'à présent personne qui ne condamne son [illegible]

lution hier zu besorgen, als daß der Plan einer englischen Landung in Frankreich dadurch zum Scheitern gebracht und demnach Frankreich gegen einen nachdrücklichen Angriff dieser Art abermals für ein Jahr lang sicher gestellt wird" [1]).

So der Stand der Dinge in England nach der Auffassung kundiger Beobachter. Wir haben zu sehen, wie der König Wilhelm über diese Angelegenheiten urtheilte.

Er hatte einige Wochen in Loo verweilt. Dorthin gelangten an ihn die Nachrichten der Ansammlung von Truppen in der Normandie. Er legte darauf anfangs nicht großes Gewicht. Am 24. April/4. Mai jedoch meldete er an Heinsius: „Ich fasse lebhafte Besorgnis vor dem französischen Plane einer Landung in England. Anfangs erschien mir die Sache unglaublich; aber die von allen Seiten einkommenden Nachrichten lauten so bestimmt, daß man kaum noch zweifeln darf. Das einzige Gegenmittel ist die schleunige Ausrüstung der holländischen Flotte. Leider haben wir Gegenwind. Gott wolle bald ihn wenden" [2]).

Dann brach der König auf nach dem Haag. Dort trat, am 26. April/6. Mai, der Graf Windischgrätz vor ihn mit dem Glückwunsche des Kaisers zu dem neuen Feldzuge. Der König antwortete mit seiner gewohnten Ehrerbietung für die Person des Kaisers. Dann fuhr er fort: „Ich bin abermals aus England herüber gekommen, um mein Leben für das Gemeinwohl zu wagen und den hochmüthigen Feind nach Kräften zu dämpfen. Ich glaube auch, daß darum der König von Frankreich den Plan dieser Unternehmung gegen mich entworfen hat [3]). Sagen Sie mir aufrichtig was Sie von der Sache halten". — Windischgrätz erwiederte: ein Plan solcher Art setze zwischen Frankreich und England ein Einverständnis voraus, das ihm unglaublich erscheine. Wenn der König von Frankreich wirklich ein solches Unternehmen vorhabe wie dasjenige einer Landung in England: so würde er nicht so öffentlich davon geredet und dadurch Anlaß gegeben haben, den Verräthern nachzuforschen. Dies laute Gerede in Frankreich spreche gegen die Ernstlichkeit der Absicht. Endlich sei es doch undenkbar, daß

[1]) Hoffmanns Bericht vom 9. Mai.

[2]) Grovestins t. VI, p. 331.

[3]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 9. Mai: Er glaube auch daß daher komme, daß der König von Frankreich ihm in particulari an den Hals wolle.

Frankreich sich in ein so zweifelhaftes Unternehmen einlassen werde, weil es dadurch, bei dem Mangel eines Hafens im Canale, seine Flotte bei jeder Windesveränderung der englisch-holländischen preis gebe. Das ganze Unternehmen habe einen Sinn nur unter der Voraussetzung, daß Ludwig XIV. sich des Königs Jacob entledigen wolle. Der König Wilhelm erwiederte: „Daß die Franzosen mit England eine ausgebreitete Correspondenz unterhalten, ist unzweifelhaft. Diese freilich fürchte ich am wenigsten. Was Sie Ihrerseits mir entgegen halten, habe ich auch erwogen. Die Vorbereitungen in der Normandie sind jedoch überaus groß, während die Franzosen Belgien gegenüber sich ganz still verhalten. Dennoch hat der König erklärt, daß er am 10. Mai von Versailles dahin aufbrechen wolle. Dies macht mich irre".

Wir haben dabei uns zu vergegenwärtigen, daß der Aufbruch Ludwigs XIV. ins Feld zu bedeuten pflegte, daß er eines auszuführenden Streiches moralisch sicher war. In der Regel, wie im Jahre zuvor mit Mons geschehen, nannte er ausdrücklich den Ort. Er hatte dies Mal sein Ziel nicht näher bezeichnet [1]).

Der König Wilhelm fuhr fort in seiner Rede zu Windischgrätz: „Auch ich bin der Ansicht, daß der König von Frankreich sehr wünscht des Königs Jacob ledig zu werden, damit er auch im Falle des Mislingens sagen könne: er habe für seinen Schützling alles gethan. Auch ich vertraue, daß sein Plan mislingt; allein es ist schon schlimm genug, daß er mir den meinigen durchkreuzt hat. Denn ein Courier der Königin meldet mir, daß sie die 8000 Mann, die ich noch hier erwartet, hat zurückhalten müssen. Ich erwäge noch, ob ich Portland dahin senden soll, zur Stütze für die Königin. Erfreulich dagegen ist, daß, wie Sie wissen, das vorgestern ausgelaufene Geschwader von Amsterdam, 19 Linienschiffe stark, seinem Ziele bereits nahe sein muß".

Der Graf Windischgrätz, welcher durchfühlte, daß in der Seele des Königs Wilhelm die Frage der eigenen Rückfahrt nach England aufkeimte, bezweifelte dennoch die ernstliche Absicht einer Landung in England. „Die Kaufleute von Amsterdam, sagte er, haben einen eigenen

---

[1]) Windischgrätz im Berichte vom 13. Mai: Die Meldung aus Paris, daß der König am 10. Mai ins Feld gehen werde, kann man nicht begreifen, indem er vor diesem nicht gewohnt gewesen ins Feld zu gehen, wo er nicht seinen gewissen Streich gewußt.

Kundschafter nach Nantes geschickt, um hinter die Wahrheit zu kommen. Dieser versichert, daß die vorhandenen Transport-Fahrzeuge kaum für 4000 Mann ausreichen." Er zog andere Berichte an, ähnlichen Inhalts. Eine solche Eitelkeit, meinte er, dürfe man doch dem Könige von Frankreich nicht zutrauen, daß er hoffen wolle den König von England durch Gerüchte heim zu schrecken. Gerade jetzt, sagte er, thue eine Diversion am Oberrheine oder in Piemont dringend Noth. Der König erwiederte: „Ich will mit Ihnen reden nicht als einem Minister, sondern wie einem Freunde. Da muß ich Ihnen denn sagen, daß ich zu der Armee am Oberrhein schlechtes Vertrauen habe. Ich sehe dort keinen General fähig zum Oberbefehl über 50,000 Mann. Ich kenne sie alle durch die Urtheile des Herzogs von Lothringen. Er hat mir gesagt: Führen Sie Caprara an den Feind und zeigen Sie ihm, dort müsse er schlagen: so thut er es gewis und weicht nicht einen Schritt. Aus sich selber aber thut er nichts. Der Markgraf von Baireuth — ich schweige über ihn. Styrum, Steinau, Thüngen sind gut, aber nicht befähigt für ein höchstes Commando. Ich sollte denken, daß die Armee in Ungarn auch ein Anderer zu führen vermöchte. Dann würde der Kaiser den Markgrafen Ludwig von Baden an den Rhein entsenden können. Auch in Piemont bedürfte es eines umsichtigeren Generals. Es steht ja lediglich bei dem Kaiser nach eigener Wahl zu ernennen, wen er will".

In rascher lebhafter Erörterung berührte der König dem Grafen Windischgrätz gegenüber den Stand aller anderen Angelegenheiten der Allianz. Heemskerk aus Wien habe gemeldet, sagte Windischgrätz, daß nach dem günstigen Ausgange der hannöverschen Angelegenheit der Kurfürst von Sachsen es viel leichter geben werde. „Freilich, fiel der König ein; aber die Sache ist wieder erschwert durch seine Eigenmächtigkeit gegen Erfurt." — Windischgrätz bat ihn dann einzuschreiten, damit nicht, wie zu befürchten stehe, abermals wieder die Uebergriffe der Kaper von Seeland den nordischen Kronen zum Steine des Anstoßes gereichten. Der König versprach es. Dann legte Windischgrätz Verwendung ein für einen Laienbruder des Benedictiner Ordens, der in London eingesteckt und sogar mit dem Tode bedroht sei. „Ich weiß es, erwiederte der König: man hat ihn für einen Spion gehalten. Auf Ihre Verwendung soll er sofort entlassen werden." Der Gesandte

hatte dadurch sich den Weg gebahnt für Andere, nämlich für die früher bereits erwähnten Priester, die in Schottland gefangen saßen. „Aber sie sind ja längst frei," entgegnete der König. „Nicht doch, sagte Windischgrätz. Es ist mir abermals ihre Klage zugekommen."

Noch am Abend erschien der Staats-Secretär für Schottland bei dem Grafen Windischgrätz und eröffnete ihm, daß die einzige Schwierigkeit für die Freilassung sei, eine Form zu finden, welche den schottischen Gesetzen gegenüber die Sache möglich mache. Aber der Befehl des Königs sei absolut, und demgemäß verspreche auch er, daß er diese Form finden werde.

Die Unterredung des Königs mit Windischgrätz war verlaufen nach dem Wunsche des letzteren. Am Abende jedoch entbot ihn der König noch einmal zu sich, um ihm offen zu sagen, daß durch die im Laufe des Tages eingekommenen Nachrichten seine Besorgnis vor einer französischen Landung in England gestiegen sei. „Ich sage Ihnen im engsten Vertrauen, fuhr der König fort, daß im Falle der Lärm dort steigt, ich selber eine Fahrt dahin wagen werde." — „Aber, erwiederte Windischgrätz, eben das ist es ja, was Frankreich zu bewirken trachtet." — „Ich weiß es, sagte der König; aber meine Ehre, mein Gewissen, mein Interesse sogar gestatten nicht, daß ich im Falle der Noth die Königin und die Reiche sich selber überlasse. Einstweilen habe ich den Grafen Portland jetzt wirklich abgesendet, damit er der Königin zur Stütze diene" [1]).

Portland traf in London ein, spät am 2./12. Mai. Seine Ankunft erschien Vielen wie eine Bestätigung des französischen Planes einer Landung. In den ersten zwei Tagen drängten sich die englischen Vornehmen heran zu seiner Begrüßung. Rasch erfolgten dann durchgreifende Schritte. Am 5./15. Mai wurden der Lord Mayor und die Sheriffs von London in die Sitzung des geheimen Rathes entboten. Es lagen Verhaftsbefehle vor gegen achtzig Personen: die hauptsächlichste unter ihnen war Marlborough. Der Befehl lautete, wie für die Verhaftnahme eines Pairs erforderlich, auf Hochverrath. Eins der Mitglieder des geheimen Rathes, Lord Montague, hatte sich geweigert mit zu unterzeichnen. Lord Godolphin war vorsichtiger Weise nicht

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 9. Mai.

Aenderung bekannt geworden, hielt das Volk den Wagen der Lady Lexington für denjenigen der Lady Marlborough. Der Wagen ward angehalten, die Frau herausgeriſſen und mishandelt, ſo daß ſie eine Fehlgeburt davon erlitt. Der Berichterſtatter L'Hermitage fügt hinzu: „Wenn man auf die Beharrlichkeit des Volkes hier in ſeinen Neigungen und Abneigungen bauen darf, ſo wird auch die Prinzeſſin Anna aus dieſem Vorfalle Folgerungen ziehen nicht zu eigenen Gunſten“ [1]).

Es kam jedoch zunächſt und hauptſächlich auf die Flotte an.

Der nördliche Wind dauerte an, demnach wenig günſtig für ein Unternehmen von Frankreich aus gegen England, zumal da eben deshalb das Geſchwader von Toulon ausblieb. Dennoch ſtieg in England die Beſorgnis durch die Nachricht, daß die franzöſiſche Flotte von Breſt, 53 Schiffe ſtark, in den Canal gekommen ſei. „Frankreich, ſagte man, ſetzt dadurch dieſe Flotte in große Gefahr. Demnach muß es Gründe haben, die einer ſolchen Gefahr werth ſind“ [2]).

Dieſer Gedanke beherrſchte in den nächſten Tagen die Gemüther. Vernehmen wir die Erwägungen einer Perſönlichkeit, die mitten in den Dingen ſtand.

„Die franzöſiſche Flotte, meldet Hoffmann am 13./23. Mai, hält ſich noch immer im Canale, auf der Höhe von Dartmouth, und macht Anſtrengungen, ſich weiter her zu ziehen, während jedoch der Wind ihr entgegen bläſt. Man weiß nicht, was man von dieſer ihrer Frechheit urtheilen ſoll. Entweder weiß ſie nicht, daß die verbündete Flotte in ſolcher Stärke da iſt, oder ſie fürchtet dieſelbe nicht, weil ſie vielleicht ein Verſtändnis in derſelben hat. Dies jedoch iſt kaum anzunehmen; denn die Capitaine würden nicht die ganze Mannſchaft verblenden, noch weniger zum Verrathe bewegen können. Sei dem wie ihm wolle, die franzöſiſche Flotte ſteht in keiner geringen Gefahr. Sie iſt höchſtens 60 Segel ſtark; denn das Geſchwader von Toulon liegt noch bei Liſſabon. Die verbündete Flotte dagegen, zu welcher geſtern wieder zehn holländiſche Schiffe geſtoßen, beträgt an 100 Segel, nämlich 80 Schiffe von der Linie und 20 ſchwere Fregatten. Die zehn Schiffe haben noch drei Regimenter unter der Führung von Talmaſh

[1]) Grovestins t. VI, p. 328.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 20. Mai.

herüber gebracht. Dem Anſcheine nach dürfte der König ſie dort nöthiger haben, als ſie es hier ſind. Die Wirkung dagegen auf die engliſche Nation iſt eine ſehr günſtige, eben ſo wie das raſche Herankommen des holländiſchen Geſchwaders. Die Admirale Ruſſel und Delaval haben ſich wegen des hohen Seeganges noch nicht vereinigt. Der erſtere liegt jedoch vor St. Helens, der letztere auf der Rhede von Spithead."

Der Admiral Ruſſel ſtand in beſtändiger Correſpondenz mit dem Könige Jacob. Ob es geſchah mit Einwilligung des Königs Wilhelm und der Königin Mary, wie oft vermuthet worden iſt, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Die Vorſchläge, die er dem Könige Jacob machte, erſcheinen als ernſtlich gemeint zu Gunſten des Königs Jacob, nicht freilich Frankreichs. Der eine Vorſchlag war, daß Jacob ſeinen Plan der Landung vertage auf den Winter, während Ruſſel inzwiſchen die Flotte beſetze mit jacobitiſch geſinnten Offizieren. Der andere Vorſchlag war, daß Ruſſel nicht gehindert werde an einer Landung bei St. Malo, durch welche er der franzöſiſchen Flotte ihrerſeits die Gelegenheit gebe zur Landung an der engliſchen Küſte. Als die weſentliche Bedingung wiederholte Ruſſel ſtetig die von Anfang an geſtellte, daß der König Jacob ein Zuſammentreffen der Flotten verhindere: denn in dieſem Falle müſſe er als Admiral von England ſchlagen, auch wenn er den König Jacob auf dem Hinterdecke des franzöſiſchen Admiralſchiffes erblicke[1]).

Dieſe letztere Mahnung berechtigt nicht zu dem Urtheile, daß ſie als Vorwand gedient habe. Der holländiſche Berichterſtatter L'Hermitage in London meldet dem Rathspenſionär Heinſius: „Wenn es jacobitiſch geſinnte Commandanten auf der Flotte gibt, ſo würde ihnen der Ueberlauf ſehr ſchwer fallen, bei der Beſorgnis, die ſie haben müſſen, von der ſehr wohl geſinnten Mannſchaft ins Meer geworfen zu werden"[2]).

Die Gerüchte jedoch über die Unzuverläſſigkeit von Seeoffizieren erhielten ſich. Die Königin Mary handelte denſelben gegenüber in würdiger Weiſe. Sie ließ durch den Grafen Nottingham dem Admiral

---

[1]) Dalrymple II[II] p. 224.

[2]) Grovestins t. VI, p. 324. Bericht vom 16. Mai.

Aenderung bekannt geworden, hielt das Volk den Wagen der Lady Lexington für denjenigen der Lady Marlborough. Der Wagen ward angehalten, die Frau herausgeriſſen und mishandelt, ſo daß ſie eine Fehlgeburt davon erlitt. Der Berichterſtatter L'Hermitage fügt hinzu: „Wenn man auf die Beharrlichkeit des Volkes hier in ſeinen Neigungen und Abneigungen bauen darf, ſo wird auch die Prinzeſſin Anna aus dieſem Vorfalle Folgerungen ziehen nicht zu eigenen Gunſten“ [1]).

Es kam jedoch zunächſt und hauptſächlich auf die Flotte an.

Der nördliche Wind dauerte an, demnach wenig günſtig für ein Unternehmen von Frankreich aus gegen England, zumal da eben deshalb das Geſchwader von Toulon ausblieb. Dennoch ſtieg in England die Beſorgnis durch die Nachricht, daß die franzöſiſche Flotte von Breſt, 53 Schiffe ſtark, in den Canal gekommen ſei. „Frankreich, ſagte man, ſetzt dadurch dieſe Flotte in große Gefahr. Demnach muß es Gründe haben, die einer ſolchen Gefahr werth ſind“ [2]).

Dieſer Gedanke beherrſchte in den nächſten Tagen die Gemüther. Vernehmen wir die Erwägungen einer Perſönlichkeit, die mitten in den Dingen ſtand.

„Die franzöſiſche Flotte, meldet Hoffmann am 13./23. Mai, hält ſich noch immer im Canale, auf der Höhe von Dartmouth, und macht Anſtrengungen, ſich weiter her zu ziehen, während jedoch der Wind ihr entgegen bläſt. Man weiß nicht, was man von dieſer ihrer Frechheit urtheilen ſoll. Entweder weiß ſie nicht, daß die verbündete Flotte in ſolcher Stärke da iſt, oder ſie fürchtet dieſelbe nicht, weil ſie vielleicht ein Verſtändnis in derſelben hat. Dies jedoch iſt kaum anzunehmen; denn die Capitaine würden nicht die ganze Mannſchaft verblenden, noch weniger zum Verrathe bewegen können. Sei dem wie ihm wolle, die franzöſiſche Flotte ſteht in keiner geringen Gefahr. Sie iſt höchſtens 60 Segel ſtark; denn das Geſchwader von Toulon liegt noch bei Liſſabon. Die verbündete Flotte dagegen, zu welcher geſtern wieder zehn holländiſche Schiffe geſtoßen, beträgt an 100 Segel, nämlich 80 Schiffe von der Linie und 20 ſchwere Fregatten. Die zehn Schiffe haben noch drei Regimenter unter der Führung von Talmaſh

[1]) Grovestins t. VI, p. 328.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 20. Mai.

herüber gebracht. Dem Anſcheine nach dürfte der König ſie dort nöthiger haben, als ſie es hier ſind. Die Wirkung dagegen auf die engliſche Nation iſt eine ſehr günſtige, eben ſo wie das raſche Herankommen des holländiſchen Geſchwaders. Die Admirale Ruſſel und Delaval haben ſich wegen des hohen Seeganges noch nicht vereinigt. Der erſtere liegt jedoch vor St. Helens, der letztere auf der Rhede von Spithead."

Der Admiral Ruſſel ſtand in beſtändiger Correſpondenz mit dem Könige Jacob. Ob es geſchah mit Einwilligung des Königs Wilhelm und der Königin Mary, wie oft vermuthet worden iſt, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Die Vorſchläge, die er dem Könige Jacob machte, erſcheinen als ernſtlich gemeint zu Gunſten des Königs Jacob, nicht freilich Frankreichs. Der eine Vorſchlag war, daß Jacob ſeinen Plan der Landung vertage auf den Winter, während Ruſſel inzwiſchen die Flotte beſetze mit jacobitiſch geſinnten Offizieren. Der andere Vorſchlag war, daß Ruſſel nicht gehindert werde an einer Landung bei St. Malo, durch welche er der franzöſiſchen Flotte ihrerſeits die Gelegenheit gebe zur Landung an der engliſchen Küſte. Als die weſentliche Bedingung wiederholte Ruſſel ſtetig die von Anfang an geſtellte, daß der König Jacob ein Zuſammentreffen der Flotten verhindere: denn in dieſem Falle müſſe er als Admiral von England ſchlagen, auch wenn er den König Jacob auf dem Hinterdecke des franzöſiſchen Admiralſchiffes erblicke[1]).

Dieſe letztere Mahnung berechtigt nicht zu dem Urtheile, daß ſie als Vorwand gedient habe. Der holländiſche Berichterſtatter L'Hermitage in London meldet dem Rathspenſionär Heinſius: „Wenn es jacobitiſch geſinnte Commandanten auf der Flotte gibt, ſo würde ihnen der Ueberlauf ſehr ſchwer fallen, bei der Beſorgnis, die ſie haben müſſen, von der ſehr wohl geſinnten Mannſchaft ins Meer geworfen zu werden"[2]).

Die Gerüchte jedoch über die Unzuverläſſigkeit von Seeoffizieren erhielten ſich. Die Königin Mary handelte denſelben gegenüber in würdiger Weiſe. Sie ließ durch den Grafen Nottingham dem Admiral

---

[1]) Dalrymple II[II] p. 224.

[2]) Grovestins t. VI, p. 324. Bericht vom 16. Mai.

Ruſſel ſchreiben: ſie halte die Gerüchte, welche gegen einige Seeoffiziere umliefen, für das Werk der Feinde derſelben und ihrer eigenen. Es ſei deshalb ihr Wille, daß keine Aenderung vorgenommen werde. Faſt gleichzeitig wurden Briefe aus einem aufgefangenen Aviſo-Fahrzeuge, gerichtet an Tourville den Führer der franzöſiſchen Flotte, dem engliſchen Admiral ausgeliefert. Dieſe Briefe beſtätigten die Nachrichten aus Paris, nämlich daß Tourville den Befehl habe zu ſchlagen; denn er werde zu thun haben nur mit den Holländern, da die Engländer entſchloſſen ſeien nicht zu kämpfen [1]). Auf franzöſiſcher Seite erwartete man demnach, daß die Dinge gehen würden ähnlich wie zwei Jahre zuvor bei Beachy Head. Unter dieſen Umſtänden ſandten die Flaggen-Commandanten und Capitäne der Flotte, im Namen aller Offiziere und der geſammten Mannſchaft, am 15./25. Mai, zur Erwiederung auf jene Worte der Königin eine Adreſſe ein, in welcher ſie ſich bereit erklärten, zu ſterben für die Sache der Königin und des Vaterlandes. Ruſſel ſelber unterzeichnete nicht die Adreſſe. Die Königin gab zur Antwort: „Ich habe von den Befehlshabern der Flotte immer dieſe Meinung gehegt. Aber es iſt mir lieb, daß es ſo gekommen iſt zur Befriedigung Anderer“ [2]).

Bei dieſer Lage der Dinge war die Gefahr einer franzöſiſchen Landung bereits verblaßt. Am ſelben Tage, an welchem die Königin jene Adreſſe erhielt, dem 16./26. Mai, erließ ſie eine Proclamation. Darin ſagte ſie, daß ſie das Parlament einberufen wegen Angelegenheiten von großer Wichtigkeit. Nun jedoch wo die Flotte ins Meer gelaufen und, verſtärkt durch diejenige der Bundesgenoſſen, ſtark genug ſei zur Abwehr der Feinde, vertage ſie das Parlament weiter hinaus auf den 14./24. Juni.

Die Bereitſchaft der verbündeten Flotte zum Schlagen übte auch nach der anderen Seite hin die entſprechende Wirkung. Die Jacobiten in London, wenige Tage vorher ſo erwartungsvoll, ließen die Köpfe ſinken. Man hatte von ihnen die Worte vernommen, daß die Herſtellung des Königs Jacob die Vernichtung der Republik Holland nach ſich ziehen würde. „Denn daher, ſagten ſie, iſt all unſer Leid gekommen.“

---

[1]) L'Hermitage bei Grovestins t. IV, p. 330. Vom 27. Mai.

[2]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 60.

Dies war gewis richtig. Sie maßen alle Schuld dem widrigen Winde bei [1]). In der That war ja bis dahin irgend ein Streich von menschlicher Hand noch nicht geführt. Aber bereits war diese erhoben.

Ueberblicken wir die Lage der Dinge vor dem Seetreffen mit dem Auge eines kundigen Beobachters der Dinge in London.

„Seit sechs Tagen, berichtet Hoffmann am 17./27. Mai, wird die französische Flotte nicht mehr erblickt. Bis dahin stand sie auf der Höhe von Dartmouth. Man nimmt daher an, daß sie, theils wegen des conträren Windes, welcher ein weiteres Vordringen in den Canal hinderte, theils aber auch, weil sie Kunde hatte von der Ueberlegenheit der verbündeten Flotte, auf dem Rückzuge nach Brest begriffen ist."

„Die verbündete Flotte, welche am 15./25. Mai die letzten zehn holländischen Schiffe an sich gezogen, ist erst gestern Morgen früh von St. Helens aufgebrochen. Wohin sie den Lauf nimmt und ob sie noch die feindliche zu Gesichte bekommt, steht zu erwarten. Vielen erscheint es auffallend, daß man so lange gezaudert, und daß man nicht, weil doch schon vor sechs Tagen 80 Schiffe da waren und der Wind nach Wunsch, damals gleich getrachtet hat zu schlagen. Im Falle daß die verbündete Flotte in der Verfolgung des Feindes aus dem Canale hinaus geht, ist es der Plan ein Geschwader leichter Fregatten vor der Küste der Normandie zur Beobachtung zu belassen. Indessen auch ohne dies dürften dem Könige Jacob die Gedanken der Fortsetzung seines Planes bereits vergangen sein. Uebrigens ist dieser Plan in aller Beziehung, namentlich auch derjenigen des Geheimnisses, so wohl angelegt gewesen, daß, wenn nicht der Wind entgegen gestanden, man die Ausführung hier vielleicht eher gesehen, als man die Nachricht der Einschiffung von der Normandie her vernommen haben würde. Denn man hat hier sehr lange alle Anstalten in der Normandie als defensiv gegen den englischen Plan einer Landung in Frankreich betrachtet, und deshalb keinen Argwohn gefaßt. Demnach ist dem lieben Gotte für die Abwehr dieses Unheiles nicht genug zu danken. Denn das Geringste, was hätte erfolgen müssen, wäre ein Bürgerkrieg gewesen. Dieser hätte den König unvermeidlich gezwungen, mit der Armee von Belgien

[1]) L'Hermitage im Berichte vom 26. Mai, bei Grovestins t. VI, p. 329.

herüber zu eilen, demnach dort alles der äußersten Gefahr preis zu geben" [1]).

Der Admiral Tourville hatte nicht, wie man glaubte, den Rückweg nach Brest eingeschlagen. Während die verbündete Flotte von St. Helens aus ihren Cours richtete nach der Küste der Normandie, erblickte man am 18./28. Mai die französische Flotte auf der Höhe von Portland, also einige Meilen weiter ostwärts im Canale als zuvor. Die Nachricht gelangte nach London am Morgen des 19./29. Mai. Die früheren Bemerkungen wurden aufs neue laut. Entweder, hieß es, sei Tourville ohne genügende Nachricht, oder er habe den bestimmten Befehl zu schlagen auch ungeachtet der Ungleichheit. Dies sei um so mehr auffallend, da die französische Flotte, obwohl schwächer, so weit im Canale vorgedrungen, wo sie, im Falle der Noth, keinen Hafen zum Rückzuge habe, wo sie vielmehr, wenn sie sich zum Rückzuge genöthigt sehe, in Gefahr stehe auf die englische Küste gedrängt zu werden. Diese Kühnheit erwecke daher den Gedanken, daß man in Frankreich des festen Glaubens leben müsse, nur mit den Holländern zu thun zu haben. Jedenfalls aber sei nun sicher, daß, wenn dies Mal die Flotten ohne ein Treffen von einander kämen, ein solches niemals wieder zu erwarten sein werde [2]).

Der 20./30. Mai, an welchem diese Worte niedergeschrieben wurden, war bereits der zweite Tag der gewaltigen Seeschlacht, die ihren Namen führt von dem Ende derselben, in der Nähe des französischen Caps La Hogue.

Der französische Admiral Tourville hatte allerdings den von Ludwig XIV. ganz eigenhändig geschriebenen Befehl die feindliche Flotte aufzusuchen und anzugreifen, stark oder schwach, wo immer er sie fände [3]). Es hieß, daß dieser Befehl ertheilt sei von der Voraussetzung aus, daß die holländische Flotte noch nicht so bald zu der englischen stoßen würde. Auf die Kunde daß dies dennoch geschehen, entsendete Ludwig XIV. durch zwei Couriere auf verschiedenen Wegen einen Widerruf des ersten Befehles. Der eine Courier gerieth in die Hände der

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. Mai.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 30. Mai. Er meldet diese Rede als diejenige der Engländer.

[3]) Dangeau t. III, p. 67.

Engländer, der andere gelangte zu Tourville am zweiten Tage des Treffens, wo ein Loswickeln nicht mehr möglich.

Die feindlichen Flotten kamen einander in Sicht bei Sonnenaufgang des 19./29. Mai. Die Admirale auf beiden Seiten, Russel und Tourville, gaben die Signale zur Formirung der Schlachtlinie. Auf Seiten der Verbündeten bildete das holländische Geschwader unter Almonde als dasjenige der weißen Flagge die Vorhut; die Mitte unter Russel war dasjenige der rothen Flagge; die Nachhut dasjenige der blauen. Der französische Bericht sagt, daß Tourville erst bei der Annäherung erkannt, daß er mit 44 Linienschiffen den 88 feindlichen gegenüber stand. Desungeachtet und obwohl er den Wind über den Gegnern gehabt, so daß es möglich gewesen wäre dem Treffen auszuweichen, habe er dies nicht für rathsam gehalten. Denn, auch wenn ihm das Ausweichen dies Mal gelänge, so könne er, bei so großer Nähe der Flotten, dennoch sehr bald unter weniger günstigen Umständen, namentlich mit verringertem Muthe seiner Mannschaft, zum Treffen gezwungen werden [1]). Er selber befehligte das Centrum, Amfreville die Vorhut, Gabaret die Nachhut. Die verbündete Flotte, den Angriff erwartend, lag in einer langen Linie. Um 11 Uhr Morgens begann der Kampf.

Tourville auf dem Schiffe, die königliche Sonne genannt, ersah sich die Britannia, von welcher Russels Admiralsflagge wehete, und eröffnete den Angriff mit großer Heftigkeit. Als Almonde gewahrte, mit welchem Eifer Tourville sich in ein Treffen stürzte, auf dessen für ihn günstigen Ausgang so wenig zu bauen war, stiegen Zweifel in ihm empor. Er hielt diesen Angriff für eine Finte. Er schickte an Russel die Meldung, daß er Besorgnis hege vor Verrath in der englischen Flotte, daß er demgemäß, eingedenk der Dinge von Beachy Head, auf seiner Hut sein werde [2]).

---

[1]) Der offizielle französische Bericht bei Sylvius t. IV, b. 33, p. 83. Eben dort die Berichte der englischen und holländischen Commandanten: Russel, Almonde, v. d. Goes, v. d. Zaan.

[2]) So L'Hermitage an Heinsius, am 6. Juni, bei Grovestins t. VI, p. 332. Almonde in seinem offiziellen Berichte an die Admiralität, vom 31. Mai, erwähnt dies nicht. Allein nach dem günstigen Verlaufe war eine solche Mittheilung in einem Berichte, der in die Oeffentlichkeit kommen mußte, überflüssig und nachtheilig.

Nachdem das Gefecht etwa eine und eine halbe Stunde gedauert, erkannten die Engländer, daß das Feuer des Schiffes, die königliche Sonne genannt, nachließ. Es befand sich in einem solchen Zustande, daß es zurück bugsirt werden mußte. Tourville suchte sich dem Treffen wieder zu entwinden. Es gelang nicht. Die verbündete Flotte drängte nach. So bis in die Nacht, um am anderen Morgen eben dasselbe neu zu beginnen.

Russel sagt in seinem Berichte: „Es ist wahr, daß wir die Uebermacht hatten. Aber ich darf auch zugleich, ohne unsere Leistung übertreiben, noch die der Feinde herabsetzen zu wollen, mit Wahrheit erklären, daß sie dennoch geschlagen worden sind von einer geringeren Zahl. Denn die Windstille und der Nebel verstatteten weder dem holländischen Geschwader, noch demjenigen der blauen Flagge eine erhebliche Theilnahme, und zwar wie ich versichert bin, zur eigenen Klage derselben. Denn wäre ihnen die volle Mitwirkung verstattet gewesen, so dürfte von der feindlichen Flotte auch nicht ein einziges Schiff sich gerettet haben".

Auch so war der Verlust für Frankreich schwer und groß. Die Verfolgung dauerte drei Tage hindurch. Einigen der französischen Schiffe gelang es sich hinter die Insel Guernsey zu bergen und so nach St. Malo zu entkommen. Um sechszehn andere Linienschiffe vor der Wegnahme zu retten, ließ Tourville sie beim Cap La Hogue auf den Strand laufen. Auch dahin drängten die Engländer mit leichten Fregatten und Langböten nach. Es geschah im Angesichte des Königs Jacob, des Admirals Tourville, und der französischen Landmacht. Jacob rieth die fest liegenden Schiffe zum Zwecke der Abwehr mit Landtruppen zu besetzen. Tourville weigerte es [1]). Weder die französischen Schaluppen, noch die Strandbatterien schreckten die englischen Langböte zurück. Sie warfen Feuer in die Schiffe. Unter diesen war das Admiralschiff, die königliche Sonne, ein Schiff von 110 Kanonen, das bis dahin größte und schönste der französischen Flotte, welches in großen goldenen Buchstaben die Aufschrift trug:

Je suis l'unique sur l'onde,
Comme mon Roy l'est dans le monde.

[1]) The life of James. Vol. II, p. 494.

Sie alle verbrannten. „Das, so schließt Tourville seinen Bericht, war der Ausgang eines Unternehmens, dessen Beginn so hoffnungsvoll erschien."

Der König Jacob war vom Ufer aus ein Augenzeuge der Flammen, die seine Hoffnungen für dies Mal verzehrten [1]). „Wir haben, schrieb er an den Abt von La Trappe, noch nicht genug gelitten für unsere Sünden, ich und meine Unterthanen, deren Unglück in diesem anscheinenden Erfolge ich tief beklage." In demselben Sinne schrieb er an den König von Frankreich: er werde beharren. Es ward damals in Europa ein Schreiben verbreitet, in welchem Jacob II. auf alle fernere Hülfe Ludwigs XIV. verzichtete. Die Kundigen verneinten sofort die Möglichkeit, daß es echt sei. Es sei dafür allzu niederträchtig [2]). Viele andere jedoch hielten es für echt, so sehr daß dem Könige Jacob einmal direct die Frage danach vorgelegt wurde. Er erwiederte: „Ich kann nie genug die Verpflichtungen erkennen, die ich der allerchristlichsten Majestät verschulde. Aber ich bin Vater und König, und es ruht demnach auf mir auch die Verpflichtung, niemals das Interesse meiner Kinder oder meiner Unterthanen preis zu geben. Ich werde daher thun was ich vermag, und den Ausgang Gott anheim stellen, in dessen Willen ich mich völlig ergebe".

Es ward damals dem Könige Jacob nahe gelegt, in ein Kloster einzutreten. Wir erinnern uns vom Jahre 1690 her, daß er, nach dem unglücklichen Ausgange der Dinge in Irland und, vielleicht mehr noch, nach seinem vergeblichen Hoffen damals auf eine Landung in England, sich für einige Zeit in die Einsamkeit von La Trappe zurückzog, und dort bei den schweigenden Klosterbrüdern weilte wie einer ihres gleichen. (Bd. V, S. 157.) Der Neigung des Königs Jacob hätte der völlige Eintritt entsprochen. „Sie haben die Welt verlassen, sagte er damals zu Rancé, dem Abte von La Trappe, um Ihr Seelenheil zu finden. Glücklich sind diejenigen, die das vermögen. Diese allein beneide ich" [3]).

[1]) Was St. Simon und Andere nach ihm von der Haltung Jacobs im Angesichte der Vernichtung der französischen Schiffe erzählen, bedürfte, um glaubhaft zu sein, einer besseren Gewähr als derjenigen von St. Simon.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Juni: Der Brief könne nicht echt sein, sagt Heinsius, weil zu viel bassezza darin.

[3]) The life of James. Vol. II, p. 495. [redacted] 20. December 1692.

Indem Jacob II. so seiner Pflicht gemäß zu handeln glaubte durch sein Beharren bei Ludwig XIV., that er nach wie vor für seinen Sohn gerade dasjenige, was dem Interesse desselben am wenigsten entsprach.

Acht Tage nach der Rückkehr Jacobs II. von La Hogue brachte die Königin Marie Beatrice in St. Germain eine Tochter zur Welt. Sie wurde Louise Marie genannt. Keines der eingeladenen Mitglieder der Aristokratie von England war erschienen. Ludwig XIV. seinerseits hatte Sorge getragen, die Königin mit allen französischen Prinzessinnen und Staatsdamen zu umgeben. Es mochte ihm nicht einleuchten, daß, wenn es auf einen juristisch gültigen Beweis ankam, das Zeugnis aller dieser Persönlichkeiten vor einem englischen Gerichte formell bedeutungslos sein würde. Jacob II. handelte mit mehr Bedacht. Er bat die Frau des dänischen Gesandten Meyercron herzu. Es ist sehr glaublich, daß, wie der König Jacob berichtet, diese Frau jene Anklage der Unterschiebung des damals vierjährigen Prinzen von Wales verlacht habe [1]). Aber eben so gewis ist, daß Jacob II. mit Unrecht dieser Anklage die entscheidende Bedeutung beimaß, welche seinen eigenen Entschlüssen zur Last fiel.

Die Urtheile der Engländer über die Seeschlacht von La Hogue lauteten demjenigen Jacobs nicht entsprechend. Es galt dort durchweg die Ansicht, daß der König Jacob durch seine Behauptung, die Engländer würden nicht schlagen, den König von Frankreich zu dem Befehle für dieses Treffen bewogen habe. Und demnach fällte man das Urtheil: „Wie der König von Frankreich durch seine Rathschläge den König Jacob um drei Kronen gebracht: so bringt nun dieser jenen durch falsche Nachrichten um seine Seemacht" [2]).

Es bedarf nicht des Eingehens auf den Jubel, den die Kunde des Sieges in England hervorrief. Es kommt uns besonders an auf die Kundgebung des Königs Wilhelm gegenüber dem Kaiser.

„Nachdem wir, sagt der König, dem gerechtesten Richter, dem Lenker der Schlachten für den staunenswerthen Erfolg, den er unserer Flotte und derjenigen der Republik verliehen, unseren ehrfurchtsvollen

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 497.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 3. Juni.

Dank dargebracht, liegt uns nichts näher als daß wir dieſe fröhliche Botſchaft mittheilen an Ew. kaiſerliche Majeſtät, die wir vor allen verehren, und der wir alles gleich erfreuliche wünſchen [1]). Wir bitten dabei Ew. kaiſerliche Majeſtät, gemäß unſerem engeren Bündniſſe und unſerem gemeinſamen Intereſſe, erwägen zu wollen, zu welchem Danke wir der göttlichen Gnade verpflichtet ſind, durch deren Fügung der Feind nicht bloß in ſolcher Verblendung die Unſrigen angerannt, ſondern dafür auch eine ſo ſchwere, ja faſt unglaubliche Niederlage erlitten hat. Nachdem er die Drohungen unſer Königreich daheim zu überfallen durch alle Welt verkündet, hat der eigentliche Kampf am Morgen des 19./29. begonnen, und ſechs Stunden gewährt. Dann jedoch ſind in der viertägigen Verfolgung zwanzig der ſchönſten und ſtärkſten Schiffe vernichtet."

„Daß es alſo ſich gefügt, erfüllt uns mit hoher Freude, theils weil der Sieg unter unſerer Flagge errungen iſt, eben ſo ſehr jedoch, weil damit der Anfang gemacht zur Niederwerfung des furchtbaren Feindes, nämlich ihm der eine Flügel, mit welchem er hinaneilte zum Dominate von ganz Europa, wie abgeſchlagen iſt. Denn der eine Erfolg wird eine Vorbedeutung ſein der künftigen."

In Betreff der letzten Gedanken haben wir uns zu erinnern, daß, nach der Wiedereinnahme von Mainz durch die Deutſchen, die Seeſchlacht bei La Hogue die erſte große Niederlage war, welche die franzöſiſchen Waffen in dieſem Kriege erlitten.

Minder günſtig indeſſen ſtanden die Angelegenheiten der Verbündeten in Belgien.

Bevor der König von Verſailles aufbrach, beſchied er vor ſich die Präſidenten der höchſten Rathscollegien von Frankreich. Er ſähe mit Leidweſen, ſagte er, die lange Dauer des Krieges. Darum habe er beſchloſſen ſich an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen, und dadurch den Beweis zu liefern, daß er alles thue, was er vermöge, um den Krieg zu beenden. — Wir haben bereits vernommen, daß er ein nächſtes beſtimmtes Ziel dies Mal nicht angab. Allein dieſer Act der Abſchiednahme an ſich ſelber war ungewöhnlich. Im Jahre 1672,

[1]) Schreiben des Königs vom 2. Juni: Nihil nobis potius erat quam ut faustum hunc nuntium M^ti V^ae C^ae (quam praecipue colimus cuique omnia pariter laeta vovemus) quantocius impertiamur.

Nachdem das Gefecht etwa eine und eine halbe Stunde gedauert, erkannten die Engländer, daß das Feuer des Schiffes, die königliche Sonne genannt, nachließ. Es befand sich in einem solchen Zustande, daß es zurück bugsirt werden mußte. Tourville suchte sich dem Treffen wieder zu entwinden. Es gelang nicht. Die verbündete Flotte drängte nach. So bis in die Nacht, um am anderen Morgen eben dasselbe neu zu beginnen.

Russel sagt in seinem Berichte: „Es ist wahr, daß wir die Uebermacht hatten. Aber ich darf auch zugleich, ohne unsere Leistung übertreiben, noch die der Feinde herabsetzen zu wollen, mit Wahrheit erklären, daß sie dennoch geschlagen worden sind von einer geringeren Zahl. Denn die Windstille und der Nebel verstatteten weder dem holländischen Geschwader, noch demjenigen der blauen Flagge eine erhebliche Theilnahme, und zwar wie ich versichert bin, zur eigenen Klage derselben. Denn wäre ihnen die volle Mitwirkung verstattet gewesen, so dürfte von der feindlichen Flotte auch nicht ein einziges Schiff sich gerettet haben".

Auch so war der Verlust für Frankreich schwer und groß. Die Verfolgung dauerte drei Tage hindurch. Einigen der französischen Schiffe gelang es sich hinter die Insel Guernsey zu bergen und so nach St. Malo zu entkommen. Um sechszehn andere Linienschiffe vor der Wegnahme zu retten, ließ Tourville sie beim Cap La Hogue auf den Strand laufen. Auch dahin drängten die Engländer mit leichten Fregatten und Langböten nach. Es geschah im Angesichte des Königs Jacob, des Admirals Tourville, und der französischen Landmacht. Jacob rieth die fest liegenden Schiffe zum Zwecke der Abwehr mit Landtruppen zu besetzen. Tourville weigerte es [1]). Weder die französischen Schaluppen, noch die Strandbatterien schreckten die englischen Langböte zurück. Sie warfen Feuer in die Schiffe. Unter diesen war das Admiralschiff, die königliche Sonne, ein Schiff von 110 Kanonen, das bis dahin größte und schönste der französischen Flotte, welches in großen goldenen Buchstaben die Aufschrift trug:

Je suis l'unique sur l'onde,
Comme mon Roy l'est dans le monde.

[1]) The life of James. Vol. II, p. 494.

auffallende Erscheinung, daß sie über acht Tage mit dem Hin- und Hertasten verloren. Erst am 22. Mai/1. Juni war kein Zweifel mehr: es galt Namur [1]).

In denselben Tagen kam es zur Kunde, daß ein wichtiger Plan von französischer Seite fehlgeschlagen war. Die Gesandten im Haag erfuhren sie spätestens am 31. Mai/10. Juni, an welchem Tage der Graf Windischgrätz dem Kaiser die erste Meldung machte. Demnach ist anzunehmen, daß das Hauptquartier, von wo aus die erforderlichen Schritte gethan wurden, bereits einige Tage früher Kenntnis hatte. Der Plan liegt uns vor in dem Urtheile des Kriegsgerichtes, welches gefällt wurde am 11. August 1692. Die Thatsache selbst jedoch gehört der Zeitfolge gemäß zu Ende Mai oder Anfang Juni, wo sie entdeckt wurde. Es handelt sich, wie bemerkt, um einen Plan von französischer Seite. Der Leser wird aus den Thatsachen, welche vorliegen in der Begründung des kriegsgerichtlichen Spruches, selber zu entnehmen haben, welche Personen unter dieser Bezeichnung zu verstehen sind [2]).

Im Sommer 1691 reichte ein gewisser Dumont dem französischen Kriegsminister Louvois einen Vorschlag ein, den König Wilhelm III. zu ermorden. Louvois starb darüber hin. Sein Sohn und Nachfolger, Barbesieux, fand, wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, das Project zusammen mit einer Anweisung von dreißig Pistolen für Dumont. Barbesieux ließ das Geld zahlen und nahm das Project auf. Mitwisser desselben waren der Kriegszahlmeister Paparel und Rebenac. Durch den letzteren wurde ein gewisser Bartholomäus von Liniere, Ritter und Herr von Grandval, mit Dumont bekannt gemacht. Dieser Grandval trat mit ein in den Plan. Er hatte darüber verschiedene Besprechungen mit Paparel und Barbesieux. Der Letztere sagte darin: er habe Verdacht, daß sein Vater vergiftet sei auf Veranstaltung des Prinzen von Oranien: dafür wolle er sich rächen. Barbesieux, welcher von Dumont die Nennung seines Namens befürchtete, bewies dem

---

[1]) Bericht aus dem Hauptquartier an Windischgrätz, vom 2. Juni: Il paroist tant d'incertitude et d'irrégularité dans leur conduite, et on est si peu accoustumé à leur voir perdre 8 ou 10 jours de temps, comme ils ont fait, qu'on ne sait quel jugement on doit faire de leurs mouvements.

[2]) Das Urtheil ist abgedruckt bei Sylvius t. IV, b. 34, p. 115. — Man vgl. Wagenaar b. LXII, p. 13.

Nachdem das Gefecht etwa eine und eine halbe Stunde gedauert, erkannten die Engländer, daß das Feuer des Schiffes, die königliche Sonne genannt, nachließ. Es befand sich in einem solchen Zustande, daß es zurück bugsirt werden mußte. Tourville suchte sich dem Treffen wieder zu entwinden. Es gelang nicht. Die verbündete Flotte drängte nach. So bis in die Nacht, um am anderen Morgen eben dasselbe neu zu beginnen.

Russel sagt in seinem Berichte: „Es ist wahr, daß wir die Uebermacht hatten. Aber ich darf auch zugleich, ohne unsere Leistung übertreiben, noch die der Feinde herabsetzen zu wollen, mit Wahrheit erklären, daß sie dennoch geschlagen worden sind von einer geringeren Zahl. Denn die Windstille und der Nebel verstatteten weder dem holländischen Geschwader, noch demjenigen der blauen Flagge eine erhebliche Theilnahme, und zwar wie ich versichert bin, zur eigenen Klage derselben. Denn wäre ihnen die volle Mitwirkung verstattet gewesen, so dürfte von der feindlichen Flotte auch nicht ein einziges Schiff sich gerettet haben".

Auch so war der Verlust für Frankreich schwer und groß. Die Verfolgung dauerte drei Tage hindurch. Einigen der französischen Schiffe gelang es sich hinter die Insel Guernsey zu bergen und so nach St. Malo zu entkommen. Um sechszehn andere Linienschiffe vor der Wegnahme zu retten, ließ Tourville sie beim Cap La Hogue auf den Strand laufen. Auch dahin drängten die Engländer mit leichten Fregatten und Langböten nach. Es geschah im Angesichte des Königs Jacob, des Admirals Tourville, und der französischen Landmacht. Jacob rieth die fest liegenden Schiffe zum Zwecke der Abwehr mit Landtruppen zu besetzen. Tourville weigerte es [1]). Weder die französischen Schaluppen, noch die Strandbatterien schreckten die englischen Langböte zurück. Sie warfen Feuer in die Schiffe. Unter diesen war das Admiralschiff, die königliche Sonne, ein Schiff von 110 Kanonen, das bis dahin größte und schönste der französischen Flotte, welches in großen goldenen Buchstaben die Aufschrift trug:

Je suis l'unique sur l'onde,
Comme mon Roy l'est dans le monde.

[1]) The life of James. Vol. II, p. 494.

Sie alle verbrannten. „Das, so schließt Tourville seinen Bericht, war der Ausgang eines Unternehmens, dessen Beginn so hoffnungsvoll erschien."

Der König Jacob war vom Ufer aus ein Augenzeuge der Flammen, die seine Hoffnungen für dies Mal verzehrten [1]). „Wir haben, schrieb er an den Abt von La Trappe, noch nicht genug gelitten für unsere Sünden, ich und meine Unterthanen, deren Unglück in diesem anscheinenden Erfolge ich tief beklage." In demselben Sinne schrieb er an den König von Frankreich: er werde beharren. Es ward damals in Europa ein Schreiben verbreitet, in welchem Jacob II. auf alle fernere Hülfe Ludwigs XIV. verzichtete. Die Kundigen verneinten sofort die Möglichkeit, daß es echt sei. Es sei dafür allzu niederträchtig [2]). Viele andere jedoch hielten es für echt, so sehr daß dem Könige Jacob einmal direct die Frage danach vorgelegt wurde. Er erwiederte: „Ich kann nie genug die Verpflichtungen erkennen, die ich der allerchristlichsten Majestät verschulde. Aber ich bin Vater und König, und es ruht demnach auf mir auch die Verpflichtung, niemals das Interesse meiner Kinder oder meiner Unterthanen preis zu geben. Ich werde daher thun was ich vermag, und den Ausgang Gott anheim stellen, in dessen Willen ich mich völlig ergebe".

Es ward damals dem Könige Jacob nahe gelegt, in ein Kloster einzutreten. Wir erinnern uns vom Jahre 1690 her, daß er, nach dem unglücklichen Ausgange der Dinge in Irland und, vielleicht mehr noch, nach seinem vergeblichen Hoffen damals auf eine Landung in England, sich für einige Zeit in die Einsamkeit von La Trappe zurückzog, und dort bei den schweigenden Klosterbrüdern weilte wie einer ihres gleichen. (Bd. V, S. 157.) Der Neigung des Königs Jacob hätte der völlige Eintritt entsprochen. „Sie haben die Welt verlassen, sagte er damals zu Rancé, dem Abte von La Trappe, um Ihr Seelenheil zu finden. Glücklich sind diejenigen, die das vermögen. Diese allein beneide ich" [3]).

[1]) Was St. Simon und Andere nach ihm von der Haltung Jacobs im Angesichte der Vernichtung der französischen Schiffe erzählen, bedürfte, um glaubhaft zu sein, einer besseren Gewähr als derjenigen von St. Simon.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Juni: Der Brief könne nicht echt sein, sagt Heinsius, weil zu viel bassezza darin.

[3]) The life of James. Vol. II, p. 495. Vom 20. December 1692.

Unterwegs eröffnete Grandval dem Leefdaal noch seine weiteren Hoffnungen. Wenn sein Plan glücke, so werde damit die Allianz wider Frankreich zerbrochen. Alle Fürsten würden ihre Truppen zurückziehen. Belgien, dadurch völlig entblößt, würde dem Könige von Frankreich zufallen. Der König Jacob würde sein Reich wieder erlangen.

Einige Tage warteten Grandval und Leefdaal in Mons auf Chamlay. Als er nicht erschien, dagegen das Gerücht von einem Aufstande in Schottland sich erhob, und die Meinung geäußert wurde, daß nun der König Wilhelm zurückkehren würde, drängte Grandval auf die Weiterreise zu der Zusammenkunft in Ravenstein. „Wenn wir nicht sofort gehen, sagte er, so laufen wir Gefahr unser ganzes Glück einzubüßen." Die Reise ging über Brüssel und Antwerpen.

Bis dahin auf französischem Boden hatte Leefdaal wie im vollen Einverständnisse mit Grandval gehandelt. Von Brüssel aus beschied er einen Bruder aus Delft zu sich. Diesem theilte er die ganze Sache mit, zum Zwecke der Meldung an den Grafen Athlone, der in der Nähe stand, und mit dem Rathe in Eindhoven ihn selber und Grandval gefangen zu nehmen. So geschah es. Sie wurden nach Hertogenbosch gebracht, vor den Prinzen von Nassau-Saarbrück. Grandval kannte noch nicht die eigentliche Gefahr. Er trat auf wie sorglos und verlangte Feder und Tinte, weil er es vorziehe schriftlich zu antworten. Dann jedoch fiel schreckensvoll in sein Ohr die Frage, ob er Dumont kenne. Die Feder entsank seiner Hand. Er wurde ins Hauptquartier gebracht. Auch Dumont erschien dort, freiwillig oder vorgeladen. Leefdaal ward von Anfang an auf freien Fuß gestellt, Dumont ward bewacht, Grandval in Eisen geschlossen. Er erbot sich zum freiwilligen Geständnisse.

So die Thatsachen gemäß diesem Geständnisse in dem Urtheile des Kriegsgerichtes. Es ergibt sich also daraus die Gleichzeitigkeit des Mordplanes mit demjenigen der Landung in England. Von diesem Puncte aus beginnt das Gebiet der Vermuthungen, welches wir, weil weitere feste Anhaltspuncte fehlen, nicht betreten. Wir werden den Spruch des Kriegsgerichtes und das Verhalten des Königs Wilhelm gegenüber dieser Angelegenheit einige Monate später vernehmen.

Die Gefangennahme des Grandval fiel etwa gleichzeitig mit der französischen Umschließung von Namur. Wir kehren dahin zurück.

Am 26. Mai traf Ludwig XIV. persönlich vor dieser Stadt ein. Er selbst hat eine Beschreibung dieses seines Feldzuges sofort nachher angefertigt und der Oeffentlichkeit übergeben [1]). Wir haben sie zu beachten, nicht sowohl wegen der Thatsachen an sich, als wegen der Einkleidung, in welcher jene, nach der Absicht des Königs, der französischen Nation erscheinen sollten.

Der König blickt im Beginne dieser seiner Beschreibung mit Selbstzufriedenheit zurück auf die bisherigen vier Jahre des Krieges. Er hebt hervor, daß Frankreich, welches im Beginne erdrückt zu werden schien durch die Ueberlast seiner Feinde, nach allen Seiten ringsum die Vertheidigung gewandelt habe in den Angriff. Ludwig XIV. spricht die Ansicht aus, daß die hauptsächliche Hoffnung der Allianz seiner Gegner sich gegründet habe auf die hohe Meinung, welche alle Mitglieder derselben hegten von dem großen Geiste des Prinzen von Oranien, ihres Hauptes und Leiters, und daß dieser Prinz selber nicht ermangelt habe ihnen zu schmeicheln mit allen denjenigen Illusionen, für deren Aufnahme er sie fähig hielt.

Wir haben dagegen aus den Reden des Königs Wilhelm seinen Verbündeten gegenüber oft ersehen, daß er durchaus nicht geneigt war, die Furchtbarkeit der concentrirten Macht des gemeinsamen Gegners zu unterschätzen. Er war es auch dies Mal nicht.

Namur, nach der Darstellung des Königs Ludwig XIV., wurde angesehen als das feste Bollwerk für Brabant, für das Land Lüttich, für die Republik der Niederlande selbst, für einen Theil von Norddeutschland. Am Zusammenflusse der Maas und der Sambre gelegen, beherrschte die Stadt beide Ströme. Sie hatte eine starke Besatzung von 16,000 Mann. Ludwig XIV. selbst übernahm es, wie er erzählt, die Belagerung zu leiten. Eine andere Armee, aufgestellt zur Beobachtung der Feinde, und darum bestimmt das Feld zu halten, stand unter der Führung des Marschalls Luxemburg.

„Die Armee der Verbündeten, sagt Ludwig XIV., sammelte sich in der Umgegend von Brüssel. Täglich rückten Truppen von allen Arten von Nationen heran. Sie betrugen schon etwa 100,000 Mann, unter der fast absoluten Direction des Prinzen von Oranien.

[1]) Oeuvres de Louis XIV. t. IV.

Man kann ermeſſen, wie ſehr dieſe faſt wunderbare Truppenzahl den Sinn der Verbündeten aufblähete. Sie verlangten aufs ſchleunigſte zu marſchiren, und hielten ſich für ſicher, den König in das Herz ſeines Königreiches zurückzujagen. Er ward ſtündlich genau unterrichtet über ihre Anzahl und ihre Bewegungen, und hielt ſich im Stande ſie wohl zu empfangen."

Die Verbündeten hegten nicht die Anſichten, die Ludwig XIV. ihnen hier beimißt. Am 26. Mai/5. Juni ſchrieb der König Wilhelm III. von Meldert aus an Heinſius: die Stadt Namur werde lebhaft bedrängt. Allein wenn auch er die Stadt nicht mehr retten könne, ſo doch die Citadelle. Er habe nicht eher eintreffen können. Erſt am folgenden Tage werde er die Brandenburger an ſich ziehen [1]). Während der König dieſe Worte ſchrieb, capitulirte die Stadt Namur.

Im Lager der Verbündeten galt die Anſicht, daß in Namur ein Verrath ſtatt gefunden. Die Contreſcarpe und das Ravelin ſeien genommen, ohne daß die Beſatzung einen Schuß gethan. Windiſchgrätz berichtet aus dem Haag, daß dieſe Anſicht nicht bloß aus dem Hauptquartiere ſtamme, ſondern daß auch nach anderen Anzeichen man nicht wohl anders urtheilen könne. Der König Wilhelm nannte in einem Schreiben an Heinſius die Vertheidigung der Stadt eine infame. Um ſo ſtärker wuchs ſein Eifer für den Entſatz der Citadelle. Die Armeen rückten einander nahe. Am 9. Juni ſtanden die Vorpoſten auf den beiderſeitigen Ufern der Mehaigne. Es war ein Bach, aber mit tief eingeſchnittenem Bette, angefüllt in Folge des ſtarken Regens. Der König Wilhelm ließ die Anſtalten treffen, am nächſten Tage mittels Brücken den Bach zu überſchreiten. Der Marſchall Luxemburg, dieſe Abſicht erkennend, ſchrieb am Abende des 9. an Ludwig XIV.: „Morgen, wenn der Feind herüber kommt, ſind Ew. Majeſtät unbeſchränkter Herr über die geſammten Niederlande" [2]).

Die Nacht hindurch und den folgenden Tag goß aufs neue der Regen nieder, unabläſſig. Die Mehaigne trat aus. „Sie iſt nicht zu überſchreiten," meldet der König Wilhelm am 2./12. Juni. Am 5./15. Juni berief er abermals über dieſe Frage den Kriegesrath. Die Mitglieder

---

[1]) Bericht des Grafen Stratemann vom 9. Juni. — Grovestins t. VI, p. 341.

[2]) Dangeau t. III, p. 88.

stimmten überein, daß die Stellung des Marschalls Luxemburg hinter der Mehaigne unangreifbar sei.

„Daß es zu einer Schlacht komme, meldet damals der Graf Stratemann aus dem Hauptquartiere nach Wien, wünscht Niemand sehnlicher als der König von England. Er hat sich abhalten lassen nur durch das Votum der Generale. Sie haben ihm entgegen gestellt, daß man die ganze Armee aufs Spiel setze, von welcher das Schicksal von Europa abhange“ [1]).

Andererseits hatte der König gehofft auf die von ihm mit Nachdruck geforderte Diversion am Oberrheine. Diese setzte jedoch voraus das aufrichtige Eintreten von Kursachsen. Es erfolgte nicht. Die Unterhandlung des Kaisers mit Johann Georg IV. brachte kein Ergebnis. Die sächsischen Truppen wurden heim berufen. Demnach blieb die Armee des Oberrheines für die Aggressive zu schwach. Die französische Armee in Belgien hatte nicht nöthig sich um jener willen zu schwächen.

Am Abend des 20./30. Juni 1692 capitulirte auch die Citadelle von Namur.

„Am 3. Juli, heißt es in dem Berichte Ludwigs XIV., brach er König auf zur Rückkehr nach Versailles. Er war um so mehr ıfrieden mit seiner Eroberung, da diese große Expedition einzig und lein sein Werk war. Er hatte sie unternommen auf seine eigene nsicht, und sie ausgeführt, so zu sagen, mit eigenen Händen, im gesichte aller feindlichen Kräfte. Er hatte, vermöge der Erstreckung er Voraussicht, alle ihre Plane durchkreuzt, und die Subsistenz er Armee gesichert. Mit Einem Worte: er hatte, ungeachtet aller dernisse, die man ihm entgegen gestellt, ungeachtet der wechselvollen erung, die in allem ihm ungünstig war, in fünf Wochen eine ng errungen, welche die erfahrensten Heerführer für uneinbar hielten. Er hatte mithin triumphirt, nicht bloß über die e der Wälle, über die Schwierigkeiten des Bodens, über den stand der Menschen, sondern auch über die Unbill der Witterung o zu sagen, über die Hartnäckigkeit der Elemente.“

---

[1]) Stratemanns Berichte vom 9., 10. und 20. Juni. — Bericht des Grafen grätz vom 13. Juni. — Grovestins t. VI, p. 342 et suiv.

„Man hat in Europa, fährt Ludwig XIV. fort, sehr verschieden gesprochen über das Verhalten des Prinzen von Oranien während dieser Belagerung. Viele haben gemeint die Gründe zu kennen, welche ihn gehindert haben eine Schlacht zu liefern, und zwar bei einer Gelegenheit, wo es schien, daß er alles daran setzen mußte, um die Wegnahme einer so wichtigen Stadt zu hindern, deren Verlust ihm ein immer währender Vorwurf sein würde. Man hat sogar Beweggründe angeführt, die ihm nicht zur Ehre gereichen. Will man indessen ohne Leidenschaft über einen Fürsten urtheilen, dessen Tüchtigkeit Anerkennung fordert: so darf man sagen, daß das von ihm eingeschlagene Verfahren sich ergibt als Weisheit. Die Erfahrung der Vergangenheit hatte ihn belehrt, wie unnütz es sei, sich einem Plane entgegen zu stellen, den der König selbst ausführte. Der Prinz hat Namur verloren gegeben von dem Augenblicke an, wo er wußte, daß der König es in Person belagerte. Ferner sah er den König an der Spitze zweier furchtbarer Heere vor den Thoren von Brüssel. Deshalb glaubte er nicht eine Schlacht wagen zu dürfen, deren Verlust denjenigen der Niederlande nach sich gezogen haben würde, und vielleicht, durch die Auflösung der Allianz, deren Bildung ihm so viele Mühe gekostet, seinen eigenen Untergang."

So der König Ludwig XIV. Wir haben die Worte des Königs Wilhelm III. gegenüber zu stellen. Einige Monate später nämlich warf er in einer Unterredung mit dem Grafen Windischgrätz einen Rückblick auf den ganzen Feldzug. „Ich fand, sagte er, den König von Frankreich von Anfang an in einer so vortheilhaften Position, daß ein Angriff auf dieselbe mir der Vernunft nicht zu entsprechen schien. Es waren dennoch in meiner Umgebung Einige, welche riethen, man müsse alles an alles setzen. Ich überlegte mir die Sache aufs reiflichste, und fand nach allem Erwägen ein solches Unternehmen unverantwortlich. Andererseits sah ich vorher, daß man mich als furchtsam ausschreien werde. Ich habe jedoch lieber dies über mich ergehen lassen wollen, als jenes Wagnis auf mich nehmen, zumal da ich doch auch zuversichtlich hoffe, daß dieser Vorwurf nur bei wenigen Menschen Glauben finden wird" [1]).

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. October 1692.

Ludwig XIV. malt an jener Stelle weiter die Bestürzung seiner Gegner. In dieser Beziehung hatte er Recht. „Die Holländer stehen so consternirt, meldet der Graf Windischgrätz, daß sie haschen nach Trost.“ Andererseits jedoch kargten sie auch nicht mit Vorwürfen. „Die Langsamkeit unserer Verbündeten am Oberrhein und in Piemont, sagten sie, trägt an allem die Schuld“ [1]).

Nicht anders dachte der König Wilhelm selbst, so jedoch, daß seine Anklage sich richtete gegen ein bestimmtes Object, eine bestimmte Persönlichkeit. In seinem Namen trat am 9. Juli Dykvelt im Hauptquartiere zu dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Stratemann, und redete wie folgt.

„Der Fall von Namur geht dem Könige täglich mehr zu Herzen. Denn die Besorgnis vor dem unvermeidlichen Verluste des noch übrigen Belgien steigt rasch. Dieser Verlust würde die benachbarten Mächte zu einem Sonderfrieden zwingen, oder doch sie außer Stande setzen, für die gemeinsame Sache beizutragen wie bisher. Dagegen gibt es kein anderes Mittel, als daß alle Verbündete insgesammt und nachdrücklich am Kriege Theil nehmen. Namur ist verloren, weil man am Rheine und in Piemont bis in den Monat Juli hinein dem Feinde Zeit gelassen, seine völlige Macht gegen Belgien anzuwenden, so daß er, ungeachtet der starken und wohl ausgerüsteten Armee der Verbündeten, dennoch an Zahl überlegen war. Zugleich befand er sich in einer so günstigen Stellung, wie sie die Gelegenheit dieses Landes hier überall zu nehmen verstattet, daß nach sorgfältiger Erwägung der Angriff auf dieselbe, weil im unglücklichen Falle verderblich, nicht rathsam befunden werden konnte. Unterdessen aber werden die Länder ausgemergelt, und es wächst die Besorgnis heran, daß endlich Vielen die Neigung vergehen werde, einen so kostbaren und so schädlichen Krieg fortzusetzen. Das einzige Mittel zur Ermuthigung ist eine Haupt-Unternehmung am Oberrhein oder in Piemont. Daß jedoch in diesem Jahre dazu geringe Aussicht, liegt in der Thatsache vor, daß weder Magazine noch Material sich vorräthig finden.“

„Der König weiß sehr wohl, daß dem Kaiser die Schuld daran im geringsten nicht aufgebürdet werden darf. Denn der Kaiser ist selbst

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 8. Juli.

verwickelt in einen kostbaren Krieg mit den Türken. Er hat ferner alles was in seiner Macht stand gethan, um die Operationen zu beschleunigen. Anders jedoch ist es mit den Reichsfürsten. Sie tragen geringe Sorge für Magazine, für andere Kriegserfordernisse. Daher erscheinen sie spät im Felde, und sind dann noch dazu außer Stande, etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Endlich gar hat der Kurfürst von Sachsen seine Truppen zu so ungeeigneter Zeit heim berufen, daß ihm hauptsächlich der unglückliche Fortgang dieses Feldzuges zur Last fällt."

„Nun aber ist dem Kaiser wie allen anderen Mitgliedern der Allianz bekannt, daß dieses Verfahren des persönlich wohlgesinnten Kurfürsten zuzuschreiben ist den schädlichen Rathschlägen des Hans Adam von Schöning. So lange die Angelegenheiten in Dresden in den Händen dieses Mannes beruhen, ist von dort her nichts Gutes zu erwarten. Es ist notorisch, daß er von Frankreich Geld genommen, und noch heute von da her eine Pension bezieht. Es ist ferner notorisch, daß er, wider den klaren Wortlaut der am Reichstage angenommenen und publicirten Verbote, französische Emissäre in das Reich einführt, daß er durch seine Einflüsterungen den Kurfürsten dem Reiche abwendig macht. Demnach ist, wenn Schöning in seinem bisherigen Stande verbleibt, auch für die Zukunft nichts Besseres zu erwarten."

„Der König spricht daher dem Kaiser den Wunsch aus, daß Schöning entfernt werde. Durch Unterhandlung ist dabei wenig auszurichten; denn Schöning wird sie vereiteln. Zunächst würde erforderlich sein die Ueberwachung des Schöning im Reiche durch die kaiserliche Autorität, dann aber, sobald er Böhmen oder ein anderes kaiserliches Erbland beträte, seine Gefangennahme und Wegführung. Dies würde den Kurfürsten von Sachsen allerdings erregen; aber der König von England, die Generalstaaten, der Kurfürst von Brandenburg und die anderen Verbündeten, sind bereit den Kurfürsten zu beschwichtigen und aller Orten ihre Zustimmung geltend zu machen. Demgemäß wird Schöning für sein unverantwortliches Verhalten gestraft, allen Anderen im Reiche ein heilsames Exempel vorgestellt, die Autorität des Kaisers im Reiche gekräftigt, endlich der an sich wohlgesinnte Kurfürst Johann Georg IV. der gemeinsamen Sache wieder gewonnen."

„Wenn dann auch, wider Verhoffen, der Friede mit den Türken nicht erfolgt, so wird man doch im nächsten Frühlinge am Oberrheine eine starke Armee haben, befähigt zu einer nachdrücklichen Diversion."

„Ich spreche dies, schloß Dykvelt, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit der angelegentlichen Bitte alles dem Kaiser zu berichten. Der König und die Generalstaaten halten sich versichert, daß der Kaiser diesem ihrem Rathe Beachtung schenken werde."

So der Bericht Stratemanns am 9. Juli von Genappe aus. Noch bevor der Rath gegeben oder die Bitte gestellt wurde, hatte der Kaiser, am 3. Juli, derselben entsprechend gehandelt.

Hans Adam von Schöning besaß die bei seiner Stellung fast unglaubliche Dreistigkeit, sich zum längeren Aufenthalte nach Teplitz in Böhmen zu begeben. In der Morgenfrühe des 3. Juli ward dort das Haus, in welchem er sich befand, von 200 Mann Soldaten umstellt. Die Dienerschaft weckte ihn. Er befahl auf die Soldaten zu feuern. Es geschah, und einer oder mehrere stürzten. Die Soldaten jedoch stürmten ein. Schöning ward gefangen, und, gemäß dem Befehle von Wien aus, nach dem Spielberg in Mähren gebracht [1]).

Die Nachricht erregte große Befriedigung in London, im Haag, im Hauptquartiere in Belgien, heftige Erbitterung dagegen in Dresden bei dem Kurfürsten Johann Georg IV.[2]). Er gab zu, daß Schöning in Correspondenz mit dem Franzosen d'Asfeld gestanden. Dies sei nicht zu rechtfertigen, jedoch zu entschuldigen. Die Anklage dagegen, daß Schöning französisches Geld genommen, verneinte er als unbeweisbar. Er verlangte die Freilassung. Es ist merkwürdig, daß er den König Wilhelm III. bittet, um des Gemeinwohles willen dafür seine Autorität bei dem Kaiser geltend zu machen [3]). Anders dachte der König. Er sagte zu Stratemann: „Um dem Kurfürsten alle Hoffnung für Schöning zu benehmen, ist das allein geeignete Mittel

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 34. p. 112.

[2]) Die Berichte von Hoffmann, Windischgrätz, Stratemann, vom 18. Juli, 25. Juli.

[3]) Das Schreiben des Kurfürsten an Wilhelm III. in Lünigs: Literae Procerum Europae t. III, p. 374.

ein kurzer Prozeß". Bei dieſen Worten legte er bezeichnend die Hand an den Hals [1]).

Allein einem Verfahren dieſer Art ſtand in Wien entgegen, daß man, ungeachtet aller Verdachtsgründe, dennoch vor dem Kurfürſten von Sachſen einen Beweis nicht geltend machen konnte. Dykvelt hatte in jener Rede zu Stratemann den Ausdruck gebraucht: es ſei notoriſch, daß Schöning franzöſiſches Geld genommen. Der Ausdruck darf nach der allgemeinen Meinung in Europa als berechtigt angeſehen werden. Der Venetianer Pietro Venier in Paris bedient ſich faſt eben derſelben Worte [2]). Aber eine Notorietät ſolcher Art erſetzt nicht einen juridiſch gültigen Beweis. Der Kaiſer verlangte alſo von dem Könige Wilhelm beſtimmteren Nachweis. Auf die Frage Stratemanns erwiederte er: „Ich habe allerdings genaue Kenntnis, weiß aber ſonſt keinen zu nennen". Stratemann drängte weiter: der Beweis würde doch zu erbringen ſein. Es ſchwebe ihm vor, daß der König ſelbſt ihm einmal geſagt, das eigene Bekenntnis des Schöning zu beſitzen. Schöning habe darin ſich erboten, die franzöſiſche Partei zu verlaſſen, wenn man ihm von verbündeter Seite die gleiche Summe bezahle, die er bisher von Frankreich bezogen. „Allerdings, entgegnete der König. Allein da dieſe Sache mir allein bekannt, ſo kann ich nicht als Zeuge auftreten." — Stratemann fügte ſeinem Berichte an den Kaiſer hinzu: auch aus früheren Aeußerungen wiſſe er, daß der König die Beweismittel zur Ueberführung des Schöning in Händen habe [3]). Dieſe Thatſache dürfte demnach unzweifelhaft ſein. Allein die Weigerung des Königs ein an ihn ſelber gerichtetes Schreiben auszuliefern, oder überhaupt ſich perſönlich zu betheiligen, gereichte dem Schuldigen zur Rettung ſeines Lebens. Nur blieb er in Haft. Der Kurfürſt Johann Georg IV., ſo heftig er anfangs erregt war, fügte ſich in die Thatſache [4]).

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 25. Juli.

[2]) Nachdem Venier von dem Gelde geſprochen, welches Frankreich für Werkzeuge und Emiſſäre an den deutſchen Höfen aufwandte, fährt er fort: Il successo del general Sconingh etc. è publico. Bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 550.

[3]) Stratemanns Bericht vom 1. September.

[4]) Desgl. vom 5. Auguſt, mit Bezug auf Heeckerens Bericht aus Dresden vom 25. Juli.

Den König Wilhelm drängte es unterdessen mit dem Feinde zusammen zu kommen. Am 31. Juli nahm der Marschall Luxemburg seine Stellung zwischen Enguien und Steenkerken. Der König hielt dieselbe für angreifbar. Am 2. August entwarf er die Dispositionen. Man hat Gewicht darauf gelegt, daß der Marschall Luxemburg sich täuschen ließ durch einen Secretär des Kurfürsten von Bayern, welcher ihm oft Nachrichten gab, und welcher, nachdem dies entdeckt, vom Könige Wilhelm gezwungen wurde eine falsche Nachricht zu geben. Allein das Wesen der Sache war, daß der Marschall Luxemburg eine mit Wald und Busch bedeckte Anhöhe vor seinem rechten Flügel nicht besetzt hatte, und daß der König diese Höhe zu gewinnen trachtete. Der Herzog von Württemberg mit vieler Infanterie erhielt den Befehl diese Anhöhe zu nehmen. Es gelang. Dann erst erkannte der Marschall Luxemburg, daß von dem Wiedergewinne derselben für sein Heer alles abhange. Es entbrannte daher ein mörderischer Kampf, der den Nachmittag hin und her wogte. Einer der Berichte sagt kurz: es wurde kein Quartier gegeben. Viele Stunden hindurch hielten die verbündeten Truppen die Waldeshöhe. Gegen Abend jedoch gelang es Luxemburg, den General Boufflers mit frischen Truppen und starker Artillerie heranzuziehen. Die holländische Brigade Fagel, unter dem Commando des Prinzen von Nassau-Saarbrück, litt großen Schaden. Die Nacht nahte heran, das Terrain war eng. Der König befahl den Rückzug. Die verbündete Armee begab sich geordnet wieder in die Quartiere, die sie, zum Zwecke des Angriffes, am Morgen verlassen hatte [1]).

Der Angriff der Verbündeten war zurückgewiesen, und darum der Sieg auf französischer Seite. Der Menschenverlust auf beiden Seiten war unsäglich: derjenige der Franzosen größer. Die Liste ihres Verlustes an Todten und Verwundeten beträgt etwa 7000, diejenige der Verbündeten reichlich 5000 Mann [2]).

Wichtig ist vor allen Dingen das eigene Urtheil des Königs Wilhelm, wie er dasselbe aussprach um zwei Monate später zu dem

[1]) Der offizielle Bericht Dykvelts als Feld-Deputirten an die Generalstaaten bei Sylvius t. IV, b. 34, p. 117. — Außerdem dort eine Reihe anderer, auch der nicht-offizielle eines Franzosen. — Der Bericht Stratemanns an den Kaiser entspricht ziemlich genau demjenigen von Dykvelt. — Mémoires de Berwick I, p. 74.

[2]) Bei Sylvius p. 121.

Grafen Windischgrätz, mit folgenden Worten: „Mein Angriff auf die Franzosen bei Steenkerken war so eingerichtet, daß ich mit Sicherheit wußte nicht viel verlieren zu können, daß ich dagegen die Chance hatte, den Feind zu schlagen bis zur Vernichtung. Es war nahe daran." Er schwieg eine Weile. Dann, indem er die Hand erhob und sie wendete, fuhr er fort: „Es fehlte nur noch an einem Handumdrehen. Es ist nicht geschehen, und ich verehre in Demuth die göttliche Providenz, die es nicht zugelassen". Wiederum schwieg er eine Weile. Dann wiederholte er: „Bemerken Sie wohl: nur um einen Augenblick handelte es sich, dann wäre die gesammte französische Infanterie auf dem Platze geblieben" [1]).

Vielleicht dürfte es scheinen, als habe der König Wilhelm III. hier die Lage der Dinge während eines Momentes der Schlacht als zu günstig aufgefaßt. Allein es liegt ein vertrauliches Schreiben eines französischen Offiziers vor, welches jenen Worten durchaus entspricht. Er macht dem Marschalle Luxemburg zuerst die Nicht-Besetzung jener waldigen Höhe zum Vorwurfe. Dann schreibt er seinem Freunde: „Ich versichere Ihnen, daß eine ganze Stunde hindurch die Unordnung bei uns sehr groß war, und gar Viele, die in den Zeitungen als kaltblütige Helden erscheinen werden, fanden sich da innerlich sehr beengt. Um zwei Uhr Nachmittags drangen die Feinde mit unwiderstehlicher Gewalt vor, gelangten bis an unsere Artillerie, deren sie auch für einige Zeit sich bemächtigten, und erst nach einem langen, heftigen, überaus blutigen Gefechte wurde die Waldeshöhe wieder gewonnen. Ueber den dann erfolgenden Rückzug der Feinde waren wir von unserer Seite mehr als wohl zufrieden" [2]).

Die ersten Tage nach dem Blutvergießen von Steenkerken verblieben beide Armeen in den Stellungen, welche sie zuvor eingenommen. Dann verlegte Luxemburg die seinige um eine Stunde weiter zurück — an eine Oertlichkeit, in der er unangreifbar war. Er ließ 800 Verwundete im Lager zurück, und sandte an den Fürsten von Waldeck

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. October 1692.

[2]) Das Schreiben bei Sylvius t. IV, b. 34, p. 120. Aehnlich der Marschall Berwick in Mémoires I, p. 75.

die Bitte sie gut zu behandeln, wie er das bei einer anderen Gelegenheit auch gethan. Waldeck versprach es [1]).

Wenn auch immer die Schlacht von Steenkerken an sich für den Feldzug keine Entscheidung gab: so übte sie dieselbe nach einer anderen Seite. Der Kern der Gedanken des Königs, das nächste Ziel seiner Wünsche für diesen Feldzug, war der Wiedergewinn von Namur. In seiner Correspondenz des Sommers 1692 heißt dies Object der große Plan, le grand dessein. Demselben wurden die anderen untergeordnet, demgemäß auch derjenige einer Landung in Frankreich.

Der große Seesieg von La Hogue hatte diesem letzteren Plane neues Leben gegeben. Die Ausführung wurde einerseits dem Admiral Russel anvertraut, andererseits dem Herzoge von Leinster, dem ältesten Sohne des einstigen Marschalls Schomberg. So auffallend es klingt, der Admiral stand mit dem Könige Jacob in Correspondenz nach La Hogue wie vorher. Er hatte sich geäußert: durch diese Niederlage stehe es um den König Jacob nicht schlechter als zuvor: nun habe er, Russel, es in seiner Macht ein zweiter Monk zu werden. Der König Jacob ließ ihn darüber befragen. Russel erwiederte zustimmend, beharrte jedoch bei den früheren Bedingungen einer allgemeinen Amnestie und einer festen Beschränkung der königlichen Gewalt [2]). Diese Correspondenz von Russel mit dem Könige Jacob mochte nicht geahnt werden: thatsächlich lag dagegen als Hindernis des Planes einer Landung in Frankreich offen vor Augen seine Uneinigkeit sowohl mit Leinster, dem Commandanten der Landungstruppen, als namentlich mit dem Staats-Secretär Nottingham [3]). Eben so auffallend erscheint, daß man als Object der Landung in Aussicht genommen St. Malo, also denselben Ort, welcher vor La Hogue in der Correspondenz zwischen Russel und dem Könige Jacob in dieser Beziehung genannt wird. Bereits im Juli wußte man in London, daß die Felsen von St. Malo mit Kanonen gespickt waren. Die Erwartungen von dem Plane der Landung standen schon damals tief [4]).

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 15. August.
[2]) The life of James. Vol. II, p. 499.
[3]) Stratemanns Bericht vom 22. August.
[4]) Hoffmanns Bericht vom 15. Juli.

Der Verluſt bei Steenkerken einerſeits, das Feſthalten des Königs Wilhelm andererſeits an der Abſicht des Wiedergewinnes von Namur, bewog ihn bei dieſer Lage der Dinge für das laufende Jahr den Plan der Landung in Frankreich aufzugeben. Die dazu beſtimmten fünfzehn Bataillone erhielten den Befehl ſich nach Belgien einzuſchiffen. In den erſten Tagen des Monates September landeten ſie in Oſtende [1]).

War der Waffengang von Steenkerken für den König Wilhelm III. ungünſtig ausgefallen: ſo trug er einige Tage ſpäter einen wichtigen moraliſchen Erfolg davon durch den Ausgang des Prozeſſes Grandval.

Am 11. Auguſt 1692 erfolgte das Urtheil über Grandval. Das Kriegsgericht beſtand aus dem Grafen Athlone als Vorſitzendem; ferner den Generallieutenants Sgravemoor und Talmaſh; den Generalmajoren La Foreſt, van Weede, gewöhnlich Dykvelt genannt, Grafen Noyelles, Zobel; den Brigadiers Churchill und Ramſay; endlich zwei Juriſten. Zu Eingang des Urtheils, welches von ſämmtlichen Mitgliedern unterzeichnet iſt, heißt es, daß Grandval ſein vollſtändiges Bekenntnis abgelegt ohne Tortur. Der Spruch lautete auf den Tod des Hochverräthers. Bevor Grandval zum Richtplatze gebracht wurde, ſchrieb er aus eigenem Antriebe an eine Dame in Paris die Bitte, daß ſie dem Erzbiſchofe von Rheims, dem Bruder des einſtigen Louvois, ausſprechen wolle: den Gehorſam für die Befehle von Barbeſieux büße Grandval mit dem Leben [2]). Das Urtheil ward vollzogen am 13. Auguſt 1692.

So das Urtheil. Dasſelbe läßt nicht erſehen das Verhalten des Königs Wilhelm bei dem Prozeſſe. Auch aus der Umgebung des Königs iſt es durch Schrift der Nachwelt nicht überliefert. Dennoch ſind von dem damaligen venetianiſchen Botſchafter in Paris, Pietro Venier, einige wenige Worte auf uns gekommen, welche den Thatbeſtand feſtſtellen. Sie lauten: „Als ein gewiſſer Grandval überführt wurde, ausgeſendet worden zu ſein von Barbeſieux, welcher gemäß einem Plane ſeines Vaters Louvois ihn verleitete, dem Könige Wilhelm nach dem Leben zu trachten, gebot dieſer König, daß, wenn der An-

[1]) Stratemanns Bericht vom 4. September.

[2]) Das Schreiben iſt dem offiziellen Berichte beigefügt.

geklagte reden wolle über den König von Frankreich, ihm Schweigen auferlegt werden solle". Der Venetianer fügt sein Urtheil hinzu: „Das war in jeder Art ein Beweis von Seelengröße" [1]). Die Worte reichen aus für alle Zeiten.

Mit einem Charakterzuge solcher Art ist die Anklage auf eine moralische Urheberschaft Wilhelms III. an der Mordthat von Glencoe, wie sie geschah, unvereinbar.

Die Generalstaaten ließen das Urtheil des Kriegsgerichtes über Grandval durch den Druck öffentlich bekannt machen. Das Volk in der Republik Holland ward heftig erregt. In dem Prozesse war der Name des polnischen Residenten im Haag, Moreau, als Mitwissers genannt. Das Volk murrte laut wider ihn. „Wenn dem Könige von England irgend ein Unfall zustoßen sollte, meldet Windischgrätz am 26. August, so steht Moreau in Gefahr vom Volke zerrissen zu werden. Er leugnet was Dumont gegen ihn ausgesagt; aber Niemand glaubt ihm." Zwei Tage später flüchtete Moreau aus dem Haag. Die Erregung der Bürger legte sich noch nicht. Auch die Gesandten anderer neutralen Mächte begannen für sich zu fürchten. Der dänische und der schwedische wandten sich Schutz suchend an den Grafen Windischgrätz. Sie baten ihn gemeinsame Sache daraus zu machen. Er wies sie ab: sie möchten sich an Heinsius wenden. Aber er fühlte durch, daß diesem selber bei der leidenschaftlichen Erbitterung des Volkes nicht wohl zu Muthe war. Eine That der Friedensstörung indessen erfolgte nicht [2]).

Es war die Frage, ob auf jenen offiziellen Bericht etwas von Frankreich aus geschehen würde. Daß das gedruckte Actenstück in Versailles kund geworden ist, ergeben die Briefe der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie. Die letztere nämlich erkundigte sich über die Haltung der in dem Prozesse genannten Personen. Unter denselben befand sich, wie wir vernommen, auch die Frau von Maintenon. Die Antwort der Herzogin ergibt lediglich ihr subjectives Urtheil, ungünstig namentlich für die Frau von Maintenon, mit welcher die Herzogin

[1]) Barozzi e Berchet: Relationi etc. Francia. t. III, p. 543: Ad ogni modo fu prova di grandezza d' animo.

[2]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz [illegible] auf.

in Feindschaft lebte — darum für die Sache bedeutungslos. Eine öffentliche Antwort auf die im Prozesse Grandval erhobenen Anklagen erfolgte nicht, weder von Versailles noch von St. Germain. Eine indirecte Antwort dagegen lag darin, daß die durch den Prozeß besonders Compromittirten, Barbesieux und Chamlay, in ihren Aemtern verblieben. Angenommen also auch, daß der König Ludwig XIV. vorher von dem Plane keine Kundschaft besessen habe, über welche Frage, da ja der Befehl Wilhelms III. an das Kriegsgericht jede Aussage Grandvals nach dieser Richtung hin abgeschnitten, das Feld der Combination offen bleibt: so ist doch, nach der Bekanntmachung des kriegsrechtlichen Spruches mit den Gründen, die Thatsache des Verbleibens von Barbesieux und Chamlay in ihren Aemtern gravirend auch für den König.

Weder bei Dangeau, dessen Journal gar häufig erscheint wie eine Buchführung über die Tagesbeschäftigungen des Königs, noch bei St. Simon, dessen Auge und Ohr offen steht für das Kleine, wie das Große, das in Versailles sich zuträgt, findet sich eine Erwähnung der Sache des Grandval. Um so weniger also bei Voltaire.

Jene Antwort der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie ist in Betreff der eigentlichen Anfrage nicht befriedigend. Und dennoch ist sie von großem geschichtlichem Werthe, weil diese Antwort allein eine besondere Thatsache aufbewahrt, welche aus anderen Documenten, so weit bekannt, nicht darzuthun sein würde. Diese Thatsache ist, daß der römische Kaiser Leopold und der König Wilhelm III. von England dem Könige Ludwig XIV. gegenüber in jener Zeit gehandelt haben, wie es christlichen Fürsten gebührt.

Gemäß dem Briefe der Herzogin von Orleans nämlich hat damals irgend eine Persönlichkeit von der Sache Grandvals den Anlaß hergenommen, sich dem Kaiser und dem Könige Wilhelm zu erbieten zur Ermordung Ludwigs XIV. Der Eine wie der Andere schlug ab, und ließ den König von Frankreich warnen. In den Kreisen des Hofes von Frankreich wurde dann erzählt: der Kaiser habe so gehandelt. Ueber den König Wilhelm III. schwieg man. Die Herzogin von Orleans erfuhr erst durch die Prinzessin Sophie, von Hannover her, daß der König Wilhelm in gleicher Weise gehandelt habe wie der Kaiser [1]).

[1]) Anlage IV.

Auf Seiten der Verbündeten rief die Sache des Grandval wieder lebhaft die Mahnung vor Augen, wie viel für Alle sich knüpfe an die Erhaltung der Person des Königs Wilhelm III. Diese Mahnung erneute sich einige Wochen später. Am 18. September, Nachmittags zwei Uhr, gab sich die im nordwestlichen Europa sehr ungewohnte Erscheinung eines Erdbebens kund. An vielen Orten schlugen die Glocken an, stürzten Schornsteine von den Dächern, sogar Mauern fielen ein. So namentlich in London. Zu Mons im Hennegau wurden von den stürzenden Trümmern dreißig Menschen erschlagen. Als der erste Stoß fühlbar wurde, hatte der König Wilhelm eben abgespeist und saß noch an der Tafel. Durch das Geschrei und Bitten seiner Umgebung, welche dem Bestande des wankenden Hauses nicht mehr traute, ließ er sich zum Aufstehen bewegen, um hinauszugehen. Sobald die Anwesenden diese Absicht erkannten, drängten Alle zugleich nach dem Ausgange. Der König, fortgeschoben, nahm die Treppenstufen nicht rechtzeitig wahr, und fiel über zwei derselben hinunter. Er erlitt keinen Schaden; aber die Sache an sich erschien Vielen wie eine schlimme Vorbedeutung [1]).

Für den Feldzug in den Niederlanden fand jedenfalls dies Omen keine Anwendung mehr. Es gelang nicht mehr, dort etwas Nennenswerthes auszuführen. Der Vortheil des Feldzuges war für den König von Frankreich; denn Namur war in seinen Händen und der Besitz ihm befestigt durch das siegreiche Zurückschlagen des Angriffes bei Steenkerken.

Wenden wir also unsere Blicke auf die anderen Schauplätze des ungeheueren Krieges.

Wir haben aus dem Votum der kaiserlichen Räthe für die Verleihung der Kurwürde an den Herzog Ernst August vernommen, mit welcher Besorgnis sie blickten auf die Rüstungen der Türken für den Feldzug von 1692. Man vernahm von Constantinopel her das drohende Wort, nicht eher dürfe vom Frieden die Rede sein, als bis Ofen wieder sich in den Händen der Türken befinde. Nur der Tod Köprilis verschulde die Niederlage von Salankemen: die Zerspaltung der Christenheit dagegen verheiße den Türken den Sieg. Das Urtheil über Köprili

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 23. September. — Einzelnheiten über das Erdbeben hat Sylvius t. IV, b. 34, p. 153.

mochte richtig sein; aber es war dann die Frage, ob der Nachfolger ihm entsprach. Es war nicht der Fall. Der neue Großwesir, Ali Bassa, kleinlich, habgierig, suchte seine Stellung zu sichern nicht zuerst durch eigene Leistungen, sondern durch die Besetzung aller wichtigen Stellen mit seinen Anhängern. Die Maßlosigkeit dieses Strebens erbitterte den Sultan so sehr, daß er, während der Großwesir den Kaimakam vor ihm anklagte, diesen herbeirief und ihn aufforderte, einen anderen Großwesir vorzuschlagen. Die Wahl fiel auf Ali, Pascha von Mesopotamien. Der Wechsel war für die Kaiserlichen ein großer Gewinn, weil demnach, bis der neue Großwesir herankam, tief in den Sommer hinein, der Feldzug von Seiten der Türken der einheitlichen Leitung entbehrte[1]).

In denselben Tagen als Namur in die Hände der Franzosen gerieth, capitulirte das lang belagerte Großwardein vor den kaiserlichen Waffen. Es war ein wichtiger Erfolg; aber es blieb der einzige. Und doch lagen die Dinge so günstig. Ungeachtet des Uebermuthes, mit welchem die Türken im Beginne des Jahres dem Feldzuge entgegen geschaut, hatte der Wechsel im Commando die Folge, daß in der ersten Hälfte des Sommers kaum 40,000 Türken im Felde erschienen. Die Lage der Dinge war demnach für die Kaiserlichen viel verheißend. Außer den eigenen Truppen zogen die Hülfsvölker heran: 4000 von Münster, 6000 von Hannover, 2000 Irländer, welche der König Wilhelm III. überwiesen, zwei Regimenter Dänen. Freilich die alten, den Türken gegenüber erprobten Soldaten waren nicht mehr. Die besten der noch erhaltenen Regimenter standen in Savoyen. Aber auch so waren die Kaiserlichen den Türken überlegen nicht bloß, wie bisher, an Kriegesrüstung, sondern auch, was bis dahin nie geschehen, an Zahl. Die Gelegenheit erschien so günstig wie nie zuvor. Und dennoch ward sie, wie es schien, nicht benutzt. Der Feldzug ging thatlos vorüber. Es hieß, daß die Türken den Mahomet priesen, welcher die Christen mit Blindheit schlage, daß diese, welche den Krieg vor der Thüre, den Stromlauf der Donau zu Gunsten hätten, fast langsamer zur Stelle erschienen, als die Kriegesvölker, welche von Asien und Afrika her zuvor die weiten Länderstrecken durchmessen müßten[2]).

---

[1]) Wagner: historia Leopoldi. Vol. II. p. 199 sqq.

[2]) A. a. O. p. 201.

So erschien die Sache vielen, auch wohlwollenden Beobachtern. Sie vergaßen, daß das kaiserliche Heer geführt wurde von demselben Ludwig von Baden, der mehr als einmal mit viel geringerer Macht den Sieg über die Türken davon getragen. An ihm hätte es sicherlich auch dies Mal nicht gefehlt. Wir haben daher uns für dies Verhalten an kundiger Stelle umzusehen.

„Man hat beobachtet, meldet der venetianische Botschafter Venier dem Senate, daß die natürliche Neigung des Kaisers in diesem Feldzuge sich verändert hatte. Bisher pflegte er durch geheime Befehle, entschiedener als diejenigen seines Hof-Kriegesrathes, den Prinzen von Baden anzufeuern, auf eigene Faust etwas zu wagen, Angriffe zu unternehmen. Dies Mal hat der Kaiser seine Erwägungen denen des Hof-Kriegesrathes anbequemt, hat er gehandelt gemäß den Grundsätzen besonderer Vorsicht. Ungeachtet der Prinz 50,000 Mann bereit, und die gute Donau-Flotte zur Verfügung hatte, hielt er sich lieber in der Defensive, um die gemachten Eroberungen zu bewahren, als um neue zu erlangen. Denn es ist unmöglich, aus den kaiserlichen Ländern abermals wieder so viele Menschen und so viel Geld herauszudrücken, wie dieser Krieg verschlingt" [1]).

Die feindlichen Heere kamen demnach einander nicht zu Gesichte. Sie hatten beiderseitig zu kämpfen nur mit dem einen gemeinsamen Feinde, den Krankheiten der Niederungen von Ungarn.

Bei dieser Lage der Dinge schien die Aussicht auf den Frieden sich eröffnen zu müssen. Wir haben vernommen, daß der Ritter Harbord auf sein freiwilliges und eifriges Erbieten von dem Könige Wilhelm entsendet wurde. In Wien erkrankte er. Die Correspondenz mit Constantinopel ergab, daß man von türkischer Seite nicht abgeneigt war, daß man den französischen Vorspiegelungen mistraute. Im Juli brach Harbord nach Belgrad auf. Unterwegs erhielt er die neue günstige Meldung, daß der Großwesir, in Belgrad angekommen, dort seiner harre. Harbord beeilte seine Reise. Er traf in Belgrad ein, im August 1692. Dort erfaßte gleich nach seiner Ankunft ihn eine abermalige Krankheit, und raffte nach wenigen Tagen ihn hin [2]).

---

[1]) Venier p. 342.

[2]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 103, 130, 152.

Auf die Nachricht des Todes von Harbord gab der König Wilhelm III. sofort dem Holländer Heemskerk in Wien den Auftrag zur Abreise nach Belgrad [1]). Lord Paget, einige Zeit zuvor von Wien abberufen und heimgekehrt, befand sich seit wenigen Tagen in London. Er erhielt vom Könige den Befehl des sofortigen Aufbruches nach Belgrad, um gemeinsam mit Heemskerk an dem Werke der Friedensvermittelung zu arbeiten [2]). Heemskerk eilte unterdessen voran. Er begab sich die Donau hinunter bis in das kaiserliche Lager bei Peterwardein. Von dort aus wurde er mit zahlreichem Gefolge auf Schiffen der kaiserlichen Donau-Flotte geleitet bis an die Stelle, an welcher der Verabredung gemäß türkische Schiffe mit gleichem Gepränge ihn und die Seinigen in Empfang nahmen, um ihn an das Lager bei Belgrad zu bringen. Dort weilte der Großwesir. Der vom Sultan gezeichnete Paß für Lord Paget wurde an Heemskerk ausgeliefert. Die Geneigtheit für den Frieden schien auf türkischer Seite durchaus da zu sein. Es ward jedoch auch bemerkt, daß der französische Gesandte, der sich mit im türkischen Hauptquartiere befand, mit starkem Nachdrucke redete von den Vortheilen, welche kurz zuvor der Marschall de Lorge am Rheine errungen [3]).

Der Eifer von England und Holland für den Türkenfrieden ward nicht von allen Betheiligten mit günstigem Auge betrachtet. „Es ist eine beklagenswerthe Fatalität" — sagt der Venetianer Venier im December 1692, also bevor über den Ausgang der Thätigkeit von Heemskerk und Paget etwas Sicheres vorlag — „daß diese englischen Vermittler, sei es aus Privatinteresse, oder aus dem Ehrgeize, den Ruhm der Ausführung eines so großen Werkes davon zu tragen, durch die allzu große Begier es zu Stande zu bringen, es vielmehr hindern."

„Man hat wiederholt versucht, fährt er fort, bei dem Wunsche des Oraniers nach dem Türkenfrieden ihn anzufeuern zu wirksameren Schritten, nämlich zu einer Vollmacht an seine Gesandten bei der Pforte, mit dem Bruche der Seemächte zu drohen, wenn nicht der Sultan

[1]) Stratemanns Bericht aus dem Hauptquartiere, vom 12. September.
[2]) Hoffmanns Bericht aus London, vom 12. September.
[3]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 159, 172.

ich zum Frieden bequeme. Allein da diese Nationen lediglich den igenen Nutzen im Auge haben, so übt das Interesse des Handels ınd des Gewinnes auf sie eine stärkere Wirkung, als die politische rwägung, die Macht des Kaisers im Osten frei zu machen" [1]).

Bei diesen Worten erinnern wir uns des Planes, welchen zwanzig Jahre zuvor der jugendliche Leibniz im Patriotismus für Kaiser und Reich nach Paris getragen (Band I, S. 281 u. f.). Wie damals er Plan scheiterte an dem engen Blicke Ludwigs XIV.: so standen ährend dieses großen Krieges den Hoffnungen und Wünschen des aisers Leopold und der Millionen von Christen auf der Balkan-albinsel entgegen die nächsten Interessen der Kaufleute von London ınd Amsterdam. London tritt hier voran; denn die englischen Kauf-eute zogen aus dem Levantehandel den größeren Vortheil. Der König Wilhelm wagte nicht einmal weiter auf den Gedanken einzugehen. Er rach jegliche weitere Erörterung ab mit dem Hinweise auf den levan-ischen Handel [2]). Wir erinnern uns aus den Worten von Ludwig XIV. ın Carl XI. von Schweden, welches Gewicht er legte auf die Fort-auer des Türkenkrieges. Seinem eigenen Urtheile gemäß würde das nde desselben auch ihn zum Frieden zwingen. Aber jene Kaufleute ollten das Ende nicht in derjenigen Weise herbeiführen lassen, die llein dem Interesse des Christenthums entsprochen hätte. Sie erhoben ieber gegen den Kaiser den Vorwurf, daß er nicht den Krieg beende urch die Rückgabe der befreiten Länder in die türkische Knechtschaft.

Mit allgemeiner Bestürzung dagegen blickte man hin auf das Geschick, dem diese englischen Friedensbotschafter erlagen. Zwei waren ereits gestorben. Der dritte, Lord Paget, erkrankte nach seiner An-unft in Belgrad. Es ist daher für jene Zeit nicht auffallend, daß ie Rede ging von teuflischen Künsten [3]). Indem der Venetianer Venier es Todes von Hussay und Harbord gedenkt, fügt er hinzu: „Jedoch önnen dies auch die natürlichen Wirkungen eines wahrhaft bemerkens-

---

[1]) Finalbericht des venetianischen Botschafters in Wien, H. Venier, in den Fontes rerum Austr. Bd. XXVII, p. 338.

[2]) Der Finalbericht von Soranzo und G. Venier bei Barozzi e Berchet: nghilterra p. 537.

[3]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 152: 't sy door de natuer, 't sy door Duy-elsche konsten veroorzaakt.

werthen und unglücklichen Zufalles sein" [1]). Der dritte, Lord Paget, erholte sich und vollbrachte später, wie wir sehen werden, das große Werk dieses Friedens.

Damals jedoch mochte es Manchem scheinen, als hätten sich, wie es hieß, Himmel und Menschen wider diesen Frieden vereinigt. Richtiger war es zu sagen: die früheren Erfolge einerseits, der Stolz und die Macht der Türken andererseits. Gemäß den früheren Erfolgen, welche den verbündeten Mächten, namentlich dem Kaiser und der Republik Venedig, so reiche Länderstrecken in die Hände gegeben, konnten sie nun nicht sich herbeilassen zu einer schmachvollen Rückgabe des Gewonnenen. Die Macht und der Stolz der Türken dagegen hinderten sie einzuwilligen in den Verzicht auf so ausgedehnte Länder. Die Erfahrung schien damals Vielen darzuthun, daß die zertheilte Macht der christlichen Fürsten nicht vermochte, diejenige der Türken auszudauern. Die von außen her auf diese Macht geführten Schläge reichten nicht hin sie zu zwingen.

Es vergingen allerdings noch Jahre, bis ein stärkerer Schlag erfolgte, der dennoch die Geneigtheit erzwang.

Mehr als einmal freilich, und namentlich nach dem Tode des Großwesirs Mustafa Köprili bei Salankemen, war die Hoffnung auf den Frieden empor geleuchtet. Aber sie war vergänglich wie ein Blitz. Die der Türkei Kundigen urtheilten, daß kein Großwesir seine Amtsführung beginnen werde mit der Unterschrift eines Verzichtes auf weite Länder zu Gunsten christlicher Mächte. Denn, weil er sich erhebe aus einem Haufen von Mitbewerbern, die seine Schritte ausspäheten mit dem Eifer und der Begier ihn wieder zu erniedrigen, so würde er durch einen solchen Verzicht ihnen die Handhabe bieten zu einer Anschuldigung, die hinaus rage über jegliches andere Verbrechen. Darum stürze ein neuer Großwesir sich lieber in die ungewisse Gefahr des neuen Waffenganges, als in das sichere Verderben, welches ihm aus der Unterhandlung des Friedens entgegen blicke.

Dazu kamen die Einwirkungen der Franzosen, die mit Geschick, mit Listen aller Art, bald die Furcht, bald die Hoffnung der Türken

[1]) Venier p. 338: Tuttavia possono esser effetti naturali d' un caso veramente osservabile et infelice.

ı erregen wußten. Dieſe Einwirkungen waren ſo ſicher berechnet, ſo :folgreich, daß bei vielen Unparteiiſchen ſchon im Jahre 1692 die :nſicht überwog: ein Friede mit den Türken werde nicht zu Stande)mmen vor demjenigen mit Frankreich [1]).

Wir werden die Wirkung der vereinten Anſtrengungen von Heems=:rk und Paget im nächſten Jahre zu vernehmen haben. Jene Ausſage on Chateauneuf über die Erfolge des Marſchalls de Lorge lenkt zu=ächſt unſere Blicke auf den Feldzug am Rheine.

Wir haben zur Zeit der Belagerung und Einnahme von Namur ie Klagen von Seiten des Königs und des Rathspenſionärs ver=ommen, daß nicht am Oberrheine eine Diverſion gemacht werde, ıelche wenigſtens einen Theil der franzöſiſchen Armee abziehen müſſe. Bir erinnern uns des Einwandes, der von kaiſerlicher Seite ſchon orher geltend gemacht war, nämlich daß eine nicht geringe Anzahl der :ruppen, namentlich die Brandenburger, welche ihren Unterhalt zogen on dem Reiche, nicht am Rheine ſtanden, ſondern bei dem großen)eere in Belgien. Der ſchwäbiſche und der fränkiſche Kreis unterhielten 4,000 Mann. Sie klagten, daß auf ihnen die geſammte Laſt des :rieges dort läge. Sie verlangten Hülfe vom Reiche. Der Graf :önigsegg im Namen des Kaiſers eilte am Rheine auf und ab, hier ittend um Geſchütz, dort um Fuhrwerk, dort um Getreide für die :rmee. Die günſtige Zeit, in welcher die Macht der Franzoſen unter e Lorge am Oberrheine geſchwächt war durch die Entſendungen nach)elgien, verrann ungenutzt. Wir erinnern uns, daß eben damals noch ie allerdings geringe Anzahl der Kurſachſen, 3000 Mann, auf :chönings Betrieb vom Rheine zurückgezogen wurden. Unterdeſſen aren Andere herangekommen, Heſſen, Lüneburger, Gothaner. Zu Ende uni betrug die Armee 47,000 Mann. Der Oberbefehl ward getheilt viſchen dem Landgrafen von Heſſen=Caſſel und dem Markgrafen von)aireuth [2]).

Dem Plane gemäß, welchem der König Wilhelm, freilich in was anderer Weiſe, zugeſtimmt, hatte der Landgraf mit dem größeren

---

[1]) V' è chi con qualche fondamente è persuaso che la pace col Turco)n possa farsi, se quella di Christianità non si stabilisce. So Venier p. 339. :an vgl. dort die ganze Abhandlung.

[2]) Wagner II, 221. — Sylvius t. IV, b. 33, p. 94.

Theile dieſer Truppen mittels der Brücke von Mainz den Rhein zu überſchreiten und dann ſo tief wie möglich nach Weſten zu dringen, während der Markgraf von Baireuth das rechte Rheinufer deckte und Philippsburg beobachtete. Es geſchah. Aber bei Speier lag de Lorge verſchanzt. Er war eben verſtärkt durch Joyeuſe mit denjenigen Truppen, welche nach dem Falle von Namur dort verfügbar waren. Es erhob ſich alſo die Gefahr, daß, im Falle des Weiterzuges des Landgrafen, de Lorge über den Rhein ging, um die ſchwächere Macht dort zu erdrücken. Demgemäß kehrte der Landgraf auf das rechte Ufer zurück.

Der Kaiſer, die eigentliche und wahre Urſache des Miserfolges wohl erkennend, mahnte zur Eintracht und zum einmüthigen Handeln. Höher als die Frage des Commandos ſtehe die Pflicht für das Gemeinwohl. Er drängte abermals den Rhein zu überſchreiten, die Ebernburg zu nehmen und dadurch eine Diverſion zu machen zu Gunſten der Verbündeten an der Moſel und in Belgien. Nicht jedoch möge man die Zeit verbringen mit dem Erwarten der Weiſungen aus Wien, ſondern handeln gemäß den Umſtänden. Die beiden Feldherren, mit Zuziehung Anderer, erwogen den abermaligen Rhein-Uebergang, ob mit ganzer Macht, ob mit einem Theile. Sie beriethen zehn Tage lang. Dann überſchritt der Landgraf mit dem größeren Theile des Heeres, am 1. September, bei Mannheim abermals den Rhein, während der Markgraf von Baireuth dort am rechten Ufer blieb. Der Marſchall de Lorge zog unterdeſſen Verſtärkungen an ſich von Straßburg, von Breiſach, ſelbſt von Hüningen her. Während der Landgraf ſich nach der Ebernburg wandte, überſchritt de Lorge raſch den Rhein und wandte ſich gegen Pforzheim und Durlach. Der Markgraf von Baireuth eilte dahin. Er ſchickte einige Truppen voraus, um die Stellung von Ottersheim zu beſetzen. De Lorge mit ſeiner überlegenen Macht kam über ſie, und ſprengte, faſt ohne Kampf, ſie in die Flucht. Größer, nach Verhältnis, als das Blutvergießen, war die Schande der Deutſchen, der Vortheil der Franzoſen. Die Brandſchatzung, welche de Lorge verhängte, betrug eine halbe Million.

Ein ungeheuerer Schrecken ging durch die Kreiſe Schwaben und Franken. Der Fürſtbiſchof von Würzburg forderte ſeine 2000 Mann vom Heere ab, um die eigene Reſidenz zu decken. Andere redeten von einem Sonderfrieden. Der Kaiſer mahnte, warnte. Er fragte, ob

ein so geringfügiger Erfolg der Franzosen diejenigen schrecken dürfe, die ungleich Schwereres erduldet. De Lorge selber bewies dann durch die That, daß sein Zug nur den Zweck einer Brandschatzung gehabt. Er kehrte zurück auf das linke Rheinufer, um der belagerten Ebernburg Entsatz zu bringen. Auch das gelang ihm. Der Landgraf von Hessen zog ab [1]).

Der Feldzug am Rheine, obwohl ohne eine erhebliche That, endete demnach zum Vortheile der französischen Waffen.

Glücklicher für die Verbündeten schien zu Anfang der piemontesische Feldzug sich anzulassen.

In den ersten Monaten des Feldzuges von 1692 geschah dort nichts Erhebliches. Ludwig XIV. nutzte diese Zeit zu abermaligen Verhandlungen mit Victor Amadeus. Ueberhaupt darf man sagen, daß, so lange auch der Herzog von Savoyen mit Frankreich im Kriege war, der Faden solcher Unterhandlungen mit Frankreich nie zerriß [2]). Das eigentliche Ziel des Herzogs war und blieb von Anfang an der Wiedergewinn seines eigenen Landes, namentlich der Festung Pignerol. Um dies zu erlangen, benutzte er die Hülfe der großen Allianz. Die Mächte derselben hatten ein anderes Ziel. Sie leisteten dem Herzoge ihre Hülfe, weil durch ihn, von seinem Lande aus Frankreich verwundbar war, um dadurch den König Ludwig XIV. zum allgemeinen Frieden zu zwingen. Eben darum hielten sie fest an dem Plane des Eindringens in Frankreich von Piemont aus.

Im Juli endlich sammelte sich das Heer an bis zu 50,000 Mann, deren Kern bestand aus kaiserlichen Regimentern. Der Kaiser ernannte Victor Amadeus zum Oberfeldherrn, und der Herzog leistete dafür durch seinen Gesandten in Wien dem Kaiser den Eid der Treue [3]). Der Kaiser gab ihm Caprara zu, den wir kennen aus dem Urtheile des Königs Wilhelm.

Nach einem vergeblichen Versuche auf Pignerol galt es die Ausführung des alten Planes, nämlich des Einbruches in die Provence und das Delphinat. Der General Catinat, dessen Macht zu gering

---

[1]) Wagner II, p. 221 sqq. — Sylvius t. IV, b. 34, p. 130, 153, 161 enz.

[2]) Mémoires de Tessé t. I, p. 22 et suiv.

[3]) Sylvius t. IV, b. 33, p. 65. Eben dort die gleichzeitige französische Denkschrift für Victor Amadeus, zum Zwecke seiner Lösung von dem Kaiser.

war zum Entgegen-Treten, hielt das Unternehmen für nicht ausführbar. Er ließ einem der feindlichen Generale, dem Prinzen Commercy, spöttisch vermelden: er habe vernommen, daß der Zug in das Delphinat gehen sollte: er wünsche eine glückliche Reise. Allein die Verbündeten hatten ihre Maßregeln sicher getroffen. Ein Theil der Armee verblieb zur Beobachtung von Pignerol, ein anderer zu derjenigen von Casale. Die Hauptarmee, etwa 30,000 Mann, wurde dreifach getheilt. Der General Schomberg führte eins dieser Corps durch die Luzerner Thäler nach der Provence, Victor Amadeus ein anderes über Barcelonetta, der Marquis Parella das Dritte über Saluzzo. Es gelang. Trotz seines anfänglichen Spottes bat Catinat sehr bald in Versailles dringend um Verstärkung.

Die drei Abtheilungen des verbündeten Heeres vereinigten sich vor der Stadt Embrun. Sie capitulirte am 16. August.

Die Thatsache war von besonderer Wichtigkeit. Denn hier zum ersten Male in diesem Kriege war es gelungen, das gegen Belgien und am Rheine durch seinen stachelichten Festungsgürtel wohl verwahrte Frankreich anzugreifen auf dem eigenen Boden.

Dann jedoch erwuchs die wichtige Frage, ob die Stellung in Embrun zu behaupten sei. Victor Amadeus bat um die Meinung des Kaisers. Es ward als ein besonderer Beweis von Schnelligkeit angesehen, daß die Antwort eintraf um zehn Tage nach dem Abgange der Frage [1]).

„Die Frage, erwiederte der Kaiser, ist schwierig nach beiden Seiten. Im Falle des Behauptens der Position ist die Besatzung einer doppelten Gefahr ausgesetzt, derjenigen des Hungers, und des Angriffes von Catinat, der allen Fleiß und alle Kraft gegen sie aufbieten wird. Dennoch bin ich für das Behaupten dieser Stellung, demnach auch für die Aufwendung aller Mittel zur Stärkung derselben. Denn so fordert es zuerst die Ehre der verbündeten Waffen. So entspricht es ferner dem allgemeinen Interesse der Allianz, dem sehnlichen Wunsche Englands und der Republik. Sie werden bereit sein dafür zu geben, was sie vermögen. Wir sind endlich dahin gekommen, hier Frankreich in Frankreich anzugreifen. Von hier aus

[1]) Wagner II, p. 227.

kann der schwerste Streich geführt werden, und eben darum haben die Verbündeten den hohen Werth gelegt auf den Beitritt des Herzogs von Savoyen zu der Allianz. Die Hälfte des Werkes ist vollbracht: die Riegel der Alpen-Schlünde sind zersprengt: der Weg ist eröffnet. Das Aufgeben solcher Vortheile, das Fallen-Lassen solcher Hoffnungen bringt auf uns den Spott der Gegner, erweckt die Klage der Unseren. Die einmal entflohene Gelegenheit kehrt vielleicht niemals wieder. Denn der Feind wird alle Mittel aufbieten, um fortan die Alpengründe zu sperren, den Uebergang über die Durance zu wehren, das Thal von Barcelonetta unzugänglich zu machen, die Möglichkeit sogar aller Versuche dort zu vereiteln, damit als einziger Weg übrig bleibe derjenige über Pignerol, welches er verwahrt. Demnach würde das savoyische Bündnis, welches so unsägliche Kosten erfordert, keine Frucht bringen; ja vielmehr, was das Schlimmste sein würde, der Fehler könnte dahin führen, daß die Fugen der großen Allianz sich lösen. Mögen die Heerführer reiflich erwägen, welche Kräfte erforderlich sind, um Embrun den Winter hindurch zu behaupten! Die Engländer und Holländer haben versprochen den Feldzug in Belgien fortzuführen, bis die Witterung es unmöglich macht. Aus demselben Grunde ist der Landgraf von Hessen wieder über den Rhein gegangen. Den Heerführern dort liegt es ob, Embrun mit einem bedeckten Wege zu versehen, andere Bollwerke zu errichten nach Zeit und Gelegenheit, den Uebergang über die Durance zu verwahren, Guilleſtre und andere zur Sicherung der Communication dienliche Plätze zu befestigen. Dann wird Catinat nicht wagen in der Zeit des Schnees und des Eises die Stadt mit Nachdruck zu belagern. Dagegen werde ich Sorge tragen, daß beim Nachlassen des Winters, so bald der Schnee aufthaut, nachdrückliche Hülfe an Infanterie und Cavallerie bereit stehe. Ueberhaupt wünsche ich, daß keine Gefahr, keine Mühe, keine Sorgfalt den Heerführern zu groß erscheinen möge, damit man beharre auf dem Wege dieses wichtigen Beginnens, und den französischen Uebermuth durch den ihm eingelegten Zaum auf den Weg der Bescheidenheit zurück zwinge. Dies ist meine Ansicht. Indessen, da die Heerführer den Stand der Dinge in der Nähe und genauer übersehen, so stelle ich alles anheim dem reiflichen Urtheile gemeinsamer Erwägung. Sollte jedoch der Entschluß ausfallen für die Rückkehr: so bemerke ich noch, daß die auf

deutſchem Boden mit ſolcher Grauſamkeit verübte Brandlegung der Franzoſen eine Vergeltung fordert" [1]).

So der Kaiſer. Unterdeſſen waren für das Invaſionsheer mehrere Uebelſtände eingetreten oder fühlbarer geworden. Der Herzog Victor Amadeus war erkrankt. Man hatte gerechnet auf das Erſcheinen ſpaniſcher Kriegsſchiffe an den Küſten der Provence. Sie waren ausgeblieben. Man beſaß, außer Embrun, keinen haltbaren Platz. Die Verſorgung mit dem erforderlichen Proviante im unwegſamen Feindeslande, zumal bei der Wachſamkeit, der Raſchheit der Bewegungen Catinats, erſchien ſchwer, ja unmöglich. Die ſpaniſchen Landtruppen unter Leganez waren ſchwierig, unfügſam. Die Schreiben dieſes Generals an den Kurfürſten von Bayern in Brüſſel, an den ſpaniſchen Botſchafter im Haag, Don Quiros, brachten bereits um die Mitte Septembers dahin die Kunde, daß Leganez in den Plan des Verbleibens nicht willigen werde. Dieſelbe lautete ſo beſtimmt, daß der König Wilhelm ſofort zu Heinſius ſeine Anſicht ausſprach: jene Befehle des Kaiſers würden nichts mehr ändern können [2]). So war es in der That. Wie die Dinge lagen, befürchteten die Führer von dem Verbleiben einen unglücklichen Ausgang. Als die Gipfel der Alpen bereits im Winterkleide leuchteten, am 12. September 1692, ward die Rückkehr beſchloſſen. Vorher indeſſen kam über das unglückliche Land rings umher die Vergeltung deſſen, was in den Jahren zuvor auf den Rath von Chamlay und Louvois der König Ludwig XIV. der Pfalz und den anderen Rheingegenden angethan, ſo jedoch daß im Principe beſondere Unterſchiede obwalteten. Denn zuerſt und vor allen Dingen war die Verwüſtung auf dem Boden Frankreichs eine Repreſſalie. Den Einwohnern dort ward nicht, wie vier Jahre früher den unglücklichen Bürgern von Mannheim durch den Dauphin, die Sicherheit des Eigenthumes auf königliches Wort und Unterſchrift verheißen. Jenes Brennen in der Pfalz hatte begonnen im tiefen Winter: dasjenige im Südoſten Frankreichs fand ſtatt im Hochſommer. Jene Verwüſtung in der Pfalz und am Rheine hatte weder Kirchen noch Klöſter geſchont, vielmehr dieſelben abſichtlich aufgeſprengt.

[1]) Wagner II, p. 227.

[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 23. September. — Schreiben des Königs an Heinſius vom 22. September, bei Grovestins t. VI, p. 347.

Im Delphinate und der Provence, namentlich also in der Bischofsstadt Gap, wurden die Kirchen und Klöster ausdrücklich geschont. So entsprach es nicht bloß dem Sinne des Kaisers. Schomberg, der zweite Sohn des Marschalls, hatte sogleich bei seiner Ankunft, im Auftrage des Königs Wilhelm III. dem Herzoge Victor Amadeus erklärt, daß dem Könige von England nichts ferner liege als demjenigen von Frankreich einen Vorwand zu geben für den von ihm erhobenen Ruf des Religionskrieges, und daß darum er und seine Truppen niemals die Hand legen würden an kirchliche Heiligthümer [1]).

Dennoch muß hinzugefügt werden, daß die Ausführung der Repressalien hinausging über die Intentionen des Kaisers und des Königs von England. Denn gerade Schomberg erhebt in einem Berichte an Heinsius schwere Klage über den Mangel an Disciplin, der bei diesem Verfahren geherrscht. „Unsere eigene Unentschlossenheit, sagt er, und dieser Mangel an Disciplin haben uns um alle Frucht der Expedition gebracht" [2]).

Caprara führte das Heer ohne Unfall zurück.

Der König Carl II. von Spanien, der als Landesfürst in Belgien den schweren Verlust von Namur erlitten, hatte dagegen im Beginne des Feldzuges in Catalonien Vortheile davon getragen. Denn so wenig die Spanier nach anderen Seiten, namentlich in Belgien leisteten, so waren sie in Catalonien den Franzosen zuvor gekommen. Sie nahmen Seo d'Urgel am Fuße der Pyrenäen zurück, bereits im Mai. Dann jedoch geschah nichts Erhebliches mehr. Es lag nicht an dem Eifer des Königs persönlich. Wir haben vernommen, mit welchem Nachdrucke er antwortete auf die Mahnung des Papstes Innocenz XII. zum Frieden. Aber dem Eifer dieses Königs, der je zuweilen sich kund gab in lauten Worten nach außen, entsprach dann doch nicht der nachhaltige Entschluß, der entschiedene Wille, welchem als erste Pflicht obgelegen hätte die Ordnung des Wirrwarrs bei sich im eigenen Hause.

Der einzige bedeutende Erfolg, den die Verbündeten im Jahre 1692 über Frankreich davon getragen, war der große Seesieg von

---

[1]) Sylvius p. 158, 164. — Wagner II, p. 229.

[2]) Bericht vom 2. Sept., bei v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 219.

La Hogue. Allein auch sogar dieser Sieg brachte, über die Vernichtung einer großen Anzahl französischer Kriegsschiffe hinaus, keine weitere Frucht. Die verbündete Flotte hielt nicht die See, sondern lag mehrere Monate thatlos auf der Rhede von St. Helens. Der unermüdliche Jean Bart holte englische Kauffahrer auf im Angesichte ihrer Küste. „Das Verhalten der englischen Flotte gegenüber der französischen, meldet Hoffmann, könnte bei dem Unkundigen den Schein erwecken, als sei bei La Hogue nicht die letztere geschlagen, sondern die erstere [1]).

Ein besonderer Vorfall zeigte in merkwürdiger Weise die Ueberlegenheit des raschen Handelns auf Seiten der Franzosen.

Durch den Ausgang der Seeschlacht von La Hogue war eine erhebliche Anzahl französischer Kriegsschiffe, die sich in den Hafen von St. Malo geflüchtet, dort internirt. Monate lang hielten sie sich dort. Im September wagten sie sich hervor, etwa dreißig Segel stark, um am Eingange des Canales den heimkehrenden Schiffen von Ostindien aufzulauern. Es gelang nicht. Vielmehr ward das Geschwader vom Sturme erfaßt und auf die englische Küste hin getrieben. Es schien demnach, daß sie wie vorbestimmt seien in englische Hände zu fallen. Allein der Vice-Admiral Ashby, der damals das Commando bei St. Helens hatte, machte nicht sogleich sich die Gelegenheit zu Nutze. Der ihm ertheilten Instruction gemäß schickte er die Meldung an die Admiralität in London ein, und bat um den Befehl des Angriffes. Der Befehl ward ertheilt. Ashby lichtete die Anker und eilte hin. Aber es war da kein französisches Kriegsschiff mehr zu erblicken. Sie waren bereits in Sicherheit im Hafen von Brest [2]).

Es galt die Ansicht: es seien im Laufe des Sommers so viele englische Kauffahrer genommen, daß Frankreich dadurch für die Verluste von La Hogue schadlos gehalten werde [3]).

Der Rückblick auf den Feldzug des Jahres 1692 war demnach im Ganzen für die große Allianz nicht erfreulich.

Ja es schien sogar, daß die Franzosen, wie sie jedes Mal den Feldzug zu eröffnen pflegten, im Herbste 1692 ihn nicht enden wollten.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 30. September.
[2]) Desgl. vom 17. October.
[3]) Desgl. vom 7. October.

Nachdem der König Wilhelm bereits die Armee verlassen, rief ihn aus Loo die Kunde wieder zurück, daß Charleroi bombardirt werde. Es war indessen, wie der König aus seiner geheimen Correspondenz mit Paris erfuhr, nicht auf eine eigentliche Belagerung abgesehen, sondern auf die Erregung von Furcht und Schrecken [1]).

Entsprachen die Erfolge des Feldzuges von 1692 nicht den Wünschen der Alliirten: so ward dadurch der feste Verband der Häupter nicht erschüttert. Heemskerk berichtete von Wien aus im August, daß sowohl von Rom als von Stockholm aus bei dem Kaiser Leopold neue Anwürfe einer Friedensvermittelung gemacht und dort zurückgewiesen seien. Der Bericht ward von den Generalstaaten und in gleicher Weise von dem Könige mit großer Freude aufgenommen [2]).

Nicht jedoch so als ob man darum principiell dem Frieden abgeneigt gewesen wäre, sondern weil man in jedem Vorschlage dieser Art, wie sie bisher herangetreten, die Absicht der Lösung der Allianz erblickte. Es ist hier von besonderer Wichtigkeit die Ansicht des Königs Wilhelm III. aus seinen eigenen Worten zu vernehmen [3]).

„Sie melden mir, schreibt er an Heinsius, am 3. September, daß der Marquis Bethune sich in Schweden viele Mühe um den Frieden gibt, daß er einerseits die Herstellung des westfälischen anbietet, andererseits eine Satisfaction für Spanien. Wenn diese Satisfaction formulirt vorläge und sich als annehmbar erwiese: so bin ich der Ansicht, daß nach der jetzigen Sachlage man schnell abschließen müßte. Aber die Hauptsache zunächst ist den Vorschlag der Satisfaction zu kennen, und dies ist sehr schwer; denn der Weg über Schweden dauert drei Monate."

„Ein Congreß, wie Windischgrätz redet, und wie ihn der Papst immer aufs neue vorschlägt, würde unser Verderben sein. Denn er würde, wie in Nymegen geschehen, auf Sonderverträge auslaufen. Wenn nicht ein allgemeiner Friede, so sind wir rettungslos verloren. Vermuthet dagegen Frankreich, daß die Republik und ich den Frieden wünschen: so werden die Bedingungen, die man uns stellt, wenig annehmbar sein. Demnach muß diese Angelegenheit mit besonderer Um-

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 24. October.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 12. September: Es hat die Generalstaaten unaussprechlich consolirt.

[3]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 349.

ſicht und im tiefſten Geheim behandelt werden. Aber wie? — Ich geſtehe, daß ich hier rathlos bin."

Einige Tage ſpäter jedoch glaubte der König einen ſolchen Weg zu finden. „Denken Sie darüber nach, ſchreibt er am 18. September an Heinſius, ob Sie nicht in einer Ihrer Unterredungen mit dem Schweden Lilienroth einfließen laſſen können, daß Frankreich, indem es für Deutſchland den Stand des weſtfäliſchen Friedens anzubieten ſcheint, über Spanien dagegen ſich nicht auslaſſen will, mir und der Republik, die wir vorher die Bedingungen für Spanien kennen müſſen, die Annahme der ſchwediſchen Vermittelung unmöglich macht. Ich und die Republik, wir haben für uns nichts zu fordern. Wenn dagegen Frankreich ſich erklärt in Betreff der einen der beiden Parteien außer uns: ſo muß es folgerecht dies auch thun in Betreff der anderen. Weigert es ſich: ſo liegt vor Augen, daß es lediglich auf die Trennung der Verbündeten ausgeht, nicht jedoch auf einen wirklichen Frieden. Dies aber würde nicht im Intereſſe von Schweden ſein."

„Ich ſende Ihnen dieſe Gedanken ſo ſkizzirt, und überlaſſe es Ihnen ſie ebenmäßig durchzuführen. Meine Gedanken faſſen ſämmtlich dieſen Einen Punct ins Auge: will Frankreich den Frieden, ſo iſt die Frage: was thut es für Spanien?" [1]) —

Es iſt ein merkwürdiger Beweis des gegenſeitigen Verſtändniſſes zwiſchen dem Könige und Heinſius, daß der letztere, bevor der erſtere den Auftrag für ihn niederſchrieb, ſo genau im Sinne desſelben gehandelt hatte, als hätte er ihn in Händen.

Am 10. September nämlich trat der Schwede Lilienroth zu Heinſius. „Es heißt aller Orten, ſagte er, daß Frankreich den Stand des weſtfäliſchen Friedens in Ausſicht ſtelle. Mir iſt jedoch ein förmlicher Vorſchlag darüber nicht zugegangen." Heinſius ſah die Rede dennoch wie einen verhüllten Vorſchlag an, und benutzte die Gelegenheit, um weiter auf die Sache einzugehen und den Standpunct des Königs und der Republik klar zu zeichnen. „Ich vernehme, ſagte er, daß der Graf Benedict Oxenſtjerna geſagt: wenn nur erſt ein Ort zur Friedenshandlung benannt wäre: ſo würde der Friede bald da ſein. Ich meinerſeits billige die Anſicht, daß nicht eher ein Ort benannt werde,

[1]) Grovestins t. VI, p. 349 et suiv.

als bis man des Erfolges sicher ist." Lilienroth war nicht dieser Meinung. Er hielt den Frieden von Nymegen entgegen. „Man ist dort zusammen gekommen, sagte er, ohne vorher über die Präliminarien einig zu sein." Heinsius erwiederte: „Ja freilich, eben dadurch aber sind wir gewitzigt. Damals hatten wie heute alle diese Anwürfe und Vorschläge von Seiten Frankreichs nur den Zweck, die Allianz in sich aufzulösen, zu zersprengen. Mögen Sie von der Friedensneigung des Königs von England denken was immer Sie wollen: so gebe ich Ihnen die kräftigste Versicherung, daß in allen sieben Provinzen der Republik auch nicht ein einziges Mitglied der Regierung zu finden, welches, bevor es auf einen Sonderfrieden eingehen würde, nicht lieber alles verließe, nach Ostindien zöge oder Leib und Leben hier in die Schanze schlüge. Wir verlangen die Herstellung nicht bloß des westfälischen, sondern auch des pyrenäischen Friedens. Dies bitte ich heim zu berichten als den Boden, auf welchem wir stehen". Lilienroth wagte nicht etwas Anderes zu erwiedern, als daß auch der König von Schweden niemals zur Trennung rathen werde [1]).

Die Antwort von Heinsius war demnach der Ausdruck der Gedanken, welche das Fundament der großen Allianz vom 12. Mai 1689 ausmachten. Es war für ihn wie für den König Wilhelm moralisch unmöglich, diese Basis zu verlassen, so lange nicht Frankreich bestimmte und annehmbare Bedingungen auch für Spanien in Aussicht stellte. Wie daher die Antwort einerseits dem Sinne des Königs Wilhelm III. entsprach, so mußte sie dieselbe Zustimmung finden in Wien und Madrid.

Insofern also war man einig, und diese Einigkeit verbürgte zugleich den allseitigen Willen der nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges. Ueber die Art und Weise dieser Fortsetzung jedoch ergaben sich verschiedene Differenzen.

Wir haben bereits beobachtet, daß der Kaiser der hauptsächlichen Verwendung der Kriegesmittel in Belgien nicht zustimmte. Derselben Ansicht war der spanische Botschafter in Wien, Borgomainero. Er legte sie dem Kaiser dar mit folgenden Worten [2]).

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 12. September. In demselben sagt er: vorgestern.

[2]) Schreiben Borgomaineros an den Kaiser, 3. December 1692.

„Die Erfahrung der letzten Feldzüge, so wie der großen Verluste in denselben, hat klar dargethan, daß sie nicht der überlegenen Macht Frankreichs beizumessen sind, sondern dem Mangel an rechtzeitigem und einigem Zusammen-Wirken von Seiten der Verbündeten. Es erscheint daher durchaus erforderlich, einem so großen Uebelstande abzuhelfen. Denn Frankreich, umsichtig, rührig, thätig wie es ist, wird die Gelegenheit finden über Alle einzeln Herr zu werden, wenn nicht Alle mit Kraft, mit Entschluß, und zugleich ihm entgegen treten."

„Nun liegt es klar vor Augen, daß das geeignete Verfahren, Frankreich zu einem Frieden zu zwingen, welcher die Freiheit Europas sichert, nicht bestehen kann in der Eroberung eines festen Platzes nach dem anderen. Denn Frankreich an sich selber besitzt eine so starke Barriere und hat noch so viele andere Plätze uns genommen, daß uns das Leben ausgehen wird, bevor wir ihm eine Wunde schlagen, tief genug diesen Feind zur Erkenntnis zu bringen. Möge er daher auch in einem Friedensschlusse einige Plätze zurückgeben: so erreichen wir doch dadurch nicht die Absicht, uns dauernden Frieden und Sicherheit zu erringen. Denn dann ist die Allianz zu Ende. Jene Krone dagegen bleibt mächtig, siegreich, einer Allianz nicht bedürftig. Sie kann durch eigene Kraft jegliches Unternehmen beginnen, welches dienlich erscheint zu ihrem Ziele zu gelangen, nämlich der Universal-Monarchie. Denn, wenn erst die englische Macht sich zurückgezogen hat auf ihre Insel, welche der breite Wassergürtel deckt, wenn Holland sich dem ersehnten Frieden und seinem Handel wieder hingegeben: so wird es sehr schwer halten, die beiden Mächte wieder in eine Allianz wie die jetzige zu bringen, in der doch hauptsächlich sie, zu Wasser wie zu Lande, die Freiheit Europas vertheidigen. Denn wenn es auch vor Augen liegt, daß der König Wilhelm, vermöge der Hoheit seiner Seele, seine ganze Kraft einsetzt für die gemeinsame Sache: so hat er doch andererseits auch das besondere Interesse, sich in dem gewonnenen[1]) Königreiche zu behaupten. Darum wird er, wenn in Folge eines Friedensschlusses die Krone ihm von außen her nicht mehr streitig gemacht wird, sie daheim auf seinem Haupte zu befestigen trachten. Noch

[1]) Die Worte sind: el particular interes de afirmarse en el Reyno que ha conquistado.

schwerer wird es halten, die durch die drückenden Kriegeskosten erschöpften Holländer wieder herbeizubringen. Bevor wir daher uns auf eine Friedenshandlung einlassen, bedarf es sorgfältiger Ueberlegung, damit wir nicht dadurch den genannten Mächten einen Weg eröffnen, den sie nach eigener Convenienz beschreiten würden. Der anderen Verbündeten erwähne ich nicht, weil ich sie, ohne England und Holland, als für uns nutzlos betrachte" [1]).

„Das Gesagte genügt zu dem Beweise, daß, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, mit Frankreich vom Frieden zu handeln eben so viel wäre wie alles preis zu geben. Und da es andererseits eben so gewis ist, daß, wenn es uns nicht gelingt, ihm eine tödtliche Wunde zu versetzen, jener hochfahrende König niemals sich zu einem Frieden herbeilassen wird, welcher der Welt Ruhe verbürgen könnte: so haben wir nur darauf zu sinnen, wie wir ein Mittel ausfindig machen, welches die umfassenden Plane jener Monarchie durchkreuzt. Da ist es nun ganz gewis, daß die Angriffe auf den einen Platz nach dem anderen nicht eine so durchschlagende Wirkung ausüben, welche zum Verzichte auf die allgemeinen Plane nöthigen könnte. Vielmehr müßte, nach meiner Ansicht, alles aufgeboten werden, damit der König von England sich entschlösse zu einer mächtigen Landung in Frankreich, und damit gleichzeitig der Herzog von Savoyen in den Stand gesetzt würde zur nachdrücklichsten Offensive gegen das Delphinat oder die Provence. Diese gleichzeitigen Unternehmungen, zumal wenn auch am Oberrheine eine gewichtige Macht sich entfaltet, würden den Stand der Dinge im Großen auf einmal ändern."

Ein ganz besonderes Gewicht legt Borgomainero auf den Krieg von Savoyen aus. Er weist darauf hin, daß der König von Frankreich vor allen Dingen suche aus diesem Kriege zu kommen, zu diesem Zwecke an vielen Orten in Italien Agenten halte, welche für einen Particular-Frieden reden. Borgomainero warnt davor mit starkem Nachdrucke; denn dieser Particular-Friede würde einen allgemeinen Frieden zu schwerem Nachtheile des Hauses Oesterreich nach sich ziehen. Die Warnung klingt bedeutungsvoll. Demgemäß erörtert Borgomainero

---

[1]) Porque los considero inutiles sin la Inglaterra y la Holanda.

im Einzelnen die Streitkräfte, die er von Savoyen aus für erforderlich halte.

Es würde zu weit führen, ihm auf das Gebiet von Planen zu folgen, die nicht zur Reife gelangten. Für die geſchichtliche Betrachtung tritt voran das Urtheil dieſes Spaniers über die allgemeine Sachlage, insbeſondere das vorhin angegebene über den Krieg in Belgien. Dieſes Urtheil, ausgeſprochen am 3. December 1692, trifft nahe zuſammen mit demjenigen, welches der Kaiſer auch vorher ſchon nicht bloß gefaßt, ſondern auch kund gegeben hatte. Denn bereits einige Monate zuvor hatte der Graf Windiſchgrätz im Haag eine Inſtruction erhalten, im ähnlichen Sinne bei dem Könige Wilhelm zu wirken. „Die Erfahrung, heißt es darin, hat nun doch gezeigt, daß in Belgien auch mit noch ſo zahlreichen Armeen nichts ausgerichtet wird. Geſetzt auch, es gelänge im nächſten Feldzuge die eine oder die andere Stadt dem Feinde zu entreißen: ſo wird er dadurch nicht zur Vernunft gebracht, nicht zur Bewilligung eines ſicheren und ehrenhaften Friedens gezwungen. Fruchtbarer für die gemeine Sache würde es ſein, wenn man ihn ſchärfer zu treffen ſuchte an den Stellen, an welchen er verwundbarer iſt, wenn man demnach den Krieg in Belgien beſchränkte auf die Defenſive, dagegen einen Theil der dadurch verfügbaren Mittel verwendete für den Krieg von Savoyen aus, namentlich auch ein Geſchwader ins Mittelmeer ſchickte, den anderen Theil für die von Anfang an uns in Ausſicht geſtellte Landung in Frankreich“ [1]).

Die Ausführung dieſes Auftrages erforderte gegenüber dem Könige Wilhelm III. eine beſondere Behutſamkeit, namentlich in Betreff des Gedankens, den Krieg in Belgien zu beſchränken auf die Defenſive. Denn gerade dieſer Krieg war ja die perſönliche Angelegenheit des Königs. Er war dort der Feldherr. Es war demnach ſehr ſchwer eine Misbilligung dieſes Kriegesplanes zu trennen von ſeiner Perſönlichkeit. Windiſchgrätz beſchloß alſo dieſe Seite der Sache klarer und ſchärfer vor Heinſius und Dykvelt zur Sprache zu bringen, dem Könige gegenüber ſie nur zu berühren.

Am 17. October trat er vor den König. Dieſer erzählte eingehend über den Feldzug, über ſeinen Plan Namur wieder zu nehmen.

[1]) Inſtruction für den Grafen Windiſchgrätz vom 30. September.

Von daher bot sich für Windischgrätz der Ausgangspunct. „Aber wenn auch, sagte er, Ew. Majestät dem Feinde diese Stadt oder auch noch die eine und die andere dazu wegnehmen: so trifft ihn doch das nicht sehr schwer. Zweckmäßiger scheint es mir den Krieg in des Feindes Land zu versetzen, die Pferde an seinen Zaun zu binden. Dies kann nirgends besser geschehen als im Delphinate." Er legte dann die Gründe dar. Er sprach die Ansicht aus, daß auch am Oberrheine man sich beschränken könne auf die Defensive, um jene Offensive desto nachdrücklicher zu machen. Dann hob er den anderen Offensivplan hervor, denjenigen einer Landung in Frankreich [1]).

Auf diese letzte Anregung erwiederte der König zuerst. Das Parlament, sagte er, habe schon im vorigen Jahre für diesen Plan einen regen Eifer gezeigt. Eben so entspreche derselbe seinem eigenen Wunsche. Er werde das ihm Mögliche dafür thun.

„Dagegen bin ich gar nicht der Ansicht, fuhr er fort, daß man am Oberrheine sich nur defensiv verhalten soll. Das Unglück für uns in Belgien ist dies Mal ja eben davon gekommen, daß die Franzosen, unbekümmert um einen Angriff von dort her, ihre Macht fast ganz nach Belgien gezogen hatten." Windischgrätz wandte ein, daß die Mittel fehlten. Der Kaiser gehe mit dem Gedanken um eine allgemeine Kriegscasse dort zu errichten, um den erschöpften Kreisen Franken und Schwaben zu Hülfe zu kommen. Aber auch, wenn dies gelänge, so würde es doch noch schwer halten, die Offensive dort zu ergreifen. Hauptsächlich jedoch mahne er an Savoyen.

In erregter Weise [2]) entgegnete dann der König: „Vor zwei Jahren habe ich mich nachdrücklich für Savoyen bethätigt und mehrmals 100,000 Reichsthaler dafür hergegeben. Allein der Feldzug wurde so spät eröffnet, daß gar nichts geschah. In diesem Jahre hat man dem Feinde lediglich gezeigt, was man thun könnte, und dadurch nur ihn zur größeren Vorsicht aufgefordert. Die Berathung in Wien, ob man Caprara oder Caraffa dahin senden wolle, hat drei ganze Monate gedauert. Ich weiß genau, daß nicht der Mangel des Geldes, sondern diese Unschlüssigkeit über die Wahl des Anführers

[1]) Bericht vom 17. October. Auch für das Folgende.

[2]) Mit ziemlich großer emotion.

den Beginn des Feldzuges um drei Monate hinaus gezögert hat. Eben so lang hat die Ernennung eines Feldherrn am Oberrheine auf sich warten lassen, und dafür haben wir in Belgien leiden müssen. Was bildet man sich denn in Wien ein? — Man verlangt von mir und den Generalstaaten die Absendung eines Geschwaders in das Mittelmeer. Man muthet uns zu, am Oberrhein die Kriegscasse auszustatten, die kaiserliche Armee in Piemont zu unterhalten. Dagegen sollen wir hier, wo die Gefahr die größte, nur defensiv zu Werke gehen".

Windischgrätz wandte ein, daß er diese Forderungen nicht gestellt habe. Er habe dem Könige und den Generalstaaten nicht die Ausstattung der Kriegscasse am Oberrheine zugemuthet, auch nicht den Unterhalt der ganzen kaiserlichen Armee in Piemont, sondern einen Beitrag.

Der König erwiederte: „Ich würde herzlich gern geben, was Sie wünschen, wenn es in meiner Macht stände. Aber weder ich, noch die Generalstaaten vermögen es".

Die Audienzen über diese Puncte wiederholten sich. Sie waren wesentlich desselben Inhaltes, mit einigen Modificationen. Es war seit langem der Wunsch des Königs, daß der Kaiser das Commando am Oberrheine dem Markgrafen Ludwig von Baden geben möge. „Ich darf mich, sagte er zu Windischgrätz, wegen der anderen deutschen Fürsten nicht so offen darüber aussprechen; aber Ihnen sage ich es, daß, wenn nicht der Kaiser den Markgrafen an den Oberrhein schickt, auch im nächsten Feldzuge dort alles in Verwirrung bleiben wird". — „Aber, wandte Windischgrätz ein, wen soll der Kaiser dann nach Ungarn senden?" — „Für Ungarn, erwiederte der König, sind weder Schlachten noch Belagerungen mehr erforderlich, sondern man sollte bald auf einen guten Frieden gedenken, und nur einen General hinschicken, der die Armee zu conserviren versteht [1])."

Wir erinnern uns, daß der Kaiser für den Feldzug dieses Jahres in Ungarn, dem Rathe Wilhelms III. entsprechend gehandelt, noch bevor er gegeben war.

Damals befanden sich, im Auftrage des Königs, die Vermittler Heemskerk und Paget im türkischen Lager. Von dem Erfolge der

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 28. October.

Thätigkeit derselben hing es ab ein Urtheil darüber zu fällen, ob der Wunsch des Königs, daß der Kaiser zum Frieden mit den Türken gelange, berechtigte zu einem Vorwurfe im Falle des Mislingens. Heemskerk meldete in denselben Tagen, daß er auf den Wunsch der Türken sich nach Adrianopel begebe [1]).

Ungeachtet der Erregtheit, mit welcher der König Wilhelm III. die Anforderung für die kaiserlichen Truppen in Piemont zurückgewiesen, erhielt der Graf Windischgrätz für sein Verhalten das zustimmende Lob des Kaisers. „Da ich meine besten Regimenter aus Ungarn nach Piemont gesandt, sagte der Kaiser, so liegt in meiner Forderung keine Unbilligkeit. Man sollte dort erwägen, daß wir sechs Jahre länger schon Krieg führen." Windischgrätz erhielt den abermaligen Auftrag festzuhalten. Er trat wiederholt zusammen mit den Vertrauten des Königs, Heinsius und Dykvelt.

Er verlangte von dem letzteren den Plan des Feldzuges in Belgien für das nächste Jahr. Dykvelt stellte die Gegenfrage: welche Diversionen vorbereitet würden in Piemont und am Oberrheine. Wenn diese stark genug, einen erheblichen Theil der französischen Streitkräfte dahin zu ziehen, so sei der König von England gern bereit, den einen oder den anderen Platz in Belgien anzugreifen. Hier ergab sich sofort die Differenz. „Und wenn auch immer, entgegnete Windischgrätz, der König nicht bloß einen, sondern auch zwei oder noch mehr feste Plätze nimmt: so bitte ich zu erwägen, daß der König von Frankreich nach dieser Seite hin solcher festen Plätze achtzehn bis zwanzig besitzt, daß demnach der Verlust von einigen derselben nicht entscheidend auf ihn wirken kann." — Dykvelt erwiederte: „Wir haben in diesem Jahre hier 96,000 Mann der bravsten Soldaten im Felde gehabt und doch damit nichts ausgerichtet, sind vielmehr im Nachtheile geblieben, weil die Diversionen anderswo so gering ausfielen. Das einzige Erhebliche ist ja von Piemont aus geschehen". — „Ich stimme zu, fiel Windischgrätz ein, und zwar ist dies geschehen durch die kaiserlichen Truppen." Der savoyische Gesandte Della Torre, der dabei anwesend war, bestätigte es. „Immerhin, warf Dykvelt ein, aber für unser Geld." — „England und die Republik haben beigetragen, erwiederte Windisch-

[1]) Bericht des Grafen Windisch[illegible]

grätz; aber Sie werden nicht behaupten wollen, daß die kaiserlichen Truppen von da her unterhalten sind." — „Wie dem auch sei, fuhr Dykvelt fort: wir haben in Belgien nichts auszurichten vermocht, weil unseren 96,000 Mann der König von Frankreich seine 130,000 gegenüber stellte. Nun schlagen Sie gar vor, daß wir uns hier nur defensiv verhalten sollen. Daraus würde erfolgen, daß die französische Kriegsmacht der unsrigen doppelt überlegen herankommen, daß die eine Hälfte derselben eine Stadt nach der anderen nehmen, während die andere Hälfte unsere gesammte Macht in Schach halten würde. Geschieht dies, so sage ich Ihnen rund heraus, daß im nächsten Feldzuge ganz Belgien verloren geht. Dies ist unvermeidlich, wenn man nicht aller Orten das Aeußerste aufwendet." Seine Rede wurde heftiger. „Und wie er denn, fügt Windischgrätz seiner Meldung hinzu, ein für das Gemeinwohl überaus eifriger Mann, sich auch durch seine langen Dienste manche Erfahrung erworben, im Uebrigen aber keine, oder allzu hitzige Manieren für eine Unterhandlung besitzt — so warf er in seiner Erregung Hut und Handschuhe zu Boden, mit den Worten: „Ich merke wohl, man will uns allein stecken lassen. Es wird aber den Kaiser und den König von Spanien gereuen; denn der König von Frankreich will Allen ohne Unterschied seine Gesetze vorschreiben" [1]).

Anders verhielt sich Heinsius. Der König Wilhelm III. hatte in den verschiedenen Beredungen den einen wunden Punct des kaiserlichen Finanzwesens nur leise gestreift: Heinsius wies nachdrücklich darauf hin. „Durch die Einführung einer besseren Oekonomie, sagte er, würde der Kaiser Mittel genug finden und unserer nicht bedürfen." Der Gesandte verneinte. Wir Spätere erinnern uns, daß die lange Reihe der Thatsachen unter dem Kaiser Leopold für die Ansicht des Rathspensionärs spricht, und wider die Verneinung des Gesandten. Heinsius gab einen anderen Rath. „Warum, fragte er, ahmt nicht der Kaiser das Beispiel des Königs von Frankreich nach, und nimmt den Schatz aus den Kirchen?" — „Das ist, entgegnete Windischgrätz, beim Kaiser nicht Herkommens. Selbst aber auch, wenn man zu dieser Gewalt griffe, so würde der Ertrag der Erwartung nicht entsprechen." — „Dennoch, fuhr Heinsius fort, bleibe ich dabei, daß man

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 4. November.

alle Gewalt anwenden sollte, um die Mittel für diesen Feldzug herbeizuschaffen." — Windischgrätz bestritt, daß eine solche Gewalt Frucht bringen würde. „Erwägen Sie dagegen, fuhr er fort, daß bei Ihnen das Geld wirklich vorhanden und die Frage nur ist um eine Hypothek für dasselbe. Bei uns aber, sowohl in den kaiserlichen Erblanden wie im übrigen Reiche, mangelt das Capital" [1]).

Immerhin mochte diese Ansicht des Grafen Windischgrätz richtig sein: das Urtheil der leitenden Persönlichkeiten in England und der Republik, daß von deutscher Seite mehr geleistet werden könnte, ward dadurch nicht aufgehoben.

Stellen wir, um dies augenfällig zu machen, den Bericht einer anderen gleichzeitigen Unterredung gegenüber.

Am 22. November trat der brandenburgische Gesandte im Haag, Schmettau, zu Windischgrätz. „Wie Schade, begann er, daß die Brandenburger, die nun aus Ungarn zurückkehren, müßig stehen werden!" — „Ich habe keinen Befehl, fuhr er fort, darüber zu reden, und sage es nur aus meinem persönlichen Eifer für das Gemeinwohl." — Windischgrätz erwiederte: es sei ja doch überall genug zu thun. Der Brandenburger dagegen vermeinte: man müsse zuvor darum sprechen. „Ich sehe, versetzte Windischgrätz, es kommt wieder an auf das alte Wort: quid vultis mihi dare?" — Schmettau erwiederte: der Kurfürst werde sich leidlich finden lassen. Und wenn der Kaiser die Mannschaft beim schwäbischen und fränkischen Kreise anbringe, so könne man sie auf 4000 Mann vermehren. Windischgrätz schloß mit den Worten: „Diese Kreise sind ohnehin schon halb desperat über die Last, welche sie tragen" [2]).

Der principielle Unterschied zwischen dem Kaiser, der Subsidien verlangt, weil seine eigenen Mittel nicht reichen, und den deutschen Fürsten, die ihre Truppen zum Erwerbe benutzen, liegt hier zu Tage. Auch haben wir früher beobachtet (S. 42), daß dieses Verhältnis dem scharfen Auge von Heinsius völlig offen lag.

In der That war, wenn irgendwo deutsche Truppen müßig standen, gerade damals nach einem Orte der Verwendung nicht lange

---

[1]) Bericht vom 18. November.

[2]) Bericht des Grafen [redacted] November.

zu ſuchen. Am Tage vor jener Unterredung, alſo am 21. November, ſah ſich der Graf Windiſchgrätz genöthigt, dem Kaiſer zu melden, daß von franzöſiſcher Seite ſich auffallende Bewegungen kund gäben, welche eine Erklärung fänden nur durch einen Plan auf Coblenz. Es liefen Gerüchte um, daß die Franzoſen ſich rühmten: ſie würden ſich der deutſchen Confuſion bedienen, um Coblenz eher wegzunehmen, als man ſich zur Gegenwehr ſtellen könne. Windiſchgrätz bat und mahnte im Haag zur Hülfe. Es geſchah nicht vergeblich. Am 2. December konnte er melden: „Die Erhaltung von Coblenz und Ehrenbreitenſtein liegt den Generalſtaaten am Herzen, gleich als handelte es ſich um Amſterdam“. Der Geſandte empfing das volle Lob des Kaiſers. „Du haſt darin nicht anders fortzufahren, ſagt weiter der Kaiſer, als wäre es unſere eigene Sache, und gleichwie nicht mehr zu zweifeln, daß die Abſicht des Feindes auf Coblenz oder auch wohl auf die Stadt Köln gerichtet iſt, alſo haſt Du unausſetzlich auf die dahin verwilligte Hülfe zu dringen.“ Von ſeiner Seite hatte der Kaiſer ſofort Guido von Starhemberg entſendet, um bei den benachbarten deutſchen Fürſten Hülfe für Coblenz zu verlangen[1]).

Ob die Franzoſen in Folge dieſer Anſtalten ihren Plan geändert, oder die Bewegung gegen Coblenz nur als Maske gebraucht hatten: in der Wirklichkeit war der Stoß gerichtet auf die Feſte Rheinfels. Im Anfange des Monats December ſtand Tallard vor derſelben mit 23 Bataillonen Infanterie und den entſprechenden anderen Truppen. Es war eine damals unerhörte Belagerung in Schnee und Eis. Dies Wagnis gegenüber einer Feſtung, deren Beſitz, wenn auch immer damals erheblich, doch nicht entſcheidend ſein konnte, erregt die Vermuthung, daß nicht das Verlangen nach dem Beſitze an ſich das wichtigſte Motiv war, ſondern das Beſtreben durch die Wegnahme einer Feſtung am Rheine mitten im Winter den Türken zu imponiren, ihrer Friedensneigung Einhalt zu thun. Wenn dies, wie wahrſcheinlich, die Abſicht war: ſo ſchlug ſie in der Hauptſache fehl. Der Angriff war heftig. Die Contreſcarpe wurde erſtürmt. Aber die Beſatzung hielt ſtandhaft aus, bis der Landgraf Carl von Heſſen-Caſſel mit einem

[1]) Die Berichte des Grafen Windiſchgrätz vom 21. November, 2. December, und kaiſ. Reſcript vom 30. December.

Entsatzheere heranrückte. Tallard, der in wenigen Tagen dort 4000 Mann verloren, trat den Rückzug an.

Kehren wir zurück zu den Unterredungen von Windischgrätz und Heinsius, im November und December 1692.

Wir haben vernommen, daß der König Wilhelm gegen das Verlangen ein Geschwader nach dem Mittelmeere abzusenden, sich ablehnend zu verhalten schien. In der Wirklichkeit entschied er sich für dasselbe. Die Abfahrt sollte bereits am 25. November erfolgen. Windischgrätz verlangte jedoch auch die Hinzufügung von 7000 Mann Infanterie. Und zwar kam er hierbei zurück auf die hauptsächliche Differenz der Ansichten. Diese Truppen, sagte er, würden in Belgien entbehrlich, an den Ufern des Mittelmeeres dagegen sehr nützlich sein. Heinsius lehnte nicht ab. Dagegen verneinte er die Entbehrlichkeit in Belgien, und zwar auf Grund derselben Darlegung, wie zuvor Dykvelt. Der König von Frankreich, sagte er, sei dort um 30,000 Mann überlegen gewesen. Deshalb dürfe man die Armee in Belgien nicht schwächen, sondern müsse sie stärken[1]).

In denselben Tagen gaben Ludwig XIV. und Jacob II. sich der Hoffnung hin, daß die Autorität Wilhelms III. in der Republik im Abnehmen begriffen sei. Ein besonderer Vorfall mochte einen scheinbaren Grund darbieten für diese Annahme. Ein Possenreißer auf seinem Theater in Amsterdam hatte Reden geführt, die an sich so wie durch die Aufnahme beim Volke vielfaches Aufsehen erregten. Er wolle, sagte er, nicht mehr sein bisheriges Leben fortführen, sondern sich eine Stellung schaffen nach Wunsch. Er wolle nicht der Sultan der Türken werden; denn dann müsse er zu viele Weiber haben. Er wolle auch nicht römischer Kaiser werden; denn der Kaiser habe es allzu vielen Fürsten recht zu machen und sei immer von Jesuiten umringt. Auch Papst wolle er nicht sein; denn bis man dies Amt erlange, werde man zu alt. König von Spanien wolle er auch nicht sein; denn der sei gar zu bettelarm. Auch König von Frankreich wolle er nicht sein; denn dann habe er zu viele Feinde. Aber König Wilhelm wolle er werden; denn dann nehme er Geld von allen Seiten her und thue nichts.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. November.

Ludwig XIV. erzählte seinem Freunde Jacob den Vorfall[1]). Der Graf Windischgrätz hielt dieselbe Rede eines Berichtes an den Kaiser werth, mit dem Hinzufügen, daß das zuhörende Publikum jubelnden Beifall gespendet[2]). In Paris fügte man hinzu, daß das Volk in Holland laut wider den König Wilhelm murre. Es war freilich ein Unterschied so zu reden wie jener Possenreißer gethan, in Amsterdam oder in Paris. Die Holländer kannten keine Bastille: sie begnügten sich, und Wilhelm III. mit, zu lachen.

Ziehen wir dagegen jene Worte von Heinsius über die Verstärkung des Heeres in Betracht. Sie waren sehr ernstlich gemeint. Bereits waren der König und er übereingekommen, daß die Republik ihre Streitkräfte zu Lande um acht Regimenter zu vermehren habe. Es ist dabei von besonderem Interesse zu beachten, wie es diesen beiden Persönlichkeiten, vermöge ihrer Autorität in der Republik, leicht wurde, in solchen Dingen die Häupter derselben für ihre Beschlüsse zu gewinnen. Dies gibt sich klar zu erkennen aus der Zeitfolge der Daten.

Am 14. October traf der König im Haag ein, um in den nächsten Tagen zu Schiffe zu gehen. Am 16. brachte ein Courier die Meldung, daß Charleroi bombardirt werde. Der König brach dahin auf. Wir erinnern uns, daß der Versuch nicht eine weiter reichende Bedeutung hatte. Am 21. October langte der König wieder im Haag an. In den nächsten Tagen wurden die Angelegenheiten dort geregelt, und bereits am 25. October begab sich der König hinaus nach Oraniepolder, um dort sich einzuschiffen. Zu den Angelegenheiten, die in der Frist dieser wenigen Tage geregelt waren, gehörte die Feststellung des Kriegesstandes für den nächsten Feldzug. Wir vernehmen darüber die kurze Meldung des Grafen Windischgrätz mit folgenden Worten: „Am 23. October erschien der König im Staatsrathe, um den Kriegesstand zu Wasser und zu Lande für das künftige Jahr vorzulegen. Von da begab er sich, begleitet von dem Statthalter von Groningen und Friesland, in die Versammlung der Generalstaaten, um auch dort persönlich den Kriegesstand zu überliefern. Die Generalstaaten sprachen ihm ihren Dank aus“[3]).

---

[1]) Dangeau t. III, p. 121.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 11. October.

[3]) Bericht vom 24. October.

Die Bewilligung im Einzelnen, das Ausfinden der Wege und Mittel, über welche das Parlament von England jedes Mal viele Monate zubrachte, während welcher Zeit der König sich aus England nicht entfernen durfte, überließ er in der Republik den gesetzlichen Gewalten. Er war sicher, daß es dort ihm gegeben wurde, wie er es gefordert.

Diese Thatsachen lassen in besonderer Weise das moralische Gewicht und das Vertrauen erkennen, dessen der König sich in der Republik, bei seinen Landsleuten erfreute. Um dies noch schärfer zu erfassen, genauer zu würdigen, haben wir zu gedenken der Hindernisse, des Widerstandes, vor allen Dingen des Mistrauens, welches vor dem Jahre 1688 jeglichem Hinweise des Prinzen von Oranien auf die Gefahr vor Frankreich, demgemäß seiner Forderung einer Kriegsbereitschaft, sich entgegen gestellt hatte. Wilhelm III. erfreute sich also seit 1688 des beneidenswerthen Erfolges, daß seine eigenen Landsleute das Mistrauen gegen ihn hatten fahren lassen, daß sie ihn erkannten und würdigten, daß ihr einstiges Mistrauen gegen ihn persönlich sich gewandelt hatte in ein völliges Vertrauen. Andererseits aber sehen wir auch als Männer des vollen Vertrauens von seiner Seite nur Holländer. In diesem Verhältnisse lag eine Frage verborgen, nämlich diejenige, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn einmal das Interesse der Republik in irgend welchen Conflict geriethe mit demjenigen irgend einer anderen der verbündeten Mächte. Die Frage schlummerte noch. Aber sie konnte erwachen. Die Vorboten, daß sie einmal erwachen würde, sind erkennbar in den Klagen der Republik über die geringen eigenen Leistungen für den Krieg von spanischer und von deutscher Seite.

Bevor wir den König auf seiner Fahrt nach England begleiten, haben wir noch zwei wichtige Ereignisse auf dem Festlande zu verzeichnen, deren Tragweite sich erstreckt auf eine lange Reihe der kommenden Jahre. Das eine ist die Geburt des bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, das andere die Belehnung des Herzogs Ernst August mit der neunten Kurwürde.

Wir erinnern uns, daß die Erzherzogin Maria Antonia, die Tochter des Kaisers Leopold und der spanischen Infantin Margaretha, bei ihrer Heirath mit Maximilian Emanuel von Bayern vor ihrem

Vater allen Ansprüchen auf das spanische Erbe entsagt, daß dagegen König Carl II. beharrlich sich geweigert hatte, diesen Verzicht anzuerkennen. Jahre lang schien die Frage praktisch von keiner Bedeutung; denn mehrere Kinder von Maria Antonia erwiesen sich nicht als lebensfähig. Im October 1692 jedoch brachte sie in Wien einen Knaben zur Welt, der kräftiger erschien. Die Folgen der Geburt rafften die Kurfürstin im jugendlichen Alter von vierundzwanzig Jahren hinweg, und die Gruft bei den Kapuzinern empfing in ihrer Leiche die letzte von spanischer Abkunft. Aber der Sohn, Joseph Ferdinand, war da und erhielt sich, und mit ihm die lange Reihe der Fragen, die an sein Dasein sich knüpften. Da auch die zweite Ehe Carls II. von Spanien bis dahin kinderlos blieb, so war, dem Blute nach, dieses Kind der nächst berechtigte Erbe der spanischen Monarchie. Und eben daran erwuchs die lange Reihe der Fragen. War der Verzicht, welchen seine Mutter Maria Antonia, mit der Zustimmung seines Vaters Maximilian Emanuel, jedoch ohne die Genehmigung Spaniens, vor dem Kaiser Leopold geleistet, gültig oder nicht gültig? — Es handelte sich dabei namentlich um das fernere Verhalten Carls II. von Spanien selbst, dann aber auch um dasjenige des Vaters Maximilian Emanuel, ferner um dasjenige von Carls Mutter Maria Anna. Sie, die Schwester des Kaisers Leopold, hatte bis dahin bei ihrem Sohne das Interesse des Kaiserhauses vertreten. Aber das Kind Joseph Ferdinand war ihr eigener Urenkel. War es anzunehmen, daß sie das Interesse des eigenen Blutes hintansetzen würde? — Der König von England und die Republik Holland hatten, in dem geheimen Artikel der großen Allianz vom 12. Mai 1689, dem Kaiser versprochen einzutreten für sein Erbrecht auf die spanische Monarchie. Wie nun aber, wenn sie ein näheres Erbrecht als dasjenige des Kaisers anerkannten? Durfte auch dann noch der Kaiser auf sie rechnen? —

Diese Fragen traten nicht sofort mit der Geburt des Kindes Joseph Ferdinand praktisch wirkend ein in das politische Leben Europa's. Aber sie waren da von diesem Tage an. Sie wurden erwogen, und von dem Vater Maximilian Emanuel, der auf die Kunde des frohen Ereignisses in der Gudula-Kirche zu Brüssel das Tedeum singen ließ, so in Madrid, in Versailles, in Wien, in London, im Haag. Es

kam die Zeit, wo jede dieſer Mächte zu der Thatſache der Exiſtenz des Prinzen ihre Stellung zu nehmen hatte.

Das andere Ereignis von wichtiger Bedeutung war die wirkliche Verleihung der neunten Kurwürde an den Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg zu Hannover.

Wir erinnern uns, daß der Kaiſer, nach dem Abſchluſſe des Kurvertrages vom 22. März 1692, in der Erwartung der zuſtimmenden Antworten von Seiten der Kurfürſten, den Tag der Belehnung anſetzte auf den 20. Juli.

Im Monate Juni trafen dieſe Antworten ein. Sie ſämmtlich bergen unter dem reichen Wortſchwall damaliger Zeiten den einen Kern: die Sache iſt ſo wichtig, daß zuvor der Kurfürſt ſich mit ſeinen Mitkurfürſten beſprechen muß.

Die faſt gleichzeitigen Daten [1]), wie der Inhalt dieſer Antworten thun dar, daß eine ſolche Verſtändigung bereits ſtatt gefunden, daß man ſich zu dieſer ausweichenden Antwort geeinigt, um Zeit zu gewinnen.

Damit jedoch ließ ſich der Kaiſer nicht mehr zurückweiſen. Er wiederholte, am 22. Juni, nachdrücklich ſeine Aufforderung. „Bei meiner Anweſenheit in Augsburg, ſagt er, haben faſt alle Kurfürſten die Sache entweder eifrig empfohlen, oder doch genehm gehalten.“ Er erinnert jeden Einzelnen, in welcher Weiſe das von ihm geſchehen. „Darauf vertrauend, fährt der Kaiſer fort, habe ich gehandelt. Nun ſind demgemäß die Truppen von Hannover auf dem Marſche hierher, ein Tag zur Inveſtitur iſt angeſetzt. Darum erſuche ich E. L. nochmals freundlich, gnädig und angelegentlich, Sie wollen mir Dero Einwilligung abſonderlich einſchicken.“

Es geſchah nicht. Die Kurfürſten beharrten. Der Kaiſer fügte ſich. Er verlangte dagegen einen Collegial-Beſchluß. Er ſprach am 17. Juli dem Kurfürſten Franz Anshelm von Mainz als dem Decan des Collegiums die Hoffnung aus, daß der Collegial-Beſchluß ohne Zeitverluſt erfolgen werde. Von der anderen Seite mahnte das gewichtige Wort des Königs Wilhelm III., der für die weltlichen Kurfürſten und ihre Truppen die Schnüre des engliſchen und des holländiſchen Geld-

[1]) Dem Datum, neuen Stiles, nach ſind die Schreiben ausgefertigt: Kur-Mainz 8. Juni, Kur-Sachſen 7. Juni, Kur-Brandenburg 9. Juni, Kur-Köln 14. Juni, Kur-Trier 18. Juni, [redacted] 26. Juni. Sämmtlich im k. k. Archive.

beutels in Händen hielt. Die Kurfürsten von Sachsen, Bayern, Brandenburg entsprachen dem Wunsche des Kaisers. Sie erwiederten, daß ihre Gesandten in Regensburg versehen seien mit der erforderlichen Instruction. Maximilian Emanuel ging persönlich noch weiter. Er hatte im Jahre 1689 vor Mainz dem Herzoge Ernst August das Wort gegeben, daß er, zum Danke für die Heranführung der Hannoveraner vor Mainz, nachdrücklich eintreten werde für die Verleihung der Kurwürde. Eingedenk dessen und nicht minder vielleicht auf die Mahnung Wilhelms III., erklärte er sich dem Kaiser bereit zu jeglichem Verfahren, welches der Kaiser vorschlage. Dagegen hatten die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, so wie derjenige von der Pfalz, schwere Bedenken. Sie zauderten [1]).

Inzwischen erwuchs die Opposition auch des Fürsten-Collegiums, und setzte sich in Wechselwirkung mit jenen Bedenken der Kurfürsten. In den Augen Vieler ragte bereits die Angelegenheit an Wichtigkeit empor über die Sache des gemeinsamen Krieges. Von Versailles aus schaute man drein mit hoffender Erwartung. Bereits im Juli 1692 stand die Opposition der Reichsfürsten stark und stattlich da, zusammen gewachsen aus sehr verschiedenen Elementen. Die zunehmende Wichtigkeit der Sache fordert ein näheres Eingehen.

Es war da zunächst das confessionelle Element, mächtig bei jenen vier Kurfürsten und den geistlichen Mitgliedern des Fürsten-Collegiums. Man hegte die Besorgnis, daß, im Falle beide Linien des Hauses Wittelsbach ausstarben, diejenige in der Pfalz und in Bayern, die letztere dieser Kuren erlöschen, jene andere an eine protestantische Linie gelangen, und somit die protestantischen Kurfürsten an Zahl das Uebergewicht erhalten würden. Die Consequenz würde dann sein die Wahl eines protestantischen Kaisers. Es liegt nahe, daß die Zusammenstellung dieser beiden mit einander unvereinbaren Begriffe die Auflösung des Reiches bedeutete. Die Fürsten der Richtung, welche dieser Besorgnis sich hingaben, lagen dem Kaiser Leopold an mit der Bitte, vorher Schutzwehren zu errichten gegen die Möglichkeit einer solchen Consequenz.

---

[1]) Es würde zu weit führen hier jedes einzelne der betr. Actenstücke zu benennen. Sie sind sämmtlich im k. k. Archive.

Eine andere Richtung, namentlich im Fürsten-Collegium, erhob ihre Einwände von dem Boden der Reichsverfassung. Die goldene Bulle, sagte sie, setzte die Siebenzahl der Kurfürsten fest. Von dieser Siebenzahl sei das Reich im westfälischen Frieden abgegangen, um durch die Errichtung einer achten Kur ein Mittel zu haben zur Beendigung des traurigen Krieges. Die Noth habe es so geboten. Aber man sei davon abgegangen durch einen Beschluß des Reiches, nicht bloß des Kaisers und der Kurfürsten. Darum müsse über die Errichtung einer neuen Kur, welche jene beiden Grundgesetze des Reiches abändere, zuvor das gesammte Reich befragt werden und in dieselbe willigen.

Wir erinnern uns, daß diese beiden Richtungen auch im Rathe des Kaisers vertreten gewesen und gewichen waren vor dem Drucke der Noth und der Gefahr, nicht bloß des Reiches, sondern der gesammten Christenheit.

Die dritte Richtung des Widerstrebens gegen die neue Kurwürde war diejenige der politischen Eifersucht, vertreten durch diejenigen Fürstenhäuser, welche nicht zugeben wollten, daß die hannöversche Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg höher steige als zuvor, und welche, um diesen eigentlichen Kern der Gesinnung zu verbergen, sich, je nach dem Standpunkte, die Gründe der beiden ersten Richtungen zu Vorwänden nahm. Wir sehen als Factoren dieser dritten Richtung zugleich den Fürstbischof von Münster und den König von Dänemark, insofern er Reichsstand war. Der Gesandte desselben am Reichstage sprach öffentlich die Drohung aus: „An dem Tage, wo man vernehmen muß, daß der Kaiser die Belehnung des Herzogs von Hannover mit der Kurwürde vollzogen, werden der König und die gleichgesinnten Mitstände des Reiches nicht bloß ihre Kriegsvölker aus Ungarn, aus den Niederlanden, vom Rheine her abberufen, sondern auch zur Abwehr dieses Unrechtes alle Kräfte aufbieten". Was der dänische Gesandte öffentlich aussprach, wiederholten Andere geheim. Sie gingen darin noch weiter. Sie redeten von fremder Hülfe, die ihnen in diesem Falle nicht ausbleiben werde. Im Rathe des Kaisers wußte man, daß ein Fingerzeig dieser Art hinweisen solle auf Frankreich [1]).

[redacted]-Protokoll vom 14. September 1692.

Voran in dieser dritten Richtung stand neben Dänemark und Münster noch ein Fürst, der in sich eine besondere vierte Richtung vertrat, diejenige der politischen Familien-Eifersucht, und darum die intensiv feindlichste von allen. Es war der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, Mitregent seines Bruders Rudolf August zu Wolfenbüttel.

Dieser ältere Bruder Rudolf August, freundlich, wohlwollend, den Wissenschaften ergeben, liebte den Frieden, zunächst aber im eigenen Hause. So geschah es, daß er im Nachgeben vor der stärkeren Persönlichkeit seines jüngeren Bruders, in Gemeinschaft mit demselben in mancherlei Händel verstrickt wurde, die seinem Naturell weniger entsprachen als dem streitbaren von Anton Ulrich. Auch dieser Fürst, ausgestattet mit ungewöhnlicher geistiger Begabung, bewies regen Eifer für Wissenschaft und Kunst. Namentlich verfaßte er sehr ausführliche Romane, in die er seine Anschauungen niederlegte. Allein das hinderte ihn nicht, in dieser Zeit seines Lebens auch jene andere Richtung zu bethätigen. Er hatte gegen die Vettern von Celle und Hannover ein Heer von Klagen und Vorwürfen, gegründeten und mehr noch ungegründeten. Die ersteren betrafen namentlich die Erbschaft des Herzogthums Sachsen-Lauenburg, über welche die Brüder Georg Wilhelm in Celle und Ernst August in Hannover ihre Beschlüsse faßten ohne die Mitwirkung der Vettern von Wolfenbüttel, denen der dritte Theil gebührte. Die unbegründeten betrafen die demnächstige Vereinigung von Celle und Calenberg unter Einem Haupte, und die Einführung der Primogenitur, welche den Herzögen zu Wolfenbüttel alle Aussicht auf Celle abschnitt. „Es soll dadurch, klagt Anton Ulrich, eine Macht geschaffen werden, welche alle unsere Nachbaren zur Eifersucht gegen das Gesammthaus reizt, und welche doch in Wahrheit die Herzöge von Wolfenbüttel mehr als jeden Anderen der Ambition von Hannover bloßstellt.“ Ganz besonders aber fühlte der Herzog Anton Ulrich sich verletzt durch den Stolz seines Vetters Ernst August in Hannover, und kargte darüber nicht mit seinen Beschwerden[1]).

---

[1]) Das Material, aus welchem ich diese Darlegung zusammen dränge, besteht aus den Berichten von kaiserlichen Gesandten über ihre Unterredungen mit Anton Ulrich, desgleichen von Leibniz, welcher im besonderen Vertrauen des Herzogs

Mochten unter denselben diese oder jene nicht unberechtigt sein: das hauptsächliche Mittel, durch welches Anton Ulrich damals, noch vor der Kurwürde, seinem Verdrusse Genugthuung zu verschaffen suchte, war nicht gerechtfertigt.

Die jüngeren Söhne des Herzogs Ernst August und der Prinzessin Sophie sträubten sich, einer nach dem anderen, gegen die Primogenitur. Nachdem der zweite Prinz, Friedrich August, wie vor ihm sein Bruder Carl Philipp, im kaiserlichen Kriegsdienste gegen die Türken gefallen war, hielt der dritte, Maximilian, sich für berechtigt zum Einspruche. Er fand Rückhalt an Anderen, namentlich an dem Herzoge Anton Ulrich. Niemals, sagte ihm dieser, werde er die Vereinigung von Celle und Hannover zugeben. Aber Maximilian wählte nicht den Weg des offenen Einspruches, des Protestes, wie einst sein Bruder Friedrich August gethan, sondern der Verschwörung. Die Fäden derselben reichten bis nach Berlin, wo der Minister Dankelmann den Kurfürsten für die Plane von Maximilian und Anton Ulrich zu gewinnen bemüht war. Eben dort jedoch kam die Kurfürstin Sophie Charlotte zur Kenntnis der Sache. Sie gab ihrem Vater Nachricht, im December 1691. Die Verschworenen wurden verhaftet. Sie gestanden, wenn auch nicht alles. Maximilian erlangte, auf die Fürsprache des Oheims von Celle, die Verzeihung des Vaters, und trat dann auch in den Kriegsdienst des Kaisers. Anders erging es einem der Mitverschworenen, dem Ober-Jägermeister von Moltke. Er ward des Hochverrathes angeklagt und verurtheilt. Sein Kopf fiel auf dem Blutgerüste. Derjenige jedoch, der dem Prinzen den stärksten moralischen Vorschub geleistet, war unantastbar. Es war der Herzog Anton Ulrich in Wolfenbüttel.

Die Verschwörung war entdeckt worden im December 1691. Erwägen wir, daß am 17. Januar 1692 der hannöversche Gesandte Limbach in Wien den kaiserlichen Räthen das Ansuchen um die Kurwürde vorlegte, welche nach der goldenen Bulle untrennbar war von der Primogenitur, demnach die letztere reichsgesetzlich sanctioniren würde: so liegt der Schluß auf einen ursächlichen Zusammenhang nahe. An-

---

stand. Man vgl. ferner Denkwürdigkeiten des Grafen Schulenburg, Band I, S. 48, 57 u. f.

dererseits aber hatte so eben Anton Ulrich, durch die Offenlegung seines in jedem Falle intellectuellen Antheiles an der Verschwörung wider die Primogenitur, moralisch eine empfindliche Niederlage erlitten. Man durfte daher voraussehen, daß er um so nachdrücklicher alle seine Kraft aufbieten werde zur Vereitelung des Strebens nach der Kurwürde, dessen Gelingen er von seinem Standpuncte aus betrachten mochte wie eine abermalige Niederlage für ihn.

Diese verschiedenen Richtungen bei einer Reihe von Kurfürsten und Fürsten vereinigten sich zum Widerstande gegen die neunte Kur. Die erste Protestation aus dem Fürsten-Collegium trat hervor am 23. Juli 1692. Andere folgten. Der Kern ist immer derselbe: von der einen Seite wird die Gefahr für die katholische Religion in den Vordergrund gestellt, von der anderen diejenige für die Reichsverfassung.

Der Kaiser suchte zu begütigen, zu beschwichtigen. Er hob hervor, daß andere Reichsfürsten solche Hülfstruppen, wie Hannover auf eigene Kosten zum Wohle der Christenheit ihm zur Hülfe gesendet, auch gegen angebotene Bezahlung ihm verweigert. Er wies darauf hin, daß er der Bildung einer dritten Partei habe entgegen treten müssen, und daß das einzige Mittel zu diesem Zwecke gewesen sei sein Eingehen auf die Wünsche der Brüder von Celle und Hannover. Er fragte, ob nicht bisher seine mehr als dreißigjährige Regierung die Bürgschaft gewähre, daß er nicht darauf ausgehe, die Rechte der Stände des Reiches zu kränken. Er habe handeln müssen wie er gethan, um des Gemeinwohles, um der Gesammtheit willen. Aber er erneuerte seine Versicherung, daß den Reichsständen ihr volles Recht verbleiben solle. — Diese letzten Worte betrafen die Introduction des neuen Kurfürsten in das kurfürstliche Collegium, mit der Ausübung des Stimmrechtes. Diese Introduction sollte erst erfolgen nach der erlangten Zustimmung aller drei Reichs-Collegien. Der erste Act dagegen war derjenige der Investitur, der kaiserlichen Belehnung. Derselbe sollte erfolgen auf den Beschluß des obersten Collegiums, desjenigen der Kurfürsten, sei es des einstimmigen, sei es desjenigen der Mehrheit[1]).

[1]) Das Conferenz-Protokoll und die Resolution des Kaisers vom 14. Sept. im k. k. Archive.

Der zuerst angesetzte Termin war der 20. Juli. Jenes Ausweichen der Kurfürsten machte es unmöglich, ihn inne zu halten. Aber Hannover drängte inständig. Am 14. September setzte der Kaiser einen der letzten Tage des Monates October an. Bis dahin indessen war die Mehrheit im Collegium der Kurfürsten noch gegen die neue Kur. Daß dasselbe nicht einstimmig dafür sich aussprach, war den kaiserlichen Räthen nicht unlieb. Denn dies gab das Mittel an die Hand, auf Hannover einen Druck auszuüben für zwei Forderungen des Wiener Hofes. Die erste war diejenige des Eintretens für die Herstellung des vollen Rechtes der Kur Böhmen, welche seit Jahrhunderten nur bei der Kaiserwahl mitwirkte; die andere war diejenige des ausdrücklichen Beitrittes zu der großen Allianz von 1689.

Zunächst kam es darauf an einen Mehrheitsbeschluß des Collegiums der Kurfürsten zu erwirken. Gegen Kur-Sachsen, Bayern, Brandenburg standen die drei geistlichen Kurfürsten und Pfalz, aus kirchlichen Bedenken. Der Kaiser von seinem Standpuncte aus wies diese Bedenken nicht zurück. Dennoch mußte er einen dieser vier für sich gewinnen, und zwar denjenigen, welcher für eine formelle Beschluß-Fassung unentbehrlich war, den Decan des Collegiums. Es war der Mainzer Kurfürst Anshelm Franz, aus dem Geschlechte Ingelheim. Das Mittel lag in den Händen des Kaisers. Als die Angelegenheit der neuen Kurwürde zum ersten Male zur Sprache gekommen war, im Jahre 1690 in Augsburg, hatte Anshelm Franz dem Kaiser die Zusage gegeben, sich ganz nach seinem Wunsche richten zu wollen. Der Kaiser erinnerte ihn nun daran. Er wies zugleich hin auf die Dankbarkeit, welche der Kurfürst dem Herzoge Ernst August schulde für das bereitwillige Mitwirken zum Wiedergewinne von Mainz [1]). Es lag darin verhüllt die Mahnung, daß der Kurfürst die allzu rasche Uebergabe dieser seiner Stadt an Frankreich, im Herbste 1688, vor dem Kaiser noch zu sühnen habe. Von Seiten des Herzogs trat dazu, daß er in der langjährigen Streitigkeit über das Eichsfeld den Wünschen des Stuhles von Mainz sich nachgiebig bewies.

Nach dieser kaiserlichen Mahnung an das gegebene Wort konnte der Kurfürst von Mainz nicht umhin zu handeln. Am 3./13. October

[1]) Kaiserliches Schreiben vom 22. Juni 1692.

lud der Mainzer Gesandte in Regensburg diejenigen der anderen Kurfürsten zusammen. Er legte nur die Frage des Ob? vor, mit Vertagung der Frage des Wie? — Köln, Trier und Pfalz protestirten gegen dieses Verfahren als formell unzulässig. Mainz, Sachsen, Bayern, Brandenburg bejahten die Frage des Ob? — Der Beschluß ging als derjenige der Mehrheit des kurfürstlichen Collegiums an den Kaiser. Die Minderheit erhob dagegen ihre Beschwerde, und wandte sich zugleich sofort mit flehender Klage über die ganze Sache an den Papst. Der Kaiser indessen setzte nun definitiv den Tag der Investitur an, den 9./19. December 1692.

Im Namen des neuen Kurfürsten Ernst August von Braunschweig-Lüneburg empfingen die Gesandten Grote und Limbach in der Hofburg zu Wien aus der Hand des Kaisers den Kurhut.

An solchen Tagen entwickelte sich in vollem Glanze die schwerfällige Pracht des römischen Reiches deutscher Nation. Zuerst wurden die Geschenke dargebracht. Eine Stunde vor der Belehnung, die um Mittag stattfand, wurden von Seiten des neuen Kurfürsten zwölf falbe Reitpferde vorgeführt. Dann fuhren die Gesandten mit den Cavalieren ihrer Begleitung in Sechsspännern vor. Der Hof der Burg war für alle anderen Wagen geschlossen. Der Kaiser saß unter dem Baldachine auf einem roth ausgeschlagenen Throne, umgeben von den ersten Würdenträgern. Sobald die herangeführten beiden Gesandten des Kaisers ansichtig wurden, knieten sie nieder, und wiederholten dies dann noch zweimal. Auf gleiche Weise zogen sie nachher sich zurück. Der Gesandte Grote begann mit einer Anrede. Der Graf Waldstein erwiederte im Namen des Kaisers. Der Gesandte Limbach schloß mit den Worten des Dankes.

Das Ceremoniell entsprach der Bedeutung, welche die damalige Mitwelt der Sache beimaß. In späterer Zeit, als man hinaus zu wachsen glaubte über so Manches, was die Vorfahren in Leid und Freud bewegte, pflegte man nicht bloß in Betreff dieser einen Angelegenheit, sondern überhaupt auf die ceremoniellen Fragen jener Tage mit besonderer Geringschätzung hinzublicken. Ja es findet sich oft die Ansicht, als ob eine Ueberschätzung derselben in den damaligen Zeiten gewesen sei wie ein besonderes Uebel des alten Reiches. Man pflegt für diese Meinung hinzuweisen auf die Rangstreitigkeiten der Gesandten

am Reichstage in Regensburg. Diese Ansicht ist dennoch nicht richtig. Strenger als in Regensburg und strenger als irgendwo sonst wurden die ceremoniellen Formen festgehalten an dem glänzendsten Hofe damaliger Zeiten, demjenigen von Versailles. Ueberhaupt aber war eine schärfere Beobachtung derselben damals allgemein, und ist daher nicht Einem Lande, Einer Nation besonders beizumessen.

Zwischen dem Kaiser Leopold und dem Könige Ludwig XIV. war jedoch dabei der große Unterschied, daß es für diesen sich band an seine Person, daß es dieselbe nicht verließ, zu keiner Zeit und an keinem Orte, daß dagegen für den Kaiser es sich band an seine Würde. Leopold war für sich persönlich so einfach, wie seit seinem Ahnherrn Rudolf fast alle Mitglieder seines Hauses. Wie auch hätte es anders sein können bei einem Manne, der ein reiches inneres Leben besaß, der durch eigene Neigung, Begabung und Ausbildung sich hingezogen fühlte zu wissenschaftlichen Beschäftigungen! — Aber Leopold war als römischer Kaiser der erste weltliche Fürst der Christenheit. War auch diese Würde als solche ohne wirkliche Macht: so bewahrte sie noch die Formen derselben, und in der Aufrechthaltung dieser Formen lag damals mehr als in späterer Zeit, gemäß den Anschauungen der Mitwelt, immer noch ein Abglanz der alten, allmählich verblassenden Idee des Kaiserthumes. Wo darum Leopold auftrat als römischer Kaiser, da forderte er die volle Entfaltung des Ceremoniells, nicht für sich, sondern um der Sache willen, die er vertrat.

Der Lehnbrief der Kurwürde hebt stärker als früher den Vertrag vom 22. März 1692 die Verdienste des neuen Kurfürsten und seines Hauses um die Christenheit hervor. Es wird darin nicht bloß der Hülfe gedacht, die Ernst August wiederholt dem Kaiser in Ungarn geleistet, sondern auch derjenigen für die Republik Venedig zur Eroberung von Morea, so wie daß der Kurfürst zwei seiner Söhne im Kampfe gegen den Erbfeind des christlichen Namens eingebüßt. Es wird ferner seiner Hülfe gedacht zum Wiedergewinne der dem Reiche genommenen Festungen, und die Zuversicht ausgesprochen, daß er beharren werde im Kampfe gegen die Krone Frankreich.

Diese Zuversicht erhielt in den folgenden zwei Jahrzehnten ihre volle Bestätigung. Ludwig XIV. ersah sich in der Opposition vieler Fürsten gegen die neue Kurwürde den Punct, an welchen haupt-

ſächlich er den Hebel anzuſetzen habe, um das Reich in ſich zu theilen und zu lähmen. Eben darum zog ſich der Bund des neuen Kurfürſten mit dem Kaiſer immer enger und feſter. Waren die Räthe des Kaiſers in früheren Jahren oft zum Mistrauen geneigt geweſen, daß der Ehrgeiz von Ernſt Auguſt beſondere Wege einſchlage nicht im Intereſſe des Gemeinwohles: ſo that von 1692 an die Erfahrung dar, daß der Kaiſer auf keinen anderen Reichsfürſten ſo zuverläſſig zählen durfte, wie auf die Linie Hannover des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg.

Siebenzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1693.

Die Ueberfahrt des Königs Wilhelm III. nach England, im October 1692, war nicht ohne Gefahr. Es waren beständig vier französische Kriegsschiffe in Sicht; jedoch gestattete der Wind ihnen nicht zum Angriffe zu kommen. Der König landete am 18./28. October 1692 zwischen Yarmouth und Harwich, und traf am Abende des 20./30. unter dem Jubel des Volkes in London ein. [1])

Einige Tage vorher war auch das prinzliche Paar, Anna und Georg von Dänemark, begleitet von dem Ehepaare Marlborough, dort angelangt.

Wir erinnern uns, daß Marlborough, zur Zeit der Seeschlacht von La Hogue, in den Tower gebracht war, und zwar auf Grund der Anklage des Hochverrathes. Der Reuebrief, den die Prinzessin Anna am 1. December 1691 ihrem Vater Jacob II. geschrieben, läßt keine andere Deutung zu, als daß sie oder vielmehr diejenigen, deren Leitung sie sich anvertraut hatte, je nach dem Gange der Dinge bereit waren zu weit reichenden Entschlüssen. Die Briefe der Prinzessin Anna aus dieser Zeit an Lady Marlborough bekunden, in so weit sie des Königs Wilhelm Erwähnung thun, einen bitteren Haß gegen seine Person. „Angenommen auch, schreibt die Prinzessin damals, daß ich mich unterwürfe, und angenommen ferner daß der König sein

[1]) Hoffmanns Bericht vom 31. October. — Windischgrätz Bericht vom 4. November.

Naturell so weit ändern könnte, mich menschlich zu behandeln: wie sehr würden alle vernünftigen Leute mich verachten!" — Sie wiederholt dann ihre Betheuerung, daß sie niemals sich unterwerfen werde. Sie wolle in Geduld harren auf den Tag des Sonnenscheines, und wenn ihr das Leben bis dahin nicht vergönnt sei, dennoch hoffen, daß England einst wieder blühen werde[1]). — Indessen was auch immer das Ziel dieser Gedanken sein mochte: sie wurden vereitelt durch die Seeschlacht von La Hogue. Wie dieselbe das Königthum Wilhelms III. befestigte: so gewährte andererseits der günstige Erfolg die Möglichkeit, über die Verschwörung vom Beginne 1692 ohne Aufsehen hinwegzukommen. Denn wie das Aufwühlen derselben vielleicht nicht einmal politisch klug gewesen wäre: so entsprach noch weniger eine Rache dem Charakter weder des Königs noch der Königin. Nur blieb Marlborough einstweilen im Tower. Auch das schien seinen Freunden zu viel. Unter ihnen waren Halifax und Shrewsbury. Sie, so wie die Lords Burlington und Carbury, erboten sich zur Bürgschaft für Marlborough. Auf dieses Erbieten mußte er, den Gesetzen gemäß, aus dem Tower entlassen werden. Es geschah im Juli 1692. Aber zugleich that der Hof einen öffentlichen Schritt gegen diese Persönlichkeiten. Halifax und Shrewsbury waren, seit ihrer Wiederanknüpfung mit St. Germain, zu den Sitzungen des geheimen Rathes nicht mehr erschienen. Der König hatte darüber hinweggesehen. Auf jenes Erbieten der Bürgschaft erfolgte als Antwort, daß die Namen Halifax, Shrewsbury, Marlborough, zugleich mit Torrington, von der Liste der Mitglieder des geheimen Rathes gestrichen wurden. Den Eindruck der Maßregel ersehen wir aus dem Urtheile, welches der kaiserliche Gesandte seinem Berichte beifügt: „Der Hof hat sich nicht ungestraft insultiren lassen wollen"[2]).

Die Forderung, welche die Königin nach wie vor an die Prinzessin stellte, war diejenige der Entlassung von Lady Marlborough. Die Ansicht, welche die letztere später geltend zu machen gesucht hat, daß lediglich in der persönlichen Abneigung der Königin gegen sie der Grund dieser Forderung zu suchen sei, besteht nicht mit der Thatsache,

[1]) Conduct of the duchess of Marlborough p. 85: But suppose I did submit, and that the king could change his nature so much as to use me with humanity: how would all reasonable people despise me? —

[2]) Hoffmanns Bericht vom 14. Juli.

daß nicht bloß Marlborough mit St. Germain in Verbindung blieb, sondern eben so auch die Prinzessin Anna selbst [1]). Sie unterhielt die einmal begonnene Correspondenz durch Versicherungen ihres Pflichtgefühls und ihrer Reue. Die Stellung der Schwestern zu dem Vater Jacob war eine sehr verschiedene. Die Prinzessin Anna hatte durch eigene Thätigkeit zu seinem Sturze beigetragen, so viel sie vermochte. Mary dagegen hatte, vor dem Aufbruche ihres Gemahles im Herbste 1688, durch Albeville ihrem Vater den Weg gewiesen, sich zu versöhnen mit ihrem Gemahle und sich selber zu erhalten. Es traf sie der Vorwurf, daß sie für eine Zeit lang sich eingelassen hatte auf die Anklage der Unterschiebung des königlichen Kindes. Diese Anklage aber war vor ihr erhoben und festgehalten von ihrer Schwester Anna, welche nun ihrerseits zu dem Vater stand gegen das königliche Paar. Während der Zorn des Vaters auf der Königin Mary lastete, die ihn in dieser Weise nicht verschuldet, hatte die Prinzessin Anna für das was sie wirklich gethan, seine Verzeihung erlangt. Dieses Verhalten der Prinzessin mußte auch den milden Charakter der Königin erregen. Als die treibende Kraft aber betrachtete sowohl sie wie der König das Ehepaar Marlborough. Es bedarf nicht einer weiteren Ausführung, daß im Falle unglücklicher Ereignisse die Thätigkeit dieses Ehepaares verderblich wirken konnte. Daher die Forderung der Entfernung. Auf die Weigerung der Prinzessin wurden ihr die Ehren des königlichen Ranges entzogen. Auch das that keine Wirkung.

Bei der Rückkehr nach London, im October 1692, durfte die Prinzessin wegen ihrer Gefährtin nicht denken an einen Wiedereinzug in den Cockpit, der zu den königlichen Gebäuden gehörte. Sie nahm das Haus eines Lords zur Wohnung. Wenige Tage später begegnete ihr Wagen im Parke demjenigen der Königin. Nach üblicher Weise hielt derjenige der Prinzessin zum Zwecke der Begrüßung. Die Königin, indem sie vorüberfuhr, wandte sich nach der anderen Seite [2]). Das Verhalten ward allgemein bemerkt als der erklärte Bruch von Seiten der Königin. In der That war ja die Beobachtung einer Form von

[1]) The life of James. Vol. II, p. 500 und 559. Hier wird zum Jahre 1696 bemerkt: She had all along kept up a fair correspondence with the king (James II.), full of assurances of duty and repentance.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 28. October.

Seiten der Prinzessin, nachdem sie durch ihr ganzes Verhalten das Wesen der Sache, das Königthum ihrer Schwester und ihres Schwagers, verneinte, und, so viel an ihr war, zu unterwühlen trachtete — weder ehrlich, noch freimüthig. Von Seiten der Prinzessin war der innerliche Bruch mit der Königin da seit dem Schreiben der Prinzessin Anna vom 1. December 1691. Fortan sahen die Schwestern einander nicht wieder.

Wie Marlborough, so verblieb auch Russel, der Sieger von La Hogue, in Verbindung mit St. Germain. Wir sehen demnach das eigenthümliche Verhältnis, daß so viele Persönlichkeiten, die für die Umwälzung von 1688 wesentlich mitgewirkt, dem Könige Wilhelm III. nun als offene oder versteckte Gegner widerstrebten. Auch Lord Godolphin beharrte in seinen Beziehungen mit St. Germain. Der König Wilhelm III. hatte seit Juli 1692 Kunde, wie es um Godolphin stand. Denn damals hatte ihm Sidney, der das Verhalten Godolphins durchschaute, darüber Mittheilungen gemacht [1]). Aber Godolphin, erster Lord des Schatzes, war in der Kenntnis der Geschäfte Allen überlegen, oder, wie der König glaubte, in seiner Stelle unentbehrlich. In keinem Falle war er ein wagender, ein aggressiver Charakter wie Marlborough. Sein Naturell ergibt sich aus der Thatsache, daß er mehrmals die Bitte um die Enthebung von seinem Posten ausgesprochen, und daß er dann dennoch in demselben beharrte. Wilhelm III. beließ ihn darin.

Der Gang der Dinge, wie die Berichte unparteiischer Beobachter zeigen uns, daß das Königthum von Wilhelm III. längst andere und tiefer reichende Wurzeln geschlagen, als solche, welche bedingt waren durch Neigungen und Abneigungen einzelner, wenn auch noch so gewichtiger Personen. Einige Tage nach seiner Ankunft folgten der König und die Königin der Einladung zur Theilnahme an der Feier des Lord-Mayor-Festes von London. „Dies festigt aufs neue, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, die Zuneigung dieser Stadt, welche freilich auch ohnedies dem Königspaare sich als völlig zugethan beweist [2]).

Wilhelm III. fand bei seiner Ankunft eine Gelegenheit, vor dem Kaiser abermals seine gute Gesinnung in Betreff der Katholiken zu

[1]) Dalrymple III[II], p. 169.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 7. November.

...tigen. Das irische Parlament hatte den Entwurf eines General-Pardons berathen und eingesendet, mit so vielen Ausnahmen, daß der von Cromwells Zeiten her noch übrig gebliebene katholische Adel mit dem Untergange bedroht wurde. Auf die dringenden Bitten der katholischen Irländer legten die Gesandten des Kaisers und Spaniens bei der Königin ihre Verwendung ein, daß den Katholiken verstattet werden möge, diese Ausnahmen zu beleuchten. Die Königin bewilligte die Frist. Unterdessen traf der König ein. Er erwog jenen Entwurf und die Gegenvorstellungen. Der Entwurf erhielt nicht die Zustimmung des Königs. „Dadurch, meldet Hoffmann, hat dieser Hof abermals erwiesen, daß er nicht die Katholiken zu drücken sucht. Nur ist zu besorgen, daß das englische Parlament sich darein mische, und die gute Absicht des Königs unfruchtbar mache" [1]).

Man dürfte nicht sagen, daß in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten der König dem Parlamente von England mit unbedingtem Vertrauen entgegen sah. Er wußte, daß seit dem Falle von Namur seine Gegner unter den Mitgliedern des Parlamentes aufs neue die Meinung ausbreiteten, England habe an einem Landkriege kein Interesse. Es werde klüger thun, diese Seite der Sache den Mächten des Continentes zu überlassen, den eigenen Schutz dagegen zu suchen lediglich in einer starken Kriegsflotte. Nur für diese seien Gelder zu bewilligen. Am wenigsten dürfe man Mittel gewähren zu Subsidien für andere Mächte. „Es ist zum Erstaunen, sagt ein Berichterstatter für Heinsius in London, wie so viele Engländer sich einreden lassen, daß im Grunde sie alles bezahlen, daß ihr Geld die anderen Bundesgenossen in Thätigkeit setzt" [2]).

Immerhin waren dies Irrthümer und Vorurtheile; aber es waren diejenigen eines großen Theiles der Nation, und darum hatte der König mit ihnen zu rechnen. Nachdem er die Sachlage in England mit eigenen Augen erkundet, erwiederte er über dieselbe dem fragenden Heinsius, vom 25. October/4. November: „Es ist mir unmöglich etwas Bestimmtes zu sagen. Es sieht sich noch alles an wie verworren und zweifelhaft. Bis zur Stunde ist Niemand fähig,

---

[1]) Hoffmanns Berichte vom 28. October und 7. November.

[2]) Grovestins t. VI, p. 358.

den Ausgang dieser nächsten Session des Parlamentes vorher zu sehen“ [1]).

Es ward bemerkt, daß der König offener und freundlicher als früher den Engländern entgegen trat. Man knüpfte daran große Hoffnungen. Denn das sei ja das Mittel, welches die beiden Vorgänger, Carl II. und Jacob II., mit so großem Erfolge in Anwendung gebracht. Wenn es dem Könige Wilhelm möglich wäre, sein Temperament zu beherrschen: so würde er, bei der hohen Meinung der Engländer von ihm, alles bei ihnen durchsetzen [2]).

Das Parlament trat zusammen am 4./14. November 1692. Wie bisher, so verfaßte auch dies Mal der König selber seine Thronrede, und ließ sie dann durch den Staats-Secretär Nottingham ins Englische übersetzen [3]). „Ich bin erfreut, begann der König, Euch wieder im Parlamente zu begegnen, wo ich die willkommene Gelegenheit habe, Euch zu danken für die umfassenden Bewilligungen, die Ihr zum Zwecke des Krieges mir gewährt habt. Und ich hoffe mit Eurem Rathe und Eurer Hülfe, die mir nie gefehlt, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um unser gemeinsames Interesse gegen die übergroße Macht von Frankreich sicher zu stellen.“

Der König äußerte dann seine Freude über den Seesieg von La Hogue. Wenn auch der Erfolg zu Lande demselben nicht entspräche: so gereiche doch die bewiesene Tapferkeit nach beiden Seiten hin England zu gleicher Ehre. Er hob die Nothwendigkeit hervor, gegenüber den Anstrengungen des Feindes, der aufs neue seine Landmacht verstärke, mindestens dieselbe Kraft aufzubieten wie im Jahre zuvor. Er beklagte die schwere Last, welche dadurch wieder dem Volk auferlegt werde, und erklärte sich bereit einzugehen auf alle Vorschläge, von denen eine Milderung der Uebelstände gehofft werden dürfe.

Er betonte dann namentlich den Wunsch einer Landung in Frankreich. Er verwies auf die Erfahrung des letzten Frühlings, wie sehr England von dort aus bedroht werde. Er mahnte diese Zeit zu nutzen, in welcher England mit den meisten der übrigen Fürsten und Mächte von Europa ein gemeinsames Interesse wider Frankreich habe.

[1]) Grovestins t. VI, p. 351.
[2]) A. a. O. p. 364. Vom 8. November.
[3]) A. a. O. p. 364. Bericht von L'Hermitage.

„Ich zweifle nicht, schloß er, Ihr werdet fortfahren mich in diesem Kriege zu unterstützen, und werdet die Angelegenheiten so schleunig erledigen, wie nur immer die Wichtigkeit derselben es gestattet. Ich habe kein Interesse als welches zugleich das Eurige ist. Wir vertheidigen dieselbe Religion. Ihr seid für die Erhaltung Eurer Freiheit und Eures Eigenthumes nicht mehr betheiligt als ich es bin; denn ich habe kein anderes Ziel als Euch zu einem glücklichen Volke zu machen. Ich habe bisher nicht gezaudert, für die Wohlfahrt der Nation meine eigene Person einzusetzen, und ich halte mich Eurer Neigung zu mir so sicher, daß ich auch ferner demgemäß handeln werde mit aller Bereitwilligkeit und bei jeder Gelegenheit, in welcher ich beizutragen vermag zu der Ehre und zum Vortheile von England."

Nach der Ansicht von Unbetheiligten war die Thronrede zweckmäßig, dem Stande der Dinge entsprechend. Dennoch ward sie nicht, wie sonst geschehen, mit Kundgebungen des Beifalles aufgenommen. Das Unterhaus verhielt sich schweigend. Auch ward nicht, wie sonst üblich, am nächsten Tage eine Dankadresse beschlossen. Die Angelegenheit sei allzu wichtig, hieß es; sie dürfe nicht übereilt werden. Dringender sei es zunächst, den Abgang an Gelde zu berathen. Hinter diesen Beschluß versteckte sich der Verdacht, daß der König hohe Subsidien an fremde Mächte bezahle. Im Oberhause erhoben einige Lords, voran unter ihnen Marlborough, wegen seiner Haft im Tower Beschwerde über Verletzung der Privilegien [1]).

Einige Tage standen so die Dinge. Bereits wurden im Haag über diese Haltung des Parlamentes Besorgnisse laut [2]).

Am 10./20. November ward jedoch im Unterhause der Antrag auf eine Dankadresse gestellt. Der Ritter Clargis erhob sich zu einer ausführlichen Rede dagegen. Der Dank, sagte er, ziehe auch ein Versprechen des Fortfahrens im Beistande nach sich. Dies müsse vorher reiflich überlegt werden. Ihm antwortete Seymour, welcher einst manches den Worten des Ritters Clargis ähnliche gesprochen hatte, nun aber im Besitze eines Hofamtes sich befand. Er könne sein Erstaunen nicht bergen, sagte er, daß ein Engländer Widerspruch einlegen

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Berichte vom 18. November. — L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 364.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 1. December.

wolle gegen die Unterstützung des Königs wider die Feinde des Staates. Die Worte Seymours schlugen durch. Die Adresse ward beschlossen. Sie sprach dem Könige Dank aus für seine Thronrede, beglückwünschte ihn zu seiner Wiederkehr, brachte dann eben so der Königin Anerkennung dar für ihre Regierung in Abwesenheit des Königs, und versicherte das königliche Paar des kräftigsten Beistandes wider alle Feinde. Damit war die Hauptsache ausgesprochen, und die bereits erhobenen Zweifel beseitigt [1]).

Der König indessen überschätzte das nicht. Er meldet die Sache an Heinsius. „Ich fange an, sagt er, ein wenig Hoffnung zu haben. Aber man kann noch nichts mit Bestimmtheit aussprechen" [2]).

An jenen ersten Beschluß des Unterhauses nämlich hängte sich sofort ein zweiter. Durch denselben ersuchte es den König um die Vorlage sämmtlicher Verträge, sowohl mit den Generalstaaten wie mit den übrigen Mächten, damit das Unterhaus ersehen könne, wie viel Geld aus dem Lande gehe. Die Generalstaaten waren namentlich aufgeführt wegen des Verdachtes, daß der König ihnen heimlich große Subsidien zuwende [3]).

An den König trat damit eine schwierige Frage. Die Forderung des Unterhauses war gegen die Prärogative der Krone. Allein das Ablehnen würde das Mistrauen, aus welchem die Forderung hervorging, nur verstärken. Dazu war ja gerade der wichtigste Verdacht, derjenige wider die Generalstaaten, nicht begründet. Die eigene Ueberzeugung des Unterhauses, daß dieser Verdacht ein Irrthum, mußte moralisch zu Gunsten des Königs ausschlagen.

Aehnliche Erwägungen drängten sich auf in Betreff des Verhältnisses zu dem Oberhause.

Dieses zauderte mit einer Dankadresse auf die Thronrede. Es wollte zuvor die Herstellung seiner Privilegien, welche verletzt seien durch die Verhaftung von Marlborough und anderen Lords. Jener war allerdings auf freien Füßen, aber, wie wir vernommen, gegen Bürgschaft. Er erhob im Oberhause laute Klage wider seine Ver-

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 21. November. — Bericht von L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 365.

[2]) Grovestins t. VI, p. 365.

[3]) Stratemanns Bericht vom 21. November.

haftung auf bloßen Verdacht. Viele stimmten zu. Das Oberhaus ließ die zwölf Oberrichter auffordern zu erscheinen und ihre Ansicht zu sagen. Nottingham, der den Befehl der Verhaftung gezeichnet, wurde hart angegriffen. Er erwiederte, daß er es gethan auf das Zeugnis einer glaubwürdigen Person. Er nannte dieselbe nicht, wich auch der Forderung aus. Einige Tage später erneuerte sich die Discussion. Namentlich Shrewsbury trat für Marlborough ein. Dieser, sagte er, habe mehr für die Revolution gethan als viele Andere. Unzweifelhaft war dies richtig; aber es ist sehr merkwürdig, daß ein Jacobit einen anderen Jacobiten gegen die Anklage auf Jacobitismus zu vertheidigen suchte durch die Erinnerung an den gegen Jacob begangenen Verrath. Die Mehrheit jedoch des Oberhauses war für Marlborough. Sie beschloß, auch gegen das Gutachten der Oberrichter, daß ein Pair des Reiches nicht in Verhaft behalten werden könne als auf Grund der Aussagen von zwei Zeugen. — Der Beschluß trug als Keim den weiteren in sich, daß, im Falle nicht der König die Bürgschaft aufhebe, dies geschehen werde kraft der eigenen Autorität des Oberhauses [1]).

Es ist kaum denkbar, daß der König zu jener Verhaftung von Marlborough nicht eine sichere Grundlage gehabt haben sollte, zumal da ja für uns Spätere die Thatsachen an der Absicht des Verrathes bei Marlborough keinen Zweifel belassen. Wenn demnach, wie mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, der König die Beweise für die Schuld von Marlborough in Händen hatte: so stand es bei ihm, durch die Vorlegung derselben vor dem Oberhause sein Verfahren gegen Marlborough zu rechtfertigen. Das persönliche Interesse des Königs schien dies fordern zu müssen. Aber höher als das persönliche Interesse an der Rechtfertigung seiner Schritte stand dem Könige Wilhelm III. das allgemeine, das Erreichen seines großen Zieles gegen den König von Frankreich. Zu diesem Zwecke war erforderlich die Erhaltung der Einigkeit in England, das Vermeiden jedes Anlasses zu einem Conflicte. Wenn die Beweise für die Schuld von Marlborough dem Oberhause vorgelegt wurden: so war die unvermeidliche Consequenz ein Hochverraths-Prozeß mit allen Gefahren desselben für den

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 5. December. — Bericht des L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 367.

inneren Frieden. Um den Preis dieſer Gefahren auch äußerlich Recht zu behalten, entſprach nicht dem Sinne des Königs Wilhelm III. Um ſeines großen Zieles willen war er bereit, hinweg zu ſehen über vergangene Dinge, von denen nichts mehr zu befürchten war, und war er ferner bereit, vor minder Kundigen den Schein der Uebereilung auf ſich zu nehmen.

Der König ließ dem Oberhauſe eröffnen, daß er die Bürgſchaft für Marlborough und die anderen Lords aufhebe.

Am ſelben Tage ließ er dem Unterhauſe kund thun, daß er dem Wunſche desſelben gemäß die Verträge mit den auswärtigen Mächten vorlegen werde. Die Verträge wurden ausgefolgt am 16./26. November [1]).

Die Hoffnungen des Königs auf einen günſtigen Ausgang im Parlamente waren nicht im Steigen. „Die Dinge wenden ſich zum Schlimmeren, meldet er am 18./28. November an Heinſius. Ich hatte im Anfange beſſere Hoffnung als jetzt. Binnen Kurzem muß die Sache ſich entſcheiden“ [2]).

Es liegt hier die Frage nahe, ob unter den vorgelegten Verträgen ſich auch der wichtigſte, derjenige der großen Allianz vom 12. Mai 1689, mit befunden habe. Es ſprechen dagegen ſehr erhebliche Zweifel. Die früher bereits angeregte Antwort, welche einige Jahre ſpäter der Staats-Secretär Vernon dem kaiſerlichen Geſandten Wratislaw gab, verneint unbedingt, daß das Parlament von dieſer Allianz eine Kenntnis beſeſſen habe [3]).

Wir werden im Verlaufe der Dinge zu beobachten haben, wie der König ſich verhielt gegenüber dem ausgeſprochenen Wunſche des Kaiſers, daß der Vertrag der Allianz dem Parlamente vorgelegt werde. Wir haben hier zunächſt lediglich die Thatſache feſtzuſtellen, daß der von dem Könige Wilhelm allein, ohne Gegenzeichnung eines Miniſters, unterſchriebene Allianz-Vertrag vom 12. Mai 1689, auch auf jenes Verlangen des Unterhauſes vom November 1692, die Verträge einzuſehen, nicht zur Kunde desſelben gekommen iſt.

---

[1]) Die Berichte von Stratemann und Hoffmann vom 25. und 28. November.

[2]) Das Schreiben bei Grovestins t. VI, p. 369.

[3]) Man vgl. Anlage XII zum zwölften Buche in Bd. IV.

Es kam dem Unterhause bei diesem Verlangen weniger auf die politische Seite der Sache an als auf die finanzielle [1]).

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs dann für das Unterhaus aus der Sprache, in welcher die Verträge abgefaßt waren. Es war die lateinische. Die Zahl der Mitglieder, die derselben mächtig sich bewiesen, war gering. Es war erforderlich eine besondere Commission nieder zu setzen, welche theils übersetzte, theils Auszüge anfertigte [2]).

Der Eifer der Commons für die Untersuchungen dieser Art war sehr rege. Dem gegenüber war ein Dringen auf die Beschleunigung der Subsidien eher schädlich als nützlich. Als es dennoch geschah, ward von Seiten der Opposition entgegnet: es sei wünschenswerth, die Namen derjenigen zu erfahren, welche im vorigen Jahre nach der Bewilligung der Geldmittel dem Könige angerathen, das Parlament sofort zu vertagen, ohne ihm Zeit zu lassen, die anderen für das Königreich wichtigen Angelegenheiten zu erledigen.

Der König selbst hatte in seiner Thronrede den Ausdruck gebraucht, daß er hoffe auf den Rath und die Hülfe des Parlamentes. Das Unterhaus legte Gewicht auch auf das erste Wort. Es unterzog zuerst den Seekrieg des vergangenen Jahres seiner Prüfung. Der Admiral Russel erhielt den Dank des Hauses für den Seesieg von La Hogue. Daran jedoch knüpfte sich die Frage, woher es komme, daß der Sieg nicht besser ausgenützt sei. Die Instructionen und Befehle wurden geprüft. Man erörterte, warum die Landung in Frankreich nicht statt gefunden. Die Antworten Russels schoben die Schuld auf den Staats-Secretär Nottingham. Man untersuchte weiter, wie das französische Geschwader aus St. Malo unbehelligt habe dahin zurückkehren können. Der Vice-Admiral Ashby ward darüber verhört. Alle Schuld schien endlich an der Admiralität zu haften [3]). Demnach erfolgte der Beschluß den König zu bitten, die sieben Commissäre der Admiralität zu entlassen, weil klar vorliege, daß sie von der See, welche sie nie betreten, auch nichts verstünden.

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 25. November.

[2]) Desgl. vom 28. November.

[3]) Desgl. vom 2. December: Bis endlich der calor und üble Humor auf die Admiralität ausgefallen.

Inzwischen kam man um einen erheblichen Schritt weiter. Am nächsten Tage, dem 22. November/2. December, faßte das Unterhaus den Beschluß, dem Könige ausreichende Subsidien zu gewähren [1]).

Dann jedoch unterzog es auch die Führung des Landkrieges seiner Kritik. Es ward behauptet, der General der Infanterie, der Graf Solms, trage die Schuld an dem ungünstigen Ausgange bei Steenkerken. Auch der Herzog von Leinster ward angegriffen. Indessen er hatte Freunde im Unterhause: des Grafen Solms dagegen nahm sich Niemand an. Es ward beschlossen, den König zu bitten, daß er das Commando über die englische Infanterie verleihe an einen geborenen Engländer. Der Antrag, dem Könige geradezu den Grafen Solms als dem Unterhause misfällig in der Adresse zu benennen, erhielt nicht die Mehrheit. Dagegen verlangte man, daß, beim allmählichen Abgange der ausländischen Generale, die Stellen wieder besetzt werden sollten mit Engländern.

Unparteiische Beobachter maßen diese Beschlüsse lediglich der Abneigung der Engländer gegen die Fremden bei. Namentlich der letzte Beschluß ward scharf beurtheilt. „Dieses Begehren des Unterhauses, heißt es, wird als um so unvernünftiger angesehen, da unter der ganzen Nation Niemand zu finden, der länger her als die letzten drei bis vier Jahre als Offizier, geschweige denn als General, einen Feldzug mitgemacht. Der König scheint demnach schon hinreichende Ursache zu haben zu bereuen, daß er im Beginne seiner Thronrede das Wort Rath mit der Hülfe zusammen gefügt hat. Denn auf Grund dieses Wortes erachtet sich das Unterhaus für befugt, in alles hinein zu reden und alles vorzuschreiben" [2]).

Das Oberhaus versuchte sich auf derselben Bahn des Rathgebens [3]). Auch darin trat augenscheinlich die Abneigung gegen die Holländer in den Vordergrund. Einer der Lords äußerte sich, daß, wenn die Regierung in der bisherigen Weise fortfahre, man bald einen Holländer als Staats-Secretär erblicken würde. Ein Anderer fügte hinzu: es werde dahin kommen, daß man holländische Bischöfe in die

[1]) Stratemanns Bericht vom 2. December.

[2]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 5. December.

[3]) Stratemanns Bericht vom 9. December: Das Oberhaus ad exemplum des Unterhauses beginnt nun auch dem Könige Rath geben zu wollen.

englischen Bisthümer einsetze [1]). — Die Unkenntnis in den inneren Angelegenheiten selbst der Nachbarstaaten des Festlandes, die in der letzten Aeußerung sich kund gab, mochte dem Könige zur Erheiterung dienen: die Gesinnung, aus welcher sie floß, forderte andere Erwägungen.

Gemäß der Ansicht der kaiserlichen Gesandten gab der König Wilhelm III. den Engländern zu einem Vorwurfe dieser Art keinen berechtigten Anlaß. „Aus den Reden im Parlamente, melden sie, ergibt sich, daß die Lords eben so wenig wie das Unterhaus die Holländer leiden können. Sie haben jedoch zu ihren Klagen geringe Ursache, weil außer einigen Generalen wie Portland und Ouwerkerke, sich keine Holländer hier etablirt befinden. Die Klagen sind vielmehr ihrem angeborenen Widerwillen gegen alles Fremde beizumessen."

Diese Ansicht der kaiserlichen Gesandten erschöpft nicht die Sache. Der König Wilhelm ernannte nicht, wie jener Lord im Oberhause befürchtete, einen Holländer zum Staats-Secretär. Allein thatsächlich ging er darüber weit hinaus. In Betreff der wichtigsten Angelegenheit, derjenigen des Krieges und des Friedens auf dem Festlande, zog er nicht einen englischen Staats-Secretär zu Rathe, sondern die Holländer Heinsius, Dykvelt und Portland. Seine Correspondenz mit dem ersteren, in welcher sich die wechselnden Stimmungen über den Gang der Dinge im Parlamente klar ausprägen, zeigt uns — man kann es nicht anders bezeichnen — den Holländer auf dem Throne von England.

Aus dieser Thatsache an sich folgt nicht die Berechtigung eines Vorwurfes von der einen Seite gegen die andere. Es folgt aber daraus die Unvermeidlichkeit eines Unbehagens auf beiden Seiten, des Königs wie des Parlamentes, auch sogar bei sonst gutem Willen, und zwar um so mehr, je schärfer die von der englischen Nationalität contrastirende holländische in dem Könige persönlich sich ausprägte.

Das Unbehagen des Unterhauses, geschürt durch die dem Könige feindseligen Elemente, hatte seinen Ausdruck gefunden in der Forderung der Einsichtnahme in die Verträge mit den auswärtigen Mächten. Der König hatte sie vorgelegt. Derjenige mit Dänemark von 1689 über die Stellung von 6000 Mann nach Irland befand sich zuerst nicht

[1]) Strah

dabei. Das Unterhaus verlangte auch dieſen. Der König nahm keinen Anſtand.

Die Unterſuchung und Prüfung dieſer Verträge gewährte kein Ergebnis, das zur Grundlage für eine Beſchwerde dienen konnte. Die Verträge wurden dem Könige zurückgeſtellt ohne eine Bemerkung ſolcher Art [1]). Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Thatſache dieſer Rückgabe ohne jegliche Beſchwerde einen moraliſchen Sieg des Königs in ſich ſchloß.

Das Unbehagen vieler Mitglieder des Unterhauſes ſuchte ſich zu entladen durch eine andere für die Verfaſſungs-Geſchichte von England ſehr merkwürdige Forderung.

Es lag die Thatſache vor Augen, daß der König für die auswärtigen Angelegenheiten, in ſo weit er überhaupt die Engländer an denſelben betheiligte, nur noch die Mitglieder des Cabinets heranzog, ſelten die des größeren geheimen Rathes. Am 27. November/7. December 1692 ward im Unterhauſe der Antrag vorgebracht: der König ſei zu erſuchen, den Cabinets-Rath abzuſchaffen, dagegen ſich zu begnügen mit dem großen geheimen Rathe. Nach dem Berichte ſcheint es, daß der Antrag zahlreiche Unterſtützung gefunden. Dann jedoch erhob irgend Jemand gegen denſelben den Einwand: auch ſo ſchon habe das Unterhaus allezeit Beſchwerde erhoben, daß im königlichen Rathe die Geheimniſſe nicht bewahrt bleiben: wie viel weniger werde man darauf rechnen dürfen, wenn bei jedem Beſchluſſe dreißig bis vierzig Perſonen betheiligt ſein würden [2]).

Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß, gemäß dieſem Berichte, lediglich das praktiſche Bedenken gegen das Nicht-Geheimhalten der Beſchlüſſe den Ausſchlag gegeben, daß dagegen eine beſondere Verantwortlichkeit des Cabinets-Rathes nicht in Frage kommt, ja nicht einmal erwähnt

---

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 5. December 1692.

[2]) Desgl. vom 9. December 1692. Er lautet wörtlich: „Sonſten hat das Unterhaus am letzten Samstag in ſeiner weiteren Rathgebungs-Deliberation gar die Caſſation des Cabinets-Rathes auf die Bahn gebracht, bis Einer von ihnen dagegen remonſtrirt, daß ſie ſich allezeit beſchweren, daß kein secretum im K. Rathe ſeye: wie viel weniger es dann ſeyn ſollte, wenn ſolcher aus dreißig bis vierzig Perſonen vom großen Rathe ſeyn würde. Worauf es dieſe Motion hat fallen laſſen". — Ich habe bei keinem engliſchen Hiſtoriker eine Kenntnis dieſes Antrags, noch des Grundes der Verwerfung gefunden.

wird. Demnach lag der Gedanke eines in sich geschlossenen, solidarischen Ministeriums mit allen den Consequenzen, welche dasselbe in dem späteren Verfassungsleben von England nach sich gezogen, im Jahre 1692 noch völlig außerhalb des Gesichtskreises. Es würde mithin sehr unrichtig sein, die späteren Vorstellungen in die Zeit des Königs Wilhelm III. hineintragen, diese nach jenen beurtheilen zu wollen. Dem Königreiche England unter Wilhelm III. war ein in sich geschlossenes, solidarisches, und darum besonders verantwortliches Cabinets-Ministerium durchaus unbekannt. Die Klarstellung dieser Thatsache ist wichtig auch noch für die folgenden Jahrzehnte. In besonders auffallender Weise wird dies uns später entgegen treten an dem Puncte der Entscheidung, am 1./11. August 1714.

Nachdem dieser Versuch gescheitert war, suchte die Misstimmung im Unterhause sich zu entladen gegen eine bestimmte Persönlichkeit im Cabinet des Königs. Und zwar sehen wir hier schärfer als bisher die Parteien hervortreten. In dieser Beziehung war eine Wandlung eingetreten. Wir erinnern uns, daß nach der Auflösung im Jahre 1690 bei den Neuwahlen die Tory-Partei die Oberhand erlangt hatte. Dies Verhältnis hatte seitdem sich geändert. Die Whig-Partei überwog im Unterhause wenn auch um wenige Stimmen, im Oberhause ähnlich die Tory-Partei.

Der Angriff ward eröffnet mit der Behauptung, daß es unter den Räthen des Königs Persönlichkeiten gäbe, nicht beseelt von wahrer Zuneigung für die gegenwärtige Regierung, vielmehr Grundsätzen huldigend, von denen aus sie für einen glücklichen Ausgang dieses Krieges nicht thätig sein könnten. So lange die Dinge so blieben, werde man viele Mittel nutzlos opfern. Es sei daher erforderlich, jene Personen durch andere zu ersetzen, die ausgingen von der Ueberzeugung, der König sei nicht bloß thatsächlicher, sondern auch rechtmäßiger König, und denen daher die Absicht fern liege, im Falle einer Landung des Königs Jacob sich auf die Seite des Stärkeren zu stellen. — Auf diese Rede fiel ein anderes Mitglied ein: er trage kein Bedenken, die zunächst gemeinte Persönlichkeit hier zu nennen: es sei der Staats-Secretär Nottingham. Das Ergebnis der Erörterung war der Beschluß den König zu ersuchen: er wolle in seinem Rathe und in allen Angelegenheiten nur solche Persönlichkeiten verwenden, deren

Grundsätze es ihnen zur Pflicht machten, das Recht des Königs und der Königin gegen den König Jacob zu schützen. — Der Staats-Secretär Nottingham ward in diesem Beschlusse nicht genannt. Gerade er jedoch hatte, im Februar 1689, als einer der hauptsächlichen Redner im Oberhause die Vacanz des Thrones verneint, und nachher den Unterschied eines Königthumes de facto oder de jure hervorgehoben. Daß daher dieser Beschluß vom 29. November/9. December auf Nottingham ziele, stand dem Könige selbst wie den fremden Gesandten außer allem Zweifel [1]).

Der König ward über den Beschluß lebhaft erregt. „Die Angelegenheiten im Parlamente, meldet er am Abende dieses Tages an Heinsius, kommen nur sehr langsam vorwärts. Täglich werden dort die impertinentesten und unhaltbarsten Beschlüsse gefaßt. Alles das verdrießt mich sehr. Sie werden nun freilich endlich doch Geld bewilligen, aber nicht ausreichend und allzu spät, als daß man rechtzeitig die erforderlichen Maßregeln treffen könnte. Und das wird uns zum großen Schaden gereichen" [2]).

Aehnlich wie der König urtheilten die fremden Gesandten. Sie nennen die Sitzungen, in denen das Unterhaus sich mit derartigen Vorstellungen beschäftigt, die Rathgebungs-Tage, mit der ironischen Andeutung, daß die Rathschläge weder nothwendig, noch auch nur nützlich seien. Ein Rathgebungs-Tag des Parlamentes ist in ihren Augen gleich einem verlorenen [3]).

Die Sache erschien weit aussehend. Dennoch erfolgte dann rasch, am 2./12. December, die Bewilligung der für die Flotte verlangten Beträge, fast zwei Millionen Pfund Sterling. Am nächsten Tage war das Unterhaus zweifelhaft, ob es zunächst die Mittel und Wege für diese zwei Millionen berathen, oder die Beträge auch für das Landheer bewilligen sollte. Abermals war es Seymour, der nach dem Sinne des Königs die Dinge in rascheren Gang brachte. „Wir verlieren, sagte er, die Zeit mit überflüssigen Reden. Wir wissen ja doch von guter Hand, daß der Feind in seinen Rüstungen weit vorgerückt ist,

[1]) Die Berichte von Stratemann und Hoffmann vom 9. und 12. December. — L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 370.

[2]) Das Schreiben bei Grovestins t. VI, p. 371.

[3]) Stratemanns und Hoffmanns Berichte vom 12. und 16. December.

daß seine Flotte aus 90 Capital-Schiffen von je 60 bis zu 100 Kanonen bestehen wird, daß er einen neuen Anschlag auf diese Königreiche beabsichtigt. Unter diesen Umständen ist daher das Hinziehen unserer Reden für ihn gleich der nachdrücklichsten Unterstützung, die er von irgendwo hoffen dürfte." Die Worte machten Eindruck. Auch die Bewilligung für die Landarmee ward sofort vorgenommen [1]).

Gemäß diesen Bewilligungen sollte die verbündete Flotte bestehen aus 99 Capital-Schiffen, von denen England 63 stellte, die Republik 36. Die Bemannung der englischen Flotte stieg gegen das Jahr zuvor um 3000 Matrosen. Der König hatte die Mittel verlangt für 54.000 Mann zu Lande, also für 2000 mehr als im Jahre vorher. Sie wurden bewilligt, nur mit der Bedingung, daß 20.000 Mann im Königreiche bleiben müßten. Die ganze bewilligte Summe betrug nahe an fünf Millionen Pfund Sterling, gleich zwei und dreißig Millionen Gulden des damaligen deutschen Geldes.

Die kaiserlichen Gesandten melden diese Bewilligungen mit großer Anerkennung. „Man muß dem Unterhause das Lob darbringen, fügt der Graf Stratemann seinem Berichte hinzu, daß es sich in diesem Jahre selbst übertroffen, zumal da es diese Bewilligungen um zwei Monate eher als im vorigen Jahre zu Ende gebracht."

Minder geneigt zum Lobe war der König selbst. Unter der bewilligten Summe von fast fünf Millionen befanden sich nämlich auch die aufgelaufenen Rückstände der Jahre vorher. Und für alles das reichte, nach seiner Ansicht, jene Summe nicht aus. „Die Mittel, schrieb er an Heinsius, welche das Parlament bewilligt, sind sogar für die unvermeidlichen Ausgaben nicht zulänglich. Ich bin daher nicht im Stande irgend etwas Außerordentliches nach einer anderen Seite hin zu verwenden" [2]).

Die Summen waren bewilligt bereits um die Mitte Decembers. Es handelte sich nun jedoch noch um die Mittel und Wege sie aufzubringen.

Wir berühren hier einen sehr merkwürdigen Punct der inneren Geschichte von England. Das hauptsächliche Mittel zur Aufbringung der für jene Zeit ungeheuren Summe war die Grundsteuer, nämlich

[1]) Grovestins t. VI, p. 372. — Die Berichte von Stratemann und Hoffmann vom 12. und 16. December.

[2]) Das Schreiben bei Grovestins t. VI, p. 384.

Grundſätze es ihnen zur Pflicht machten, das Recht des
der Königin gegen den König Jacob zu ſchützen. —
Secretär Nottingham ward in dieſem Beſchluſſe nicht gen
er jedoch hatte, im Februar 1689, als einer der
Redner im Oberhauſe die Vacanz des Thrones verneint,
den Unterſchied eines Königthumes de facto oder de
gehoben. Daß daher dieſer Beſchluß vom 29. November,
auf Nottingham ziele, ſtand dem Könige ſelbſt wie den
ſandten außer allem Zweifel [1]).

Der König ward über den Beſchluß lebhaft erregt
gelegenheiten im Parlamente, meldet er am Abende die
Heinſius, kommen nur ſehr langſam vorwärts. Täglich
die impertinenteſten und unhaltbarſten Beſchlüſſe gefaßt
verdrießt mich ſehr. Sie werden nun freilich endlich
willigen, aber nicht ausreichend und allzu ſpät, als da
zeitig die erforderlichen Maßregeln treffen könnte. Und
zum großen Schaden gereichen" [2]).

Aehnlich wie der König urtheilten die fremden Ge
nennen die Sitzungen, in denen das Unterhaus ſich
Vorſtellungen beſchäftigt, die Rathgebungs-Tage, mit
Andeutung, daß die Rathſchläge weder nothwendig, n
nützlich ſeien. Ein Rathgebungs-Tag des Parlamentes
Augen gleich einem verlorenen [3]).

Die Sache erſchien weit ausſehend. Dennoch erfolg
am 2./12. December, die Bewilligung der für die Flo
Beträge, faſt zwei Millionen Pfund Sterling. Am nächſt
das Unterhaus zweifelhaft, ob es zunächſt die Mittel
dieſe zwei Millionen berathen, oder die Beträge auch für
bewilligen ſollte. Abermals war es Seymour, der nac
des Königs die Dinge in raſcheren Gang brachte. „
ſagte er, die Zeit mit überflüſſigen Reden. Wir wiſſen
guter Hand, daß der Feind in ſeinen Rüſtungen weit

[1]) Die Berichte von Stratemann und Hoffmann vom 9. uni
— L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 370.

[2]) Das Schreiben bei Grovestins t. VI, p. 371.

[3]) Stratemanns und Hoffmanns Berichte vom 12. und 16

wird. Demnach lag der Gedanke eines in sich geschlossenen, solidarischen Ministeriums mit allen den Consequenzen, welche dasselbe in dem späteren Verfassungsleben von England nach sich gezogen, im Jahre 1692 noch völlig außerhalb des Gesichtskreises. Es würde mithin sehr unrichtig sein, die späteren Vorstellungen in die Zeit des Königs Wilhelm III. hineintragen, diese nach jenen beurtheilen zu wollen. Dem Königreiche England unter Wilhelm III. war ein in sich geschlossenes, solidarisches, und darum besonders verantwortliches Cabinets-Ministerium durchaus unbekannt. Die Klarstellung dieser Thatsache ist wichtig auch noch für die folgenden Jahrzehnte. In besonders auffallender Weise wird dies uns später entgegen treten an dem Puncte der Entscheidung, am 1./11. August 1714.

Nachdem dieser Versuch gescheitert war, suchte die Misstimmung im Unterhause sich zu entladen gegen eine bestimmte Persönlichkeit im Cabinet des Königs. Und zwar sehen wir hier schärfer als bisher die Parteien hervortreten. In dieser Beziehung war eine Wandlung eingetreten. Wir erinnern uns, daß nach der Auflösung im Jahre 1690 bei den Neuwahlen die Tory-Partei die Oberhand erlangt hatte. Dies Verhältnis hatte seitdem sich geändert. Die Whig-Partei überwog im Unterhause wenn auch um wenige Stimmen, im Oberhause ähnlich die Tory-Partei.

Der Angriff ward eröffnet mit der Behauptung, daß es unter den Räthen des Königs Persönlichkeiten gäbe, nicht beseelt von wahrer Zuneigung für die gegenwärtige Regierung, vielmehr Grundsätzen huldigend, von denen aus sie für einen glücklichen Ausgang dieses Krieges nicht thätig sein könnten. So lange die Dinge so blieben, werde man viele Mittel nutzlos opfern. Es sei daher erforderlich, jene Personen durch andere zu ersetzen, die ausgingen von der Ueberzeugung, der König sei nicht bloß thatsächlicher, sondern auch rechtmäßiger König, und denen daher die Absicht fern liege, im Falle einer Landung des Königs Jacob sich auf die Seite des Stärkeren zu stellen. — Auf diese Rede fiel ein anderes Mitglied ein: er trage kein Bedenken, die zunächst gemeinte Persönlichkeit hier zu nennen: es sei der Staats-Secretär Nottingham. Das Ergebnis der Erörterung war der Beschluß den König zu ersuchen: er wolle in seinem Rathe und in allen Angelegenheiten nur solche Persönlichkeiten verwenden, deren

vier Schillinge auf das Pfund, oder mit anderen Worten ein Fünftel des Werthes des jährlichen Ertrages. Aber es wiederholte ſich Jahr auf Jahr der Uebelſtand, daß dieſe bewilligten Mittel nicht ſofort bereit lagen, daß ſie erſt nach und nach einkamen, daß alſo, damit ſie zu dem erforderlichen Gebrauche flüſſig gemacht werden konnten, Vorſchuß auf dieſelben genommen werden mußte. Die Republik Holland hatte ſchon ſeit langer Zeit, namentlich unter der Leitung de Witts, ein anderes Syſtem befolgt, dasjenige der Zuſicherung von Leibrenten an diejenigen Privatperſonen, welche ihre baaren Gelder der Regierung einzahlten. Dadurch wurde die Steuerkraft der Nachkommen im voraus belaſtet. Aber es mochte nicht unbillig erſcheinen, daß an den außerordentlichen Ausgaben, deren Zweck war die Bewahrung der Freiheit für die Zukunft nicht minder als für die Gegenwart, auch die Nachkommen ihren Antheil trugen. Der Gedanke drang im engliſchen Unterhauſe durch erſt in dieſem vierten Jahre des großen Krieges, im December 1692. Das Unterhaus beſchloß für eine Million baar einzuzahlenden Geldes Leibrenten auszugeben. Der Anſatz der Rente war hoch. Er betrug durchweg vierzehn Percent [1]). Es iſt zu bemerken, daß noch ein volles halbes Jahrhundert ſpäter Perſonen lebten im Beſitze dieſer erſten Leibrente [2]).

Eine engliſche Staatsſchuld war ſchon vorhanden. Sie beſtand hauptſächlich in dem Betrage, welchen der König Carl II. zur Zeit des zweiten Bruches mit der Republik Holland, im Jahre 1672, entnommen hatte von den damaligen Darleihern für die Krone, den Goldſchmieden von London. Dieſe Summe war nie zurückbezahlt. Aber ſie war verhältnismäßig gering, und die Thatſache dieſes Entnehmens war ein einmaliger Vorgang. Das Verfahren vom December 1692 dagegen fand Wiederholung und Erneuerung, bis es ſich entwickelte zu einem Syſteme. Der Beginn freilich war ſo unſcheinbar, daß damals kein ſterbliches Auge vermocht hätte, die Tragweite derſelben für die kommenden Geſchlechter zu ahnen [3]).

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 411. Der Verfaſſer ſagt: An unconscionable advantage to the subscribers.

[2]) A. a. O. Many of them are receiving it to this very day. Nämlich im Jahre 1742.

[3]) Macaulay hat dem Urſprunge und Fortgange derſelben in Ch. XIX eine intereſſante Abhandlung gewidmet.

Neben diesen Bewilligungen des Unterhauses und mit ihnen abwechselnd gingen die Bestrebungen anderer Art: der Ansturm der Whig-Partei gegen den Staats-Secretär Nottingham. Der erste Beschluß, welcher Nottingham nicht ausdrücklich nannte, hatte indirect die Anklage jacobitischer Gesinnung gegen ihn erhoben. Ein zweiter Versuch ward gemacht, besonders merkwürdig durch die zwei Persönlichkeiten, die dabei einander gegenüber traten. Es waren Nottingham und Russel, der erstere Tory, der letztere Whig.

Der directe Angriff der Whig-Partei im Unterhause gegen Nottingham ging aus von der Nicht-Ausführung des Planes einer Landung in Frankreich, im Sommer 1692. Die Whig-Partei im Unterhause, sich stützend auf die Behauptungen des Admirals Russel, legte die Vereitelung des Entwurfes den mangelhaften Befehlen des Staats-Secretärs zur Last. Die Vertheidiger desselben wurden verlacht. Die Anklage ward formulirt. Bei der Abstimmung erhielt sie die Mehrheit, jedoch nur diejenige Einer Stimme, nämlich 156 : 155 [1]). Der Vergleich der beiden Beschlüsse des Unterhauses gegen Nottingham ergibt als Consequenz, daß, nach der Ansicht der Whig-Partei, der Staats-Secretär als Jacobit den Plan der Landung in Frankreich absichtlich vereitelt habe.

Wir haben hier ein auffallendes Beispiel, wie leicht der Parteieifer die Augen der Menschen verblendet. Nicht Nottingham war Jacobit, sondern Russel. Er blieb nach der Seeschlacht von La Hogue mit St. Germain in Verbindung wie vorher, und der König Jacob hörte auf seine Rathschläge und Bedingungen. Die spätere Ansicht in St. Germain, daß Russel, mit dem Vorwissen und der Erlaubnis des Königs Wilhelm, den Hof in St. Germain irre geführt habe, ward doch auch dort nur als eine wahrscheinliche Vermuthung ausgesprochen, nicht als eine bewiesene Thatsache. Indessen, mochte Russel wirklich Jacobit sein oder nicht, mochte er aufrichtig handeln gegenüber dem Könige Wilhelm oder gegenüber dem Könige Jacob: in dem einen Falle wie dem anderen war er ein unehrlicher, falscher Mann [2]).

---

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 16. December. — L'Hermitage bei Grovestins VI. p. 373.

[2]) Die betr. Stellen in the life of James. Vol. II, p. 500 und 523.

Dies mochte damals wenigen Mitgliedern der Whig-Partei offen liegen. Dagegen hat der Verdacht, welchen sie gegen Nottingham geltend machte, durch alles was später ans Licht gekommen, sich nicht bestätigt gefunden. Allein auch die unbetheiligten Zeitgenossen fällten über Nottingham ein anderes Urtheil als die Whigs. Die kaiserlichen Gesandten, indem sie Bezug nehmen auf jene Reden Nottinghams über den König de jure oder de facto, setzen hinzu: „Es ist richtig, daß der Graf Nottingham seiner Zeit solche Reden geführt, wie man ihm zur Last legt. Allein damals und vielleicht noch heute war darüber die ganze Nation getheilt. Jedenfalls widerlegt jene damals geäußerte Ansicht von Nottingham nicht unser Urtheil, daß er unter den Lords dieses Reiches anzusehen ist als eine der für den König zuverlässigsten Persönlichkeiten. So hat er bisher sich bewiesen. Nachdem er sein treues und aufrichtiges Thun genügend bewährt und gerechtfertigt hat, wird er nun, um dem Widerwillen und der Bosheit seiner Gegner nicht länger ausgesetzt zu sein, wahrscheinlich freiwillig verzichten. Sein einziges Verbrechen ist ein eifriger Anglicaner zu sein, und demgemäß haßt ihn die Partei der Presbyterianer, welche die Mehrheit hat im Unterhause, wie jene andere im Oberhause. Denn eben wegen seines Eifers für die anglicanische Kirche suchen die Bischöfe im Oberhause ihn mit aller Macht zu halten" [1]).

Nottingham hatte indessen auch noch andere Freunde. Die Königin benutzte jeden Anlaß sich zu seinem Vortheile auszusprechen, namentlich in Betreff jenes Planes der Landung in Frankreich. Nicht minder gab der König zu erkennen, daß er gern ein Wort zu Gunsten von Nottingham vernehme. Die Diener der Krone redeten in diesem Sinne. Sie fanden es auffallend, daß der Admiral Russel, der doch dem Hofe ergeben sein sollte, den Anlaß darbiete, durch die Erregung der Parteileidenschaft die Angelegenheiten des Königs zu verzögern [2]).

Der Beschluß des Unterhauses gegen Nottingham war an das Oberhaus gelangt. Dort, wo die Tories überwogen, hatte Nottingham

---

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 16. December. — Die kaiserlichen Gesandten gebrauchen auch damals noch nicht die Namen Tories und Whigs, sondern die der Anglicaner und Presbyterianer.

[2]) Der Bericht von L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 374 et suiv. Vom 19. December.

freien Raum zu seiner Vertheidigung. Die Mehrheit entschied sich zu seinen Gunsten. Das Oberhaus forderte demnach das Unterhaus zu einer Conferenz auf.

Im Unterhause führte unterdessen der Eifer über jene früheren Worte des Grafen Nottingham die Whig-Partei weiter. Es lag eine Bill vor über die Sicherheit der Regierung. Das Unterhaus beschloß für dieselbe den Zusatz, daß derjenige, welcher fortan schriftlich oder mündlich sich aussprechen werde: Wilhelm III. sei nicht eben so wohl de jure König, wie de facto, des Hochverraths schuldig sein solle. — Ging dieser harte Beschluß aus Eifer für den König Wilhelm hervor? — Unparteiische Beobachter waren nicht dieser Ansicht. „Es scheint, melden sie, daß das Unterhaus diesen Beschluß gefaßt nicht aus Liebe für den König, dessen Prärogative es vielfältig angreift, sondern vielmehr um die Election zur Krone stärker hervorzuheben, die erbliche Succession mehr zu unterwühlen, demnach die Krone electiv zu machen" [1]).

Es findet sich bei neueren englischen Historikern oft die Ansicht ausgesprochen, daß eine nennenswerthe republikanische Partei damals nicht existirt habe. Aber man wird nicht das Recht haben, von dieser Ansicht aus das Urtheil jener Beobachter anzufechten. Vielmehr ist eben an solchen Urtheilen von kundigen Zeitgenossen jene Ansicht zu prüfen.

Der harte Satz bestand nicht die Probe der wiederholten Lesung der Bill. Er wurde in der folgenden gestrichen [2]).

Die Conferenz aus beiden Häusern über die Anklage des Unterhauses gegen Nottingham zog sich hin. Wenn auch in dieser Angelegenheit der König auf das Oberhaus vertrauen durfte, so ruhten doch auch dort diejenigen Kräfte nicht, die darauf ausgingen, ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Es waren namentlich die Lords Mulgrave, Shrewsbury, Marlborough. Die Reden der beiden ersteren verhallten. Marlborough wußte schärfer einen Punct zu treffen, der die National-Eitelkeit der Engländer für sich hatte. Er stellte den Antrag den König zu bitten, daß, wo fortan englische Offiziere mit holländischen

---

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 28. December.

[2]) Desgl. vom 27. December 1692.

von gleichem Range sich zusammen befänden, das Commando, ohne Rücksicht auf die Anciennetät, den ersteren zustehen solle. Nur drei Stimmen im Oberhause widersetzten sich. Der Antrag ward zum Beschlusse erhoben. Die Absicht des Urhebers, nach der Auffassung der kaiserlichen Gesandten, liegt vor in der Kritik, welche sie ihrem Berichte beifügen mit den Worten: „Das ist ein malitiöser Vorschlag zum Zwecke der Rache“ [1]).

Das Auge des Königs Wilhelm III. schaute weiter hinaus als auf diese kleineren Steine, welche die Gegner ihm in den Weg wälzten. Er hatte seine Botschafter nach Belgrad entsendet, um durch die Vermittlung eines Friedens mit den Türken die Macht des Kaisers frei und nach dem Westen verfügbar zu machen. Auf den Wunsch des Großwesirs war Heemskerk weiter mit gezogen nach Adrianopel. Von dort aus berichtete er im December 1692 nach dem Haag. Er fasste das Ergebnis seiner Verhandlungen zusammen in die Worte, daß er den Frieden eher für wahrscheinlich als unwahrscheinlich halte. Der Bericht machte auf die Empfänger den entgegengesetzten Eindruck. Sie nahmen als wahrscheinlich an, daß der Türkenkrieg im Jahre 1693 fortdauern werde [2]).

Wir haben früher aus den eigenen Worten Ludwigs XIV. an den König von Schweden vernommen, daß für ihn die wesentliche Bedingung seines Sieges im Westen haftete an der Fortdauer des Türkenkrieges. Demgemäß waren seine Schritte berechnet auf die Ermuthigung der Türken. Der Rathspensionär Heinsius theilte dem kaiserlichen Gesandten mit, bereits im December 1692: er habe aus Paris sichere Nachricht, daß auch am Oberrheine ein plötzlicher Schlag vorbereitet werde, hauptsächlich zu dem Zwecke, um dadurch abermals den Türken zu imponiren [3]).

Es ist bereits bemerkt worden, daß der französische Zug gegen Rheinfels im tiefen Winter aus derselben Absicht unternommen war. Der Zug mislang. Aber wenige Tage nach der Nachricht dieses Mislingens, im Beginne des Jahres 1693, traf bei Wilhem III. die

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 23. December.
[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 5. December.
[3]) Desgl. vom 12. December.

ndere ein, daß die Franzoſen Furnes in Belgien genommen, daß ſie Dixmuyden nehmen würden.

„Der König, melden die kaiſerlichen Geſandten in London, hat ieſe Nachricht mit ſeiner gewöhnlichen Geduld und Ruhe vernommen“ [1]).

So erſchien es äußerlich. Innerlich ſah es anders aus. Der König kannte die Lage der Dinge dort einige Tage vorher. „Ich bin n der größten Beſorgnis für die Stadt Furnes, meldet er am . Januar n. St. an Heinſius, und für die Folgen des Verluſtes. ch vermag nichts mehr dort zu thun: es bleibt mir nur übrig, in Geduld den Rathſchluß Gottes darüber zu erwarten.“ Dann trat der Schlag ein. Am ſelben Tage, wo der König äußerlich den Eindruck er völligen Ruhe machte, ſchrieb er an Heinſius: „Ich ſehe nicht ab, ie wir die Stadt Nieuport, bei dem ſchlechten Stande der Werke, och halten können. Fällt aber Nieuport, ſo iſt ſofort auch Oſtende om gleichen Geſchicke bedroht. Sie begreifen meine Sorge, nament- ch um die Städte an der Maas. Ich empfehle Ihnen daher alle rforderlichen Mittel zuſammen zu bringen, damit der General Coehorn ie vorgeſchlagenen Arbeiten für Huy und Lüttich ausführen könne“ [2]).

Wir erkennen, daß der König hier wie ſo oft geneigt war, die Gefahren eher zu hoch als zu gering anzuſchlagen. Ja wir vernehmen nige Tage ſpäter von ihm ſogar die Worte: „Ich vermag nicht zu ntſcheiden, ob der Froſt den Planen des Feindes eher förderlich oder inderlich iſt. Wie dem immer ſei, der liebe Gott muß uns durch n Wunder helfen. Denn, mit menſchlichen Augen betrachtet, ſind nſere Angelegenheiten nach allen Seiten in einem gar traurigen uſtande“ [3]).

Es waren belgiſche Städte, Plätze des Königs von Spanien, die uf dieſe Weiſe verloren wurden. Aber es war nun einmal auf Hülfe on Madrid aus nicht zu rechnen. Heinſius war der Anſicht, daß die epublik Holland, nicht um Spaniens, ſondern um ihrer ſelbſt willen ir die dort noch übrigen Plätze ſorgen müſſe. Der König erwiederte: Das erfordert wieder ungeheure Summen. Dennoch ſind Ihre ründe unwiderlegbar, und es iſt beſſer, daß die Republik dieſe neue

[1]) Bericht vom 13. Januar 1693.

[2]) Die Schreiben bei Grovestins t. VI, p. 330.

[3]) Das Schreiben bei Grovestins t. VI. p. [redacted] 1693.

Bürde auf sich nimmt, als daß sie, durch das Aufgeben der noch übrigen Plätze, sich der Gefahr aussetzt, den Krieg näher heran kommen zu lassen bis auf den eigenen Boden. Wir müssen also das Unmögliche leisten, um die Spanier in den Stand zu setzen, ihr eigenes Gebiet zu vertheidigen. Denn, wenn ich auch absehe von ihrer schlechten Verwaltung, auch sogar von dem Mangel an gutem Willen bei Manchem von ihnen: so sind sie doch in Wirklichkeit außer Stande etwas zu leisten. — Nur rechnen Sie nicht auf einen Beitrag meinerseits. Die vom Parlamente mir bewilligten Mittel reichen nicht einmal aus für die ordentlichen Ausgaben. Für außerordentliche habe ich, da ich auch mit für Kursachsen und Piemont zahlen soll, nichts verfügbar" [1]).

Es liegt hier vor Augen und wird ferner öfter uns entgegen treten, daß von allen den Mächten, welche gegen Ludwig XIV. Krieg führten, nach Verhältnis die schwerste Last trug die Republik der Niederlande. Die geschichtliche Betrachtung darf nicht die Frage aufwerfen: was aus der Coalition geworden wäre ohne die Republik. Denn diese Frage selbst ist nicht geschichtlich. Die Republik drohte nicht mit ihrem Austritte. Sie trug ja auch die schwere Bürde nicht bloß für die Anderen, sondern in erster Linie für sich selbst. Aber es gebührt ihr die Anerkennung, daß für die Behauptung der Coalition und demnach für die Rettung der allgemeinen Freiheit Europas sie, nach Verhältnis, das Meiste gethan.

Diese Anerkennung ward der Republik, und zwar von derjenigen Seite aus, von welcher dieselbe für sie den höchsten Werth hatte, von Seiten des Königs von England. Er kam wiederholt auf die Angelegenheit der Plätze in Belgien zurück. „Es liegt schwer auf mir, schreibt er einige Wochen später an Heinsius, daß ich zu einer Zeit, wo wir von allen Seiten zugleich unsere Kräfte anspannen müßten, für die gemeinsame Sache nichts zu thun vermag. Es ist niederdrückend zu sehen, wie diese Nation hier nur daran denkt, ihren eigenen Leidenschaften zu huldigen, ohne im geringsten bedacht zu sein für das Gemeinwohl. Ich bewundere darum den guten Willen Hollands, welches bereit ist für die Vertheidigung gegen den mächtigen Feind

[1]) Das Schreiben bei Grovestins VI, p. 384.

alles zu opfern. Und dann wieder komme ich zurück auf meine eigene Lage, auf die Unmöglichkeit, in der, mit den vom Parlamente bewilligten, beschränkten Mitteln, ich mich befinde, dazu mit zu helfen. Sie wissen zu ermessen, wie dies Bewußtsein mich in meiner Lage quält" [1]).

Daß Gefahr da sei für Nieuport und Ostende, wurde jedoch auch im englischen Parlamente anerkannt. Einer der eifrigsten Widersacher des Königs im Oberhause, Lord Mulgrave, benutzte diese Lage der Dinge zu einer auffallenden Rede. Wenn Ostende und Nieuport in die Hände der Franzosen fielen, sagte er, so wäre das ein großer Nachtheil für England. Man müsse daher diese Städte fordern als Sicherheitsplätze, damit die englischen Truppen, die zur Hülfe der Verbündeten in Belgien stünden, im Falle einer Niederlage dahin den Rückzug offen hätten zur Einschiffung. Denn, im Falle einer Niederlage, sei zu besorgen, daß man sonst die Rückkehr der Truppen nach England nicht gestatte. Die Republik Holland müsse die Uebergabe einer Städte an England vermitteln. — Jemand entgegnete, daß solche Vorschläge nicht an der Zeit seien. Mulgrave erwiederte: daß die Zeit nicht günstiger sein könne. Denn der König von England, Statthalter und Unterthan von Holland, stehe dort in solchem Ansehen, daß er durchsetzen könne, was er verlange. Im anderen Falle gereiche der König für England eher zur Last als zum Nutzen [2]).

Das Abenteuerliche dieses Vorschlages wird augenscheinlich übertroffen durch die Böswilligkeit. Der Berichterstatter fügt hinzu: ‚Lord Mulgrave wußte im voraus, daß er mit dieser Rede keinen Anklang finden würde. Darum also war es ihm nicht zu thun. Es war nur der Reiz für ihn, diese Meinung kund zu geben".

Es bedurfte nicht solcher Ausbrüche Einzelner, um den König zu verstimmen. Wir haben sein Urtheil über den Gang der Dinge im allgemeinen vernommen. Erproben wir dasselbe an einem besonderen Falle.

Die Conferenz von Mitgliedern beider Häuser über den Beschluß des Unterhauses gegen Nottingham brachte kein Ergebnis [3]). Es war,

[1]) Schreiben des Königs vom 14./24. Februar, bei Grovestins t. VI, p. 386.
[2]) Bericht von L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 381.
[3]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 13. Januar 1693.

Bürde auf sich nimmt, als daß sie, durch das Aufgeben der noch übrigen Plätze, sich der Gefahr aussetzt, den Krieg näher heran kommen zu lassen bis auf den eigenen Boden. Wir müssen also das Unmögliche leisten, um die Spanier in den Stand zu setzen, ihr eigenes Gebiet zu vertheidigen. Denn, wenn ich auch absehe von ihrer schlechten Verwaltung, auch sogar von dem Mangel an gutem Willen bei Manchem von ihnen: so sind sie doch in Wirklichkeit außer Stande etwas zu leisten. — Nur rechnen Sie nicht auf einen Beitrag meinerseits. Die vom Parlamente mir bewilligten Mittel reichen nicht einmal aus für die ordentlichen Ausgaben. Für außerordentliche habe ich, da ich auch mit für Kursachsen und Piemont zahlen soll, nichts verfügbar" [1]).

Es liegt hier vor Augen und wird ferner öfter uns entgegen treten, daß von allen den Mächten, welche gegen Ludwig XIV. Krieg führten, nach Verhältnis die schwerste Last trug die Republik der Niederlande. Die geschichtliche Betrachtung darf nicht die Frage aufwerfen: was aus der Coalition geworden wäre ohne die Republik. Denn diese Frage selbst ist nicht geschichtlich. Die Republik drohte nicht mit ihrem Austritte. Sie trug ja auch die schwere Bürde nicht bloß für die Anderen, sondern in erster Linie für sich selbst. Aber es gebührt ihr die Anerkennung, daß für die Behauptung der Coalition und demnach für die Rettung der allgemeinen Freiheit Europas sie, nach Verhältnis, das Meiste gethan.

Diese Anerkennung ward der Republik, und zwar von derjenigen Seite aus, von welcher dieselbe für sie den höchsten Werth hatte, von Seiten des Königs von England. Er kam wiederholt auf die Angelegenheit der Plätze in Belgien zurück. „Es liegt schwer auf mir, schreibt er einige Wochen später an Heinsius, daß ich zu einer Zeit, wo wir von allen Seiten zugleich unsere Kräfte anspannen müßten, für die gemeinsame Sache nichts zu thun vermag. Es ist niederdrückend zu sehen, wie diese Nation hier nur daran denkt, ihren eigenen Leidenschaften zu huldigen, ohne im geringsten bedacht zu sein für das Gemeinwohl. Ich bewundere darum den guten Willen Hollands, welches bereit ist für die Vertheidigung gegen den mächtigen Feind

[1]) Das Schreiben bei Grovestins VI, p. 384.

alles zu opfern. Und dann wieder komme ich zurück auf meine eigene Lage, auf die Unmöglichkeit, in der, mit den vom Parlamente bewilligten, beschränkten Mitteln, ich mich befinde, dazu mit zu helfen. Sie wissen zu ermessen, wie dies Bewußtsein mich in meiner Lage quält" [1]).

Daß Gefahr da sei für Nieuport und Ostende, wurde jedoch auch im englischen Parlamente anerkannt. Einer der eifrigsten Widersacher des Königs im Oberhause, Lord Mulgrave, benutzte diese Lage der Dinge zu einer auffallenden Rede. Wenn Ostende und Nieuport in die Hände der Franzosen fielen, sagte er, so wäre das ein großer Nachtheil für England. Man müsse daher diese Städte fordern als Sicherheitsplätze, damit die englischen Truppen, die zur Hülfe der Verbündeten in Belgien stünden, im Falle einer Niederlage dahin den Rückzug offen hätten zur Einschiffung. Denn, im Falle einer Niederlage, sei zu besorgen, daß man sonst die Rückkehr der Truppen nach England nicht gestatte. Die Republik Holland müsse die Uebergabe jener Städte an England vermitteln. — Jemand entgegnete, daß solche Vorschläge nicht an der Zeit seien. Mulgrave erwiederte: daß die Zeit nicht günstiger sein könne. Denn der König von England, Statthalter und Unterthan von Holland, stehe dort in solchem Ansehen, daß er durchsetzen könne, was er verlange. Im anderen Falle gereiche der König für England eher zur Last als zum Nutzen [2]).

Das Abenteuerliche dieses Vorschlages wird augenscheinlich übertroffen durch die Böswilligkeit. Der Berichterstatter fügt hinzu: „Lord Mulgrave wußte im voraus, daß er mit dieser Rede keinen Anklang finden würde. Darum also war es ihm nicht zu thun. Es war nur der Reiz für ihn, diese Meinung kund zu geben".

Es bedurfte nicht solcher Ausbrüche Einzelner, um den König zu verstimmen. Wir haben sein Urtheil über den Gang der Dinge im allgemeinen vernommen. Erproben wir dasselbe an einem besonderen Falle.

Die Conferenz von Mitgliedern beider Häuser über den Beschluß des Unterhauses gegen Nottingham brachte kein Ergebnis [3]). Es war,

[1]) Schreiben des Königs vom 14./24. Februar, bei Grovestins t. VI, p. 386.
[2]) Bericht von L'Hermitage bei Grovestins t. VI, p. 381.
[3]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 13. Januar 1693.

nach dem Urtheile der Kundigen, zu Anfang der Wunsch des Königs, beide Persönlichkeiten im Dienste zu behalten, den Tory Nottingham wie den Whig Russel. Die Differenz war indessen dahin getrieben, daß fortan ein Zusammenwirken der zwei Persönlichkeiten schwer denkbar erschien. Es trat demnach an den König die Nothwendigkeit einer Entscheidung. Wohin dieselbe sich lenken, ob er Nottingham oder Russel im Dienste behalten würde, war gemäß der Stimmung, die sich in den Berichten der Gesandten über beide Persönlichkeiten wieder spiegelt, mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen. Bevor jedoch diese Entscheidung erfolgte, nahm das Unterhaus bei seiner Rathgebung die Frage über die Commissarien der Admiralität wieder vor. Wir erinnern uns, daß der erste Beschluß, am 22. November/2. December, ungünstig für dieselben ausgefallen war. Am 13./23. Januar ward abermals die Frage gestellt, ob die Commissarien zu entlassen seien. Die Mehrheit verneinte. Es ward weiter die Frage gestellt, ob die Flotte direct von der Admiralität her Befehle zu empfangen habe. Die Frage ward bejaht. Bis dahin hatte der commandirende Admiral die Befehle durch den Staats-Secretär empfangen. Demnach hatten sich die Dinge im Unterhause in dieser einen Sitzungs-Periode so gewendet, daß die dort herrschende Whig-Partei dieselben Commissarien der Admiralität, welche sie im November entlassen wollte, im Januar nicht bloß bestätigte, sondern in ihrer Autorität erhöhte — und zwar um den Tory, den Staats-Secretär Nottingham, dadurch an der seinigen zu schädigen.

Am 22. Januar/1. Februar entließ der König den Admiral Russel. Nottingham verblieb demnach im Amte. Die kaiserlichen Gesandten, deren Berichte uns keinen Anhalt darbieten für eine Ahnung ihrerseits von dem Verständnisse Russels mit St. Germain, bezeichnen diesen Sieg Nottinghams als denjenigen der gerechten Sache [1]).

Das Commando der Flotte erhielt nicht ein einzelner Admiral, sondern drei, Killigrew, Delaval, Shovel, welche demnach sich zusammen auf das Admiralitäts-Schiff begaben. Dem Rufe nach war jeder der drei Ernannten an Erfahrung dem Admiral Russel überlegen. Das Unterhaus schwieg zu dieser Aenderung. Das Schweigen

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 23. Januar.

wurde ausgelegt wie ein Eingeständnis, daß es in seinem Eifer für den Admiral Russel vorher zu weit gegangen sei [1]).

Am selben Tage indessen nahm auch eine andere Angelegenheit die Aufmerksamkeit des Unterhauses in Anspruch. Es war eine Druckschrift ohne Namen des Verfassers erschienen unter dem Titel: „König Wilhelm und Königin Mary die Eroberer". Obwohl im übrigen der Inhalt der Schrift dem Zustande der Dinge in England günstig lautete, so verletzte doch der Titel das patriotische Gefühl. Das Unterhaus beschloß, daß diese Schrift durch Henkershand zu verbrennen, und der König zu ersuchen sei um die Entlassung des Censors Bohun, der die Druckerlaubnis gegeben. Das Urtheil blieb nicht stehen bei der einen Schrift. Es ward in Erinnerung gebracht, daß der Bischof von Salisbury, Dr. Burnet, drei Jahre zuvor einen Hirtenbrief in Druck gegeben, in welchem sich ein ähnlicher Ausdruck befände. In Wirklichkeit war dieser letztere weniger anstößig. Burnet hatte gesagt: wie auch man die Einsetzung des Königs Wilhelm betrachte, ob durch Recht oder durch Eroberung: so dürfe Niemand sich weigern ihm den Eid der Treue zu leisten. Der mildere Ausdruck vermochte nicht die Schrift zu retten. Das Unterhaus beschloß, diesen Hirtenbrief von Burnet zugleich mit jener anderen Schrift verbrennen zu lassen. Das Oberhaus gab eine entsprechende Erklärung ab. „Die Behauptung, hieß es darin, daß König Wilhelm und Königin Mary zum Throne gelangt sind durch Eroberung, ist in hohem Grade beleidigend für Ihre Majestäten, ist ferner unvereinbar mit den Grundsätzen, auf welchen die Regierung dieses Landes basirt, und gereicht zur Unterwühlung der Rechte der Nation." — Das Unterhaus eignete sich diese Erklärung an mit dem bemerkenswerthen Zusatze: „Die Behauptung beeinträchtigt den rechtmäßigen Anspruch ihrer Majestäten auf die Krone dieses Reiches" [2]).

„Es ist daraus abzunehmen, fügt der Berichterstatter hinzu, wie eifersüchtig diese Nation auf ihre Freiheit ist, da sie nicht einmal die Supposition leiden will, daß dieser König und folglich die Holländer ihre Eroberer sind."

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 3. Februar 1693.

[2]) Commons' Debates. Vol. II, p. 412. — Hoffmanns Bericht vom 3. Februar 1693.

Wir haben seiner Zeit die Gründe dargelegt, weshalb am wenigsten der König Wilhelm III. selbst die Thatsache seines Königthumes als die Consequenz einer Eroberung angesehen wissen wollte, weder bei den Engländern, noch in der Republik, noch bei dem Kaiser, und wie anderseits alle drei Factoren diese Auffassung anerkannten. Wenn dagegen Jemand wirklich die Meinung hegte, welche im Beginne des Jahres 1689 von einigen englischen Juristen und Theologen ausgesprochen war, daß das Königthum Wilhelms III. sich gründe auf das Recht der Eroberung: so dürfte weder der Mehrheitsbeschluß des Parlamentes, noch das kraft desselben angewendete Feuer ausgereicht haben zur überzeugenden Widerlegung.

Merkwürdiger Weise ist nun jedoch dargethan [1]), daß der Verfasser jener Schrift: König Wilhelm und Königin Mary Eroberer, ein gewisser Blount, nicht geschrieben hatte in der Absicht eine eigene Meinung vorzutragen, sondern um dem Censor Bohun einen Streich zu versetzen. Er wußte, daß Bohun persönlich der in der Schrift vorgetragenen Ansicht sich zuneigte, demnach auch die Druckerlaubnis ertheilen würde. Er berechnete zugleich, daß diese Ansicht, welche der in England herrschenden Anschauung schnurgerade entgegen stand, einen Sturm des Unwillens erregen mußte, und zwar, da ein Verfasser nicht genannt war, gegen den Censor. Der arglistige Plan gelang.

Erscheint somit der Vorfall an sich von geringer Bedeutung: so erlangte er eine schwer wiegende durch die nicht vorher berechneten Folgen. Der Unmuth Vieler im Parlamente blieb nicht haften an der Person des Censors, welchen in diesem besonderen Falle der Vorwurf traf: er erstreckte sich weiter auf das Amt. Man prüfte die Befugnisse eines solchen Censors. Man fand, daß es in seiner Macht stehe, gute Bücher zu unterdrücken, schlechte zu befördern. Man faßte darum noch nicht den Beschluß die Censur aufzuheben, die Freiheit der Presse einzuführen. Aber zuvor hatte sich kein Zweifel erhoben, daß das Gesetz über die Censur, welches nicht unbedingt, sondern nur für eine Reihe von Jahren festgestellt war, verlängert werden müsse. Dieser Zweifel ward nun geltend gemacht. Auch so noch ward das Gesetz einstweilen verlängert. Jedoch gab im Oberhause eine Reihe

[1]) Macaulay Ch. XIX.

von Pairs einen ausdrücklichen Proteſt ein gegen die Fortdauer der Cenſur. Sie waren der Anſicht, daß ein Buch, deſſen Verfaſſer und Drucker ſich nennen, einer Druck-Erlaubnis nicht bedürfe. Nach ihrer Meinung würde der Vortheil, den jenes Geſetz mit ſich bringe, weit übertroffen durch die Nachtheile. Denn dies Geſetz unterwerfe alle Wiſſenſchaft und Belehrung dem willkürlichen Belieben eines dienſtwilligen und vielleicht unwiſſenden Cenſors [1]).

Der Proteſt, als die Kundgebung einer Minderheit im Oberhauſe, begründete nicht die Freiheit des Druckes. Und doch iſt er ſehr merkwürdig als ein wichtiger Schritt auf der Bahn zur Abſchaffung aller Präventiv-Geſetze wider die Preſſe.

Die Ungeduld des Königs Wilhelm über die Verhandlungen des Parlamentes war im Februar 1693 im Steigen. „Gott weiß, ſchreibt er am 7./17. Februar an Heinſius, wann endlich der Tag erſcheinen wird, wo ich mich nach dem Haag begeben kann; denn die Angelegenheiten im Parlamente werden eher ſchlimmer als beſſer. Sie können leicht ermeſſen, wie ſehr bei dem traurigen und gefährlichen Stande der Dinge in Belgien das mich nieder beugt" [2]).

Es lag damals eine Bill vor, die in beſonderer Weiſe dem Könige zuwider war, die Triennial-Bill. Sie enthielt, daß das Parlament alljährlich ſich verſammeln, alle drei Jahre neu gewählt werden ſolle. Die alljährliche Verſammlung war ſchon feſtgeſetzt durch ein altes Statut Eduards III. Dieſes Statut war freilich nie beobachtet. Im Jahre 1641 war Carl I. genöthigt worden einzuwilligen in eine Triennial-Bill mit ſolchen Bedingungen, daß ſie der Krone kaum noch eine Freiheit der Bewegung übrig ließen. Dieſe ſcharfen Beſtimmungen befanden ſich nicht in dem neuen Vorſchlage von 1693. Nachdem dieſe Bill im Oberhauſe durchgegangen, erhielt ſie die Mehrheit auch im Unterhauſe, mit der Clauſel, daß die Bill in Kraft treten ſolle erſt am 25. März 1694, ſo daß das beſtehende Parlament noch für ein volles Jahr verblieb. Das Recht der Auflöſung des Parlamentes binnen den drei Jahren ward durch die Bill dem Könige nicht beſchränkt.

---

[1]) Lords' Debates. Vol. I. p. 419.

[2]) Grovestins t. VI.

Die der Dinge kundigen Gesandten waren von Anfang an der Ansicht, daß der König die Bill betrachte als einen Eingriff in die Prärogative der Krone, ihm persönlich namentlich unleidlich, weil sie ihn zwinge, Jahr auf Jahr dem üblen Willen vieler Mitglieder des Parlamentes sich auszusetzen. Demgemäß werde der König die Bill nicht sanctioniren. Ja es galt bei Vielen die Ansicht, daß er damit sich nicht begnügen, sondern nach erfolgter Geldbewilligung das Parlament auflösen werde [1]). Einstweilen stand die Sache hin.

Die Unzufriedenheit des Königs überhaupt war sichtlich. Das Unterhaus betrieb seine Rathgebung nicht weiter. „Nach dem Ausgange der Sache Nottinghams, setzt Stratemann seinem Berichte hinzu, dürfte es gefaßt sein müssen auf eine abschlagende Antwort" [2]). Das Oberhaus indessen fuhr fort. Es faßte seine Rathschläge zusammen in eine Adresse. Dieselbe ersuchte den König: er wolle über die 20.000 Mann, die in England verbleiben würden, einen in England geborenen General setzen. Ein besonderes Gewicht legte die Adresse auf den Beschluß, der auf den Anlaß von Marlborough gefaßt war, daß bei gleichem Range eines englischen Offiziers mit einem anderen der verbündeten Truppen, mit Ausnahme derjenigen gekrönter Häupter, dem Engländer das Commando gebühre. Ueberhaupt möge der König, besonders im Dienste der Artillerie, nur Engländer verwenden. — Diese Adresse des Oberhauses wurde durch eine Deputation von zwölf Lords vor den König gebracht. Er erwiederte: er werde es sich überlegen. „Er wird allem Ansehen nach ihnen nicht weiter willfahren, sagt Stratemann, als es ihm convenirt" [2]).

In einem besonderen Puncte willfahrte jedenfalls der König Wilhelm nicht. Er vertraute seine Person damals wie zuvor nur holländischen Lootsen an [3]).

Das Unterhaus dagegen ging dem Oberhause voran mit einer anderen Adresse, nämlich in Betreff Irlands. Wir erinnern uns, daß die harten Beschlüsse des irischen Parlamentes vom October 1692, welche nicht in Einklang standen mit den Zusätzen der Capitulation

[1]) Stratemanns Bericht vom 24. Februar.

[2]) Desgl. Berichte vom 3. und 6. März.

[3]) Bericht vom 3. März: Die Piloten werden allezeit dazu von Holland hierher berufen.

von Limerick, nämlich den günstigeren Bestimmungen derselben für die Katholiken, die Bestätigung des Königs nach seiner Ankunft in England nicht erhielten. Der Vicekönig Sidney in Dublin machte unter einem anderen Vorwande dem irischen Parlamente ein Ende. Aber, wie damals in dem Berichte von Hoffmann vorausgesehen war, wandten sich viele Mitglieder des irischen Parlamentes mit ihren Beschwerden an das Parlament von England. Sie fanden Gehör, sowohl im Oberhause als im Unterhause. Das letztere faßte eine lange Adresse ab. Der Zweck derselben war wie früher: die Anwendung schärferer Maßregeln gegen die irischen Katholiken. Die Adresse erhebt besondere Beschwerde gegen die nachträglichen Zusätze zu der Capitulation von Limerick. „Denn diese, sagt sie, tragen in sich eine sehr starke Ermuthigung für die irischen Papisten und eine Benachtheiligung des englischen Interesses dort."

Der König erwiederte: „Meine Herren, ich werde allem was vom Hause der Gemeinen kommt, immer die höchste Beachtung widmen, und große Sorge tragen, daß dasjenige was dort der Ordnung nicht entspricht, hergestellt werde". Der englische Bericht fügt hinzu, daß das Haus mit dieser Antwort wohl befriedigt schien [1]).

Dieser letzte Zusatz ist sehr zweifelhaft. Die Adresse muthete dem Könige zu, eine geschlossene Capitulation nicht zu halten. Die ausweichende Antwort des Königs läßt das Abschlagen dieser Zumuthung wohl erkennbar durchblicken. Wilhelm III. wollte die Capitulation von Limerick erfüllen. Sie wird später wieder uns entgegen treten.

Die Adresse des Oberhauses führte Beschwerde über die Begünstigung der Papisten in Irland. Ein Einwand gegen die Rechtsbeständigkeit der Capitulation von Limerick ward in ihr nicht erhoben.

So am 10./20. März. Die wichtige Frage über die Sanction der Triennial-Bill schwebte noch. Am 14./24. März begab der König sich in das Oberhaus und ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden. Er sanctionirte eine Reihe von Bills. Unter ihnen war nicht die Triennial. Er lehnte sie ab mit der Formel, daß er weiter

---

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 414. Dort auch die Adresse. — Beide Adressen bei Sylvius t. IV, b. 35, p. 13.

darüber nachdenken werde. Dann verlas er seine Thronrede. Er dankte für die ihm gemachten Bewilligungen, und versprach sie zu verwenden für die Ehre und das Interesse von England. Er bat die Mitglieder, Sorge zu tragen für die Ruhe und den Frieden daheim. Er erklärte, daß der Stand der auswärtigen Angelegenheiten ihn nach Holland rufe, daß er jedoch für die Sicherheit des Landes nach außen eine genügende Truppenmacht zurücklasse. Wie er nicht ablassen werde, für die Wohlfahrt des Königreiches auch fortan seine Person zu wagen: so werde es auch an seinen Bemühungen in anderer Weise niemals fehlen, um England groß und blühend zu machen.

Die Rede ward, wider die Gewohnheit, vernommen mit lautlosem Schweigen [1]).

Das Schweigen war absichtlich, war vorher verabredet. „Die Weigerung des Königs, berichten Stratemann und Hoffmann, der Triennial-Bill die Sanction zu geben, wird durchweg betrachtet wie dem Könige gefährlich. Denn die Bill gilt als eine für das Königreich nützliche, ja nothwendige Sache. Es ist daher zu besorgen, daß die Mitglieder des Parlamentes, welche für die Bill eingetreten sind, die Verweigerung der Sanction bei dem gemeinen Manne gegen den König benutzen werden. Andererseits muß man auch ja annehmen, daß der König das Für und das Wider reiflich erwogen habe. Allein eine solche Verweigerung der Sanction ist sehr ungewöhnlich. Man erzählt von Carl II., daß er, um einer solchen Verweigerung auszuweichen, es vorgezogen, die ihm unangenehme Bill durch heimliche Praktiken vom Tische des Hauses hinweg nehmen und verschwinden zu lassen. Unter diesem Könige ist es nun bereits die dritte Bill, welcher er die Sanction versagt. Das setzt Jedermann in Verwunderung."

Die Triennial-Bill war nicht ausschließlich das Werk der Whigs; denn auch das Oberhaus, in welchem die Tories die Mehrheit besaßen, hatte dafür gestimmt. Nachdrücklicher jedoch waren die Whigs dafür eingetreten. Da zugleich der Tory Nottingham im Amte verblieben, der Whig Russel entfernt, und von den an seine Stelle getretenen drei Admiralen zwei, nämlich Killigrew und Delaval, nicht bloß für Tories, sondern vielfach für Jacobiten galten: so hielt es

[1]) Stratemanns und Hoffmanns Bericht vom 24. März.

der König für angemessen, vor seiner Abreise einen den Whigs entgegen kommenden Schritt zu thun. Es waren zwei vacante Stellen zu vergeben, diejenige des Lord-Kanzlers und diejenige des zweiten Staats-Secretärs. Er verlieh die erstere an Somers, die zweite an Trenchard, beide Whigs.

In England galt die Meinung, daß dies geschehen sei auf die Empfehlung des Lords Sunderland [1]). Dieser war bereits im Mai des Jahres 1691 bei der Königin zum Handkuß zugelassen, und hatte dann auch seinen Sitz im Oberhause wieder eingenommen [2]). Ob Wilhelm III. den vollen Einblick in die krummen Wege dieser Persönlichkeiten unter Jacob II. besessen, dürfte schwer zu entscheiden sein. Daß Sunderland in England bezeichnet wurde als das politische Chamäleon, war sicherlich dem Könige bekannt. Aber wir dürfen hier schon voraus nehmen, was später Portland einem kaiserlichen Gesandten entgegen hielt, der seine Besorgnis über das Aufwachsen der Autorität von Sunderland aussprach, nämlich die Frage, ob irgend ein anderer Engländer in auswärtigen Angelegenheiten die gleiche Einsicht und Erfahrung besitze wie Sunderland [3]). — Die Zeit, in welcher der letztere hoffen durfte, abermals wieder von Ludwig XIV. Geld zu ziehen durch den Verkauf des Königs von England, war vorüber. Es war ein Unterschied zwischen Wilhelm III. und Jacob II. Auch dürfte schwer anzunehmen sein, daß Ludwig XIV. sich noch einmal wieder mit Sunderland eingelassen hätte. Thatsache ist, daß die Geneigtheit Wilhelms III. den Rath von Sunderland zu vernehmen, langsam empor wuchs. Daß dagegen Lord Sunderland Mittel und Wege gefunden auch wieder mit St. Germain in Correspondenz zu kommen [4]), mochte Wilhelm III. unbekannt sein. Es ist kaum denkbar, daß Sunderland, wie viele Andere, dabei einen anderen Zweck verfolgt als denjenigen der Sicherheit für sich im Falle eines Umschlages.

Von jenen zwei Männern war Somers einer der Führer der Whig-Partei im Unterhause. Er galt nicht bloß für einen der ersten Juristen, sondern für einen der kenntnisreichsten Gelehrten des Landes,

---

[1]) Burnet II, 127.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. Mai 1691.
[3]) Bericht des Grafen Auersperg vom 22. October 1697.
[4]) Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 475.

befähigt und gewandt in Geschäften, und für einen rechtschaffenen Mann. Die Wahl erwarb daher großen Beifall. Trenchard war im Jahre 1685 der Fahne Monmouths gefolgt. Dann Jahre lang flüchtig auf dem Festlande, hatte er Gelegenheit gehabt, die Anschauungen fremder Völker kennen zu lernen. Dennoch scheint es, daß der König ihn eben so wenig wie Nottingham, für befähigt gehalten hat, sich an auswärtigen Geschäften wirklich zu betheiligen. Der König behielt diese nach wie vor für sich und seine holländische Umgebung.

Dann endlich war für den König die längst ersehnte Zeit gekommen zur Ueberschiffung nach Holland. Am 3./13. April traf er im Haag ein und meldete von dort dem Kaiser seine glückliche Ankunft.

Der Congreß der Gesandten der verschiedenen Mächte im Haag bestand dem Namen nach fort: in Wirklichkeit hatte er wegen des Mistrauens, welches man gegen einige Gesandte hegte, seine Bedeutung längst verloren. Der Regel nach wurden nur diejenigen Angelegenheiten dort vorgenommen, deren Bekanntwerden der Sache der Verbündeten keinen Schaden brachte. Der Ueberblick des Ganzen war nur bei drei Persönlichkeiten, dem Könige, dem Rathspensionär Heinsius, und dem kaiserlichen Botschafter, dem Grafen Windischgrätz. An diesen pflegten sich die Gesandten sowohl der neutralen als der minder mächtigen am Kriege betheiligten Fürsten zu wenden, damit er für ihre Interessen sein Fürwort bei dem Könige einlege [1]). Der König und Heinsius schätzten Windischgrätz hoch. Dieser, dem das holländische Klima nicht zusagte, hatte damals den Kaiser um seine Abberufung gebeten. Die Kunde ward in der Versammlung der Generalstaaten mit Bestürzung vernommen. Nur mit Mühe gelang es dem Botschafter bei Heinsius zu erwirken, daß die Absendung eines Couriers mit der Bitte der Generalstaaten um die Belassung von Windischgrätz unterblieb. Es geschahen jedoch andere Schritte. Als Windischgrätz eines Tages beim Könige eintrat, empfing ihn dieser lächelnd mit den Worten: „Der Kaiser hat eingewilligt, daß Sie uns noch verbleiben". Die Anerkennung, die in dem ganzen Verfahren lag, half dem Bot-

[1]) Windischgrätz Bericht vom 17. April: Unterdessen haben der schwedische, portugiesische, dänische, auch der brandenburgische, wie nicht minder der kölnische Abgesandte mich höchstens gebeten, bei dem Könige ihre Angelegenheiten bestens zu recommandiren, was ich ihnen auch versprochen und wirklich gehalten.

schafter hinweg über die Vereitelung seiner Bitte in Wien. Aber er bestand bei dem Kaiser auf die Erfüllung derselben nach dem Feldzuge [1]).

In wiederholten langen Unterredungen des Königs mit dem Botschafter zog das gesammte Gefüge der großen Allianz an ihren Blicken vorüber. Die Berichte von Heemskerk aus Adrianopel verzweifelten noch nicht an dem Frieden mit den Türken; allein weder der König noch Windischgrätz bauten darauf eine Hoffnung. Dem Wunsche des Königs gemäß hatte dagegen der Kaiser dem Markgrafen von Baden das Commando am Oberrheine gegeben. Es war der lebhafte Wunsch des Königs, daß nun endlich der Kurfürst von Sachsen auch zur thätigen Theilnahme bewogen werde. Auch waren er und Heinsius bereit dafür zu zahlen. Aber eine besondere Schwierigkeit war, wie überhaupt jedes Mal, wo einer der deutschen Fürsten ein Corps ins Feld stellte, die Forderung des selbständigen und unabhängigen Commandos. Der König hatte mit Mühe diese oft wiederholte Forderung des Brandenburger Kurfürsten zum Schweigen gebracht: eben dieselbe ward nun erhoben von demjenigen von Sachsen, von dem Landgrafen von Hessen.

Zu diesen Uebelständen im Reiche kam die Stellung der Fürsten gegen einander im Norden desselben. Die Haltung von Dänemark, Wolfenbüttel und Münster wegen der neunten Kurwürde gegen die Brüder von Hannover und Celle wurde drohend. Der König Wilhelm sprach seine Besorgnis aus vor einem Ausbruche. Was stand dann noch von den Leistungen des Reiches zu hoffen?

Unverkennbar walteten dabei französische Umtriebe ob. Und zwar kleideten sich diese bei dem Fürstbischofe von Münster in das Gewand der Religion.

Es bietet sich hier der Anlaß, abermals einen vergleichenden Blick zu werfen auf die Urtheile damaliger Zeit über das Verhalten von König Wilhelm und Kaiser Leopold in kirchlichen Dingen.

Die Beschwerden beider Häuser des Parlamentes von England über die Begünstigung der Katholiken in Irland, wie wir sie vernommen, richteten sich augenscheinlich nicht gegen den Statthalter Sidney, sondern gegen den König Wilhelm III. Sie scheinen auf

[1]) Bericht des Grafen Wi[illegible]

ihn nicht eine große Wirkung geübt zu haben. Nach seiner Ankunft in Holland schickte er seinen Secretär Blathwait zu Windischgrätz mit der Meldung: er habe vor seiner Abreise dem Staats-Secretär für Schottland befohlen, alle dort noch etwa verhafteten Priester sofort auf freien Fuß zu stellen. Zu Ehren des Kaisers habe er ferner dem Staats-Secretär befohlen, alle Priester, die künftig noch verhaftet werden möchten, sofort und ohne darüber erst anzufragen, der Haft wieder zu entlassen. Als Windischgrätz einigen Unglauben an den Tag legte, betheuerte Blathwait das Gesagte in einer solchen Weise, daß jeder Zweifel schwand [1]).

Vor solchen Thatsachen erstirbt der in späteren Zeiten oft ausgesprochene Irrthum, daß irgend ein Druck gegen Andersgläubige vom Könige Wilhelm III. seinen Ursprung genommen.

Andererseits haben in England namentlich der Zeitgenosse Burnet und später Bolingbroke die Behauptung aufgebracht, daß der Kaiser Leopold die Protestanten verfolgt habe.

Wir unsererseits haben wiederholt die eigenen Kundgebungen des Kaisers darüber vernommen. Wir erinnern uns ferner der Anklage, welche Rebenac im Auftrage Ludwigs XIV. beim päpstlichen Stuhle wider Leopold erhob. Aehnliche Aeußerungen wie im Jahre 1692 von Rebenac in Rom, wurden nun im Jahre 1693 laut aus der Umgebung des Fürstbischofs Friedrich Christian zu Münster. Man habe große Ursache, hieß es dort, sich zu fragen, ob der Kaiser katholisch oder lutherisch sei. Denn Sachsen, Hannover, Brandenburg könnten bei ihm alles erlangen. Alle Gunstbezeugungen seien für die protestantischen Fürsten, alle Kränkungen für die katholischen [2]). — Der Zweck solcher Reden war unverkennbar das Bestreben, einen Vorwand zu gewinnen für die Collusion mit Frankreich.

Der König Wilhelm zeigte sich, in den Unterredungen mit Windischgrätz, im April 1693, eben so erregt wie gegen Münster, auch gegen Dänemark. Er lobte dagegen die Haltung von Schweden. Windischgrätz nahm daher den Anlaß zu bitten, daß die Seemächte ihre Maßregeln gegen die Schifffahrt dieser neutralen Mächte mildern

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 24. April.

[2]) Handschriftliche Nachricht von Leibniz über eine Unterredung mit dem Münsterschen Rathe Cochenheim.

möchten. Der König erwiederte, daß er den Freiherrn van Heeckeren deshalb mit einer besonderen Instruction nach Stockholm geschickt. Dessen ungeachtet war er weit entfernt von einem besonderen Vertrauen auf Schweden. „Der Graf Stratemann, sagte er, hat mir während meines Aufenthaltes in England mehrmals die Andeutung gemacht, der Kaiser werde es nicht ungern sehen, wenn man der Krone Schweden die Hoffnung mache, beim demnächstigen Frieden sie als Vermittlerin anzuerkennen. Ich finde dabei tausend Schwierigkeiten. Die Sache ist so delicat, wie jemals eine gewesen. Denn, wenn wir dann der Krone Schweden innerlich nicht ganz versichert sind: so fahren wir Verbündete dabei sehr übel. Der Einzige, auf den wir uns dort verlassen können, ist der alte Graf Benedict Oxenstjerna. Stirbt er, so ändern sich die Dinge da völlig. Möge also der Kaiser sich die Sache wohl überlegen."

Es liegt vor Augen, und ist von Wilhelm III. und Heinsius damals oft genug geltend gemacht, daß England und nach Verhältnis mehr noch die Republik Holland die Hauptlast des Krieges gegen Frankreich trugen. Diejenige des Krieges gegen den Verbündeten Frankreichs, gegen die Türken, trug der Kaiser allein. Aber jene Thatsache darf nicht, wie oft geschehen ist, dahin ausgelegt werden, als ob England und Holland der Bundesgenossen hätten entbehren können. Es liegen Aeußerungen des Unmuthes vor, auch von Seiten des Königs Wilhelm, namentlich über Spanien, daß es eher eine Bürde sei als eine Hülfe. Aber dies sind eben Worte des Unmuthes. Denn er selber wie die Generalstaaten waren durchaus nicht geneigt, den König von Spanien aus der Allianz zu missen. Zeigen wir dies an einem besonderen Vorfalle.

Am 13./23. April traf im Haag die Nachricht ein: der Herzog Victor Amadeus von Savoyen habe dem päpstlichen Nuntius Gehör gegeben, welcher auf einen Stillstand der Waffen für Italien dringe. Der Herzog habe erwiedert: er müsse jedoch zuvor mit dem Kaiser und mit Spanien darüber verhandeln. Als gewis wurde gemeldet, daß der Verkehr mit Pignerol und Susa, den von Franzosen besetzten Festungen, dort völlig frei sei, und daß zu Turin der Stillstand angesehen werde wie bereits geschlossen [1]).

---

[1]) [redacted] vom 24. April. Auch für das Folgende.

In dieſer Faſſung gelangte die Nachricht in die Verſammlung der Generalſtaaten, und erregte dort große Beſtürzung. Die Gelder zur Unterſtützung für Victor Amadeus lagen bereit. Viele Stimmen meinten: es ſei beſſer unter dieſen Umſtänden ſie nicht auszuzahlen. Vorher jedoch fragte man bei Windiſchgrätz an. Er rieth dringend ab von jedem Schritte, der Mistrauen beweiſe und dadurch Mistrauen erwecke. Man möge dem Savoyarden Della Torre gegenüber die Nachricht noch verhehlen, bis Beſtimmteres vorliege. Windiſchgrätz dagegen eilte zu dem ſpaniſchen Botſchafter Quiros, und ſpornte ihn zur ſofortigen Ausführung eines Auftrages, den, wie Windiſchgrätz wußte, Quiros von Madrid erhalten. In dieſem Auftrage für Don Quiros hieß es: der Nuntius in Wien habe die Verwegenheit und Dreiſtigkeit [1]) gehabt, einen Stillſtand für Italien vorzuſchlagen. Eben ſo verwegen habe der Nuntius vorgegeben: der König von Spanien werde damit wohl zufrieden ſein. Da nun der König einen ſolchen Vorſchlag verabſcheue, da er von dem Kaiſer dasſelbe hoffe, da er ferner an den Papſt eine Beſchwerde über die Impertinenz dieſes Nuntius bereits eingeſendet: ſo ſolle Quiros dem Könige von England, den Generalſtaaten, dem geſammten Congreſſe kund thun, daß der König von Spanien dergleichen unwürdige Vorſchläge nie anhören werde.

Windiſchgrätz und Quiros eilten zu der Verſammlung der Generalſtaaten. Dort verlas Quiros das Schreiben. Es ward mit Frohlocken vernommen, beſonders, wie Windiſchgrätz bemerkt, die ſtarken Ausdrücke gegen den Nuntius. Man pries den König von Spanien. Dann erſuchte die Verſammlung den Grafen Windiſchgrätz, daß er im Namen der Generalſtaaten den Kaiſer um die gleiche Beſtändigkeit bitten wolle. Er erwiederte: „Es bedarf deſſen nicht. Der Kaiſer ſchließt keine Particular-Verträge. Der Kaiſer hat auf jenes Anbringen des Nuntius ſich beſtimmt genug erklärt, und ich habe bereits vor einigen Wochen hier davon Mittheilung gemacht".

Ob den Worten des Königs von Spanien derſelbe Nachdruck der That folgen werde, war allerdings eine andere Frage. Indeſſen, wenn auch nicht activ, ſo leiſteten paſſiv die Unterthanen Carls II.

[1]) La temeridad y la impertinencia.

mehr als ein anderes der kriegenden Völker. Belgien war der hauptsächlichste Kriegsschauplatz.

In den Unterredungen des Königs mit Windischgrätz, im April 1693, kam wiederholt zur Sprache, was von dem bevorstehenden Feldzuge zu erwarten sei. Auf die Frage des Botschafters erwiederte der König: man müsse sehen, was der Feind anfangen werde, und danach seine Maßregeln treffen. Windischgrätz versetzte: „Aber warum sollen wir uns jedes Mal nach dem Feinde richten? Warum nicht der Feind auch einmal nach uns?" — „Weil, entgegnete der König, seine Macht uns allzu sehr überlegen ist" [1]).

Die Antwort ist wie der Schlüssel der bisherigen Kriegführung des Königs Wilhelm III. in Belgien. Er hatte anders gehandelt im Jahre 1690 in Irland. Aber damals stand ihm gegenüber König Jacob II., berathen von Lauzun, an der Spitze von meist unerfahrenen Truppen; in Belgien führte der Marschall Luxemburg die kriegsgeübte französische Armee.

Die Antwort des Königs indessen bezog sich zunächst auf die Zahl. Diejenige auf verbündeter Seite liegt genau vor. Die gesammten Armeen, über welche die Verbündeten im April 1693 in den Niederlanden, am Oberrheine, in Piemont verfügten, betrug 220,000 Mann, nämlich 40,000 in Piemont, 58,000 am Oberrheine, und 122,000 oder reichlich die Hälfte der ganzen Zahl, unter dem Oberbefehle des Königs Wilhelm III. in Belgien und zwischen Maas und Rhein. Von diesen 122,000 standen

direct im Solde der Generalstaaten	46,000	Mann,
direct im englischen Solde	30,000	„
direct im spanischen Solde	5,000	„
dazu kamen Brandenburger im spanischen Sold . .	7,000	„
Brandenburger, für welche Holland und England Subsidien zahlten	12,000	„
Hannoveraner in ähnlichem Verhältnisse	8,000	„
ferner fürstbischöflich Lüttichsche Truppen	6,000	„
Kurpfälzische	6,000	„
Kurkölnische	2,000	„
	122,000	Mann.

[1]) Der Bericht des Ge[illegible]

Die Zahlen ergeben, daß in den Leistungen zu Lande gegen Frankreich keine andere Macht der Republik Holland gleich kam[1]).

Die französische Macht in den Niederlanden bestand aus zwei getrennten Armeen unter den Marschällen Luxemburg und Boufflers. Die erstere sammelte sich in Estines und Givry. Sie bestand, nach den damaligen französischen Angaben, aus 78 Bataillonen mit zusammen 46,800 Mann und 161 Schwadronen mit 24,150 Mann, in allem 70,950 Mann. Die Armee des Marschalls Boufflers, die sich bei Doornik sammelte, zählte 52 Bataillone mit 31,200 Mann, und 117 Schwadronen mit 17,750 Mann, zusammen 48,950 Mann. Demnach bestand die gesammte französische Macht in den Niederlanden aus 119,700 Mann. Wenn, wie kaum zu zweifeln, diese Angaben beiderseits völlig richtig sind, so war, wenn die gesammte Macht concentrirt war, die Armee des Königs Wilhelm III. um reichlich 2000 Mann der französischen überlegen[2]).

Und hier tritt uns vor allen Dingen wieder entgegen der Unterschied in der Stellung der beiden Könige zu den von ihnen regierten Ländern.

Alljährlich verlangte der König Wilhelm III. die Kriegsmittel vom Parlamente. Das Parlament bewilligte sie. Aber die Formen, in welchen die Bewilligung erfolgte, stellten jedes Mal klar vor Augen, daß das Parlament bewilligte aus eigener Ueberzeugung von der Nothwendigkeit in dem gegebenen Falle. Die beständige Uebung dieses Rechtes, Jahr auf Jahr, stärkte dasselbe, brachte es jedem einzelnen

[1]) Beilage zu den Berichten des Grafen Windischgrätz im April 1693. Zu der Armee am Oberrheine stellten nach diesem Anschlage

die Kreise Franken und Schwaben	26,000
der Kaiser und Bayern	6,000
Kursachsen	12,000
Hessen-Cassel	8,000
der Fürstbischof von Münster	4,000
Kurmainz	2,000
	58,000.
Zu der Armee in Piemont stellten der Kaiser und Bayern	15,000
Spanien	12,000
der Herzog von Savoyen und die Waldenser	13,000
	40,000.

[2]) Sylvius t. IV, b. 35, p. 59.

ngländer um so klarer zum Bewußtsein. Da nun aber dieses Recht er Geldbewilligung auf Seiten des Parlamentes gegenüber der Krone ie Grundlage ist für alle anderen Rechte: so festigte sich Jahr uf Jahr, in Anlaß des ungeheuren Krieges, direct und indirect, die reiheit der Engländer nach allen Richtungen.

Die entgegen gesetzte Wirkung hatte eben derselbe Krieg auf die anzösische Nation. Nicht eine Vertretung derselben bewilligte dem önige die Mittel zum Kriege. Er nahm sie. Er allein bemaß die öhe des Betrages, den er erheben wollte. Er allein fand die Wege nd Mittel aus, durch welche dieser Betrag aufzubringen war. Die urchtbaren Lehren von der Allgewalt und dem Alleinrecht der Krone, elche einst der noch jugendliche König Ludwig XIV. für seinen Sohn, en Dauphin, theoretisch aufgestellt (Bd. I, S. 47 u. f.), wurden mehr ls je zuvor durch diesen ungeheueren Krieg zur Praxis. Mit jeder euen Auflage, die der König nach seinem Ermessen seinen Unterhanen befahl, entnahm er ihnen nicht bloß das dadurch zu erlangende eld, sondern stärkte zugleich sein vermeintliches Recht dieses Nehmens, hwächte das Recht seiner Unterthanen an ihrem Eigenthume, und it diesem einen und hauptsächlichen Rechte zugleich alle anderen. ie darum mit der Dauer dieses Krieges die persönliche Freiheit jedes ngländers wuchs, so schrumpfte diejenige des Franzosen ein.

Heben wir dies an einem besonderen Beispiele hervor. „Wir aben in Erfahrung gebracht, sagt Ludwig der XIV. in einem Edicte om 16. December 1692, daß mehrere Unterthanen, um sich den ürgerlichen Steuern zu entziehen, von uns und den Königen unseren orfahren durch Ueberraschung Diplome zur Herstellung des Adels rlangt haben und auf Grund derselben die Privilegien des Adels enießen, namentlich dasjenige der Exemtion von den Steuern. Kraft nserer königlichen Autorität erklären wir für ungültig und nichtig lle diejenigen von uns und unseren Vorfahren bewilligten Diplome, elche nicht seit dem 1. Januar 1600 bei unserer Finanzverwaltung ingetragen sind[1])."

„Es war, fügt der Berichterstatter hinzu, von diesem Edicte n Frankreich viel Redens." In der That wer konnte bei einer

[1]) Das Edict im Original-Text bei Sylvius t. IV, [redacted]

ſolchen Geſetzgebung ſich noch ſicher wiſſen in dem Beſitze ererbter Rechte? —

Frankreich hatte mit den anderen Nationen Europas die Laſt des ungeheueren Krieges gemein, nur daß der König kraft ſeines Willens ſeine Forderungen an die Steuerkraft der Franzoſen ſchärfer ſpannte, als die anderen Fürſten oder Mächte es zu thun wagten. Eine beſondere Laſt jedoch drückte auf die franzöſiſche Nation ſchwerer als die anderen. Es war die zunehmende Theuerung der unentbehrlichen Lebensmittel.

Dieſe Theuerung hatte begonnen bereits im Jahre 1691. Der Sommer des Jahres 1692 war naß und kalt, die Ernte unergiebig. Die Zufuhr zur See aus anderen Ländern ward für Frankreich erſchwert durch den Krieg. Im Winter ſtieg die Noth. Haufen von Landbewohnern kamen an die Thore der Städte. Sie riefen dort ihren Hunger aus. So in Rouen. „Der Intendant der Provinz, meldet unſer Bericht, hat, um ſich von dieſen Leuten zu befreien, einige davon aufgehängt. Das minderte indeſſen den Anlauf nicht. Lieber noch wollten ſie gehängt werden, riefen die Unglücklichen, als vor Hunger ſterben.“ Anders verfuhren mehrere Biſchöfe, namentlich derjenige von Laon. In dieſer nicht großen Stadt mußten 1200 Arme erhalten werden. Der Biſchof nahm von ihnen 150 auf ſeine Mittel. Der König ſprach ſeine Hoffnung aus, daß dies Beiſpiel Nachfolge finden werde. Es geſchah in Limoges, in Lyon, auch an anderen Orten, nicht freilich allenthalben, zumal da der König durch die ſogenannten freiwilligen Gaben, welche er der Geiſtlichkeit auferlegte, die Mittel derſelben ſtark in Anſpruch nahm. Wie dieſe Noth einerſeits die Zahl der Steuerkräftigen verringerte, ſo ſchwellte ſie andererſeits die Forderungen für die Bedürfniſſe der Truppen zu Lande und zur See. Der General-Proviantmeiſter für die Flotte reichte ſeine Beſchwerde ein, daß die Koſten der Verproviantirung um die Hälfte, ja um zwei Drittel geſtiegen ſeien [1]).

Und dennoch, wie ſo ganz anders war die Haltung der Völker gegenüber dieſen beiden Königen, der Engländer gegenüber dem Könige Wilhelm, der ihre Freiheit achtete, von derjenigen der Franzoſen gegen-

[1]) Sylvius t. IV, b. 34. p. 163; b. 35, p. 34, 45, 49.

über Ludwig XIV., der seinen Willen als Gesetz ausſprach! — Wir kennen die Haltung des engliſchen Volkes in derjenigen ſeiner Vertreter, des Unterhauſes. Die Geſinnung des franzöſiſchen Volkes, oder doch diejenige, welche in officieller Form kund gegeben werden mußte, prägt ſich aus in dem damaligen Kirchengebete für ihn. Dasſelbe iſt weniger erfreulich als charakteriſtiſch, und darum verdient es gekannt zu werden. Es lautet wie folgt. „O Gott, der Du geboten haſt dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt, verleih meinem Geiſte das Licht und meinem Munde die Worte, damit ich, in voller Erkenntnis der Wunder, welche beſchloſſen ſind in dem Namen Ludwigs des Großen, verkündigen kann, daß er über die mächtigſten Monarchen nicht weniger erhaben iſt durch die Vollkommenheiten, die Du ihm verliehen, als durch die Würde des Scepters, das Du in ſeine Hand gegeben. Verleihe mir weiter zu verkündigen, daß Du ihn erkoren, um Deine Macht den Menſchen deſto ſichtbarer zu machen, gleichwie Du durch die Sonne den Segen der Fruchtbarkeit uns anſchaulich machſt. — Und ferner, daß unter allen Fürſten er iſt das ausgeprägteſte Bild Deiner Vollkommenheiten, das ſauberſte Gefäß der Weisheit, deren Urquell Du biſt, der hellſte Strahl von Deinem Lichte, welchem entſprechend er alle ſeine Handlungen einrichtet und demgemäß auf ſeine Unterthanen das Glück herabzieht, deſſen ſie ſich erfreuen“ [1]).

In derſelben Weiſe geht es weiter. Aber die Feder ſträubt ſich mehr davon nieder zu ſchreiben. Das Vorſtehende dürfte genügen.

Mit Erſtaunen, wie der Venetianer Erizzo ſagt, und vielleicht noch mit anderen Gefühlen, die er nicht benennt, bemerkten die Geſandten fremder Mächte, daß auf den Plätzen von Paris vor den Standbildern des Königs, mit der Inſchrift: Viro immortali — Lampen brannten [2]).

Es iſt die alte nicht erhebende und doch immer neue Erfahrung, daß ſo viele Menſchen geneigt ſind im Staube zu liegen vor denen, welche um der eigenen Macht und Größe willen erbarmungslos ſie

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 193.

[2]) Barozzi e Berchet: Relationi Venete. Francia t. III, p. 582: Cosi l'uomo chiamato nei suoi simulacri immortale, a cui ardevano nelle piazze di Parigi accese le lampadi.

zertreten. In der Regel ist es solchen Machthabern gelungen, die Völker zu täuschen durch die Vorspiegelung glänzender Namen, unter denen die ausgiebigsten sind diejenigen der Nation und der Religion. Der Cultus der Franzosen für Ludwig XIV. dagegen war mehr persönlicher Art. Und dabei darf eine hellere Seite nicht unbeachtet bleiben.

So wenig beneidenswerth damals den anderen Nationen Europas die Lage der Franzosen daheim erschien, so sehr sie in bürgerlicher Freiheit sich erhaben glauben durften über den Zustand der allgemeinen Knechtschaft in Frankreich: so hatte doch auch diese Nation mehr als eine Eigenschaft voraus, welche ihr den ungeheueren Kampf erleichterte. Wir erblicken bei allen anderen Nationen Verräther am eigenen Vaterlande, nicht bei den Franzosen. Die aus Frankreich flüchtigen Hugenotten, welche gegen Ludwig XIV. als ihren Unterdrücker kämpften, um für sich die Rückkehr in die freie Heimat zu erringen, wird man als Verräther nicht ansehen wollen. Und selbst auch bei solchen Refugiés geschah es zuweilen, daß sie die Gastfreundschaft des fremden Landes übel vergalten mit dem Dienste für die französische Politik. Um so eher waren dafür bereitwillig diejenigen Franzosen im Auslande, welchen kein besonderer Grund vorlag zur Abneigung gegen die Zustände in der Heimat. Die Dienste, welche die Herzogin von Portsmouth bei dem Könige Carl II. von England für Ludwig XIV. geleistet, waren den Staatsmännern im Haag, wie in Wien und Madrid, in guter Erinnerung. Immerhin wurde diese Persönlichkeit dafür bezahlt. Aber ähnlich handelt oder versucht doch zu handeln die Gräfin Verrua bei Victor Amadeus. Indem sie dem Befehle des Herzogs in Bezug auf den französischen Gesandten direct zuwider verfährt, fügt sie für diesen hinzu: „So sehr bin ich vernarrt in den König, den ich doch nie gesehen; aber ich bin Französin“ [1]).

Lassen wir die moralische Qualität solcher Individuen auf sich beruhen: so geht der eine Grundzug herdurch, den sie mit besseren Persönlichkeiten der französischen Nation gemein haben, der Eifer für das was ihnen als die Sache des Vaterlandes erscheint. Es dürfte sehr schwer sein, aus jener Zeit auch nur ein einziges Beispiel

[1]) Mémoires de Tessé t. I. p. 100.

namhaft zu machen, daß ein Franzose diese Sache für Geld verkauft habe.

Dagegen darf allerdings eingewendet werden, daß die Verlockung zum Verrathe im fremden Lager eins der wichtigsten Kriegesmittel Ludwigs XIV. war, daß andererseits die verbündeten Mächte, wenn sie auch immer das Angebot des Verrathes sich zu nutze machen mochten, nicht darauf ausgingen ihn hervorzurufen.

Der Cultus, den die Franzosen der Persönlichkeit Ludwigs XIV. darbrachten, ward, wie so häufig in solchen Fällen, ihnen erleichtert durch die Unkunde der eigentlichen Sachlage.

Daß der unsägliche Jammer des ungeheueren Krieges wesentlich und hauptsächlich stammte von dem Könige, welcher, berathen und fortgerissen von Persönlichkeiten wie Louvois und Chamlay, im September des Jahres 1688, übermüthig und treulos die Brandfackel unter die Völker geschleudert, vermochten damals sicherlich nur sehr wenige Franzosen aufzufassen und zu durchschauen. Auch die Kundigsten unter ihnen wurden irre geführt durch die unablässig wiederholte Behauptung, daß das Augsburger Bündnis von 1686 den Krieg herauf beschworen habe. Daß an diesem reinen Defensiv-Bunde weder die Republik Holland, noch viel weniger der Oranier persönlich sich betheiligt, daß dagegen erst der französische Friedensbruch vom Herbste 1688 die große Offensiv-Allianz vom 12. Mai 1689 hervorgerufen, blieb den Franzosen der damaligen Zeit völlig unbekannt. Und in der That ist ja dieser Irrthum damals auch für die kommenden Zeiten so nachhaltig begründet, daß auch noch nach zweihundert Jahren die Lossagung von diesem Irrthume über das Augsburger Bündnis und über die Bedeutung desselben für die Völkergeschichte der damaligen Zeit gar manchem Franzosen schwer ankommen mag.

In Ludwig XIV. selber dagegen war längst die Ueberzeugung aufgegangen, daß der Krieg in der Weise, wie er ihn im Herbste 1688 sich zugezogen, nicht in der klaren Absicht es zu thun, sondern als die Consequenz seiner Uebergriffe, für ihn undurchführbar war. Er hatte damals, zuerst und eher als mit allen anderen, gebrochen mit dem päpstlichen Stuhle. Wir haben dann beobachtet, wie er getrachtet, zuerst und vor allen anderen wieder mit dem päpstlichen Stuhle zu einem Abkommen [illegible] Er hatte noch bei Lebzeiten von Inno-

cenz XI., durch die freiwillige Niederlage, die sich hüllte in den nicht ruhmvollen Abzug des Lavardin mit seinen bewaffneten Haufen aus Rom, zu erkennen gegeben, daß er nach dieser Seite hin bereit sein werde zum weiteren Rückzuge. Der Tod von Innocenz XI. erleichterte den Rückzug. Ludwig XIV. trat ihn an, bei jedem Schritte sich umblickend, ob es nun genügen würde. Es genügte nicht. Wie Innocenz XI., so hinterließ Alexander VIII. sterbend seinem Nachfolger die Forderung des vollen Rechtes der Kirche. Innocenz XII. übernahm das Vermächtnis. Wie immer er als italienischer Landesfürst in seiner Politik fehlgreifen und oft nicht erkennen mochte, daß die große Allianz mittelbar kämpfte für sein Recht, für das Recht des heiligen Stuhles, das Recht der Kirche: als Papst wandelte Innocenz XII. in den Wegen seiner beiden Vorgänger.

Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. am Schlusse des Jahres 1691 den Rückzug weiter dahin antrat, das Erbieten der Bestätigung für diejenigen Bischöfe, die nicht an den Artikeln von 1682 betheiligt waren, anzunehmen, und daß er dadurch, nach der Ansicht der eifrigsten Gallicaner, das Princip verließ. Auch zu der Zurücknahme der vier Artikel war er bereit, jedoch nur zu einer thatsächlichen, nicht einer grundsätzlichen. Diese letztere forderte Innocenz XII.

Der gallicanisch gesinnte Cardinal d'Estrees zeichnet den damaligen Stand der Dinge mit folgenden Worten.

„Mehrere übel Gesinnte hatten die Berather von Innocenz XII. erfüllt mit allerlei Gedanken über die Wichtigkeit der Sache, über die Würde des heiligen Stuhles, über den beleidigenden Einbruch, welchen die Versammlung von 1682 in dieselbe dadurch gemacht, daß sie sich das Recht zusprach, zu entscheiden über die wichtige Frage der Infallibilität. In Folge dieser Erwägungen waren die Räthe von Innocenz XII. schwierig. In den Conferenzen mit den französischen Cardinälen verlangten sie, daß in dem Entwurfe des Schreibens, durch welches die französischen Bischöfe dem Papste ihre Unterwerfung anzeigen würden, eine Formel sich befinden müsse, welche bestimmt und ausdrücklich besage, daß diese Artikel von 1682 anzusehen seien wie nicht beschlossen, nicht existirend" [1]).

[1]) Gérin: l'assemblée du clergé de France de 1682, p. 488.

Dies war der wesentliche Punct. Ludwig XIV. war bereit auf seine Velleitäten einer französischen Nationalkirche thatsächlich zu verzichten, demgemäß den Theilnehmern der Versammlung von 1682 die Unterwerfung anzubefehlen. Aber er wollte es in solcher Form, mit solchen Worten, daß unter denselben das Princip, weil nicht ausdrücklich verneint, erhalten bleiben könne. Darüber wurden Vorschläge gemacht hin und wieder. Bossuet, der Verfasser jener Artikel von 1682, und andere Bischöfe des Hofes von Frankreich, strengten ihren Scharfsinn an eine Formel zu finden, die nach beiden Seiten hin genugthun würde. Innocenz XII. und seine Berather beharrten unabänderlich bei der einen Forderung des klaren, ausdrücklichen, unbedingten Verzichtes auf die Artikel von 1682.

Daß auch Anderen der Kern der Angelegenheit klar vor Augen lag, ersehen wir aus den Worten, mit welchen der Marquis Dangeau den Stand derselben in seinem Tägebuche verzeichnet. „Der Papst, sagt er, beharrt bei seinem Verlangen eines formellen Widerrufes dessen, was in der Versammlung von 1682 beschlossen ist. Darauf wird man in Frankreich niemals sich einlassen" [1]).

Das Wort Niemals im Munde politischer Mächte pflegt dem Wechsel der Zeiten zu unterliegen.

Das war der Stand der Dinge zwischen Rom und Ludwig XIV. beim Beginne des Feldzuges von 1693. Wenn dieser unglücklich für Frankreich ausfiel, so mußte dieses Unglück der Waffen einen um so stärkeren Druck ausüben für die Anerkennung der moralischen Niederlage, welche für Ludwig XIV. begonnen hatte mit jenem Abzuge Lavardins aus Rom, und welche er seitdem nur noch in der Form zu mildern bestrebt gewesen war.

Es war nur Eine Persönlichkeit, welcher gegenüber Ludwig XIV. aus dieser Gesammt-Lage seiner Angelegenheiten damals kein Hehl machte. Es war der König Jacob. Wir haben dies besondere Vertrauen und den Zweck desselben kennen zu lernen.

Jacob II. hatte sich, wie er selbst berichtet, nach dem für ihn wie für Ludwig XIV. so unglücklichen Ausgange von La Hogue dennoch nicht eingelassen auf den Vorschlag sich zurückzuziehen in die

[1]) Dangeau t. III. p. 188. Am 19. December 1692.

Einsamkeit von La Trappe. Obwohl seiner Neigung ein solcher Entschluß entsprochen hätte, hielt er es, wie er sagt, für seine Pflicht nach dem Wiedergewinne seiner Krone zu streben. Seine Beziehungen mit Marlborough, demnach mittelbar auch mit der Prinzessin Anna, mit Russel und vielen Anderen, dauerten fort. Voran unter diesen Persönlichkeiten tritt in der zweiten Hälfte des Jahres 1692 der Lord Middleton. Wir kennen ihn als einstigen Staats-Secretär Jacobs, dem er getreu geblieben und gefolgt war bis in das Schloß Rochester, im December 1688, bis zum letzten Augenblicke, wo damals der König Jacob sich selber aufgab. Vom Mai 1692 an hatte auch Middleton einige Monate im Tower zugebracht. Nach seiner Freilassung verhandelte Jacob II. hauptsächlich durch ihn mit einigen anderen Lords der Jacobitischen Partei, unter denen Marlborough, demgemäß auch die Prinzessin Anna sich befanden. Diese Partei, welche bereit war zur Nachgiebigkeit in vielen Puncten der königlichen Prärogative, hieß diejenige der compounders, zum Unterschiede von der streng royalistischen der non-compounders. Die compounders einigten sich über acht Vorschläge. Sie fügten denselben die Versicherung hinzu, daß, im Falle der Annahme von Seiten des Königs durch eine öffentliche Declaration, sie nicht zweifelten ihn sehr bald herstellen zu können. In diesem Falle der Annahme würden sie sofort den Lord Middleton nach St. Germain senden. Der Bote mit diesen Vorschlägen traf ein im Anfange Januar 1693 [1]).

Der zweite dieser Vorschläge forderte den Fortbestand der Test-Acte bis zur Entscheidung durch das Parlament. Es liegt vor Augen, was diese Forderung an den König Jacob bedeutete. Sein Widerwille gegen diese Test-Acte, sein Versuch im Jahre 1685 sie zu durchbrechen, sein Wille diesen Versuch durchzuführen gegenüber dem sonst so loyalen Parlamente vom November 1685, war der Ausgangspunct der Spaltung zwischen ihm und seinen Unterthanen. Nicht bloß Einmal, sondern viele Male war an ihn als regierenden König von England die Mahnung herangetreten, daß die wesentliche Bedingung eines Ausgleiches sei die Anerkennung und die Aufrechthaltung der Test-Acte.

---

[1]) Ueber das Folgende sehe man: The life of James Vol. II, p. 498 sqq. — Mazure IV, p. 135. Note 1re. — Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 442.

Namentlich war dies die Forderung des prinzlichen Paares von Oranien. Jacob II. hatte nicht gewollt. Er hatte, gemäß seiner eigenen Anschauung, dieser Forderung gegenüber seine Krone aufs Spiel gesetzt. Er hatte sie verloren. Es blieb ihm dabei, wenigstens subjectiv, der Trost, daß er seine Krone verloren um seines Principes willen.

Und nun trat man vor ihn mit der Forderung, daß er, um der Möglichkeit willen die Krone wieder zu erlangen, zunächst öffentlich verzichten solle auf das Princip, für welches er, nach seiner Ansicht, sie verloren hatte. Wir haben hier nicht die Frage zu prüfen, ob die Ansicht des Königs Jacob die richtige war. Wir haben vielmehr uns hinein zu denken in seine Auffassung der Dinge. Wir haben uns klar darüber zu werden, daß die acht Vorschläge, insbesondere derjenige in Betreff der Test-Acte, dem unglücklichen Könige Jacob die Zumuthung stellten, sich selber die moralische Basis abzugraben, auf der er bis dahin gestanden, selber offen vor aller Welt, wenn auch indirect, zu erklären, daß alle seine Schritte gegen die Test-Acte gesetzlich ungültig gewesen, er demnach sein Schicksal selber sich zugezogen habe. Dazu endlich kam, daß er im Jahre 1692 eine Declaration erlassen, welche in viel engere Schranken gefaßt war. Diese Declaration verkündete allerdings eine Amnestie, aber mit bestimmten Ausnahmen. Die Consequenz des Eingehens auf jene acht Vorschläge machte eine General-Amnestie zur Pflicht. Die eine Declaration würde also mit der anderen in Widerspruch stehen. Aber die eine wie die andere sollte den Namen des Königs tragen. Mußte nicht dieser Unterschied die Kritik herausfordern? — Von welcher Seite man immer die acht Vorschläge betrachtete: die Zumuthung derselben an den König Jacob war hart.

Er war in jener Zeit beschäftigt mit dem Entwurfe einer Denkschrift, welche dem Könige von Frankreich darthun sollte, daß es in seinem Interesse liege, den Prinzen von Oranien in Schach zu halten durch das Schreckbild einer Invasion in England. Jacob II. wies darauf hin, daß der Oranier nicht gewagt habe, einen der im Mai 1692 verhafteten Lords zur Strafe zu ziehen. „Wenn die Persönlichkeiten von Rang, fährt die Denkschrift fort, welche im Dienste des Prinzen von Oranien stehen und zugleich Correspondenz mit dem Könige von England unterhalten, aufrichtig sind in ihren Betheuerungen —

was, wenn auch schwer glaublich, doch immer sehr möglich ist — so würde die Bereitschaft eines Landungs-Heeres in der Normandie ihnen die Gelegenheit geben, ihre Anträge im Parlamente kühner zu stellen, im Falle sie befinden, daß sie über das Heer und die Flotte so sehr die Herren sind, wie sie es erwarten. In jedem Falle ist es ein großer Vortheil ohne Schaden" [1]).

So dachte der König Jacob, anders Ludwig XIV. Es liegt nicht mit Gewisheit vor, daß der Entwurf der Denkschrift gereift sei bis zur That der Ueberreichung. Wenn dies geschehen ist, so war die Antwort durch den Stand der Dinge gegeben als verneinend.

Aber nun lagen jene von England her eingereichten Vorschläge vor. Jacob II. entsendete sogleich am nächsten Tage den Lord Melford mit denselben nach Versailles.

Es ist möglich und sogar sehr wahrscheinlich, daß der König Jacob für den Conflict, den die Zumuthung dieser acht Vorschläge in ihm wach gerufen, eine Stütze suchte an seinem Bruder von Frankreich. Denn im November 1685, als der Zwiespalt Jacobs II. mit seinem Parlamente begann, und zwar hervorgerufen durch das Umgehen der Test-Acte von Seiten Jacobs II., hatte er für dieses sein Auftreten keinen wärmeren Lobredner gefunden als Ludwig XIV. Demnach mochte Jacob II. im Januar 1693 erwarten, daß folgerecht nun Ludwig XIV. das Eingehen auf die acht Vorschläge abrathen werde.

Es kam anders. Lord Melford brachte von Versailles zurück den Rath auf die Vorschläge einzugehen.

War denn Ludwig XIV. hier mit sich selber inconsequent? — Es scheint nicht. In Wirklichkeit floß bei ihm das Lob vom November 1685 und der Rath vom Januar 1693 aus derselben Quelle, nämlich des Interesses, nur nicht desjenigen Jacobs II., sondern des eigenen, dessen was er einst in seinen Denkschriften für den Dauphin bezeichnet hatte als la raison d'état. Im November 1685 war England einig unter Jacob II. Die Einigkeit war dem Könige Ludwig XIV. nicht lieb. Deshalb feuerte er Jacob II. an zum Fortschreiten auf dem Wege der Uebergriffe, der zur Zwietracht in England führen mußte.

[1]) Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 442.

Wir erinnern uns, daß er zu diesem Zwecke den Sunderland bezahlte, damit er den König auf dem betretenen Wege erhalte. Wir erinnern uns ferner, daß er nach der anderen Seite bereit und erbötig war, auch Mitglieder des Parlamentes zu bezahlen zum Zwecke der Opposition gegen Jacob. Er hatte dies damals nicht nöthig. Jacob II. war aus eignem Antriebe thätig in dem von Ludwig XIV. gewünschten Sinne. Und demgemäß nahm damals der innere Wirrwarr von England überhand.

In anderer Weise und doch ähnlich lagen die Dinge im Jahre 1693. England folgte einig in sich dem Könige Wilhelm III., und zwar gegen Frankreich. Das Angebot der Compounder-Partei unter den Jacobiten von England an Jacob II. mit ihren acht Bedingungen stellte die Möglichkeit einer Erhebung dieser Partei in Aussicht, demgemäß einer inneren Verwirrung, einer Lähmung von England. Wie immer dabei der König Jacob fuhr, für Ludwig XIV. war jeder Zwiespalt in England ein Gewinn. Wie er daher im November 1685 kein Bedenken getragen, zu zahlen für Sunderland, der den König Jacob in seinem Vorhaben bestärken sollte, und gleichzeitig Geld anzubieten für diejenigen Mitglieder des Parlamentes, welche dies Vorhaben bekämpfen würden: so war von seinem Standpuncte aus sein Rath im Januar 1693 für Jacob völlig vereinbar mit dem entgegen gesetzten Lobe vom November 1685.

Dem Könige Jacob freilich mochte der Rath minder glatt eingehen als einst das Lob. Dennoch durchschaute er in diesem Falle eben so wenig wie zuvor, daß er abermals nur ein Kriegeswerkzeug sei in der Hand seines klügeren Bruders von Frankreich. Er sah sich weiter um nach Rath. Er ließ den Minister Croissy befragen. Dieser war derselben Meinung wie Ludwig XIV. Der König von England, erwiederte er, habe zwischen dem Entschlusse des Annehmens oder einem anderen keine Wahl.

Von französischer Seite beschränkte man sich jedoch nicht auf die Ertheilung des gewünschten Rathes. Man fügte nachdrückliche Mahnungen hinzu. Frankreich, hieß es in den Reden zu Jacob, sei kriegesmüde. Das Land erliege fast unter den schweren Lasten. In Folge des naßkalten Sommers von 1692 leide es Mangel an Korn und Wein. Nur des Königs persönliche Kraft und seine Freundschaft für

Jacob halte noch den Krieg. Wenn aber nun der König Jacob, wie hart auch immer jene Vorschläge ihm erschienen, sie verweigere: so würde der Unwille von ganz Frankreich sich so laut gegen ihn erheben, daß auch die Allerchristlichste Majestät nicht vermöge zu widerstehen. Dann nämlich lade der König Jacob auf sich den Vorwurf, daß er das Festhalten an einigen Puncten seiner Prärogative, die doch das englische Volk ihm wieder zurückgeben könne, höher achte als die Herstellung des Friedens der ganzen Christenheit. Wenn aber dies geschehe, so stehe wahrscheinlich zu erwarten, daß man ihn als einen hartnäckigen bigotten Mann aus Frankreich hinaustreibe [1]).

So berichtet der König Jacob selbst. Er nennt nicht die Persönlichkeit, welche in solcher Weise zu ihm geredet. Der Leser wird sich daher die Frage vorzulegen haben, ob in solcher Weise Jemand zu dem Könige Jacob reden durfte, wenn nicht mit der Zustimmung Ludwigs XIV.

Dazu trat an den unglücklichen Jacob II. eine andere Erwägung.

Wenige Wochen früher hatte Ludwig XIV., in der Besorgnis, daß das Parlament von England dem Könige Wilhelm eine allgemeine indirecte Steuer gewähre, eine General-Accise, von welcher damals oft die Rede war, vom Könige Jacob verlangt, daß er durch ein Schreiben das Parlament davor warne. Er hatte sogar den von England her eingesendeten Entwurf eines Schreibens dieser Art vorgelegt. Jacob las. Er sprach dann seine Ansicht dahin aus, daß dieser Entwurf ausgehe von Leuten von geringer Bedeutung. Er lehnte ab. — Dann aber folgerte er weiter bei sich, daß, wenn Ludwig XIV. schon hasche nach Schattenbildern solcher Art, um von dem Kriege loszukommen, der Druck sehr schwer auf ihm lasten müsse. Diese Erwägung trat nun abermals heran bei dem französischen Rathe einzugehen auf die Vorschläge der Compounders. Jenen ersten Rath hatte Jacob II. zurückgewiesen. Um so stärker drückte auf ihn die Furcht, daß eine abermalige Weigerung den König von Frankreich zurückstoßen würde [2]).

---

[1]) The life of James. Vol. II. p. 505.

[2]) A. a. O. p. 506.

Der Rath Ludwigs XIV., gestützt auf solche Gründe, schlug bei Jacob II. durch. Bereits am 12. Januar 1693, also nach dem Ablaufe weniger Tage, erging von St. Germain an Lord Middleton die Antwort, daß der König Jacob den acht Vorschlägen zustimme [1]).

Während Middleton und die anderen Mitwisser des Geheimnisses in England auf Grund dieser acht Vorschläge eine neue Declaration Jacobs entwarfen, drängte sich diesem unglücklichen Fürsten immer wieder die Erwägung dessen auf, was er mit jener Zustimmung gethan. Die Unentschlossenheit kehrte zurück. Er befragte vier katholische Theologen aus England. Sie verneinten, daß der König versprechen dürfe, die Hochkirche von England zu beschützen und zu vertheidigen, weil dies eine Religionsform sei, welche er für irrig halte. Mit gutem Gewissen dagegen dürfe er versprechen, seine Unterthanen der gesetzlich festgestellten Hochkirche von England zu sichern und zu beschützen, sowohl in der freien und vollen Ausübung ihrer Religion, als in dem ruhigen und friedlichen Besitze ihrer gesammten kirchlichen Benefizien [2]).

So diese englischen Theologen. Unterdessen traf Middleton in St. Germain ein mit der fertigen Declaration.

Seine Flucht dahin ward nach wenigen Tagen kund. „Middleton, meldet Hoffmann aus London am 18./28. April, ist heimlich von hier fort und zum Könige Jacob gegangen. Er ist ein Mann von gutem Verstande, mit den hiesigen Zuständen genau bekannt. Deshalb erregt diese Flucht einiges Aufsehen und Nachdenken. Daß er diesen Schritt gethan, mag mit daher rühren, daß er hier zu Lande nicht begütert ist, und folglich nicht viel zu verlieren hat, so daß vielleicht seine Absicht dabei sein mag, seine Position zu verbessern. Bisher steht fest, daß noch Niemand, der etwas hier zu verlieren hatte, sich zu dem Könige Jacob begeben hat. Die dahin übergegangenen Persönlichkeiten sind lauter Leute ohne Mittel und Consequenz, auch ohne Anhang."

Schwerer nahm zuerst der König Wilhelm die Sache. Er schrieb am selben Tage, an welchem Hoffmann jenen Bericht aus London

[1]) The life of James. Vol. II, p. 502.
[2]) A. a. O. p. 509.

abstattete, von Loo aus an Portland: „Der Uebergang Middletons nach Frankreich gefällt mir durchaus nicht. Er ist nicht der Mann, der in solcher Weise handelt ohne gewichtigen Grund und ohne wohl verabredeten Plan. Die Sache erweckt mir vieles Nachdenken. Näheres darüber mündlich“ [1]).

Es kam also dem Könige Wilhelm III. damals noch nicht der Gedanke, daß auch in diesem Falle, wie bereits so oft geschehen, seine Gegner mittelbar arbeiteten für ihn.

Middleton beschreibt seine Aufnahme in St. Germain und in Versailles mit großer Zufriedenheit. Jacob II. ernannte ihn zum Staats-Secretär neben Melford. Besonders nachdrücklich wirkte auf Middleton die Persönlichkeit Ludwigs XIV. Befangen unter dem Zauber, welchen die gewinnende Erscheinung dieses Königs auf den Engländer ausübte, beklagte er die Ueberschätzung von Wilhelm III. in Versailles. „Vermittelst der Gläser, sagt er, durch welche sie ihn betrachten, schwillt ihnen der Blutegel empor zum Leviathan.“ „Aber, fügt er dann hinzu, ich habe nichts unterlassen, um sie zu enttäuschen“ [2]). Es ist kaum anzunehmen, daß Ludwig XIV. und Croissy den eifrigen Middleton selber bei diesem seinem Geschäfte des Enttäuschens durch Vergrößerungsgläser angeschaut haben.

Ungeachtet seines Widerstrebens zeichnete Jacob II. die von Middleton mitgebrachte Declaration, am 17. April 1693. Seine Zweifel indessen waren damit noch nicht erledigt. Die Declaration ward noch nicht nach England geschickt. Er wendete sich um Rath an französische Theologen, vor allen, wie zu erwarten, an Bossuet. Er stellte zwei Fragen: zuerst ob er versprechen dürfe, die Hochkirche von England, wie sie zur Zeit durch die Gesetze festgestellt sei, zu schützen und zu vertheidigen, und den Mitgliedern derselben alle ihre Kirchen und Schulen mit allen Rechten und Freiheiten zuzusichern; dann die zweite Frage, ob er versprechen dürfe, den Test-Eid nicht zu verletzen, noch davon zu dispensiren.

Bossuet bejahte beide Fragen. Er legte sein Gutachten dem Könige Ludwig XIV. vor. Dieser hieß es gut. Es ist nicht anzu-

[1]) Das Schreiben als Note bei Macaulay in Ch. XX.

[2]) Die Schreiben in Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 443.

nehmen, daß dieſe Zuſtimmung ihm ſchwer geworden ſei. Boſſuet legte es den Doctoren der Sorbonne vor. Auch dieſe billigten. Boſſuet war bereit es dem Urtheile des päpſtlichen Stuhles zu unterwerfen. Er und Melford ſendeten es an den Cardinal Janſon-Fourbin in Rom zur Ueberreichung [1]).

Es iſt nicht im mindeſten zu zweifeln, daß auch Innocenz XII., wenn er eine Antwort gegeben, zugeſtimmt hätte. Ob er eine Antwort geben konnte, wird ſich ſpäter zeigen. — Denn in den Grundzügen kam das Gutachten von Boſſuet überein mit allen den Vorſtellungen und Warnungen, welche Jacob II. auf dem engliſchen Throne ſo vielfach von Wien und Rom empfangen. Eben dieſen Vorſtellungen und Warnungen hatte aber damals entgegen gearbeitet die franzöſiſche Politik, welche nun, im Jahre 1693, dieſes Gutachten von Boſſuet dem Könige Jacob anempfahl.

Und darin lag zugleich der wunde Punct des Gutachtens ſelbſt. Es iſt abgefaßt wie eine Antwort auf die Fragen eines Königs, der ſeine Regierung anzutreten hat. Wenn daher Boſſuet dies Gutachten abgefaßt hätte im Februar 1685, oder doch vor dem November 1685: ſo hätte er ſich dadurch um die Dynaſtie Stuart ein großes Verdienſt erwerben können. Denn dann hätte Jacob II. ſeine Regierung eingerichtet oder doch einrichten können gemäß dem Rathe des Biſchofs. Nun hatte aber Jacob thatſächlich regiert und zwar anders, nicht entſprechend dem Gutachten des Biſchofs Boſſuet. Die eigentliche und weſentliche Frage für den König Jacob im Jahre 1693 war daher nicht die, ob er Gewiſſens halber regieren könne als Beſchützer der Hochkirche von England und gemäß der Teſt-Acte, ſondern ob für ihn, nachdem er ſeinen beim Antritte der Regierung gegebenen Verheißungen und den Geſetzen von England ſo vielfach zuwider gehandelt, ſich nun die Form einer neuen Declaration finden ließ, welche, ohne die Vergangenheit Jacobs geradezu zu verurtheilen, ihm ein Einlenken auf eine neue Bahn möglich machte. Dieſer Punct, der allein praktiſche, aber auch der ſchwierigſte, ward in dem Gutachten von Boſſuet nicht einmal geſtreift. Indem dagegen Boſſuet die beiden ihm geſtellten Fragen, welche Jacob durch ſeine Regierung thatſächlich verneint hatte,

[1]) Mazure t. IV, p. 133 et suiv.

theoretisch bejahete, sprach das Gutachten mittelbar über jene thatsächliche Regierung Jacobs II. ein entschiedenes Verwerfungs-Urtheil.

Das Gutachten von Bossuet, sagen wir, stimmt im wesentlichen überein mit den Vorstellungen und Mahnungen, die von 1685 bis 1688 von Wien und Rom an den König Jacob auf dem Throne gelangen. Es ist jedoch darin auch ein fremdartiger Gedanke. Bossuet verweist auf das Beispiel der Könige von Frankreich, welche durch den Erlaß des Edictes von Nantes, unbeschadet ihres Gewissens, den Frieden ihres Reiches beabsichtigt haben. Eben so sei auch der König von England berechtigt, um des Friedens seiner Reiche willen den Protestanten größere Rechte zu verleihen als den Katholiken.

Vergaß Bossuet bei der Abfassung dieses Gutachtens, daß Ludwig XIV. dieses Edict von Nantes kraft seines absoluten Willens aufgehoben hatte? —

Es liegt in den Worten von Bossuet nicht eine Mahnung an Jacob, daß er, wie dem Beispiele Heinrichs IV. in dem Erlassen des Edictes von Nantes, so auch dem Beispiele Ludwigs XIV. in dem Aufheben desselben folgen dürfe. Eben so wenig aber liegt darin ein Vorwurf für Ludwig XIV., daß er dies gethan. Denn ausdrücklich meldet Bossuet an den Cardinal Janson-Fourbin, daß Ludwig XIV. das Gutachten gebilligt.

Der Gedanke, der in dem Gutachten Bossuets höchstens gestreift wird — wenn nämlich die Erwähnung des Edictes von Nantes nicht lediglich einer Unvorsichtigkeit beizumessen ist — tritt klarer und bestimmter hervor in dem Schreiben, mit welchem der Staats-Secretär Melford das Gutachten an den Cardinal Janson-Fourbin begleitete. Melfords Gedanken fassen sich zusammen in die Worte: „Kurz diese Declaration hat nur den Zweck des Wieder-Eintrittes in das Reich, und man kann über die Angelegenheiten der Katholiken von England besser reden in Whitehall als in St. Germain“ [1]).

Es findet sich in der Biographie Jacobs die Bemerkung, daß auf das Gutachten Bossuets von Rom aus keine Antwort erfolgt sei, weder für noch wider [2]). Zur Aufklärung dieses Schweigens dürfte

[1]) Mazure t. IV, p. 147.

[2]) The life of James. Vol. II. p. 510: to which no reply was made, either pro or con.

jener Schlußsatz im Schreiben von Lord Melford, die Ankündigung der Absicht des Wortbruchs, durchaus genügen.

Den Daten gemäß, scheint das Gutachten von Bossuet bei dem Könige Jacob den Ausschlag gegeben, seine Bedenken wenigstens in so weit beschwichtigt zu haben, daß er ihnen keinen offenen Ausdruck mehr gab. Denn jenes Gutachten ist datirt zu Meaux, am 22. Mai 1693 (N. St.). In der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni (N. St.) fand man die Declaration zu vielen tausenden von Exemplaren in den Straßen von London ausgestreut [1]).

Jene Worte Melfords enthalten nicht den unwidersprechlichen Beweis, daß sie die Gedanken Jacobs ausprägen. Die Möglichkeit bleibt offen, daß Melford darin nur seine persönliche Meinung vorgetragen. Wie dem immer sei, in dem Erlasse der Declaration, die den Namen des Königs Jacob trug, handelte er selbst. Er that es auch da noch mit innerem Widerstreben. Er suchte sich vor sich selber zu entschuldigen. „Der König fühlte, sagt er über sich selbst, daß manche seiner Freunde wegen seines Nachgebens auf so harte Forderungen ihn tadeln würden. Auch war es nicht zu verwundern, wenn diejenigen, welche seine wahre Lage nicht kannten, an jenen Zusagen ein Aergernis nahmen. Aber es blieb ihm, nach allem, nichts Anderes zu thun übrig. Denn, da die eigentlichen Jacobiten nicht zu beginnen wagten, konnten nur diejenigen Personen, die ihn zu der Declaration aufgefordert, das Werk vollbringen." Dann deutet er den moralischen Druck an, welchen zu dem Zwecke des Erlassens der Declaration Frankreich auf ihn ausgeübt [2]).

Dies letztere ist das Wesen der Sache, nicht jene Aussicht, welche die Partei Middletons ihm gemacht. Immerhin hatte diese Partei die günstige Aussicht sehr nachdrücklich betont: eine Bürgschaft des Gelingens lag nicht in diesen Verheißungen, sondern nur die Möglichkeit. Für diese Möglichkeit drückte die französische Politik so lange auf Jacob II., bis er, wie einst seine Kronen, nun auch seine persönliche Reputation ihr zum Opfer brachte. Die Declaration schloß mit dem stärksten Ausdrucke der Betheuerung, der in dieser Sache möglich war.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 2. Juni: Vorgestern in der Nacht u. s. w.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 505.

„Möge Gott uns, sagte sie, Erfolg geben in der Wiedererlangung unseres Rechtes in demselben Maße, wie wir aufrichtig die Befestigung der Freiheiten unseres Volkes beabsichtigen!" Wenn demnach der Declaration kein Erfolg lachte: so hatte Jacob sich durch sie selber das Urtheil gesprochen.

Wir ersehen den Erfolg aus dem Berichte Hoffmanns in London. „Das ist nun, meldet er, das dritte Manifest des Königs Jacob. Er hat es erlassen zu Anfang des Feldzuges, wo Frankreich seine größten Kraftäußerungen zu thun pflegt." Dann zergliedert Hoffmann die Declaration. „Man beobachtet hier, fährt er fort, daß der König Jacob in diesen Declarationen sich verändert, daß er, je länger, desto mehr verspricht. Die englische Nation hält das für sehr verdächtig"[1].

Das war die ganze Wirkung der Declaration. Von allem was die Partei verheißen, die sich Middleton zum Sprecher erkoren, erfolgte nichts. Der König Jacob II. hatte seine persönliche Reputation zum Opfer gebracht, dadurch bei Freunden viel verloren, bei Feinden nichts gewonnen, vielmehr nach allen Seiten eine moralische Niederlage davon getragen. Ludwig XIV. hatte wieder einmal, und zwar ganz ähnlich wie im December 1688, durch seinen Druck auf Jacob, gearbeitet zu Gunsten des Oraniers.

Gleichzeitig mit diesem Versuche in England gegen den König Wilhelm III. lief ein anderer französischer Plan in der Republik Holland.

Wir erinnern uns der Ansicht, welche im Beginn des Krieges der Venetianer Venier als Botschafter in Paris aus seiner Kenntnis der Tendenz der Politik dort in Bezug auf die Republik Holland ausgesprochen (Band V, S. 81). Diese Tendenz, mehrere Jahre lang ohne sichtlichen Erfolg, schien 1693 auf einen solchen hoffen zu dürfen.

Den Anlaß dazu hatte gegeben Simon van Halewyn, Bürgermeister von Dortrecht. Im August 1692, einige Tage nach der Schlacht von Steenkerken, hatte er sich nach der Schweiz begeben, um bei dem französischen Gesandten dort, Amelot de la Houssaye, sich zu erkundigen über die Friedensbedingungen, die Frankreich stellen

[1]) Hoffmanns Bericht vom 2. Juni.

ürde [1]). Die Beiden kamen zusammen in Solothurn. Amelot er- iederte, daß er in Versailles anfragen werde. Sie verabredeten dann ie fernere Correspondenz. Im Januar 1693 erschien bei Halewyn in Maler, der sich Roberti nannte, und dann sich als ein franzö- scher Abgesandter du Plessis zu erkennen gab. Er hatte keine Eröff- ungen über die französischen Bedingungen zu machen, sondern die waigen holländischen zu erforschen. Dies stimmte nicht zu der Ver- bredung zwischen Halewyn und Amelot. Dennoch ward die Ver- indung nicht abgebrochen, sondern enger gezogen. Der Plan, wie lessis ihn am 19. Februar 1693 nach Versailles kund gab, hatte ch bis dahin so gestaltet, daß man zunächst die Gemüther in der Re- ublik für den Frieden gewinnen müsse. Dies werde geschehen durch ie Darlegung der übelen Folgen des Krieges für die gesammte Republik nd für jede Provinz insbesondere. Eine solche Darlegung müsse aus- ehen von Männern von Gewicht und Ansehen, etwa von dem Bürger- eister Halewyn und seinem älteren Bruder, einem Mitgliede der egierung, und wiederum so, daß die Stadt Dortrecht, welche man urch den Anhang der Brüder Halewyn dort völlig gewinnen könne, s auf sich nehme sie zu decken. Der Plan ging weiter dahin, daß achdem der König von Frankreich durch den Plessis, der sich in olland Roberti nannte, seine Bedingungen für den Frieden kund ethan, die Stadt Dortrecht durch ihren Vertreter in den Ständen on Holland den Antrag stellen solle auf dieselben einzugehen. Dem- ach zielte der Plan ab auf einen Separat-Frieden der Republik mit rankreich.

Im Anfange März 1693 wurde im Haag ein Verdacht rege, icht zunächst in Betreff jenes Planes von Halewyn und du Plessis, ondern anderer, weiter gehender Absichten. „Seit zehn Tagen, meldet er Graf Windischgrätz am 7./17. März, sind die sämmtlichen Mit- lieder der Regierung und des Staatsrathes mit besonderen Ange- egenheiten so beschäftigt, daß sie täglich zweimal Sitzung halten bis

[1]) Das Urtheil Halewyns bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 74. Ich bemerke edoch, daß der berichtende Theil desselben für die Kenntnis der Sache nicht aus- eicht. Wagenaar im Buche LXXII, § 23 hat auch andere Nachrichten benutzt. ndessen erst die Berichte des Grafen Windischgrätz haben mich die Bedeutung er Sache erkennen lassen.

tief in die Nacht. Bereits sind mehr als hundert Personen verhaftet, namentlich viele sogenannte Refugiés. Alle Posten sind angehalten worden, die Briefe entnommen. Man hat dann gefunden, daß ein Bogen Papier mit Chiffre-Schrift beschrieben, in fünfzehn bis sechszehn Streifen zerschnitten und die Streifen einzeln in Briefe vertheilt waren. Die Streifen sind an einander gelegt, der Inhalt entziffert." Dieser Inhalt wurde geheim gehalten. Es verlauteten bei den Gesandten Gerüchte über einen beabsichtigten Verrath der Stadt Hertogenbosch, über einen Mordplan gegen den König zu Loo [1]).

Diese Dinge kommen in dem späteren Prozesse des Simon van Halewyn nicht vor. Die Motive des Urtheiles über ihn, wie das Ganze veröffentlicht ist, betreffen seine Verbindung mit Amelot, dann mit du Plessis, die Verabredungen mit demselben zum Zwecke eines Separat-Friedens der Republik mit Frankreich, demnach zum Bruche der großen Allianz: sie lassen nichts ersehen von direct verrätherischen Absichten oder von Mordplanen. Demnach ergibt sich, daß zwei von einander ganz verschiedene Gewebe in der Republik damals gesponnen wurden. Jene Verhaftungen im März, die Aussagen der Verhafteten führten nicht auf Simon van Halewyn. Er blieb Wochen lang unbehelligt. Aber im Haag wurden alle Franzosen für verdächtig gehalten, die im Gasthofe zum Könige von Spanien verkehrt hatten. Darunter war auch du Plessis. Halewyn erfuhr es in Amsterdam. Er suchte den du Plessis durch ein verstelltes Schreiben ohne Namen zu warnen. Es war zu spät. Du Plessis war bereits verhaftet. Seine Aussagen und das Schreiben des Bürgermeisters Halewyn an ihn, verwickelten diesen selber mit. Im Anfange Mai verlautete von Munde zu Munde bei den Gesandten die überraschende Nachricht, daß Simon van Halewyn verhaftet sei, und noch mehr die andere, daß sein älterer Bruder im Hause bewacht werde. Den Eindruck dieser Nachricht zeigt der Bericht des kaiserlichen Botschafters, vom 5. Mai. Derselbe lautet wie folgt.

„Ich habe vor einigen Wochen gemeldet, daß hier sehr viele Refugiés und andere verdächtige Personen verhaftet, und daß diese Angelegenheit, wider den Brauch hier zu Lande, verhandelt werde in

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. März.

tiefſter Stille. Am vergangenen Samſtag nun iſt etwas ſehr Unerwartetes geſchehen. Eins der vornehmſten Mitglieder der Generalſtaaten aus der Provinz Holland iſt in ſeinem Hauſe arretirt. Es iſt eine Perſönlichkeit, welche wir fremde Geſandte hier benannt haben den großen Halewyn. Denn, in der That, einen fähigeren Kopf wüßte ich in allen dieſen Provinzen hier nicht zu finden. Man hat ſeine Papiere verſiegelt, ihn von Frau und Tochter getrennt, und ihm eine beſtändige Wache ins Zimmer geſetzt. Sein Bruder, Bürgermeiſter der alten, in Holland zuerſt votirenden Stadt Dortrecht, iſt verhaftet und in die Caſtellerie gebracht, ein öffentliches Gefängnis. Es iſt moraliſch unmöglich, in dieſer Weiſe gegen ſolche Perſönlichkeiten hier vorzugehen, wenn nicht klare Beweiſe eines Verbrechens vorliegen. Jener ältere Bruder aber iſt der ungleich bedeutendere. Er iſt einer von den vier Männern, welche im Jahre 1688 vor der Expedition des damaligen Prinzen von Oranien im Geheimniſſe der Sache waren, und mit Rath und That für dieſelbe arbeiteten. Sein Wort galt hier wie dasjenige eines Orakels. Es hätte wenig gefehlt, ſo wäre er als Rathspenſionär dem jetzigen, Heinſius, vorgezogen. In allen Unterredungen, die ich vielfach mit ihm gehalten, habe ich an ihm ſtets den größten Eifer für das Gemeinwohl und den ſchärfſten Haß wider Frankreich wahrgenommen. Kein Mitglied der Generalſtaaten, ſondern lediglich der Rathspenſionär Heinſius kennt die genaueren Umſtände des Verbrechens. Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Ausſagen der vornehmſten unter den gefangenen Franzoſen die Schritte gegen die Brüder Halewyn veranlaßt haben; denn ſofort nach dem Verhöre von Roberti iſt man gegen ſie vorgegangen. Die Verwunderung, die Beſtürzung hier iſt allgemein. Sollte die Schuld Halewyns erwieſen werden: ſo iſt das ein ungemeiner Nachtheil für die Sache der Allianz."

Der Knoten der Angelegenheit wurde verwickelter durch die Einmiſchung der Stadt Dortrecht. Die Brüder Halewyn waren Bürger dieſer Stadt, waren von ihr als Deputirte entſendet in die Generalſtaaten und den Staatsrath. Demnach ſtellte die Stadt in der Verſammlung der Stände von Holland die Forderung, daß die Brüder Halewyn ihr ausgeliefert, und die Anklage erhoben würde vor den Gerichten von Dortrecht. Gegen dieſe Forderung ſtand der Einwand, daß in Anklagen auf Hoch- und Landesverrath nur das Hofgericht

im Haag zu erkennen habe. Der Rathspenſionär Heinſius getraute ſich nicht mehr vorzugehen, weder in Betreff des Competenz-Conflictes, noch der Hauptſache ſelbſt. Er bat dringend den König ſeinen Aufenthalt in Loo abzukürzen. Um Mitternacht des 12. Mai traf Wilhelm III. im Haag ein [1]).

Daß eine Verbindung der Brüder Halewyn mit jenen abenteuerlichen Planen einiger Refugiés nicht beſtand, ſcheint ſehr bald ſich herausgeſtellt zu haben. Dagegen haftete die Anklage, wenigſtens gegen Simon van Halewyn, auf Umtriebe zum Zwecke eines Separat-Friedens. Und dieſe Umtriebe von einer leichten Seite zu nehmen war am wenigſten geneigt der König Wilhelm III.

Die Stände von Holland waren einberufen. Wilhelm III. als Erbſtatthalter begab ſich in die Verſammlung. Zuerſt ward der Eid des Geheimniſſes abgenommen, dann die Anklagepuncte vorgelegt. Sie betrafen jene Umtriebe zum Zwecke eines Separat-Friedens mit Frankreich, demnach die Abſicht des Bruches der großen Allianz, und zugleich die andere der Entfernung oder Abſetzung des Königs von der Erbſtatthalterſchaft. Die Verhandlungen begannen am Morgen. Sie wurden fortgeſetzt am Nachmittage bis tief in die Nacht. Als der nachdrücklichſte Redner trat auf der Oranier ſelbſt, welcher zwei Stunden hindurch ſeinen Landsleuten ausführlich ſeine Poſition darlegte. „Ihr Alle wißt, ſagte er unter anderen, welches unbändige Pferd ich zu reiten habe. Daß ich dasſelbe in meiner Macht halte, dazu trägt zu einem bedeutenden Theile bei die Erkenntnis der Engländer, daß ich in der Republik wohl gelitten bin. Dieſe Erkenntnis hält ſie von Verſuchen der Neuerung zurück. Wenn ich aber hier die Statthalterſchaft aufgäbe, oder gar wenn ſie mir genommen würde: ſo würde es auch in England bald um mich geſchehen ſein.“ Seine Rede war eindringlich, nachdrücklich. Die Stände waren auf's tiefſte bewegt. Es erfolgte der Beſchluß, daß der Prozeß gegen Halewyn nicht vor dem Gerichte der Stadt Dortrecht, ſondern vor dem Hofgerichte im Haag anzuſtellen ſei. Die principielle Frage, ob die Anklage gegen Simon van Halewyn auf Hoch- und Landesverrath anzuſtellen ſei, war damit bejaht.

[1]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 19. Mai.

Der Erbstatthalter ließ darauf die Mitglieder des Hofgerichtes in die Versammlung der Stände laden. Er hob hervor, daß Umtriebe solcher Art bei den verbündeten Mächten einen Argwohn gegen die aufrichtige und ehrliche Gesinnung der Republik hervorrufen müßten, wenn nicht durch einen schleunigen und scharfen richterlichen Spruch jeglicher Grund hinweggenommen würde. Denn die Art und Weise des Friedens von Nymegen sei bei den verbündeten Mächten noch nicht vergessen [1]).

Die Sache ward nach wie vor im tiefsten Geheimnisse gehalten. Der Graf Windischgrätz hob jedoch bei dem Könige und bei Heinsius hervor, daß gegenüber den unvermeidlichen Gerüchten eine zuverlässige Mittheilung zu wünschen sei. Im Namen der Generalstaaten erschien darauf der Herr van Duivenwoorde im Congresse, und eröffnete, mit Vorbehalt der gerichtlichen Entscheidung, den Stand der Thatsachen. Man erfuhr daraus, daß gegen den älteren Bruder Halewyn eine directe Anschuldigung nicht vorliege, daß der Verdacht gegen ihn sich gründe lediglich auf die notorische moralische Abhängigkeit des jüngeren Bruders von dem ungleich begabteren älteren. Dieser letztere hatte daher nur Hausarrest. Der jüngere dagegen ward aus der Castellerie in ein anderes Gefängnis gebracht, dasjenige der Vorpforte des Hofes von Holland [2]). Dies war wie einundzwanzig Jahre zuvor bei Cornelius de Witt, damals auch Bürgermeister von Dortrecht, nach außen hin das Zeichen, daß, zum Zwecke der Entdeckung von Mitschuldigen, dem Angeklagten die Folter in Aussicht stehe. Ob und wie immer dies geschehen sein mag: die Mitglieder der Generalstaaten, indem sie im Congresse der Gesandten wiederholt betheuerten, daß es nie die Absicht der Republik sein werde, sich von der gemeinen Sache abzusondern, sprachen zugleich ihre Genugthuung aus, daß ungeachtet aller Bemühungen um die Entdeckung sich weitere Mitschuldige nicht ergäben [3]).

---

[1]) Anlage I. — Nach Sylvius t. IV, b. 35, p. 59, haben die Verhandlungen statt gefunden am 14. und 15. Mai, und zwar am ersten Tage bis 3 Uhr Nachmittags, am zweiten sei der König erst um 6 Uhr Abends in die Versammlung gekommen.

[2]) De Voorpoorte van den [redacted]

[3]) Bericht des Grafen [redacted]

Dies wird bestätigt durch das Urtheil des Hofgerichtes, oder wie der officielle Titel lautet, des Hofes von Holland, Seeland und Friesland, über Simon van Halewyn, gefällt am 31. Juli 1693. Dasselbe beginnt mit der Darlegung der Eingeständnisse, welche der Angeklagte gemacht, ohne Tortur und eiserne Fesseln[1]). Auch in dieser Schlußvernehmung blieb Halewyn bei dem Grundsatze seiner Vertheidigung, daß er durch die Bemühungen um einen guten Frieden nichts wider den Staat verbrochen habe. In dem Eifer seiner Rede entfielen ihm die Worte, daß er lieber todt sein wolle als ferner zusehen, daß die Menschen hier Gut und Blut hingäben für das Spiel des Königs von England[2]). Es ergab sich, daß der Unterhändler du Plessis im Namen des Königs von Frankreich wiederholt dem Angeklagten erhebliche Summen angeboten hatte, nicht jedoch, daß dieser sie genommen. Das Urtheil gegen Simon van Halewyn lautete auf lebenslängliche Haft und Confiscation seines Vermögens; dasjenige gegen du Plessis auf Gefängnis für die Dauer des Krieges. Das Verfahren gegen den älteren Bruder, Cornelius Teerestein, den Windischgrätz den großen Halewyn genannt, endete mit der Aufhebung des Arrestes.

Wir sind, in der Verfolgung der Halewyn'schen Angelegenheit, den Ereignissen zuvor geeilt.

Nachdem der König Wilhelm III. in der Versammlung der Stände von Holland jenen Beschluß erwirkt, daß die Umtriebe Simons van Halewyn die Anklage auf Hoch- und Landesverrath begründeten, brach er auf, um sich zu der Armee zu begeben. Noch einmal vor der Abreise erneute der Graf Windischgrätz im Auftrage des Kaisers bei dem Könige die Bitte um eine offensive Kriegführung. Die Antwort lautete wie zuvor: die Ueberlegenheit des Feindes sei zu groß. „Es ist mir betrübend das zu melden," fügt der Botschafter seinem Berichte hinzu[3]).

Am 15. Mai brach Ludwig XIV. von Versailles auf, mit großem Gefolge, darunter vielen Damen. Er begab sich zunächst nach

---

[1]) Buiten pyne en banden van yzere. Das Urtheil bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 74.

[2]) Om dobbedob en fanfare voor den Koning van England te spelen.

[3]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 19. Mai.

Compiegne. Dort verkündete er am Morgen des 20. Mai bei seinem Lever: er habe dem Marschall Lorge Befehl gegeben die Stadt Heidelberg am Neckar zu nehmen, dem Marschall Noailles die Stadt Roses in Catalonien zu belagern. Den Plan, der ihn nach Flandern führe, werde man bald vernehmen. Am 25. traf er ein in der Festung Le Quesnoy, und verweilte dort einige Zeit [1]).

Während derselben erhielt er die Nachricht der Vollstreckung seines Befehles gegen Heidelberg am Neckar.

Am 7./17. Mai 1693 überschritt die französische Armee unter dem Marschall de Lorge bei Philippsburg den Rhein. Schon vorher war am rechten Rheinufer die Kunde verbreitet, daß die Absicht gerichtet sei auf Heidelberg. Der Markgraf Ludwig von Baden, der auf deutscher Seite den Oberbefehl führte, hatte als Sammelplatz seiner Truppen ausgeschrieben Gartach bei Heilbronn. Nach der im Reiche damals herkömmlichen Weise der Langsamkeit waren indessen die Truppen noch nicht vollzählig. Da demnach der Entsatz sich verzögern mußte, hatte der Markgraf bereits im voraus den Commandanten Heidersdorf in Heidelberg aufgefordert zur nachdrücklichsten Vertheidigung [2]). Nicht diese erfolgte, sondern in aller Beziehung das Gegentheil.

Bereits am Abend des 9./19. Mai langte de Lorge vor Heidelberg an. Am anderen Tage besetzte er den Königstuhl oberhalb Heidelberg, und machte Anstalten wie zu einer Belagerung. Es bedurfte derselben nicht. Die Maßregeln des Commandanten lassen die Wahl zwischen der Verückung seiner Sinne und seines Verstandes durch eine fast unglaubliche Feigheit, oder Verrath. Am 11./21. Mai ward die Stadt Heidelberg von de Lorge genommen, ohne daß vorher ein Laufgraben eröffnet, eine Batterie aufgeworfen, oder auch nur ein Kanonenschuß gegen den Wall oder die Werke abgefeuert war. Angenommen, wie es wahrscheinlicher ist, daß Heidersdorf die Stadt für Geld verrathen: so ging doch sein Verbrechen noch über diesen Verrath weit hinaus. Er spielte den Franzosen durch seine Anstalten die Stadt

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 35, p. 57.

[2]) Das Schreiben, so wie überhaupt ein eingehender Bericht des Verlaufes im Theatrum Europaeum [redacted] S. 448 u. f.

mühelos in die Hände, ohne dabei durch irgend welche Capitulation auch nur die geringste Fürsorge zu tragen für das Leben, die Ehre, das Eigenthum der Besatzung wie der unglücklichen Bewohner. Demnach wurden diese behandelt, gleich als sei die Stadt, deren Einnahme den Franzosen kaum einen Mann gekostet, mit Sturm erobert.

Tausende indessen hatten sich in das Schloß hinauf geflüchtet. Für diese Unglücklichen ward eine Capitulation erlangt, freilich in so wenig bestimmter Form, daß sie für die Armen weder Obdach noch Nahrung anwies. Am Abende des 13./23. Mai stiegen die Besatzung wie die flüchtigen Bürger mit den Frauen und Kindern, die oben Zuflucht gesucht, aus dem damals noch prächtigen Schlosse hernieder. In der Stadt durften sie nicht weilen. Sie mußten hinaus, weiter fort in die Nacht hinein.

Heidersdorf besaß den Muth — wenn dies der richtige Ausdruck ist — sich nach Heilbronn ins Hauptquartier zu begeben. Er ward dort sofort in Arrest genommen. Das Kriegsgericht trat zusammen. Es verurtheilte ihn zur infamen Cassation und dann zum Tode. Die erstere Strafe wurde ausgeführt in allen Formen, welche die Unwürdigkeit des Individuums zur Schau stellten. Aber es waren Fürbitten um sein Leben eingekommen. In dem Momente, als der Henker mit dem Schwerte bereit stand, erfolgte die Begnadigung zum Leben, mit Landesverweisung. Er ward noch gebunden auf den Schinderkarren gesetzt, auf welchem er zuvor an der Fronte seines bisher eigenen Regimentes hinab gefahren war, und über den Neckarstrom geführt. Dort löste der Henker die Bande und ließ ihn gehen. „Er legte sich unter einen Baum, sagt der Bericht, und stieß ein erbärmliches Geschrei aus, das weithin gehört wurde. Hernach hat man nichts wieder von ihm vernommen“ [1]).

Wir erinnern uns, daß bei der Brandlegung von 1689 die Stadt Heidelberg nicht zerstört, sondern durch die Connivenz des Generals Tessé fast ganz erhalten war. Das damals Unterlassene wurde im Mai 1693 nachgeholt. De Lorge begnügte sich nicht mit der Brandlegung: die Mauern, die Wälle der Stadt wurden niedergerissen. Nachdem der Ott-Heinrichs-Bau des Schlosses ausgebrannt

[1]) Theatrum Europaeum, Theil XIII, S. 433.

war, wurden Thürme und Gewölbe durch Minen aufgesprengt. Als die Franzosen im September des Jahres von dort abzogen, ragten aus dem Trümmermeere der einstigen Stadt noch etwa zwanzig Häuser empor. Ludwig XIV. ließ zum Gedächtnisse der That eine Medaille prägen, auf deren Vorderseite man eine in Ruinen liegende Stadt erblickt, auf der anderen Seite die Worte: Rex dixit et factum est [1]).

Er verkündete von Quesnoy aus am 17./27. Mai den Sieg in üblicher Weise durch ein Schreiben an den Erzbischof von Paris. „Diese Eroberung, heißt es darin, die den Feldzug in so ruhmvoller Weise eröffnet, verschafft mir die Gelegenheit tiefer einzudringen in das Herz des Reiches, und ist zu betrachten wie ein sicheres Vorzeichen von noch günstigeren Erfolgen. Dies verpflichtet mich Gott zu danken für den Schutz, den er mir verleiht und ihn zu bitten, seine Gunst für mich zu häufen, damit ich meinen Unterthanen einen beständigen Frieden verleihen kann als den ruhmwürdigen Preis meiner Mühen. Deshalb befehle ich in der Kathedrale von Paris das Tedeum zu singen" [2]).

Nach der Ansicht im Haag war die Unternehmung gegen Heidelberg mehr noch als auf die Franzosen berechnet auf die Türken. Man erzählte dort, daß zwei türkische Offiziere sich beim Heere des Marschalls de Lorge befanden, daß sofort ein besonderer, ausführlicher Bericht von Ludwig XIV. nach Constantinopel entsendet sei, damit der Sultan daraus ersehe, wie fest er zu bauen habe auf die Versprechungen des Königs von Frankreich [3]). Heinsius bat den Grafen Windischgrätz, daß man von Wien aus die Türken enttäusche durch genaue Angaben über die strategisch unwichtige Bedeutung von Heidelberg, über die Erbärmlichkeit der statt gefundenen Vertheidigung. Windischgrätz erwiederte, daß jegliche Aussage solcher Art von Wien aus den Türken als verdächtig erscheinen, daß die englischen und holländischen Gesandten darin eher Glauben finden würden [4]). Immerhin mögen diese den Versuch gemacht haben: der Verlauf der Dinge

---

[1]) Theatrum Europaeum. Theil XIII, S. 453. — Wagner: historia Leopoldi. T. II, p. 354.

[2]) Das Schreiben bei Sylvius t. IV, b. 35, p. 55.

[3]) A. a. O.

[4]) Bericht des [illegible] vom 9. Juni.

wird uns zeigen, daß der von Ludwig XIV. gewünschte Eindruck bei den Türken erreicht ward.

Nicht jedoch ging die in dem Schreiben des Königs an den Erzbischof ausgesprochene Hoffnung der weiteren Erfolge in Erfüllung. Denn inzwischen hatte Ludwig von Baden seine Truppen gesammelt. Er hemmte jegliches weitere Vordringen. Er hatte zuvor für die Uebernahme des Befehls am Oberrheine die Bedingung gestellt, daß kein Kurfürst sich beim Heere befinden dürfe. Aber es war die wesentliche Forderung Johann Georgs von Sachsen seine Truppen selbst zu commandiren. Um der Noth des Vaterlandes willen ließ Ludwig von Baden, mit der Zustimmung des Kaisers, jene Bedingung fallen. Darauf hin konnte mit Kursachsen abgeschlossen werden. Die 12.000 Mann rückten heran. Es gelang Ludwig von Baden, nicht bloß jegliches weitere Vordringen des von Belgien her verstärkten Marschalls de Lorge zu hemmen, sondern auch ihn über den Rhein zurück zu manövriren [1]).

Mit dem Falle von Heidelberg war die eine der von Ludwig XIV. bei seinem Lever zu Compiegne gemachten Ankündigungen erfüllt. Die zweite, diejenige der Einnahme von Roses in Catalonien, stand noch aus. Wichtiger war noch die dritte Frage, über die der König nur andeutend sich ausgesprochen, nämlich welche Leistung von seinem eigenen Feldzuge in Belgien zu erwarten stehe. Er hatte seine Unterthanen an den Glauben gewöhnt, daß, wie er darüber sich ausdrückt, es von Seiten der Verbündeten vergeblich war, sich einem Plane zu widersetzen, dessen Ausführung der König selbst in die Hand genommen [2]). Von Seiten der Verbündeten faßte man diesen Gedanken in etwas andere Form. Die Anwesenheit des Königs bei der Armee, sagte man, sei ein Beweis, daß er des Gelingens eines Planes im voraus sich moralisch für sicher halte. — Er hatte im Jahre 1691 seine Absicht auf Mons vorher offen verkündigt. Dagegen hatte er im Jahre 1692 nicht einen bestimmten Plan vorher angegeben. Dennoch hatte er dann Namur gewonnen. Daher stand die Frage, wohin sich im Mai 1693 das Gewitter entladen werde, aller Orten in

[1]) Wagner: historia Leopoldi. T. II, p. 253 sqq.
[2]) Oeuvres de Louis XIV, t. IV, p. 391.

Vordergrunde. Man rieth hierhin, dorthin. Ludwig XIV. selber fragte eines Tages einen belgischen Edelmann, in dessen Hause er zu Mittag speiste, was man im oranischen Lager von seiner Absicht sage. Der Wirth erwiederte: so viel er wisse, sei man gefaßt auf eine Belagerung von Charleroi. Der König versetzte mit spöttischem Lachen: Voilà une belle bicoque pour un roi de France! [1])

In den ersten Tagen des Monates Juni verlegte Ludwig XIV. sein Hauptquartier nach Obouce, unweit Mons. Dort hielt er Heerschau über die Armee des Marschalls Luxemburg, der dann weiter nordwärts zog, auf Nivelles zu. Ein bestimmter Plan von französischer Seite war nicht zu entdecken. Nach der Ansicht Vieler war die Absicht gerichtet auf Lüttich. Auf die Bitte des Fürstbischofs Johann Ludwig ward die Besatzung dieser Stadt rasch mit 20.000 Mann verstärkt. Er sprach in einem Schreiben an den Kurfürsten von Brandenburg mit seinem Danke die Ansicht aus, daß ohne den schleunigen Einzug dieser Truppen die Krone Frankreich, wie er sich ausdrückt, ihren Anschlag auf die Stadt unfehlbar ausgeführt haben würde [2]). — Dies war die Ansicht vieler Zeitgenossen.

Dennoch scheint es, daß ein anderer sehr wichtiger, wenn nicht der hauptsächliche Plan Ludwigs XIV. bei diesem Feldzuge nicht dort, sondern weiter westwärts gelegen habe.

Am 2. Juni berichtete Dykvelt an Heinsius, daß man zu Dendermonde eine Verschwörung entdeckt, angezettelt zu Gunsten einer Ueberrumpelung der Stadt durch die Franzosen [3]). Der Plan erscheint als eine Abzweigung eines größeren. Dieser bezweckte, daß die französische Armee unter Luxemburg sich der Stadt Brüssel bemächtigen, und von dort aus, im Rücken der verbündeten Armee, 20.000 Mann rasch auf Breda und Hertogenbosch marschiren lassen solle, die als Stütze dienen würden für die Erhebung der Unzufriedenen in Holland. Es ward dabei gerechnet namentlich auf die Stadt Rotterdam. Der mangelhafte Zustand der Werke von Hertogenbosch war auch in den Correspondenzen, die man im März der Post entnommen, vielfach erörtert. Mithin gehörte dies damals im Haag aufgedeckte Complot,

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 16. Juni.
[2]) Das Schreiben bei Sylvius t. IV, b. 35, p. 59.
[3]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 3. Juni.

eben so wie dasjenige von Dendermonde, auch zu demselben umfassenden Gewebe. Der Rathspensionär, und zwar, wie es scheint, er ganz allein, besaß die Kunde der gesammten Plane. Er legte dem Grafen Windischgrätz die Documente vor, aus denen sich ergab, daß Ludwig XIV. und Croissy um diese Plane wußten und sie billigten, demnach Antheil daran hatten. Der Gesandte erwiederte, daß auch in Köln ein verdächtiger Fall vorgekommen. Dort habe der kaiserliche Gesandte, Graf Schelhart, eine Persönlichkeit verhaften lassen, die wöchentlich Briefe aus Frankreich empfange, unter der Adresse Graf Syburg, Baron de Borches. „Bei diesen Worten, meldet Windischgrätz, gerieth der Rathspensionär in einen Zustand der Aufregung, wie ich bei ihm nie gesehen. Er flehte mich um Gottes willen an dafür zu sorgen, daß dieser Kerl festgehalten werde; denn er sei einer der großen Spione im Dienste des Königs von Frankreich, und betreibe gegen den König von England und die Republik die allergefährlichsten, ja unaussprechliche Dinge." Auf das dringende Bitten von Heinsius entsendete Windischgrätz sofort einen Courier nach Köln. Es bedurfte dessen kaum. Auch dort hatte der Verdacht gegen jenes Individuum sich gesteigert. Bei weiterer Nachforschung erfand sich, daß er, ein geborener Römer, Namens Borgheſe, lange Jahre als Sprachlehrer in Rotterdam seßhaft, dann vermöge seiner besonderen äußeren Gewandtheit als politischer Agent tauglich befunden, durch den Grafen Clairant, Hauptmann im Dienste des Königs Jacob, mit Versailles in Verbindung getreten war. Heinsius behandelte die Sache im tiefsten Geheimnis. Er hoffte damals durch den Borgheſe den Grafen Clairant aus Frankreich herauszulocken, demgemäß ein Gewebe von ähnlicher Art aufzudecken, wie im Jahre zuvor dasjenige des Grandval [1]).

Es bedarf nicht eines weiteren Eingehens auf die Einzelnheiten von Planen, die durch die Wachsamkeit des Rathspensionärs im Werden erstickt waren. Nur diese letztere Thatsache selbst war geschichtlich klar zu stellen.

Ludwig XIV. ging noch weiter mit der Armee bis Gembloux. War sein eigentlicher Plan auf Lüttich gerichtet, so war inzwischen die Stadt so stark besetzt, daß ein Erfolg sehr schwer erscheinen mußte.

[1]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz im Juni 1693.

Lag dagegen sein eigentlicher Plan weiter nordwestlich, so mochte das Ausbleiben der Nachrichten von seinen Agenten her es ihm wahrscheinlich machen, daß die Fäden des Gewebes dort zerrissen seien. Jeder weitere Tag, der verfloß, steigerte diese Wahrscheinlichkeit. Seine Rede vom 20. Mai zu Compiegne, die nicht geheim bleiben sollte, hatte in Frankreich, in Europa, die allgemeine Erwartung gespannt auf einen großen Plan. Es waren seitdem noch nicht drei Wochen verflossen, als er am 8. Juni im Lager von Gembloux den Marschall Luxemburg vor sich beschied und ihm ankündigte, daß er beschlossen habe nach Versailles zurückzukehren, den Dauphin dagegen mit einem starken Detachement nach Deutschland zu dem Marschall de Lorge zu senden.

St. Simon hat diesen Vorgang mit lebhaften Farben ausgemalt. Für seine Glaubwürdigkeit dabei scheint zu sprechen seine Anwesenheit im Lager von Gembloux. Dennoch sah er nur manche äußere Dinge, und auch diese nicht im richtigen Lichte. Er sagt, daß jede der beiden französischen Armeen für sich derjenigen der Verbündeten überlegen gewesen, daß Wilhelm III. im Lager des Parkes bei Löven sich für verloren gehalten, wenn nicht ein Wunder ihn rette, daß der Marschall Luxemburg knieend den König angefleht, diese günstige Gelegenheit nicht aus der Hand zu lassen, wo er mit der einen französischen Armee den Prinzen von Oranien schlagen, mit der anderen seinen Siegeszug durch die Niederlande halten könne [1]).

Diese Behauptungen sind schwer haltbar. Wenn sogar die geringere der beiden französischen Armeen, wie St. Simon sagt, der verbündeten überlegen war: so verblieb diese Ueberlegenheit beider zusammen auch nach der Entsendung eines noch so starken Detachements, demnach auch die Chance des Sieges im Falle des Angriffs. Auch ist nicht anzunehmen, daß in den Augen von Luxemburg diese Chance sich verringerte durch die Abreise der beiden königlichen Personen. Wenn demnach die Aussicht eine so überaus günstige war: so lag es doch nur an dem Marschall Luxemburg, sich den Befehl des Königs zum Schlagen zu erbitten auch ohne seine Anwesenheit, oder auch nach der Abreise des Königs als Feldherr nach eigenem Ermessen nun sofort

---

[1]) Mémoires de St. [illegible] et suiv

die Gunst der Lage auszunützen. Nicht das ist geschehen. Der Marschall Luxemburg hat mit seinem Angriffe vielmehr noch eine Reihe von Wochen gewartet, und zwar bis dahin, daß Wilhelm III. seine Armee durch starke Entsendungen geschwächt hatte. Demnach ist es undenkbar, daß der Marschall Luxemburg am 8. Juni 1693 dem Könige die Dinge so vorgestellt haben kann, wie St. Simon berichtet.

In wie weit die Bitten und Briefe der Frau von Maintenon auf den Entschluß Ludwigs XIV. Einfluß gehabt haben, wie St. Simon sagt, entzieht sich der Beobachtung.

Wir haben dagegen das für den König Ludwig XIV. wichtigste Gebiet ins Auge zu fassen, dasjenige seiner wahren oder vermeintlichen eigenen Leistung. Und zwar fallen dabei seine eigenen Worte ins Gewicht, diejenigen von Compiegne, verglichen mit denjenigen zu Gembloux am 8. Juni. Auf diese letzteren Worte kommt es zunächst an. Nach den Unterredungen von Windischgrätz und Heinsius hat Ludwig XIV. seine Absicht der Rückkehr nach Versailles in Gembloux kund gethan mit den Worten: sein wohl ausgedachter Plan müsse durch Verräther kund gemacht sein, sonst hätte er unmöglich fehlschlagen können [1]).

Diese Worte enthalten den Schlüssel zu dem Verhalten des Königs. In Compiegne hatte er mit fester Zuversicht gehofft auf die Ausführung seines Planes, sei es daß dieser die Einnahme von Lüttich bezweckte, oder die völlige Niederwerfung der Republik, dadurch daß das Herannahen seiner Streitkräfte die Stütze bot für das Hervorbrechen einer Kette von Verschwörungen in den einzelnen Plätzen. Diesen Plan sah Ludwig XIV. am 8. Juni als vereitelt an, und sprach dies aus. Eben dadurch fiel für ihn der Grund seiner Anwesenheit beim Heere hinweg. Denn der Grund dieser Anwesenheit war erfahrungsgemäß immer gewesen die Aussicht auf einen raschen Erfolg, und zwar auf einen Erfolg, den der König vor den Augen der Welt für sich persönlich in Anspruch nehmen durfte, während er beim Erlangen desselben in voller Sicherheit verblieb. Von einer offenen Feldschlacht, auch wenn die Chancen des Sieges noch so groß, waren nach keiner Richtung hin für Ludwig XIV. dieselben Vortheile zu erwarten.

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 26. Juni.

Der Bericht von St. Simon als Augenzeugen über die Aufnahme, welche das Kundwerden des Entschlusses von Ludwig XIV. im Lager fand, läßt ersehen, daß unter den Gefühlen, die dort sich äußerten, nicht dasjenige des Respectes vorherrschte. Dies ist die Sache des individuellen Urtheiles. Der Vorwurf der Thorheit dagegen, den St. Simon gegen den König zu erheben scheint, würde unberechtigt sein, zumal da die Voraussetzungen St. Simons von der französischen Uebermacht in der von ihm angegebenen Weise mit den Thatsachen nicht bestehen. Ludwig XIV. handelte vielmehr mit der ihm eigenen Klugheit des rechtzeitigen Zurückweichens. Indem ihm die Gewißheit aufging, daß er sein hochfahrendes Wort von Compiegne nicht zur Wahrheit machen konnte, war er beflissen, der moralischen Verpflichtung, welche er dadurch vor dem französischen Volke sich auferlegt, zu entkommen, bevor die Gefahr eintrat, daß im Falle eines positiven Unglückes jene Worte gegen ihn benutzt werden konnten.

Wir erkennen, daß es wichtige politische Siege und Niederlagen gibt, die den Zeitgenossen nicht voll und klar zur Erscheinung kommen. Bevor noch der eigentliche Feldzug begann, hatte die Wachsamkeit des Rathspensionärs, indem sie das Gewebe der Plane Ludwigs XIV. zerriß, über diesen König einen vollständigen Sieg davon getragen, ihm persönlich einen Rückzug aufgenöthigt, der dem hochfahrenden Worte von Compiegne sehr wenig entsprach.

Die Thatsachen legen dar, daß diese Wendung der Dinge im Juni 1693 auf Ludwig XIV. für immer entscheidend gewirkt. Die Erfahrungen früherer Jahre hatten bei ihm nicht ausgereicht zu der Selbsterkenntnis, daß er es nicht vermögen werde, die Welt zu täuschen über seinen Mangel an der Begabung des Feldherrn. Die Erfahrung von 1693 schlug durch. So viele Kriegesjahre fortan auch Ludwig XIV. noch verlebte, nach dem Abzuge von Gembloux, am 8. Juni 1693, erblickte man ihn im Felde nicht wieder.

Durch die Abreise Ludwigs XIV. wurden die Aussichten für Wilhelm III. nicht heller. Im Gegentheil, wie er jederzeit eher geneigt war die Dinge im trüben Lichte zu sehen, so auch damals. Die Kunde des Falles von Heidelberg lastete schwer auf ihm. Er war in Besorgnis für Mainz und Frankfurt. Er fürchtete, daß diese oder jene Fürsten des Reiches sich fortreißen ließen zu gefährlichen Ent-

ſchlüſſen, daß die Mahnungen des Kaiſers an ſie zum Feſthalten bereits zu ſpät eintreffen würden. Er erinnerte Heinſius daran, daß er im Herbſte 1692 bereits den Frieden gewünſcht, und mahnte, daß der Schwede Lilienroth in dieſem Sinne nach Stockholm ſchreibe, damit man von dort her die Bedingungen erfahre. Der König lag in ſeiner befeſtigten Stellung im Parke bei Löven, eines Angriffes gewärtig. Denn nach ſeiner Schätzung war die vereinigte Macht der beiden franzöſiſchen Armeen der ſeinigen weitaus überlegen [1]).

Der Marſchall Luxemburg harrte jedoch einer günſtigen Gelegenheit. Unterdeſſen traf die Nachricht ein, daß, wie der König Ludwig XIV. in Compiegne voraus geſagt, der Marſchall Noailles die Stadt Roſes in Catalonien genommen. Und wiederum langte dann eine andere Unheilskunde ein, wichtiger als die bisherigen, und beide Nationen, die Holländer und die Engländer, in gleicher Weiſe treffend, die Niederlage am Cap St. Vincent.

Gegenüber dem Mangel an bürgerlicher Freiheit in dem Frankreich Ludwigs XIV. haben wir als hellere Seite des franzöſiſchen Charakters jener Zeit hervorgehoben die Willigkeit für die Sache des Vaterlandes, oder dasjenige was als ſolche erſchien. Entſchiedener noch waren die Franzoſen den anderen Nationen überlegen an Wachſamkeit, an Eifer, an Thätigkeit. Die Holländer und die Engländer waren ſtets bereit zu Vorwürfen gegen die Deutſchen und noch ungleich mehr gegen die Spanier in Betreff der Führung des Krieges zu Lande. Die See dagegen war das eigentliche Gebiet der Engländer und der Holländer. Dennoch boten gerade auf dieſem Gebiete, weniger freilich die Holländer als die Engländer, manchen Anlaß zur Erwiederung. „Die Engländer nehmen die Herrſchaft des Meeres in Anſpruch, berichtet Hoffmann am 17. Juli 1693; aber die franzöſiſchen Kaper ſpielen rundum auf der See den Meiſter. Sie holen die engliſchen Kauffahrer auf in der Nähe der zu Torbay liegenden Kriegesflotte. Die Ueberfahrt des Packetbootes nach und von Holland iſt nie geſichert. Eben kommt die Nachricht ein, daß wiederum das am 30. Juni/10. Juli fällige Packetboot von den Franzoſen zerſchoſſen und, nach Herum-

[1]) Verſchiedene Briefe des Königs an Heinſius, zu Ende Mai und Anfang Juni, bei Grovestins t. VI, p. 391.

nahme der Güter und Briefe, verbrannt ist. Bei der Uebermacht der verbündeten Flotte könnte der Canal durch sechs kleine Fregatten, die einander im Kreuzen ablösten, völlig rein und sicher gehalten werden. Es geschieht nicht. Die See-Capitäne liegen in den Häfen und machen sich gute Tage. Die Erfahrung schwebt vor Augen, daß die schweren Verluste der vergangenen Jahre zum großen Theile daher rühren, daß man über die Anstalten des Feindes mangelhaft unterrichtet war. Dennoch wiederholt sich jedes Jahr dasselbe, daß man nicht darauf bedacht ist rechtzeitige Kundschaft einzuziehen" [1]).

Man dürfte nicht sagen, daß nicht auch bei den Holländern Aehnliches geschah. Am 14. Juli jagten zwei französische Kaper einen holländischen Häringsfahrer im Angesichte von Scheveningen. Um sich zu retten, lief der Holländer auf den Strand. Dort lag das Wrack noch mehrere Tage lang, bis die Wellen es völlig zertrümmerten. Verwundert fragten die Gesandten in dem nahen Haag, warum nicht die Republik, bei ihrer überlegenen Seemacht, durch das Kreuzen einiger Fregatten solche Vorfälle verhindere [2]).

Diese Berichte wurden abgefaßt unter dem Eindrucke der steigenden Besorgnis in England und der Republik, daß die levantische Handelsflotte, welche unter dem Geleite des Admirals Rooke einige Wochen zuvor abgesegelt war, von den Franzosen bedroht werde. Diese reiche Handelsflotte, bestehend aus englischen und holländischen Kauffahrern, hatte seefertig gelegen seit dem Ende des Jahres 1692. Im Beginne des Jahres 1693 gab der König dem Admiral Rooke das Commando über die Kriegsschiffe, welche diese Handelsflotte geleiten sollten. Rooke nahm ungern an, weil er die Bedeckung für zu schwach hielt. Dennoch fügte er sich. Er begab sich nach Spithead, im Februar. Dorthin folgten ihm Befehle und Gegenbefehle der Admiralität. Die Sache zog sich so lange hin, daß erst am 24. Mai/3. Juni die Abfahrt erfolgen konnte, dann jedoch so, daß die gesammte verbündete Kriegesflotte dem Admiral Rooke bis südwestlich von Brest das Geleite gab [3]).

---

[1]) Die Berichte Hoffmanns vom 3. und 17. Juli.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. Juli.

[3]) Das Jou[illegible] W. b. 24. p. 90.

Rooke hebt in seiner späteren Verantwortung diese Umstände hervor. „Die Admiralität, sagt er, hat mich vier Monate lang in Spithead aufgehalten. Sie begründete diese Verzögerung dadurch, daß sie zuvor wissen müsse, was von der französischen Flotte in Toulon zu erwarten sei. Dann aber hat sie mich entsendet zu einer Zeit, wo angenommen werden durfte, daß nicht bloß die Flotte von Toulon, sondern auch diejenige von Brest sich in See befände."

Diese Worte Rookes wie die Thatsache des Geleites lassen ersehen, daß die Admiralität in London bei seiner Abfahrt nicht wußte, ob die französische Flotte von Brest aus in See war oder nicht. Hoffmann führt diesen indirecten Vorwurf noch bestimmter aus. „Wenn die englische Kriegsflotte, sagt er, nur drei Wochen eher seefertig gestellt wäre: so stand es bei ihr, durch die Blokade des Kriegshafens von Brest die französische Flotte dort einzuschließen und somit jede Action ihr unmöglich zu machen" [1]).

Dies war nicht geschehen. Deshalb erfolgte zur Sicherung das Geleite durch die gesammte Kriegesflotte über Brest hinaus. An dem vorher bestimmten Puncte gab die Britannia, auf welcher die drei commandirenden Admirale sich befanden, das Signal zur Umkehr der Kriegesflotte. Auch da noch hatte man, so auffallend das klingt, keine Kunde über die Brester Flotte. Rooke bat um das Geleite noch ferner hinaus. Die drei Admirale beharrten bei dem Beschlusse der Heimkehr. „Dieses Scheiden unserer Kriegesflotte von uns unter solchen Umständen, sagt Rooke, stand, nach meiner Ansicht, im Widerspruche mit allen Regeln der menschlichen Vernunft, und war, wie ich mit Recht behaupten darf, die Ursache alles unseres Unglückes." Diese Trennung fand statt am 30. Mai/9. Juni. Rooke setzte seinen Weg südwärts fort. Die verbündete Flotte segelte zurück nach Torbay.

Auch wenn es der Wille der drei Admirale gewesen wäre, die Handelsflotte weiter zu geleiten: so hätten sie es nicht vermocht. Es erfand sich, daß der vorhandene Proviant nicht reichte. „Der Präsident des geheimen Rathes, Marquis Caermarthen, meldet Windischgrätz am 9./19. Juni, hat einem vertrauten Freunde hier geschrieben, daß

[1]) Hoffmanns Bericht vom 3. Juli. Geschrieben vor der Nachricht von St. Vincent.

vo man glaubte, die Flotte sei vollständig versehen, sich nur für vier Tage Proviant vorgefunden. Es muß also Verrath darunter stecken" [1]).

Die französische Kriegesflotte in Brest war jedoch damals noch nicht ausgelaufen. Sie kam hervor. Man erblickte sie an ihrer Küste, freilich nur wenige Tage. Dann war sie nicht mehr zu sehen. Am 20./30. Juni traf diese Nachricht in London ein. Es ergab sich aus derselben einerseits, daß in Frankreich keine Besorgnis gehegt werde vor einer englischen Landung. Es ergab sich daraus andererseits die Wahrscheinlichkeit einer Verfolgung der levantischen Flotte. Die Nachricht ging von Munde zu Munde. Die Eigenthümer der Schiffe und Waaren jener Flotte boten zur Assecuranz derselben ein Viertel des Werthes. Sie fanden keine Bereitwilligkeit [2]).

Der Rath der Neun um die Königin beschloß am 23. Juni/3. Juli, die gesammte Kriegesflotte an die spanische Küste nachzusenden. Der Beschluß ward mit Beifall vernommen, freilich auch mit der Beschränkung, daß ein Erfolg der Maßregel mehr zu wünschen als zu hoffen stehe. Zugleich ward nun die Thatsache der Nicht-Verproviantirung der Flotte offenkundig. Sie lag auf der Rhede von Torbay. Dorthin mußte sie zuvor verproviantirt werden. „Welches Misverfügen, meldet Hoffmann, diese mangelhaften Anstalten hervorrufen, leicht zu ermessen" [2]). Bevor die Flotte zum zweiten Male die Anker lichtete, war der gefürchtete Streich in der Ferne bereits gefallen, die Kunde desselben auf dem Wege.

Der französische Admiral Tourville war mit der Kriegesflotte von Brest jener schweren Masse der Levanteflotte vorangeeilt, und kreuzte beim Cap St. Vincent, um sie dort zu erwarten. Am 25. Juni kamen die äußersten Fahrzeuge beiderseitig einander in Sicht. Rooke selber fällt das Urtheil: „Der Plan des Admirals Tourville zu unserer Vernichtung war sehr wohl angelegt, die Ausführung durch die Flaggen-Offiziere unter ihm war nicht entsprechend. Uns waren die Manöver der Holländer ein großes Glück. Obwohl sie ja so handelten, wie sie gethan, in der Absicht dem Interesse Frankreichs bestes genug zu thun: so muß ich doch auch hinzufügen, daß

Bericht des Grafen Windisch[illegible]
Bericht Hoffmanns vom 3[illegible]

ihre Manöver zu den größten Thaten gehören, die ich jemals in solcher Gelegenheit vollbringen sah. Und dazu kam das Glück, daß der feindliche Flaggen-Offizier sich verleiten ließ darauf einzugehen. Wenn der Plan Tourvilles regelrecht seemännisch ausgeführt wäre: so war es um die gesammte Flotte geschehen". — Das Zeugnis des englischen Admirals ist ein durchschlagender Beweis für die Anklage, welche Tourville gegen den Unterbefehlshaber Gabaret erhob [1]).

Auch so freilich betrug der Verlust der beiden Nationen an genommenen und verbrannten Schiffen mit den Ladungen den Werth vieler Millionen. Die verbündete Kriegesflotte fand an der spanischen Küste die feindliche nicht mehr vor, und kehrte heim.

Das Urtheil des Königs Wilhelm faßt sich zusammen in seine Worte an Heinsius. „Obwohl ich den Streich vorausgesehen, so ergreift er mich darum nicht weniger, in Betracht der Rückwirkung, die er haben wird sowohl in England wie in der Republik. Das Unglück ist nicht ein solches, welches man schreiben dürfte auf die unberechenbaren Wechselfälle des Krieges. Wir verdanken es — und das thut mir besonders leid — lediglich der Nachlässigkeit, vielleicht gar noch einer schlimmeren Ursache." So am 17./27. Juli [2]).

Inzwischen nahete bereits auch für ihn selber die Stunde des Unglückes heran.

Der Marschall Luxemburg ließ am 8./18. Juli durch Harcourt die Stadt Huy berennen. Nach dem Uebergange der Stadt hielt sich noch die Citadelle. Wilhelm III. war auf dem Marsche zum Entsatze, als er vernehmen mußte, daß die Meuterei der Besatzung den Commandanten zur Uebergabe gezwungen. Abermals stieg die Besorgnis für Lüttich auf. Der Marschall Luxemburg rückte vor die Stadt. Er fand sie so wohl verwahrt, daß er von einer Belagerung abstand. Der König hatte nun jedoch sein festes Lager im Parke von Löven verlassen, sein Heer durch Entsendungen geschwächt. Luxemburg hielt die günstige Gelegenheit zum Angriffe für gekommen [3]).

[1]) Das Journal von Rooke bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 92. — Dangeau t. III, p. 193.

[2]) Grovestins t. VI, p. 394.

[3]) Die offiziellen Berichte bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 77.

Im Verlaufe des 18./28. Juli erkannte der König aus den eingehenden Meldungen, daß die Hauptmacht des Feindes herannahe, mit der Absicht des Angriffes. Er beschloß, ungeachtet der Uebermacht des Feindes, das Treffen anzunehmen. Nach der Angabe des Herzogs von Berwick bestand das verbündete Heer aus 65 Bataillonen und 150 Schwadronen, das französische aus 96 Bataillonen und 210 Schwadronen [1]). Dagegen hatte der König voraus die günstige Stellung, die er noch während der Nacht durch die Anlage von Erdwällen zu verstärken wußte. Mit dem Aufgange der Sonne am 19./29. Juli begann die Schlacht von Neerwinden und Landen, nach dem Verhältnisse der Zahl der Kämpfenden eine der blutigsten, die man kennt. Es ward versichert, daß das Geschützfeuer von beiden Seiten gliche demjenigen einer Seeschlacht. Viele Stunden hindurch stand das Treffen fast gleich. Der Berichterstatter, den der Marschall Luxemburg nach der Schlacht an den König Ludwig XIV. entsandte, meldete: „Wir haben die Verschanzungen der Feinde zweimal genommen, und sind zweimal wieder hinaus getrieben. Nachdem wir sie zum dritten Male genommen, haben wir sie behauptet, obwohl die Gegner noch zweimal anstürmten" [2]).

Im Lager der Verbündeten gab man sich bereits der Hoffnung hin, daß die Bewegungen des Feindes deuteten auf den Rückzug [3]). Es war ein Irrthum.

Luxemburg concentrirte seine Macht zu einem entscheidenden Schlage, namentlich gegen den rechten Flügel der Verbündeten. Dieser gerieth ins Wanken. Der König gebot den Rückzug. Mit Ausnahme des rechten Flügels ward derselbe geordnet vollbracht. Eine Verfolgung fand nicht statt. Der Verlust an Menschen war auf beiden Seiten sehr groß. Beiderseitig hatte man Trophäen aufzuweisen, hatte man Gefangene gemacht, Fahnen erbeutet. Der Sieg indessen war unzweifelhaft auf französischer Seite.

Unter den von Seiten der Verbündeten gemachten Gefangenen befand sich eine besonders zu nennende Persönlichkeit, der Herzog von Berwick, der Sohn Jacobs II. und der Arabella Churchill, der

[1]) Mémoires de Berwick t. I, p. 79.

[2]) Dangeau t. III. p. 194.

[3]) ?

Schweſter Marlboroughs. Er hatte 200 Freiwillige um ſich geſammelt zum Angriffe auf den König perſönlich. Es gelang ihm bis in die Nähe desſelben durchzubrechen. Man vernahm, wie er, auf den König zeigend, ſeine Schaar anfeuerte mit den Worten: Voilà le prince d'Orange: tuons-le! — Wilhelm III. commandirte zwei holländiſche Schwadronen vor. Sie wurden geworfen. Er rief zwei hannöverſche vor. Faſt die geſammte Schaar jener Freiwilligen erlag den Streichen derſelben [1]). Berwick ſelber, ohne jene Abſicht zu erwähnen, erzählt, daß er ſich zuletzt mit nur noch einem Offizier allein befunden, daß er, nach Abnahme ſeiner weißen Cocarde, als wäre er ein Offizier der verbündeten Armee, zu entkommen geſucht habe. Aber Churchill, ein Bruder ſeiner Mutter, der ihm begegnet, habe ihn erkannt, und nach der verwandtſchaftlichen Begrüßung erklärt, daß er verpflichtet ſei, den Neffen als Gefangenen dem Prinzen von Oranien vorzuführen. Bei der Nennung des Namens Herzog von Berwick machte der König Wilhelm III. ein ſehr höfliches Compliment, welches der Gefangene erwiederte mit einer tiefen Verbeugung. Nachdem der König ihn einen Augenblick betrachtet, ſetzte er den Hut wieder auf. Berwick that desgleichen. Es war das einzige Mal im Leben dieſer beiden Verwandten, daß ſie einander in der Nähe zu Geſichte kamen. Es ward kein Wort gewechſelt. Dann gab der König den Befehl den Gefangenen nach Löven abzuführen [2]). Berwick wurde einige Wochen ſpäter ausgewechſelt.

Ludwig XIV. verkündete den Sieg in der üblichen Weiſe durch ein Schreiben an den Erzbiſchof von Paris. „Es gibt nichts, ſagt er darin, was nicht meine Feinde nach einer ſo ſchrecklichen Niederlage zu fürchten, nichts was ich nicht zu hoffen hätte" [3]). So am 7. Auguſt. Anders Wilhelm III. ſchon am 1. Auguſt an die Generalſtaaten. „Ich zweifele nicht, ſagt er, daß in wenigen Tagen die Armee wieder im Stande ſein wird, mit Gottes Hülfe den Feind zu hindern von ſeinem Siege einen Vortheil zu ziehen" [4]).

Die Worte des Königs Wilhelm entſprachen eher der Wahrheit. Der Sieg Luxemburgs von Neerwinden war, ähnlich wie im Jahre

---

[1]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 4. Auguſt.
[2]) Mémoires de Berwick t. I, p. 81.
[3]) Das Schreiben bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 80.
[4]) Beilage zum Berichte von Windiſchgrätz vom 2. Auguſt.

zuvor derjenige von Steenkerken, ein Sieg, der keine Entscheidung brachte. Wie damals, so hatte auch dies Mal Luxemburg keinen Raum gewonnen, vielmehr ging er auch dies Mal wieder zurück. Es ist anzunehmen, daß der Marschall seine Stärke und seine Schwäche besser gekannt habe als diejenigen, welche in Paris, nach St. Simons Berichte, sich berufen meinten zum Urtheile über seine Leistungen. Gewiß ist, daß Dykvelt, daß der König selbst nach dem Ausgange der Schlacht den eigenen Verlust überschätzt hatten, daß sie in den nächsten Tagen angenehm überrascht waren durch das Wiederansammeln der Versprengten. Man glaubte damals annehmen zu dürfen, daß die Armee moralisch nichts gelitten habe. Der Verlust an Mannschaft war zu ersetzen. Windischgrätz meldet am 11. August: „Die verbündete Armee ist schon wieder stärker als sie vor der Schlacht gewesen. Sie besteht aus 80 Bataillonen und 120 Schwadronen".

Ja man darf die Frage aufwerfen, ob der Sieg von Neerwinden für Frankreich zum Vortheile ausgeschlagen sei. Wir haben zur Beantwortung dieser Frage die Kundgebungen der Gesinnungen in der Republik und in England zu beachten.

Wir erkennen die Gesinnung der Holländer aus den Aeußerungen zwischen dem Könige und Heinsius. Die Schlacht hatte stattgefunden am 29. Juli. Bereits am 2. August antwortete der König, damals im Lager bei Eppeghem zwischen Vilvoorde und Mecheln, auf ein Schreiben von Heinsius, abgefaßt nach der Kunde des Unglückes, mit folgenden Worten: „Ich bin erfreut aus Ihrem Briefe zu ersehen, mit welcher Festigkeit das holländische Volk die Nachricht aufgenommen. Ich stimme durchaus Ihnen bei über die Nothwendigkeit, daß wir uns zu einer mächtigen Anstrengung aufraffen, und darüber möchte ich mit Ihnen reden. Ich bitte Sie also unverzüglich sich zu mir zu begeben" [1]).

In Friesland wurden auch andere Ansichten laut, im allgemeinen dagegen rann der Strom der Gesinnungen in der Republik mächtig zu Gunsten des Königs, namentlich in der Provinz Holland. „Insbesondere, meldet der Graf Windischgrätz am 11. August, hat sich hier die Provinz Holland ausgezeichnet. Sie hat sofort nach der Schlacht,

[1]) Grovestins t. VI, p. 398.

ohne daß der König von England sie um etwas ersucht, ihn mit einer ganz neuen Artillerie und allem anderen Kriegeszeuge versehen, dazu zwei und eine halbe Million baaren Geldes bewilligt."

Weniger günstig zuerst war die Stimmung in England, bis sie dann auch dort sich wandte. Folgen wir den Beobachtungen Hoffmanns. „Vorgestern Abend, meldet er, am 28. Juli/7. August, traf hier die Nachricht des Unglückes von Neerwinden ein. In Folge derselben ist der Muth hier völlig gesunken. Nicht weil die Engländer den Verlust so hoch anschlagen — denn durchweg wollen sie lieber Verluste ertragen, als gar nichts thun und so einen Feldzug nach dem anderen fruchtlos vorbeigehen sehen — sondern weil hier die Ansicht vorwaltet, daß man allzu viele Mannschaft detachirt, um Contributionen aufzuholen, also um einer Handvoll Geldes willen sich in die Lage der Defensive gebracht, anstatt offensiv vorzugehen, daß man mithin zu diesem doppelten Unglücke, dem Verluste von Huy und demjenigen der Schlacht, unsererseits selber die Ursache gegeben. Dieses Urtheil, wie leicht zu ermessen, steigert die seit einiger Zeit über den König gefaßte nachtheilige Meinung. Es ist sonst nicht die Weise der Engländer sich durch einen Unfall leicht abschrecken zu lassen. Eher dürfte man sagen, daß sie Gefallen finden am Blutvergießen [1]). Allein daß sie mit allen den Mitteln, welche sie für den Krieg hergeben, sich niemals im Stande sehen anzugreifen, sondern immer abwarten sollen angegriffen zu werden, fällt ihnen ganz unerträglich. Man vernimmt von Groß und Klein, daß sie den Verlust einer ganzen Armee nicht achten, daß sie dieselbe von Herzen und reichlich wieder ersetzen würden, wenn man ihnen nur die Genugthuung gäbe, den Krieg offensiv zu führen."

So die Stimmung in England auf die erste Kunde. Im Laufe der nächsten Tage jedoch, unter dem Eindrucke der Berichte über die Einzelnheiten der furchtbaren Schlacht, hoben die Gemüther sich empor. Am 4./14. August meldet Hoffmann: „Ich habe berichtet, mit welchem Unmuthe die englische Nation die Nachricht von Neerwinden aufgenommen. Seitdem sind die Einzelnheiten bekannt geworden. Man

[1]) „Als welche sich, so zu sagen, gleichsam im Blute delectiren", sind die Worte Hoffmanns.

hat vernommen, mit welcher Tapferkeit der Sieg dem fast doppelt überlegenen Feinde streitig gemacht, wie sehr dabei der König persönlich sich dem Feuer ausgesetzt. Demgemäß haben die Engländer nicht bloß ihren Unmuth fallen lassen, sondern bezeugen nun sehr wohl zufrieden zu sein. Es scheint, daß der König auch durch den Verlust der Wahlstatt, die er dem Feinde so scharf streitig gemacht, mehr gewonnen hat, als wenn er gar nichts gethan, demnach auch nichts verloren hätte".

Diese Gesinnung war im Wachsen. Um sie völlig zu würdigen, haben wir uns zu erinnern, daß eben damals wie in Holland so auch in England die genauen Berichte über den Verlust von St. Vincent einliefen. Um so größer war der Muth der Königin, welche sich entschloß, unter diesen Umständen den Gemeinderath von London, zur Deckung der dringenden Bedürfnisse des Augenblickes, um eine Anleihe von 300.000 £ zu ersuchen. Sechs Mitglieder des geheimen Rathes, unter der Führung des Lord-Kanzlers, begaben sich in das Stadthaus. Die eindringliche Rede des Kanzlers ward mit allgemeinem Beifalle vernommen. Die Anleihe ward bewilligt ohne Widerspruch. Zwei Tage später begab sich der ganze Gemeinderath von London, etwa hundert Personen, nach Whitehall, um der Königin Glück zu wünschen zu der Erhaltung des Königs. „Wir erkennen, sagen sie in der Adresse, eine besondere Gnade Gottes in der Erhaltung eines Königs, von welchem nicht bloß diejenige unserer Gesetze und unserer Religion, sondern auch der Freiheit von ganz Europa völlig abhangt. Wie wir bisher dafür unseren Eifer gezeigt, so möge auch diese Anleihe dienen als ein Beweis desselben. Wir nehmen uns die Freiheit zu versichern, daß wir fest entschlossen sind zu beharren und alle Kraft, deren wir fähig, aufzubieten für die Aufrechthaltung der Autorität Eurer Majestäten" [1]).

Auch die jacobitische Gesinnung der Freude über Neerwinden ward laut, nicht jedoch zu ihren Gunsten. Der Lord Mayor von London, als er auf der Themse schiffte, wurde dort von Jacobiten gezwungen auf das Wohl des Königs Jacob zu trinken. Mit Hülfe Anderer, die herzu eilten, wurde er Herr dieser Angreifer, und verhaftete sie. — Ein Geistlicher der Hochkirche predigte über die Stelle

[1]) Hoffmanns Berichte vom 25. und 28. August.

des Evangeliums: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und zog daraus die Mahnung der Rückkehr zum Könige Jacob. Die Zuhörer ließen ihn seine Predigt vollenden, und führten ihn nach derselben zu dem Staats-Secretär, damit dieser ihn verhafte [1]). Die Dinge waren dahin gekommen, daß auch ein Sieg Ludwigs XIV. dem Könige Jacob nur noch zum Nachtheile gereichte.

Das Unglück indessen des Feldzuges von 1693 für die Verbündeten war damit noch nicht vollendet. „Es gereicht hier zu einigem Troste, meldet Windischgrätz aus dem Haag, am 14. August, daß die Heere des Kaisers zugleich Belgrad und Pignerol belagern" [2]). Es fragte sich, ob dieser Trost von Dauer war.

Wir erinnern uns der Sendung des Holländers Heemskerk, dem der Engländer Paget folgte, in die Türkei zum Zwecke der Friedensvermittelung. Wir haben vernommen, daß die eigenen Berichte derselben aus dem Beginne des Jahres 1693, obwohl sie selber die Hoffnung nicht aufgaben, weder im Haag noch in Wien das Vertrauen auf einen günstigen Ausgang hoben. In der That bewirkte die Anwesenheit dieser Gesandten, ihr Eifer für den Frieden eher das Gegentheil, zumal bei der Nachhülfe der Franzosen. Der Uebermuth der Türken schwoll auf. Die Kaiserlichen, sagten sie, streckten demüthig bittend die Hände um Frieden aus. Wer um den Frieden bitte, sei besiegt. Der Divan beschloß: wer auf türkischer Seite vor dem Wiedergewinne von Ofen vom Frieden rede, begehe ein Todesverbrechen [3]).

In Wien hatte man trotz der Abreise jener Gesandten zur Friedensvermittelung nicht gezweifelt, daß man ferner sich rüsten müsse zum Kriege wie vorher. Niemals freilich mehr als in diesem Jahre 1693 ward dort die Kraft des Willens gelähmt durch den Mangel der bereit liegenden oder zur rechten Stunde verwendbaren Mittel. Der General-Commissär Heidersheim wendete alle Sorgfalt auf, daß bis zum 1. Mai die Verpflegung des Heeres geordnet sei. Aber es ist fast unglaublich zu sagen, daß bei vollem Reichthume an Korn es der Armee wegen eines verhältnismäßig geringen Geldmangels an

[1]) Hoffmanns Bericht vom 1. September.
[2]) Windischgrätz Bericht vom 14. August.
[3]) Wagner t. II, p. 231 sqq.

Brot fehlte. Für die Feldbäckerei waren 50.000 Gulden erforderlich. Da auch nach wiederholter dringender Mahnung diese Summe von Wien aus nicht erfolgte, so konnte das Heer erst um zwei Monate später aus den Winterquartieren aufbrechen. Die besten Sommermonate vergingen thatlos. Weil 50.000 Gulden nicht rechtzeitig sich zur Stelle fanden: so waren Millionen vergeblich aufgewendet [1]).

Der Herzog von Croy erhielt den Oberbefehl. Am 23. Juli begab er sich ins Lager zu Peterwardein. Das Heer war schlagfertig, befähigt zu jeder Unternehmung. Eine erhebliche türkische Macht war nicht da. Die Umstände erschienen günstig zum Wiedergewinne von Belgrad. Das kaiserliche Heer zog über die Save. Am 3. August wurden die Linien vor Belgrad eröffnet. Am 9. August rückten endlich auch die brandenburgischen Hülfstruppen ein [2]). Abermals wie fünf Jahre zuvor, waren die Augen Europas nach Belgrad gerichtet. Allein von dem Beginne der Belagerung an verfloß noch fast ein voller Monat ungenützt, weil das schwere Geschütz nicht zur Stelle war. Die Schiffsführer in Wien weigerten sich es hinab zu bringen anders als gegen baare Bezahlung, und wiederum war in Wien kein Geld vorräthig. Endlich kam es an, aber auch die Nachricht, daß das türkische Entsatzheer auf dem Wege. Croy beschloß den Sturm auf die noch wenig beschädigte Festung, und zwar in der Nacht auf den 7. September. Der Sturm gelang nicht. Er wurde mit erheblichem Verluste zurückgeschlagen [3]).

Am nächsten Tage dagegen traf wiederholte Meldung ein, daß das türkische Entsatzheer bereits bei Semendria stehe. Es erschien gewagt die Ankunft desselben im Angesichte der starken Festung abzuwarten. Croy gab die Belagerung von Belgrad auf, und trat den Rückmarsch an. Er fügte seiner Meldung an den Kaiser die Klage hinzu, daß dies der traurigste Tag seines Lebens sei. „Aber möge mir darum auch verstattet sein, fuhr er fort, es E. K. M. zu sagen, daß es dahin nicht hätte kommen dürfen, wenn das geringe Geld für die Feldbäckerei, für den Transport des schweren Geschützes verfügbar gewesen, wenn nicht darum zwei Monate in den Winterquartieren,

[1]) Wagner t. II, p. 231.
[2]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 96.
[3]) Ausführlicher Bericht bei Sylvius t. IV, b. 36, p. 106.

ein Monat im Angesichte der Mauern von Belgrad nutzlos verbracht wären, wenn endlich statt der Hülfstruppen, die für unser schweres Geld vom baltischen Meere her den Sommer hindurch bis zu uns marschiren, nur die eigenen Kräfte des Landes verwendet würden." Freilich, setzt der Geschichtschreiber hinzu, der jene Zeiten mit erlebt, wenn für diese Uebelstände ein Heilmittel gefunden würde, so hätten längst die Fahnen des Kaisers den Weg nach Thrazien und Griechenland zurückgelegt [1]).

Der Feldzug war zu Ende, obwohl ohne einen offenen Sieg der Türken, dennoch nicht zu Gunsten der kaiserlichen Waffen. Der Uebermuth der Türken stieg dahin, daß sie den Friedensvermittler Heemskerk als Gefangenen zurückbehielten, unter dem Vorgeben, daß der Kaiser drei Jahre zuvor auch den Sulfikar Effendi nicht habe heimkehren lassen. Der Einwand Heemskerks, daß er der Botschafter sei einer der Türkei gegenüber neutralen Macht, verschaffte ihm nicht die Freiheit [2]).

Nicht günstiger als im Südosten stand es um die Angelegenheiten der Verbündeten in Piemont und Savoyen.

Die italienischen Fürsten murrten über den Krieg, für den, obwohl sie keinen Antheil daran nahmen, der kaiserliche Heerführer Caprara ihre Beisteuern forderte. Namentlich der Herzog von Modena, obwohl durch die Lehensbande dem Reiche enger verbunden, als diejenigen von Florenz, Mantua, Parma, oder die Republik Genua, trat voran in seiner Abneigung. Es erwuchs für Caprara die Gefahr der Aushungerung seines Heeres. Erst dann als er einige Regimenter in das Gebiet von Modena einrücken ließ, fügte sich der Herzog widerwillig seinen Forderungen.

So im Frühling 1693. Eine abermalige Krankheit des Herzogs Victor Amadeus verzögerte dann den Beginn des Feldzuges. Der Plan desselben ward erörtert. Sollte man wie im Jahre zuvor, in die Provence eindringen? — Allzu viele Schwierigkeiten schienen entgegen zu stehen. Es handelte sich dann um den Wiedergewinn der Festungen. Caprara und der Spanier Leganez waren für den Angriff auf Casale. Victor Amadeus verlangte denjenigen auf Nizza und

[1]) Wagner II. p. 246.
[2]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 107.

Pignerol. Für Nizza hoffte man auf die Mitwirkung spanischer Schiffe, auf diejenige der englischen und holländischen, welche unter Rookes Führung der levantischen Flotte das Geleite gaben nach dem Mittelmeere. Aber nach dem Falle von Roses bedurfte Spanien selbst seiner Schiffe, und Rooke wurde am Cape St. Vincent von Tourville geschlagen. Die Belagerung von Casale, obwohl leichter, entsprach nicht der Neigung des Herzogs, dessen Wunsch vor allem gerichtet war auf Pignerol. Caprara und Leganez mußten ihre bessere Einsicht unterordnen.

Am 1. August begannen die verbündeten Truppen den Angriff auf das oberhalb Pignerol neu angelegte Fort Brigitta. Es gelang ihnen mit schwerem Verluste es zu nehmen. Das stark besetzte und wohl vertheidigte Pignerol dagegen blieb unerreichbar. Inzwischen hielt sich Catinat in seinem Lager von Fenestrella, harrend der Hülfstruppen, welche von Catalonien und vom Elsaß her ihm zuzogen. Die Ankunft derselben steigerte seine Macht auf 40,000 Mann, überlegen derjenigen der Verbündeten von 30,000 Mann. Sie zogen ab von Pignerol. Catinat jedoch hatte eine solche Stellung eingenommen, daß ein Treffen unvermeidlich war. Es erfolgte am 3. October zwischen Marsaglia und Orbassano. Nach schwerem Verluste auf beiden Seiten verblieb der Sieg dem Marschall Catinat. Die Standhaftigkeit der kaiserlichen Truppen bewahrte das Heer vor der völligen Vernichtung und ermöglichte einen geordneten Rückzug. Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, als daß Catinat seinen Sieg weiter ausbeuten konnte [1]).

Nach Verhältnis am wenigsten ungünstig für die Verbündeten war der Feldzug am Oberrheine. Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV., nach dem Falle von Heidelberg, in seinem Schreiben an den Erzbischof von Paris weitere große Erfolge in Deutschland in Aussicht gestellt hatte. Um diese Worte zur Wahrheit zu machen, entsendete er bei seinem Abgange von dem Heere in den Niederlanden, am 8. Juni, den Dauphin von dort mit 20,000 Mann zur Verstärkung des Marschalls de Lorge. Und dennoch erfolgte dann nichts weiter. Ludwig von Baden erwarb sich den Ruhm mit schwächerer Macht die stärkere

[1]) Wagner II, p. 263 sqq. — Arm[illegible] I, S. 80.

zurück zu drängen, nicht mit den Waffen, sondern mit der Hacke und und dem Spaten [1]).

Diese Anerkennung ward dem Markgrafen gezollt. Doch darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß Andere glaubten noch besondere Ursachen des Nicht-Erfolges für den Dauphin wahrzunehmen. Lange Jahre später unterhielten sich der Graf Dohna, der auf deutscher Seite, und der Gesandte des Alleurs in Berlin, der auf französischer Seite den Feldzug mitgemacht, über den Verlauf desselben. Des Alleurs sagte: er habe damals nie begreifen können, warum es nicht zu einem Treffen komme. Er habe einen der General-Offiziere darüber auszuforschen gesucht, jedoch nur ausweichende Antworten erhalten. „Kurz, sagt Dohna, er gab mir zu verstehen, daß nach seiner Ansicht die Besorgnis vor einer möglichen Niederlage des Thronerben uns nützlich gewesen wäre." Dohna aus sich fügt hinzu: bei aller Anerkennung für das Geschick und die Befähigung Ludwigs von Baden müsse er dennoch sagen, daß derselbe mehrere Orte nicht habe decken können [2]).

Es sind die Ansichten urtheilsfähiger Zeitgenossen. Sie stehen im Einklange mit der Erfahrung, daß Ludwig XIV. persönlich nur zu einem im voraus moralisch sicheren Erfolge im Felde erschien, und demgemäß mit seiner eiligen Rückkehr vom 8. Juni 1693.

Entsprach der Erfolg in Deutschland nicht den Erwartungen Ludwigs XIV.: so kann andererseits nicht verneint werden, daß die Vortheile des Feldzuges von 1693 durchweg auf französischer Seite sich befanden. Am 11. October noch ward Charleroi in Belgien gezwungen zu capituliren. Diese Vortheile, von denen der wichtigste vielleicht die Eroberung von Roses in Catalonien, waren immerhin nach keiner Seite entscheidend. Aber Ludwig XIV. hatte den Franzosen abermals dargethan, daß er, mit der unbedingten Verfügung über die Machtmittel von Frankreich und vermöge seines einheitlichen Willens, auch noch so vielen Feinden mindestens gewachsen war.

Und dennoch sah er sich zur selben Zeit genöthigt, um diesen Krieg fortzusetzen, nach einer anderen Seite einen Frieden zu schließen,

[1]) Wagner II, p. 254.

[2]) Mémoires de Dohna, p. 173.

welcher zu erlangen war nur auf Grund des Eingeständnisses seiner Niederlage.

Wir erinnern uns, daß er in seinem Kampfe gegen den päpstlichen Stuhl, gegen die Freiheit der Kirche schrittweise zurückzog, daß bereits vor dem Beginne des Feldzuges von 1693 Ludwig XIV. entschlossen war, auch die gallicanischen Artikel von 1682 thatsächlich zurückzunehmen, daß er nur noch trachtete eine Form dafür zu finden, welche Raum ließ für die Erhaltung des Principes, daß dagegen der päpstliche Stuhl unabänderlich beharrte bei der einen Forderung des klaren, ausdrücklichen, unbedingten Verzichtes auf jene Artikel.

Diese Differenz an sich deutet zur Genüge an, daß, wenn der König nachgab, dies nicht geschehen würde aus der Ueberzeugung von dem Rechte des päpstlichen Stuhles, sondern aus Noth.

Die Nothlage des Königreiches war im Sommer 1693 im beständigen Steigen. Eine große Theuerung war da bereits im Frühlinge 1693. Aber noch durfte man hoffen auf eine Herstellung des normalen Verhältnisses durch eine reichliche Ernte. Die Hoffnung ward zu Schanden in denselben Tagen, wo das Blutvergießen von Neerwinden endete mit dem unfruchtbaren Siege der französischen Waffen. „Die vorgestern aus Frankreich angekommenen Briefe melden — so berichtet Windischgrätz am 2. August — daß wie zur Strafe Gottes über Frankreich der Mehlthau durchweg das Getreide verdorben, daß sofort das Brot im Preise aufgeschlagen, daß eine erschreckliche Theuerung und unvermeidliche Hungersnoth ihnen vor Augen schwebt. Bereits sind Anordnungen getroffen zur Entsendung von Schiffen nach der Berberei um Korn. Die Ausfuhr desselben soll eine der wichtigsten Friedensbedingungen von Seiten Frankreichs für Tunis sein."

In rascher Folge erschien Edict auf Edict. Es wurden Commissionen niedergesetzt, um den Bestand des Vorrathes an Getreide durch das Königreich zu erforschen, und demgemäß Maßregeln vorzuschlagen [1]). Ob ein solches Eingreifen in das gegen jede äußere Berührung empfindliche Gewebe des Kaufens und Verkaufens der Menschen heilsam gewirkt, dürfte schwer zu sagen sein. Wir constatiren

[1]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 110.

nur die Thatsache, das der König auf diese Weise sich bemühte dem Uebel entgegen zu treten.

Gegenüber dieser Noth seines Volkes mußte Ludwig XIV. irgend eine Erleichterung gewähren. Er war nicht Willens den Krieg aufzugeben. Aber es war für ihn die Frage, ob er es vermöge ihn fortzusetzen mit einem hungrigen und zugleich im Gewissen verstörten Volke. Denn je länger der Streit mit Rom dauerte, desto mehr nahm diese Verstörung zu. Es fanden sich in Frankreich eine Reihe vom päpstlichen Stuhle nicht bestätigter Bischöfe, mithin ohne kirchliche Jurisdiction. Demnach konnten sie das was sie selbst nicht hatten, auch nicht verleihen.

Ludwig XIV. entschloß sich dem päpstlichen Stuhle gegenüber zu verzichten auf die Redewendungen, welche, wie er vor dem Feldzuge von 1693 beabsichtigt hatte, unter dem thatsächlichen Nachgeben für dies eine Mal, das Princip des Gallicanismus unberührt erhalten sollten. Am 14. September 1693 richtete er von Versailles aus ein Schreiben an den Papst Innocenz XII. Dasselbe ist ein geschichtliches Actenstück von großer Tragweite. Es lautet wie folgt.

„Heiligster Vater. Ich habe von der Erhebung Ewr. Heiligkeit auf den päpstlichen Stuhl immer viel gehofft für den Vortheil der Kirche und den Fortschritt unserer heiligen Religion. Ich erprobe jetzt mit vieler Freude die Wirkungen davon, in allem was Ew. Heiligkeit Großes und Vortheilhaftes in beiderlei Beziehung verrichten. Dies verdoppelt meinen söhnlichen Respect für Ew. Heiligkeit, und da ich trachte Ihnen dies durch die stärksten Beweise, die mir möglich sind, zu erkennen zu geben, so ist es mir lieb Ewr. Heiligkeit zu melden, daß ich die erforderlichen Befehle gegeben habe, damit die in meinem Edicte vom 22. März 1682 erlassenen Vorschriften, in Bezug auf die Declaration der Geistlichkeit von Frankreich, wozu die damaligen Verhältnisse mich genöthigt hatten, nicht ausgeführt werden. In dem Wunsche, daß nicht bloß Ew. Heiligkeit diese meine Gesinnung erfahre, sondern daß auch die gesammte Welt durch diesen besonderen Beweis Kunde erlange von der Verehrung, welche ich für Ihre großen und würdigen Eigenschaften empfinde, hege ich keinen Zweifel, daß Ew. Heiligkeit dem entsprechen werden durch alle Beweise Ihrer väterlichen Gesinnungen für mich. Ich bitte Gott, daß er Ewr. Heiligkeit noch

lange glückliche Jahre verleihe, so wie es wünscht Ewr. Heiligkeit ergebener Sohn Ludwig" [1]).

Auch in diesem Schreiben ist noch in einer Phrase erkennbar, daß Ludwig XIV. sich der Motive seines Handelns wohl bewußt war. Dies liegt nämlich in jenen Worten: „wozu die damaligen Verhältnisse mich genöthigt hatten". Diese Nöthigung damals war ihm nicht von außen gekommen, sondern aus ihm selbst. Der König stand im Jahre 1682 auf der Höhe seines Glückes. Aus dem großen Kriege war er durch den Frieden von Nymegen mit Vortheil hervorgegangen. Er legte damals England nach außen lahm durch die Ausnutzung der moralischen Schwäche des Königs Carl II., die Republik Holland durch das Schüren des Parteieifers der Oligarchen, namentlich von Amsterdam, gegen den Prinzen von Oranien, das Reich durch die Ausbeutung der unpatriotischen Habgier des Kurfürsten von Brandenburg, den Kaiser durch das aufsteigende Schreckbild des Türkenkrieges. Damals schien die Zeit gekommen zur Begründung einer Nationalkirche von Frankreich, und der Beschluß der vier gallicanischen Artikel war der erste und wichtigste Schritt auf diesem Wege. Es war der erste. Es war auch der letzte.

Die Zeiten hatten seitdem sich geändert. Der im Uebermuthe des Jahres 1688 herauf beschworene Krieg hatte die große Allianz wach gerufen. Zu den Leiden des Krieges, die seit fünf Jahren auf Frankreich drückten, trat nun der allgemeine Hunger. Diese Nothlage erweckte in dem Könige Ludwig XIV. nicht die Gesinnung der Gerechtigkeit; denn er blieb in jeder anderen Richtung derselbe wie zuvor. Aber sie zwang ihn um seines Volkes willen wenigstens in Einer Richtung abzulassen vom Unrechte. Sie erzwang das was man, im Vergleiche mit einem ähnlichen Vorgange in der europäischen Geschichte, nennen dürfte das Canossa Ludwigs XIV., nur mit dem Unterschiede, daß einst der Kaiser Heinrich IV. als Büßer auftrat für seine Person, daß dagegen der König die durch die Organe seines Königreiches früher verkündeten Grundsätze nicht bloß persönlich widerrief, sondern auch seinen kirchlichen Werkzeugen von damals in bindender Weise zu widerrufen gebot.

---

[1]) Gérin, p. 500.

Denn am selben Tage, an welchem Ludwig XIV. jenes Schreiben an Innocenz XII. zeichnete, dem 14. September 1693, schrieb jeder einzelne der Theilnehmer der Versammlung von 1682 an den Papst seine Abbitte genau in der vom päpstlichen Stuhle geforderten Form. Die hauptsächliche Stelle derselben lautet: „Bei dem Gedeihen der Kirche ist nichts mir so schmerzlich wie der Stand meiner Angelegenheiten, indem mir der Zugang zu der Gnade Ewr. Heiligkeit bisher in gewisser Weise verschlossen scheint. Da nun die Ursache dessen, wie ich vernommen, sich findet in meiner Theilnahme an der Versammlung des Clerus von Frankreich im Jahre 1682 zu Paris: so bekenne und erkläre ich, niedergeworfen zu den Füßen Ewr. Heiligkeit, daß mir auf das höchste und mehr als ich auszusprechen vermag, von Herzen leid thut, was in besagter Versammlung geschehen, welche Ewr. Heiligkeit und Ewr. Heiligkeit Vorgängern so höchst misfallen hat. Und darum erkläre ich, daß ich alles dasjenige was in jener Versammlung über die kirchliche Gewalt und die päpstliche Autorität als beschlossen angesehen werden könnte, halte für nicht beschlossen und für nicht zu beschließen. Ferner halte ich für nicht erwogen alles das was als zum Nachtheile der Rechte der Kirche erwogen betrachtet werden könnte. Denn niemals ist es mein Wille gewesen etwas zum Nachtheile der Kirche zu thun. Vielmehr erkläre ich mich bereit zum tiefsten Gehorsame für Ew. Heiligkeit" u. s. w.

Die Thatsache, daß dies Schreiben jedes einzelnen der betreffenden Bischöfe der Forderung Roms genau entsprach, so wie der Wortlaut in sich selber, wie nicht minder derjenige des königlichen Schreibens, lassen keine andere Deutung zu als diejenige nicht bloß des Widerrufs der thatsächlichen Artikel von 1682, sondern auch des Verzichtes auf das Princip derselben. In diesem Sinne faßte der Papst Innocenz XII. sie auf. Der Cardinal Janson-Fourbin überreichte ihm das Schreiben des Königs. Nachdem der Papst es gelesen, erwiederte er, daß er im nächsten Consistorium die betreffenden französischen Bischöfe präconisiren werde[1]). — In gleicher Weise erkannten die unbetheiligten Zeitgenossen den Schritt des Königs und seiner Bischöfe an als bedingungslose Unterwerfung. Der Philosoph Bayle in Rotterdam, auf den die politi-

[1]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 119.

schen Verwickelungen jener Zeit geringe Wirkung geübt zu haben scheinen, bezeichnet den Widerruf als eine schimpfliche Genugthuung [1]).

Das Urtheil derjenigen Calvinisten in Holland, bei denen die politische Seite der Sache ins Gewicht fiel, faßt sich zusammen in die folgenden Worte.

„Die Unterwerfung der französischen Geistlichkeit war in Aller Munde. Man schrieb sie dem Drange der Noth in Frankreich zu, durch welche die Krone zu dieser Erniedrigung gezwungen wurde. Man sagte, daß den Nachkommen, namentlich denjenigen, welche zugleich eine Kunde besäßen von den Vorgängen gegenüber Innocenz XI., es unglaublich erscheinen würde, daß dieselben Prälaten, welche der römischen Kirche mit solchem Eifer entgegengetreten und der päpstlichen Autorität einen solchen Stoß gegeben, nun sich hätten dahin bringen lassen, einen so schmählichen Widerruf zu leisten und Abbitte zu thun. Aber man urtheilte, daß der Allerchristlichste König allzu sehr der Freundschaft des heiligen Vaters bedurfte, als daß er nicht diesen Schritt thun und die Ehre und Reputation seiner Prälaten seinem Interesse opfern sollte. Denn in seinem Reiche sind die Geistlichen nicht minder Sclaven als der Adel und das Volk" [2]).

Die Ansicht dieser Calvinisten ging nicht dahin, daß der Papst zu viel gefordert. Vielmehr blickt aus anderen Aeußerungen sichtlich die Unzufriedenheit hervor, daß er nicht auch die durchgehende Abschaffung der Regale gefordert, daß vielmehr die Nicht-Erwähnung derselben in jenem Widerrufe deute auf eine Nachgiebigkeit des Papstes in dieser besonderen Sache [3]).

Gestattet der Wortlaut sowohl des königlichen Schreibens als desjenigen der Bischöfe von Frankreich keine andere Auslegung als diejenige des völligen Verzichtes, nicht bloß auf die Thatsache der gallicanischen Artikel von 1682, sondern auch auf das Princip derselben: so ist es die Frage, ob diesem völligen Verzichte die Schritte Ludwigs XIV. daheim entsprachen. Gemäß jener Zurücknahme hätte man folgerecht erwarten müssen das Verbot, jene vier gallicanischen Artikel fortan zu lehren. Nicht ein solches Verbot erfolgte. Vielmehr kündigte

[1]) Dictionnaire h. et p., im Artikel Marca: satisfaction honteuse.

[2]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 23.

[3]) A. a. O. p. 103.

im Namen des Königs der Erzbischof von Paris den Professoren der Sorbonne an, daß es ihnen frei stehe, die vier gallicanischen Artikel fortan zu lehren oder nicht zu lehren, daß demnach der Decan der Facultät sich nicht weigern würde, die Thesen der Licentiaten zu zeichnen, in denen die Artikel von 1682 sich nicht fänden [1]).

Will man aus diesem Verfahren die Folgerung ableiten, daß das Frankreich Ludwigs XIV. auf die gallicanischen Artikel nicht verzichtet habe: so hat man zuvor die Frage klar zu stellen, wie jener Schritt Ludwigs XIV. und seiner Bischöfe vor dem Papste, vom 14. September 1693, und dieser andere gegenüber der Sorbonne zu einander sich verhalten, und ob sie im Einklange stehen mit der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit.

Unter den unbetheiligten Zeitgenossen waren viele nicht dieser Ansicht. Sie fanden darin Zweideutigkeit. Sie meinten: es seien viele Intriguen erforderlich gewesen, um die Geistlichkeit eines ganzen Reiches sich bloß stellen zu lassen, einen mächtigen König zu einer solchen Nachgiebigkeit zu bewegen, und das Haupt der Kirche mit Wind zu begütigen [2]).

Auch von dieser Ansicht aus dürfte das Verhalten von Ludwig XIV. gegenüber Innocenz XII. im Jahre 1693 eine Parallele finden an demjenigen des Kaisers Heinrich IV. gegenüber Gregor VII. im Jahre 1077.

Welche verschiedene Meinungen indessen auch immer in Frankreich später geltend gemacht sind, nicht selten mit der Nicht-Beachtung jener principiellen Frage über die Aufrichtigkeit und die Ehrlichkeit Ludwigs XIV. und seiner höfischen Theologen — für damals, für 1693 und ferner, steht fest, daß der dem Papste gegenüber unbedingt geschehene Widerruf der gallicanischen Artikel jegliche Gefahr des Schisma für Frankreich beseitigte, und vielmehr den Frieden der beiden höchsten Gewalten herstellte.

Und hier ist es der Ort zurückzuweisen auf die Zeit der Gründung der großen Allianz von 1689. Es lag nicht in dem Plane derselben, jedenfalls nicht in demjenigen des thatkräftigsten Mitgliedes, des Oraniers, die kirchliche Freiheit von Frankreich zu erretten aus dem Joche

[1]) Sylvius p. 104.

[2]) A. a. O., p. 104: en te gelyck een hooft van de kerk met wind te payen.

des Despotismus, dieses Königreich zu bewahren vor dem Schisma, dem Jammer des National-Kirchenthumes, losgerissen von der Gesammtkirche und darum ihr feindlich. Dennoch war, wenn nicht die Absicht, doch, wenigstens zu einem erheblichen Theile, der Erfolg der großen Allianz, daß Frankreich bewahrt blieb vor jenem Unheile. Es war der Erfolg, den freilich nicht ein Staatsmann, aber ein Kölner Theologe in seinem Gutachten für den Kaiser zu Gunsten des Abschlusses der großen Allianz damals in Aussicht genommen. (Bd. IV, S. 428 u. f.)

Es ist ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen, daß in denselben Tagen, wo Ludwig XIV. sich genöthigt sah seinen Velleitäten des Schisma bleibend zu entsagen, für den Kaiser Leopold sein großer Plan einer friedlichen Reunion der Protestanten in Deutschland und Ungarn mit der Kirche, wie er sie angestrebt, in unabsehbare Ferne rückte. Wir haben nicht zu erörtern, welche Consequenzen das Gelingen dieses Planes für die späteren Zeiten nach sich gezogen haben würde. Aber wir haben uns klar zu machen, in welchem Lichte damals die gewichtigsten Persönlichkeiten von beiden Seiten die Sache betrachteten.

Wir erinnern uns, daß im Jahre 1691 der Kaiser Leopold den Bischof Spinola von Wiener-Neustadt abermals nach Ungarn entsendete. (S. 16 u. f.). Der Plan des Bischofs war mit Deutschen zugleich und mit Ungarn zu vermitteln. Wir haben seine Gründe dafür vernommen. Einerseits hatte er früher bei vielen deutschen Fürsten und Theologen ein williges Entgegen-Kommen gefunden. Andererseits hatten die ungarischen Protestanten, die nicht ein eigenes Glaubensbekenntnis aufgerichtet, sondern entweder das Augsburgische oder das Helvetische angenommen hatten, wissenschaftlich von jeher ihre Anlehnung in Deutschland gesucht.

Ausgerüstet mit der Vollmacht des Kaisers vom 20. März 1691, forderte Spinola die protestantischen Freunde seines Strebens auf, mit ihm das Werk wieder aufzunehmen und sich zu erklären. Er fand dieselbe Bereitwilligkeit wie acht Jahre zuvor, in Leipzig, in Heidelberg, ferner in Danzig, und überhaupt an vielen Orten, namentlich aber in Hannover [1]). Unter der Genehmigung des Kurfürsten Ernst

[1]) Hanoverani doctores quemadmodum alias, ita nunc omnium erant promtissimi. So die handschriftliche Biographie Spinolas von Hanke, in der k. k. Hofbibliothek.

Auguſt, mit dem Beirathe von Leibniz und der Zuſtimmung verſchiedener Theologen, verfaßte der erſte lutheriſche Geiſtliche des Landes, der Abt von Lokkum, über die Möglichkeit und Ausführbarkeit der kirchlichen Reunion eine Schrift, welche der Lehre der katholiſchen Kirche möglichſt nahe zu kommen ſucht [1]). Als die Baſis der Möglichkeit einer kirchlichen Reunion ſtellt dieſe Schrift den Satz vieler katholiſchen Kirchenlehrer hin: daß Niemand, auch wenn er im Irrthume ſich befinde, für einen Ketzer gehalten werden dürfe, ſo lange er bereit ſei ſeine Meinung dem Urtheile der katholiſchen Kirche zu unterwerfen, und ſo lange er an der Ueberzeugung feſthalte, daß die Kirche den Beiſtand des heiligen Geiſtes habe, welcher ſie in alle heilſame Wahrheit leiten werde, auf dem Wege eines rechtmäßigen Verfahrens.

Die Schrift hebt hervor, daß die proteſtantiſchen Vorfahren vom Beginne an derſelben Ueberzeugung gehuldigt, indem ſie in der Confeſſion von Augsburg 1530 das Verlangen kund gethan nach einem allgemeinen chriſtlichen Concile. Nun aber, erklärt dieſe Schrift, wolle man weiter gehen, und hoffe dadurch das zerriſſene Band der hierarchiſchen Einigung wieder zu knüpfen, und wieder zu verſchmelzen zu Einem Leibe mit der römiſch-katholiſchen Kirche. Die Schrift verlangt zu dieſem Zwecke Zugeſtändniſſe wie diejenigen der Erlaubnis der Prieſterehe und des Laienkelches. Dann folgt das Erbieten den Primat des römiſchen Stuhles anzuerkennen, in Betreff der Ordnung, der Würde, der Leitung in der geſammten, allgemeinen Kirche, über alle Biſchöfe der chriſtlichen Welt, ſo wie das Erbieten zum Gehorſame gegen ihn gemäß dem Rechte, welches ihm in geiſtlichen Dingen gebühre. Es folgt ferner die Erklärung der Bereitwilligkeit, einzugehen in eine friedliche Erörterung der noch ſtreitigen Lehren, ſo wie dann eine Aufzählung derjenigen, welche die Verfaſſer der Schrift als nicht mehr ſtreitig betrachten. Dieſe letzteren werden in Abtheilungen von je zehn vorgeführt. Die erſte dieſer Decaden beginnt mit dem Satze: „Die Controverſe über das Opfer in der Meſſe iſt nicht eine ſachliche, ſondern beſteht lediglich in Worten" — und ſchließt mit dem Satze: „Die Controverſe über die Zahl der Sacramente beſteht

[1]) Dieſe Schrift, in der Faſſung von 1698, iſt zuerſt gedruckt in J. D. Winkler: Anecdota Historico-Eccl. Novantiqua. Braunſchweig 1752. S. 312 u. f.

in Worten, und ist keineswegs eine sachliche". — Die zweite Decade enthält unter anderen den Satz: „Die gemäßigten Protestanten werden mit Freuden erblicken die Herstellung der Elevation der Hostie und des geweiheten Kelches" — sowie den folgenden: „Die Controverse über den formalen Grund der Rechtfertigung, oder über die Frage, worin eigentlich die Rechtfertigung des Sünders vor Gott bestehe, hat im Anfange gegolten für eine der wichtigsten; nun aber, wo man einander besser versteht, wird anerkannt, daß sie nur eine verbale ist".

Während der Bischof Christoph Spinola, ausgerüstet mit irenischen Kundgebungen solcher Art von Seiten deutscher Protestanten aus verschiedenen Städten und Ländern, so wie mit der Vollmacht des Kaisers und mit Vorwissen des päpstlichen Stuhles, in Ungarn umherreiste, sendete die Prinzessin Sophie von Hannover aus ihre Mittheilungen über die Verhandlungen zwischen Spinola einerseits und den Theologen von Hannover andererseits, an ihre Schwester, die Aebtissin von Maubuisson. Sie legt dieser Prinzessin den Wunsch nahe zu erfahren, wie der Bischof Bossuet von Meaux, welchem sie die betreffenden Papiere bereits früher hatte zustellen lassen, urtheile über die mit dem Bischofe Christoph Spinola getroffenen Vereinbarungen.

Dieser Wunsch ist der Anlaß geworden zu der Correspondenz von Bossuet und Leibniz über die Möglichkeit und Ausführbarkeit einer kirchlichen Reunion. Diese Correspondenz als der Meinungs-Austausch zweier begabter Persönlichkeiten über einen so hochwichtigen Gegenstand ist oft mit regem Interesse erörtert worden [1]). Mit den eigentlichen Verhandlungen über die Reunion, welche Spinola im Auftrage des Kaisers, zunächst damals mit den Protestanten in Ungarn betrieb, steht diese Correspondenz nicht in unmittelbarer Verbindung. Der Mittelpunct dieser eigentlichen Verhandlungen lag weder in Hannover, noch viel weniger in Paris oder Meaux, sondern in der Persönlichkeit des Bischofs Christoph Spinola. Er stand nicht in Verbindung mit Bossuet.

Dennoch erfordert die Wichtigkeit der Sache, daß wir mit einigen Strichen die Stellung des Bischofs von Meaux zu derselben zu zeichnen suchen.

[1]) Vollständiger als früher ist diese Correspondenz bis in das Jahr 1695 veröffentlicht in Band 7 der Werke von Leibniz.

Wir erinnern uns des Verhaltens der Gallicaner gegen diese Bestrebungen Spinolas zur Zeit von Innocenz XI., in den Jahren 1683 und 1684. Sie waren denselben nicht förderlich gewesen. (Man vgl. Band III, S. 97 u. f.)

Dann war die Aufhebung des Edictes von Nantes erfolgt, im October 1685. Sie war die That des Gallicanismus. Immerhin gab es bei den französischen Hugenotten nicht eine solche Basis einer Transaction, wie bei den deutschen Lutheranern die Augsburgische Confession von 1530, welche in ihrem Eingange die kirchliche Jurisdiction des Papstes ausdrücklich anerkennt. Aber andererseits auch sucht man vergeblich nach irgend einer Geneigtheit des Königs und seiner Umgebung zu einer Transaction mit den Hugenotten, sei es vor, sei es nach der Aufhebung des Edictes von Nantes. Seit der Bildung der großen Allianz war Ludwig XIV. im beständigen Rückzuge von seinen Uebergriffen gegen den päpstlichen Stuhl. Die Gewaltsamkeit dagegen wider die Hugenotten dauerte fort. Es geschah, daß auch in Versailles sich Stimmen erhoben wider dies Verfahren, für eine mildere Behandlung. Die Frau von Maintenon, deren Meinung namentlich in dieser Angelegenheit als vollwichtig gelten darf, erwiederte auf eine solche Aeußerung: „Niemals, und wenn die Feinde an der Loire stünden, wird der König darin nachgeben“ [1]). Ludwig XIV. hatte getrachtet, so viel er es vermochte, dem Kriege der großen Allianz wider ihn den Charakter des Religionskrieges zu geben. Sein Interesse war daher nicht eine friedliche kirchliche Reunion, sondern die Fortdauer des kirchlichen Spaltes nicht im eigenen Lande, wo er durch Gewalt diese Spaltung aufzuheben suchte, sondern im übrigen Europa.

Der Bischof Bossuet von Meaux war an allen kirchlich-politischen Schritten Ludwigs XIV. betheiligt. Er war der Verfasser der gallicanischen Artikel von 1682. Er war im Laufe des Jahres 1693 bemüht eine Formel zu finden, welche, indem sie thatsächlich jene Artikel zurückzog, dennoch die Möglichkeit eines erneuerten Gallicanismus offen lassen sollte [2]). Als diese Versuche an der Beharrlichkeit des päpstlichen Stuhles scheiterten, mußte demgemäß auch

[1]) Relationi Venete. Francia t. III, p. 524.

[2]) Gérin p. 487.

Bossuet einwilligen in jene Abbitte vom 14. September 1693. Eine Kunde dagegen von einer Thätigkeit Bossuets, die Härte gegen die Hugenotten zu mildern, liegt nicht vor. Bossuets kirchlich-politische Thätigkeit entspricht durchaus dem Willen Ludwigs XIV.

Es ist demnach die Frage, ob das Heranziehen, wenn auch nur mittelbar, einer solchen Persönlichkeit zu dem Werke Spinolas fördernd auf dasselbe wirken konnte.

Es würde zu weit führen auf die Einzelnheiten einzugehen. Es ist von verschiedenen Seiten hervorgehoben worden, daß Bossuet gegenüber der Kritik, mit welcher Leibniz die Allgemeingültigkeit des Conciles von Trient anzufechten bemüht ist, seinerseits redet mit dem Vollbewußtsein des Bischofs der römisch-katholischen Kirche, deren Glaubenssätze unwandelbar feststehen. Dies ist richtig. Die Ueberlegenheit Bossuets über Leibniz in dieser Beziehung ist unverkennbar. Aber er kann dieselbe nur bewahren, indem er sich in dieser Allgemeinheit erhält und vermeidet einzugehen auf den concreten Fall, auf die Thatsachen der Verhandlung mit Spinola. Vor dem Andringen auf eine solche bestimmte Antwort entweicht Bossuet und verstummt [1]).

Das Verfahren von Bossuet in diesem Falle ist demnach ähnlich demjenigen in seinem Gutachten für Jacob II. (S. 188 u. f.). Die Grundsätze, welche Bossuet in dem einen Falle wie dem anderen ausspricht, sind unzweifelhaft richtig; aber sie lassen die eigentliche, die praktische Frage unberührt und demnach ungelöst. In diesem zweiten Falle jedoch prägt sich sein Verfahren ungleich schärfer aus. Er wird um eine Antwort gedrängt, nicht bloß einmal, zweimal, sondern oft und Jahre hindurch. Er schweigt. Als endlich fünf Jahre später eine Aeußerung von seiner Seite unvermeidlich wird, entschuldigt er sein Stillschweigen von April 1694 an mit dem ausgebrochenen Kriege [2]).

Aber bis zum April 1694 war der bereits fünf Jahre währende Krieg für ihn kein Hindernis gewesen.

---

[1]) Die Werke von Leibniz, Bd. VII. Man sehe dort das Schreiben von Bossuet vom 12. April 1694, in der damaligen Correspondenz das letzte, und vergleiche damit die folgenden Schreiben von Leibniz, so wie die Einleitung S. LXVII u. f.

[2]) Die Entschuldigung Bossuets vom 11. Januar 1699, eben dort p. LXXXI.

Der Mangel an Aufrichtigkeit bei dem Bischofe Bossuet von Meaux liegt demnach vor Augen. Daß freilich bei der kirchlichen Politik seines Königs ihm eine Antwort sehr schwer geworden sein dürfte, wird sich uns weiter unten, aus dem Urtheile anderer katholischer Theologen, klarer ergeben.

Das Verhalten von Bossuet ist demnach, ungeachtet einzelner günstiger Aeußerungen, in seiner Gesammtheit ein ablehnendes. Daß es nach Hannover hin kältend gewirkt habe, liegt in der Natur der menschlichen Dinge, wenn auch sich das eher vermuthen als nachweisen läßt. Jedenfalls ward Spinola direct davon nicht berührt.

Er fand, wie früher, in Ungarn besondere Förderung durch den Palatin Paul Esterhazy, den Primas Paul Szecheny und die Suffragane desselben. Wir erinnern uns vom Jahre 1687 her jener beiden Männer als dem Kaiser Leopold besonders anhänglich. Weniger geneigt war der Cardinal-Erzbischof Kolonitsch von Kalocza, der Held der moralischen Kraft von Wien im Sturmjahre 1683; jedoch zog auch er bei genauerer Kunde der Sache seinen Widerstand zurück. Um völlig sicher zu gehen, legte Spinola, im Winter 1691/2, dem Kaiser einen von protestantischer Seite abgefaßten Bericht über den Stand der Sache vor, und bat um die Prüfung desselben. Der Kaiser beauftragte zu diesem Zwecke der Prüfung vier Doctoren der Theologie, zwei Jesuiten, Namens Miller und Eder, und zwei Dominikaner, Namens Wynans und Angerer, sämmtlich Männer von Ruf. Sie erklärten, daß sie die Veröffentlichung des Berichtes nicht bloß für nützlich, sondern für nothwendig hielten, und der Hoffnung lebten, daß dieser Bericht erheblich beitragen werde zu dem Werke der Reunion der Protestanten mit der Kirche. So am 2. März 1692 [1]).

Diese Veröffentlichung ist, meines Wissens, nicht geschehen. Welche Gründe immer dem entgegen getreten sein mögen, für Spinola ward das Gutachten zur kräftigen Stütze. Aufs neue durchzog dann in

[1]) Sincera relatio circa statum Reunionis Eccl., in den Manuscripten der k. k. Hofbibliothek, Nr. 9308. Durch die Vereinigung dieser Papiere, von denen ich Abschriften genommen, mit denjenigen der Leibniz-Papiere in der k. Bibliothek zu Hannover, besitze ich für diese historisch wenig bekannte Angelegenheit ein sehr bedeutendes Material, muß mich jedoch hier auf das für diese Darstellung Wesentliche beschränken.

Jahre 1692 der kranke Greis, aufrecht gehalten durch den Eifer für das Werk seines Lebens, das oberungarische Land. Die an ihn gerichteten Schriftstücke protestantischer Gemeinden geben Zeugnis eines merkwürdigen Vertrauens auf ihn. Dies Mal blieb man nicht stehen bei allgemeinen Versicherungen der Geneigtheit: das Ergebnis war ein bestimmtes. Eine lange Reihe von protestantisch-kirchlichen Gemeinden erklärten sich bereit einzugehen auf die Vorschläge, über welche protestantische Theologen aus Deutschland in einer Zusammenkunft sich einigen würden. Mit diesem Ergebnisse trat Spinola vor den Kaiser und bat um die Berufung der Theologen, die er vorschlug: Kuhnaeus in Danzig, Fabrizius in Heidelberg mit einem Anderen nach Wahl, Sachse in Köthen, Molanus in Hannover mit einem anderen nach Wahl. Es waren, wie man sieht, Lutheraner und Reformirte. Der Kaiser erließ die erforderlichen Schreiben an den König von Polen und den Rath von Danzig, an den Kurfürsten von der Pfalz, an den Fürsten von Anhalt, an den Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg. Die Zusammenkunft sollte in Frankfurt a. M. stattfinden.

Der Bischof Spinola glaubte dem Ziele seiner Wünsche nahe zu sein. Und dennoch entschwand es seinen Händen.

Die Einladung erschien den Theologen allzu unbestimmt. Weder das Ziel sei angegeben, erwiederte Molanus, noch der Weg. „Wenn wir beide, schreibt er an Spinola, in dieser Sache nicht sind wie Ein Herz und Eine Seele, dann — ich sage es offen — werden alle unsere irenischen Bestrebungen in Rauch aufgehen. Wenn aber wir beide einig bleiben wie wir es sind, dann ist, wenn auch nicht große, doch einige Hoffnung übrig." Dem Kurfürsten von Sachsen komme das Directorium in kirchlichen Angelegenheiten der Protestanten zu: man dürfe ihn nicht übergehen. „Dazu, sagt Molanus, glaube und besorge ich nicht bloß, sondern ich weiß, daß der Papst Innocenz XII. unserem Plane nicht förderlich gesinnt ist. Ich bedarf bestimmterer Anhaltspuncte zur Empfehlung der Sache bei dem Kurfürsten" [1]).

Die Zusammenkunft in Frankfurt a. M. erfolgte nicht.

---

[1]) Schreiben von Molanus an Spinola, vom 21./31. Mai 1693: Nam si nos duo, fateor ingenue, hac in re non sumus una mens unus animus, tunc omnes conatus nostri Irenici abibunt in fumum; si autem [illegible] ta maneamus concordes, tunc de felici successu spes si non [illegible] est.

Molanus gibt für jene Behauptung über die Gesinnung von Innocenz XII. keine Anhaltspuncte. Die Richtigkeit derselben würde in sich schließen, daß Innocenz XII. die im Jahre 1691 dem Kaiser gegenüber ausgesprochene Gesinnung geändert habe. Dies würde nur auf Grund eines durchschlagenden Beweises glaubhaft sein. Es ist eher anzunehmen, daß Molanus von irgend einer Seite her getäuscht worden ist.

Das Urtheil Spinolas lautet: „Als der Plan zur Ausführung kommen sollte, da begannen sie zu zittern aus Furcht vor den übelen Nachreden ihrer Amtsgenossen".

So Spinola in einem Berichte an den Kaiser vom 19. October 1693. Es ist merkwürdig, wie nahe der Zeit nach dies zusammen trifft mit jenem Widerrufe Ludwigs XIV. vom 14. September 1693. Ein ursächlicher Zusammenhang liegt indessen nicht vor. Auch gab Spinola in jenem Berichte die Hoffnung nicht auf. In der That werden wir später ersehen, daß die Geneigtheit, namentlich in Hannover, blieb wie zuvor. Aber die Gelegenheit einer That war vorüber gegangen. Sie kehrte nicht wieder.

Dazu trug namentlich bei, daß die Zeit des Wirkens für die unermüdliche Triebkraft dieser Plane, den Bischof Christoph Spinola, abgelaufen war. Aufgerieben durch die Mühsale seines Lebens, dessen Kraft und Thätigkeit er wesentlich diesem Plane der kirchlichen Reunion gewidmet, zog sich der Bischof zurück in die Stille von Wiener-Neustadt. Er hatte sein Werk nicht vollendet. Die Sorge seiner letzten Tage war, die Documente desselben, als die Grundlage ähnlicher Versuche in späteren Zeiten, in die sichere Obhut des Kaisers zu legen. Dann starb er im März 1694, hoch geachtet, tief betrauert von den Besten seiner Zeitgenossen, wenig gekannt und noch weniger gewürdigt von der Nachwelt. Denn auch sein letzter Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die Stürme des achtzehnten Jahrhunderts, die Impietät desselben für das Ringen und Streben der Vorfahren, haben einen großen Theil dieser Documente zerstreut und vernichtet.

Das Fehlschlagen dieses Planes von Kaiser Leopold I. ist für Deutschland und Ungarn kaum minder wichtig, wenn auch in einer anderen Richtung, als für Frankreich die Rückkehr von den langjährigen Velleitäten des Schisma und der Nationalkirche, und zwar eben so sehr nach der politischen Seite, wie nach der kirchlichen.

Ludwig XIV. schloß in dieser Weise seinen Frieden mit dem Papste. Es würde nicht richtig sein zu sagen, daß er nicht auch gewünscht hätte, von dem furchtbaren Kriege nach allen Seiten loszukommen. Er machte eine Reihe von Versuchen. Charakteristisch für dieselben ist, daß jeder abzielt auf eine Trennung [1]).

Er trachtete den Papst zu bewegen zu einer Erklärung für die Neutralität Italiens. Der Papst wich aus. Eine solche Erklärung, erwiederte er, würde erst recht die Waffen des Kaisers dahin ziehen, den Brand in Italien vollends entzünden.

Der König that andere Schritte. Er ließ in Stockholm durch den Grafen d'Avaux dem Groß-Kanzler Oxenstjerna seine Bereitwilligkeit zum Frieden aussprechen, so wie das Vertrauen, welches er in die schwedische Vermittelung setze. Oxenstjerna erwiederte, daß Schweden keinen Schritt thun könne, als auf die Versicherung, daß Frankreich alle genommenen festen Plätze zurückgebe, den König Jacob verlassen und Wilhelm III. anerkennen wolle. Die Bedingungen, meinte Avaux, seien hart; jedoch danke er für die Offenheit der Rede. Der Schwede theilte das Vorgefallene dem Engländer Robinson mit zum Zwecke des Berichtes an den König Wilhelm III. Es ist bemerkenswerth, in welcher Weise der König antwortet. In seinem Auftrage meldet Heinsius dem Holländer van Haren in Stockholm, mit ausdrücklichem Ausschlusse einer Mittheilung an den Engländer Robinson, daß der König durchaus geneigt sei zum Frieden, daß sowohl er wie der Kaiser ein volles Vertrauen in Oxenstjerna setzen, daß er glaube, für die spanischen Niederlande ließe sich ein Mittelweg finden zwischen der Herstellung des pyrenäischen und des nymegischen Friedens [2]).

Hier zum ersten Male tritt es uns vor Augen, daß Wilhelm III. zurückzuweichen beginnt von dem Wortlaute der großen Allianz von 1689, welcher für Spanien die Herstellung des pyrenäischen Friedens forderte.

Aber war Ludwig XIV. nur entfernt Willens sich auf jene von Oxenstjerna für die Verbündeten kundgegebenen Bedingungen einzulassen?

Im Monate August 1693 ward ein Auszug einer Depesche von Ludwig XIV. an seinen Gesandten in Stockholm, den Grafen d'Avaux,

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 104.

[2]) Heinsius an v. Haren, 18. Mai 1693. Bei v. d. He
van Heinsius p. 188.

als Flugblatt überall öffentlich verbreitet [1]). Das Blatt enthielt, daß der König von Frankreich, auf das eifrige Anſuchen einiger deutſchen Fürſten, die Bedingungen eröffnen wolle, unter denen er bereit ſei zum Frieden. Dieſe Bedingungen waren die Herſtellung der Friedensſchlüſſe von Münſter und Nymegen, die Verwandlung des Stillſtandes von 1684 in einen definitiven Frieden, jedoch mit einer Reihe von Reſtitutionen an das Reich. Unter denſelben befand ſich nicht die Stadt Straßburg. Statt derſelben wollte der König Philippsburg und Freiburg zurückgeben. — Von den anderen Mächten war in dem Flugblatte nicht die Rede.

Die Sache war nicht eine Erfindung. Bonrepos redete in gleicher Weiſe in Kopenhagen. Der ſchwediſche Geſandte Lilienroth im Haag brachte dieſelben Vorſchläge an den Grafen Windiſchgrätz. Dieſer erwiederte: „Das iſt nicht eine Friedens-Propoſition, ſondern ein Verſuch die Verbündeten zu trennen“ [2]).

Heinſius war derſelben Anſicht. Er bat den Grafen Windiſchgrätz: der Kaiſer möge den Generalſtaaten das Vertrauen ausſprechen, daß ſie, ungeachtet dieſes oder jenes Unglückes, bei der allgemeinen Sache treu aushalten würden, gleichwie ſeinerſeits der Kaiſer es verſpreche. „Aber warum, fragte der kaiſerliche Botſchafter, gehen nicht lieber die Generalſtaaten ſelber darin voran?“ — Heinſius berichtete dieſe Unterredung in der Verſammlung. Das Wort fiel dort auf einen guten Boden. Die Generalſtaaten ließen durch eine Deputation dem Botſchafter kund thun: ſie hegten in Betreff der franzöſiſchen Vorſchläge zu einem Sonderfrieden gegen den Kaiſer nicht das geringſte Mistrauen. Dagegen ſeien ſie der Ueberzeugung, daß Frankreich, aus Unvermögen den Krieg fortzuführen, den Frieden wünſche, und daß daher die Verbündeten, wenn ſie nur feſt zuſammen hielten, nicht zweifeln dürften einen ehrenhaften Frieden zu erlangen [3]).

Heinſius perſönlich verſtärkte dieſe Ausdrücke. Er erging ſich in heftigen Worten gegen die Kurfürſten von Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg, gegen den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, welche da-

[1]) Das Flugblatt hat den Titel: Extrait d'une depesche du Roy a Mr. d'Avaux. Du .. juillet 1693.

[2]) Bericht vom 29. Auguſt.

[3]) Desgleichen.

mals sich weigerten einen Beitrag von 50,000 Thalern für Kursachsen noch weiter zu zahlen. „Die deutschen Fürsten, rief er, wollen von dem Kriege prosperiren, nichts dafür beitragen. Aber sie irren sich. Die Generalstaaten werden keinen Stüber mehr für Andere auf sich nehmen." Er ließ dagegen die Willfährigkeit durchblicken zu noch größeren eigenen Leistungen. Er bat dringend, daß Windischgrätz dem Kaiser melde: der König von Frankreich könne nicht mehr. Die Noth dort steige rasch. So am 3. September.

Ludwig XIV. hatte im Eingange jener Veröffentlichung sich berufen auf die Aufforderungen von deutschen Fürsten zum Frieden. Einer nach dem anderen erhob in Regensburg Protest gegen eine solche Behauptung [1]). Demnach war der Versuch in dieser Form fast von Anfang an als gescheitert anzusehen. Wir werden bald in neuer Form ihn wieder auftauchen sehen.

Dem Kaiser Leopold dagegen mußte, nach der Lage der Dinge, jene Kundgebung der Generalstaaten sehr erwünscht kommen. Denn er war gerade darauf aus, ihre Thätigkeit zur See stärker in Anspruch zu nehmen. Es lag ihm vor allen Dingen daran, zu Gunsten sowohl für Spanien als auch für Savoyen die Hülfe einer englisch-holländischen Flotte im Mittelmeere zu erlangen. Zu diesem Zwecke hatte ja auf das Drängen des Kaisers schon zu Ende 1692 ein Geschwader dahin abgehen sollen. Wir erinnern uns, daß die Abfahrt Rookes sich verzögerte bis in den Juni 1693, daß dann am Cape St. Vincent der französische Admiral Tourville die Flotte theils vernichtete, theils zerstreuete. Auf die Kunde dieses Unglückes erneuerten Spanien für sich, der Kaiser für Savoyen den Wunsch, im August, daß die eigentliche Kriegesflotte nicht bloß ins Mittelmeer gesendet werden, sondern dort auch überwintern möge. Der erste Vorschlag ward bereits gemacht am 1./11. August 1693. Alle spanischen Häfen, fügten Windischgrätz und Quiros hinzu, würden zur Verfügung stehen. Der Vorschlag erschien sowohl dem Könige von England wie Heinsius allzu weit aussehend. Es sei dort kein spanischer Hafen, erwiederten sie, in welchem die Schiffe überwintern, auch nur carenniren könnten. Erst einige Tage später erhielten die beiden Gesandten genauere Nachrichten über

[1]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 95 und 108.

die Beschaffenheit von Port Mahon auf der Insel Minorka. Quiros reichte darüber eine Denkschrift ein. Windischgrätz unterstützte dieselbe durch den Hinweis, daß eine holländisch-englische Kriegesflotte im Mittelmeere nicht bloß Spanien und Savoyen schützen und ermuthigen, sondern auch einen starken Druck auf die Türken üben werde zu Gunsten des Friedens [1]).

Es war der letzte Gedanke, welchen der Graf Windischgrätz persönlich im Haag geltend machte. Dann schied er, seinem lang gehegten Wunsche gemäß, den der König Wilhelm III. beim Beginne des Feldzuges ihm durchkreuzt, zur Rückkehr nach Wien. Nicht weniger nachdrücklich betrieb darum der Kaiser den Plan. „Es verlautet, meldete er am 18. September dem Grafen Stratemann im Haag, daß die gesammte französische Flotte im Mittelmeere überwintern solle. Demgemäß sind von derselben an den Küsten Italiens Diversionen zu erwarten." Der Kaiser mahnt die Seemächte die Consequenzen dessen zu erwägen, und entgegen zu treten, so lange man es noch vermöge. Denn im anderen Falle könne von dort her die gemeine Sache einen tödtlichen Stoß erhalten [2]).

Die Worte des Kaisers wurden von dem Könige Wilhelm und Heinsius in ernstliche Erwägung gezogen. Den Sommer über hatten sie in wiederholten Erörterungen gegenseitig ihre Ansicht festgestellt, daß der König von Frankreich sich beugen werde nur überlegenen Kräften. Aber in diesem letzten Feldzuge von 1693 hatten sich die Waffen der Verbündeten den französischen an Zahl durchweg nicht einmal gewachsen gezeigt. Demnach mußte, auch ungeachtet daß Frankreich bei seiner inneren Bedrängnis für 1694 kaum wieder die gleichen Streitkräfte aussenden würde, von Seiten der Verbündeten die Zahl der ihrigen gesteigert werden. So die Ansicht des Königs Wilhelm III. und des Rathspensionärs Heinsius.

Am 19. October 1693 beschlossen die Stände von Holland, daß die Armee für den nächsten Feldzug um 15,000 Mann vermehrt werden solle. Es war vorauszusehen, daß die Provinzen Groningen und Friesland sich sträuben würden. „Dessen ungeachtet, fügt Strate-

[1]) Berichte des Grafen Windischgrätz vom 25. August und 3. September.
[2]) Kaiserliches Rescript vom 18. September.

mann seinem Berichte hinzu, zweifelt man nicht an dem Effecte." Wenige Tage später ersuchte ihn Heinsius im Namen der Republik es dem Kaiser zu melden, und ferner, daß sie ihre Flotte verstärken werde auf sechzig Capital-Schiffe, ohne Fregatten und Brander[1]).

Bevor der König nach England aufbrach, erschien er in der Versammlung der Generalstaaten. Er warf einen kurzen Rückblick auf den Feldzug. Er habe, sagte er, alles gethan was er vermocht, um den Feind zu einem billigen und ehrenhaften Frieden zu zwingen. Er habe es nicht vermocht. Man müsse daher dies hoffen von dem nächsten Feldzuge. Er werde sich bemühen, auch das Parlament zu bewegen zu einer nach Verhältnis entsprechenden Mehrleistung zu Lande und zu Wasser. Er hoffe, daß dann auch den Verbündeten dies zum Vorbilde der Nachahmung gereichen werde[2]).

Der Wind blies andauernd ungünstig. Erst am 7. November konnte der König sich mit sicherer Erwartung der Abreise zu Schiffe begeben. Die Fahrt war dann ungewöhnlich rasch. Am Nachmittage des 8. November landete er in Harwich.

Und abermals richteten sich die Blicke erwartungsvoll nach England. Die Nachricht von den gesteigerten Rüstungen in der Republik konnte in Versailles und St. Germain nicht mehr unbekannt sein. Gespannter als jemals zuvor seit der Kriegserklärung lauschte man dahin, wie das Parlament den König empfangen würde.

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 29. October.

[2]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 123.

Achtzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1694.

Die Seſſion des Parlamentes von England im Winter 1693/4 iſt für das Verfaſſungsleben von England von beſonderer Wichtigkeit. Denn zum erſten Male entſchloß ſich der König Wilhelm III., zuwider ſeinem bisherigen Verhalten, ſeine Miniſter nur oder doch faſt nur aus einer der Parteien zu wählen, nämlich aus der Whig-Partei. Indem wir den Hergang dieſer Dinge ins Auge zu faſſen haben, liegt es uns ob dahin zu ſtreben, daß in unſere Betrachtung ſich nicht hineinmiſche die Reflexion einer ſpäteren Zeit, daß wir dagegen uns klar zu machen ſuchen, in welchem Lichte die damalige Mitwelt die Sache anſchaute. Wir haben daher hier wie immer hauptſächliches Gewicht zu legen auf das Urtheil eines vom engliſchen Parteigetriebe nicht berührten, aber der Dinge kundigen und für England wohlwollenden Augenzeugen, des kaiſerlichen Reſidenten Hoffmann.

Der Ankunft des Königs Wilhelm III. in England ging eine Reihe ungünſtiger Nachrichten voran. Zuerſt kam diejenige der Aufhebung der Belagerung von Belgrad. „Sie gereicht, meldet Hoffmann, der engliſchen Nation zum höchſten Leidweſen“. Dazu fügte ſich die andere des Verluſtes von Charleroi. Es folgte eine dritte und nächſte, diejenige der Wegnahme mehrerer reichen Weſtindienfahrer. Obwohl von einem Kriegsſchiffe begleitet, waren ſie doch zwei geringeren franzöſiſchen Kapern zur Beute geworden. „Das Schimpflichſte bei dieſem Verluſte iſt, fügt Hoffmann ſeinem Berichte hinzu, daß, nachdem dieſe Flotte alle Gefahren von Barbadoes her bis faſt in den Hafen über-

ſtanden, dies Unglück über ſie kommt im Angeſichte der Küſte ihres Vaterlandes, zu einer Zeit, wo dasſelbe 140 Kriegsſchiffe, groß und klein, die Jachten mit inbegriffen, in See hält. Es liegt alſo nicht an dem Mangel der Mittel zur Abwehr, ſondern an der nicht richtigen Verwendung dieſer Kräfte, an dem Mangel der Wachſamkeit und der einſichtigen Leitung" [1]).

Dies Unglück rief die Erinnerung an dasjenige des Sommers in der Bucht von Lagos bei St. Vincent lebendig wieder vor Augen. Die Unterſuchung desſelben durch das Parlament ſtand bevor. Man wußte, daß die Admirale, welche den Sommer über das Commando geführt, ſich bemühen würden alle Schuld zu wälzen auf die Commiſſion, welche die Functionen des Groß-Admirals ausübte, und umgekehrt. Hoffmann ſprach im voraus ſeine Anſicht aus, daß bei allen dieſen Angelegenheiten weder ein Verrath unterlaufe, noch eine jacobitiſche Geſinnung, ſondern daß das große Unglück bei St. Vincent wie die kleineren, beizumeſſen ſeien der allgemeinen Zerfahrenheit, der Rechthaberei, der Ränkeſucht des Einen wider den Anderen, kurz der Spaltung der engliſchen Nation in die zwei großen Parteien, die er, wie durchweg die Geſandten damaliger Zeit, bezeichnet als die Anglicaner und Presbyterianer. Er ſchilderte die Stimmung der letzteren als ſehr unzufrieden. So wie bisher, ſagten ſie, könne es nicht bleiben. Der Zuſtand ſei nicht zu ertragen.

Wir erinnern uns, daß, obwohl in dem neugewählten Unterhauſe von 1690 zuerſt die Tories überwogen, dennoch bereits im Jahre 1692 die Whig-Partei eine, wenn auch geringe Mehrheit beſaß. Wir erinnern uns ferner des Anſturmes dieſer Partei in der Seſſion zuvor gegen den Staats-Secretär Nottingham, den Tory. Der König hatte damals ihn gehalten, hatte die Forderungen der Partei zu beſchwichtigen geſucht durch die Ernennung der Whigs, Somers und Trenchard. Aber für die Seſſion von 1693/4 waren die Whigs entſchloſſen zum erneuten und ſtärkeren Anlaufe, ſowohl gegen den Grafen Nottingham als den Marquis Caermarthen, den Präſidenten des geheimen Rathes, namentlich indeſſen gegen den erſteren. Denn obwohl, ſagten ſie,

---

[1]) Hoffmanns Bericht 1

Nottingham auf die Seesachen direct keinen Einfluß habe, so sei doch die Ernennung der drei Admirale, welche mittelbar die Schuld trügen an dem Verluste in der Bucht von Lagos bei St. Vincent, geschehen durch seinen Einfluß. Er selber wie zwei jener Admirale seien heimliche Jacobiten. Die Whigs vertrauten für diesen Angriff nicht bloß auf das Uebergewicht ihrer Zahl. Ihre Macht ward verstärkt dadurch, daß das baare Geld der Nation sich hauptsächlich in den Händen der Whigs befand, daß namentlich der Gemeinderath von London ihrer Partei angehörte. Die Kundigen waren der Ansicht, daß die Whig-Partei, wenn die anderen Mittel nicht ausreichten, durch das Bedürfnis des Geldes auf den König drücken werde. Demnach, sagten sie, trete an ihn dies Mal besonders die höchst schwierige Aufgabe heran, wie er es anfangen wolle, die für einen König von England so hoch wichtige und nöthige Unparteilichkeit zu bewahren, wie er es vermeiden könne, der einen Partei den Vorzug zu geben vor der anderen. Denn die Erfahrung lehre, sagte man, daß ein solcher Vorzug der einen Partei vor der anderen, die Ausschließung also der einen, noch niemals ohne schädliche ja unheilvolle Folgen geblieben sei [1]).

Wir haben Gewicht zu legen auf diese letzten Worte. Sie zeigen, wie fremd der damaligen Zeit noch die Idee entgegen trat, welche durch den Brauch und die Gewöhnung späterer Zeiten sich zu einer specifisch constitutionellen entwickelt hat, nämlich daß der König von England verpflichtet sei, ein in sich einheitliches und solidarisches Ministerium zu bilden aus der jeweiligen Mehrheit des Unterhauses. Es tritt uns in diesem Falle wie in vielen anderen die Beobachtung nahe, daß das Verfassungsleben von England sich nicht gestaltet hat nach vorher fertigen Theorien, sondern erwachsen ist aus den jeweiligen praktischen Bedürfnissen von England, und darum auch nur auf dem Boden, aus welchem es erwachsen, die volle Lebensfähigkeit besitzen kann.

Die Ankunft des Königs verzog sich bis über den Termin der Einberufung des Parlamentes hinaus. „Es sind, sagt Hoffmann, dadurch nicht bloß für die Verhandlungen zwölf Tage verloren, sondern

[1]) Hoffmanns Bericht vom 10. September.

eben so viele für das Cabaliren gewonnen." Es liegt demnach vor Augen, mit welcher Besorgnis die dem Könige wohlwollenden Personen dem zu erwartenden Sturme entgegen schauten. Aber auch der König hatte dies alles wohl erwogen. Demgemäß faßte er seine Entschlüsse.

Am Tage vor der Eröffnung des Parlamentes vernahm man die Kunde, daß der König den Staats-Secretär Nottingham entlassen. Der König hatte am selben Tage den Whig Shrewsbury zu sich entboten, um ihm die erledigten Siegel anzubieten. Wir erinnern uns, daß Shrewsbury mit St. Germain in Verbindung stand. Er wich damals, im November 1693, dem Erbieten des Königs aus. Erst später, im März 1694, entschloß er sich dennoch zu der Annahme, und wir werden dann den Verlauf dieser Angelegenheit zu überblicken haben. — Am Abende noch jenes Tages vernahm man die neue Kunde, daß der König die drei Admirale des Commandos enthoben, und die Führung der Flotte wieder an Russel übertragen, den notorischen Whig. Auch Russels Beziehungen mit St. Germain in Folge dessen werden später uns vor Augen treten. Für damals, für die Eröffnung des Parlamentes, tritt in den Vordergrund seine Eigenschaft als Whig. Der Schritt des Königs in Betreff der Ernennung von Russel stellte auch jenen ersteren, die Entlassung Nottinghams, dem der König in keiner Weise eine Unzufriedenheit bewies, in helleres Licht. Der König wollte augenscheinlich der Whig-Partei entgegen kommen. Er verließ damit thatsächlich in diesem Falle das bisher befolgte Princip einer aus beiden Parteien gemischten Regierung [1]).

Vernehmen wir darüber das Urtheil von Hoffmann in seinem Berichte des Vorganges an den Kaiser. „Der König, sagt er, sucht dadurch im Interesse seiner Forderungen an das Unterhaus die Whig-Partei sich zu verpflichten, und zugleich die Klagen und Beschwerden, mit denen dieselbe viele Zeit verlieren würde, von vorn herein abzuschneiden. Ob er besser fahren wird die Geschäfte nur Presbyterianern aufzutragen, als bisher, wo er Mitglieder aus beiden Parteien nahm, muß die Zeit lehren. Zum wenigsten benimmt er dadurch der stärkeren Partei, die fortan allein die Angelegenheiten in Händen hat, alle Ent-

[1]) Die Berichte vom 30. October

im Unterhause erhielt sie nicht die Mehrheit [1]). Die Gefahr demnach für den König dieser Bill abermals die Sanction zu versagen, sank unter. Sie tauchte dann aufs neue empor im Oberhause. Dort brachte ein eifriges Mitglied die Triennial-Bill vor in der ursprünglichen Gestalt vom Jahre zuvor. Sein Antrag ging durch. Man war überrascht, erstaunt. „Es ist das erste Mal, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, daß in dieser Sitzungs-Periode das Oberhaus sich bemerkbar macht. Bisher hat es gesessen wie nur der Form wegen." Aber es handelte sich darum, ob die an Macht und Autorität stärkere Körperschaft des Unterhauses beitreten würde. Es geschah nicht. Dasselbe Unterhaus, welches im Jahre zuvor die Triennial-Bill so nachdrücklich betrieben, welches auch im November 1693 für Wochen lang daran festgehalten, ließ nun in wenigen Tagen zum zweiten Male sie fallen. Die Thatsachen liegen vor: die Motive solcher Wandlungen sind unberechenbar.

Andererseits ward die Stimmung im Unterhause immer geneigter für die Forderungen des Königs zum Zwecke des Landkrieges. Am 5./15. December wurde der Anschlag für die Land-Armee vorgelegt. Die Zahl war 93,000 Mann, demnach 30,000 Mann mehr als im Jahre zuvor, vertheilt auf sechsunddreißig neue Regimenter Infanterie und Cavallerie, zum Betrage von fast drei Millionen Pfund Sterling. Das Unterhaus verlangte zuerst den Bestand der Kriegesmacht auch der verbündeten Mächte zu erfahren. Dies Verlangen zielte, wie immer in solchen Fällen, auf die Republik Holland. Sie habe, hieß es, den Seehandel zur Zeit fast allein in Händen. Es sei darum billig, daß sie vorangehe. Daß indessen das Unterhaus bewilligen werde, daran bestand vom Tage der Vorlage an kein Zweifel. Demnach beliefen sich die Bewilligungen des Unterhauses für den Feldzug von 1694 auf etwa 6 Millionen Pfund Sterling. Wir erinnern uns, daß dreißig Jahre zuvor die Summe von $2\frac{1}{2}$ Millionen für den ersten Seekrieg Carls II. von den Engländern selbst angestaunt wurde. Das Sinken des Geldwerthes innerhalb dieser dreißig Jahre mochte kaum bemerklich sein. Nun bewilligte man für das sechste Kriegesjahr weit mehr als

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. December: Das Unterhaus hat die Triennial-Bill fallen lassen, aus Ursachen daß sie so modifizirt worden, daß sie nichts mehr bedeutet hat.

das Doppelte. Die Summe trug nach damaligem Reichsgelde aus 27 Millionen Thaler in Gold. „Das ist ein Betrag, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, von welchem kein anderes Land zu sprechen fähig ist" [1]). Richtiger vielleicht dürfte er gesagt haben: welche kein anderes Land freiwillig sich selber aufzuerlegen fähig ist. Denn allerdings entnahm Ludwig XIV. von seinen Unterthanen ungleich mehr, nicht jedoch vermöge ihrer Zustimmung. Die Verschiedenheit in der Lage der beiden Nationen, der englischen und der französischen, war selten vorher so grell hervorgetreten wie in dem Winter von 1693 auf 1694. Richten wir daher unsere Blicke nach Frankreich.

Nicht bloß das Getreide war im Sommer 1693 in Frankreich misrathen, sondern auch der Wein und die Kastanien in den Provinzen, die sonst daran Ueberfluß hatten [2]). Man berechnete bereits im November, daß das Brot für die Truppen sechszehn Millionen französischer Livres mehr erfordern werde. Aber es handelte sich um das Volk. Die Frage der Abwehr der Hungersnoth trat als die dringendste in den Vordergrund. Die Berichte der Pfarrer der Kirchspiele von Paris ergaben, daß außer den notorischen Bettlern 240,000 Personen in Paris der Unterstützung bedürften. Der König ließ in dieser Stadt monatlich 40,000 französische Thaler unter die Bedürftigen vertheilen. Der Wille war gut: die That reichte nicht. Man befürchtete dort, daß die allgemeine Noth Gewaltacte hervorrufen würde. Die Gardes du Corps wurden fast sämmtlich nahe um Paris herangezogen, damit sie in einem solchen Falle zur Hand seien.

Die im November 1693 eingezogenen Berichte bestätigten von allen Seiten, daß Frankreich nicht das erforderliche Getreide besitze für den Unterhalt der Menschen bis zur nächsten Ernte, daß man daher dringend der Einfuhr bedürfe. Demgemäß hob der König die Zölle für die Einfuhr auf, nicht bloß für französische Schiffe, sondern auch für fremde, ja selbst für diejenigen der feindlichen Nationen, denen man besondere Sicherheitspässe versprach. So mochte Verschiedenes eingeführt werden, namentlich im Südosten durch die Schiffe von Genua. Dennoch reichte dies so wenig, daß namentlich das Heer

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. December 1693.

[2]) Folgende die Berichte des Schweden Palmquist aus St. A. H. — Man sehe Anlage I.

Am 14./24. November trat das Unterhaus wieder zusammen. Eine Dank-Adresse auf die Thronrede ward nicht beantragt. Dagegen beschloß das Unterhaus, ohne Widerspruch, den König und seine Regierung zu unterstützen. Es ward bemerkt, daß der sonst übliche Ausdruck: mit Hab und Gut, in diesem Beschlusse fehlte. Zunächst jedoch solle die übele Leitung der Seesachen des vergangenen Sommers untersucht werden. Die betreffenden Schriftstücke wurden eingefordert, die Personen vorgeladen [1]).

Wir erinnern uns, daß der König in der Session des Winters zuvor die Triennial-Bill abgelehnt hatte. Das Unterhaus nahm sie am 16./26. November wieder vor. Sie ward zum ersten Male verlesen. Dann jedoch ging das Unterhaus auf die Angelegenheit der Subsidien ein. Ohne Widerspruch ward beschlossen, dem Könige die für die Flotte erforderlichen Mittel zu gewähren, demnach ihn um die detaillirte Vorlage zu ersuchen.

Die Aussichten wurden mithin in so weit heller, daß man annehmen durfte, das Unterhaus werde die verlangten Mittel gewähren, so jedoch daß auch der König dann seine Zustimmung gebe zu der Triennial-Bill. Ein Bedenken erregte andererseits, daß das Unterhaus, anstatt, wie sonst, den gesammten Kriegsstaat zu Wasser und zu Lande zugleich vorzunehmen, dies Mal nur von der Flotte gesprochen [2]).

Die detaillirte Forderung für die Flotte ergab reichlich $2\frac{1}{3}$ Million Pfund Sterling. Statt der früheren 30,000 Seeleute, waren 40,000 erforderlich. Um den König nicht warten zu lassen, bis die einzelnen Posten bewilligt würden, beschloß das Unterhaus am 21. November/1. December, ihm sogleich eine Anleihe von 400,000 £ zur Verfügung zu stellen [3]).

Während so die Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang der Dinge stiegen, war das Unterhaus eben so sehr beflissen für die eigenen Angelegenheiten. Täglich nahm es die Triennial-Bill vor. Zu derselben kam noch eine andere, die Place-Bill. Der wesentliche Inhalt derselben war, daß fortan kein Mitglied des Parlamentes ein Amt

[1]) Hoffmanns Berichte vom 17. und 24. November.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 27. November.
[3]) Desgl. vom 1. December.

des Hofes oder der Regierung besitzen dürfe. Man wußte im voraus, daß der König die eine Bill wie die andere betrachte wie einen Eingriff in seine Prärogative. Dennoch theilten auch Unparteiische die Hoffnung, daß er, nach einigen Ermäßigungen in beiden Bills, sich zur Sanction entschließen werde [1]).

Daneben her haderten die beiden Parteien über die Misgriffe in den Seesachen des letzten Jahres. Die Whigs setzten den Beschluß durch: es sei die Meinung des Hauses, daß die Misleitung notorisch und verrätherisch gewesen sei. Aber wer war der Verräther? Das Unterhaus war zwei volle Tage mit der Erforschung desselben beschäftigt. „Die Aufgabe, fügt Hoffmann hinzu, ist allerdings schwerer, als im allgemeinen die Sache eine Verrätherei zu nennen, es wäre denn daß man Alle, die mit der Angelegenheit zu thun gehabt, als Verräther bezeichnen wollte" [2]). Aber jede Partei suchte die ihrigen zu retten. Die Tories wälzten alle Schuld auf das Verpflegungs-Amt, welches besetzt war mit Whigs. Von dieser Partei aus ward ein Antrag eingebracht, welcher das Verpflegs-Amt frei sprach. Er erhielt die Mehrheit. Die Whig-Partei ihrerseits machte die commandirenden Admirale für alles verantwortlich. Diese waren Tories. Es ward ein Antrag eingebracht, der sie schuldig sprach. Er erhielt nicht die Mehrheit. Demnach hatte das Unterhaus eine Verrätherei anerkannt, die Betheiligten jedoch sämmtlich vom Verrathe freigesprochen. Und damit war die Sache zu Ende.

Von Anfang an indessen stand als das allgemeine Urtheil fest, daß die Commission, in deren Händen die Admiralität lag, nicht bleiben könne. Der König ernannte eine neue Commission mit Russel an der Spitze. In so fern endete auch diese Angelegenheit zum Vortheile der Whig-Partei.

Immer günstiger stellten sich inzwischen die Dinge für den König. Die Triennial-Bill ward im Unterhause verlesen einmal, zweimal. Aber es kamen bedeutende Modificationen hinein, so sehr daß nach der Ansicht Vieler die Bill werthlos wurde. Bei der dritten Lesung

---

[1]) Der Bericht vom 1. December.
[2]) Desgl. vom 4. und 8. December.

Am 14./24. November trat das Unterhaus wieder zusammen. Eine Dank-Adresse auf die Thronrede ward nicht beantragt. Dagegen beschloß das Unterhaus, ohne Widerspruch, den König und seine Regierung zu unterstützen. Es ward bemerkt, daß der sonst übliche Ausdruck: mit Hab und Gut, in diesem Beschlusse fehlte. Zunächst jedoch solle die übele Leitung der Seesachen des vergangenen Sommers untersucht werden. Die betreffenden Schriftstücke wurden eingefordert, die Personen vorgeladen [1]).

Wir erinnern uns, daß der König in der Session des Winters zuvor die Triennial-Bill abgelehnt hatte. Das Unterhaus nahm sie am 16./26. November wieder vor. Sie ward zum ersten Male verlesen. Dann jedoch ging das Unterhaus auf die Angelegenheit der Subsidien ein. Ohne Widerspruch ward beschlossen, dem Könige die für die Flotte erforderlichen Mittel zu gewähren, demnach ihn um die detaillirte Vorlage zu ersuchen.

Die Aussichten wurden mithin in so weit heller, daß man annehmen durfte, das Unterhaus werde die verlangten Mittel gewähren, so jedoch daß auch der König dann seine Zustimmung gebe zu der Triennial-Bill. Ein Bedenken erregte andererseits, daß das Unterhaus, anstatt, wie sonst, den gesammten Kriegsstaat zu Wasser und zu Lande zugleich vorzunehmen, dies Mal nur von der Flotte gesprochen [2]).

Die detaillirte Forderung für die Flotte ergab reichlich $2\frac{1}{3}$ Million Pfund Sterling. Statt der früheren 30,000 Seeleute, waren 40,000 erforderlich. Um den König nicht warten zu lassen, bis die einzelnen Posten bewilligt würden, beschloß das Unterhaus am 21. November/1. December, ihm sogleich eine Anleihe von 400,000 £ zur Verfügung zu stellen [3]).

Während so die Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang der Dinge stiegen, war das Unterhaus eben so sehr beflissen für die eigenen Angelegenheiten. Täglich nahm es die Triennial-Bill vor. Zu derselben kam noch eine andere, die Place-Bill. Der wesentliche Inhalt derselben war, daß fortan kein Mitglied des Parlamentes ein Amt

[1]) Hoffmanns Berichte vom 17. und 24. November.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 27. November.

[3]) Desgl. vom 1. December.

das Doppelte. Die Summe trug nach damaligem Reichsgelde aus 27 Millionen Thaler in Gold. „Das ist ein Betrag, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, von welchem kein anderes Land zu sprechen fähig ist" [1]). Richtiger vielleicht dürfte er gesagt haben: welche kein anderes Land freiwillig sich selber aufzuerlegen fähig ist. Denn allerdings entnahm Ludwig XIV. von seinen Unterthanen ungleich mehr, nicht jedoch vermöge ihrer Zustimmung. Die Verschiedenheit in der Lage der beiden Nationen, der englischen und der französischen, war selten vorher so grell hervorgetreten wie in dem Winter von 1693 auf 1694. Richten wir daher unsere Blicke nach Frankreich.

Nicht bloß das Getreide war im Sommer 1693 in Frankreich misrathen, sondern auch der Wein und die Kastanien in den Provinzen, die sonst daran Ueberfluß hatten [2]). Man berechnete bereits im November, daß das Brot für die Truppen sechszehn Millionen französischer Livres mehr erfordern werde. Aber es handelte sich um das Volk. Die Frage der Abwehr der Hungersnoth trat als die dringendste in den Vordergrund. Die Berichte der Pfarrer der Kirchspiele von Paris ergaben, daß außer den notorischen Bettlern 240,000 Personen in Paris der Unterstützung bedürften. Der König ließ in dieser Stadt monatlich 40,000 französische Thaler unter die Bedürftigen vertheilen. Der Wille war gut: die That reichte nicht. Man befürchtete dort, daß die allgemeine Noth Gewaltacte hervorrufen würde. Die Gardes du Corps wurden fast sämmtlich nahe um Paris herangezogen, damit sie in einem solchen Falle zur Hand seien.

Die im November 1693 eingezogenen Berichte bestätigten von allen Seiten, daß Frankreich nicht das erforderliche Getreide besitze für den Unterhalt der Menschen bis zur nächsten Ernte, daß man daher dringend der Einfuhr bedürfe. Demgemäß hob der König die Zölle für die Einfuhr auf, nicht bloß für französische Schiffe, sondern auch für fremde, ja selbst für diejenigen der feindlichen Nationen, denen man besondere Sicherheitspässe versprach. So mochte Verschiedenes eingeführt werden, namentlich im Südosten durch die Schiffe von Genua. Dennoch reichte dies so wenig, daß namentlich das Heer

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. December 1693.

[2]) Hier und für das Folgende die Berichte des Schweden Palmquist aus Paris, in den Robethon Papieren St. A. H. — Man sehe Anlage I.

ſchuldigung für etwaige künftige Uebelſtände in der Leitung der Geſchäfte. Andererſeits iſt zu beſorgen, daß die Partei der Anglicaner ſich dadurch zurückgeſtoßen fühle" [1]).

Dieſe Worte Hoffmanns laſſen erſehen, daß eben ſo wie bei dem Könige, ſo auch bei den Mitgliedern des Parlamentes ſelbſt der Gedanke an irgend eine Verpflichtung des Königs, ſeine Räthe aus der Mehrheit des Unterhauſes zu nehmen, noch nicht aufkam. Denn, wenn ſo etwas ausgeſprochen wäre, ſo würde es dem Ohre oder Auge eines Beobachters wie Hoffmann nicht entgangen ſein. Nach ſeiner Anſicht wirkte auf den König für das Hinüber-Lenken zu der Whig-Partei ein doppelter Beweggrund. Der eine entſtammte aus der Lage der Dinge nach außen, aus dem Beſtreben des Königs diejenige Partei, welche die Mehrheit beſaß, ſich willfährig zu machen für ſeine geſteigerten Forderungen zum Kriege. Die nachdrückliche Führung des Krieges gegen Ludwig XIV. überhaupt iſt ja das in der Seele Wilhelms III. dominirende Princip. Um dieſes Principes willen wirft er das eine Mal die königliche Autorität in die Wagſchale der Tories, geht er ein anderes Mal mit den Whigs. — Der andere Beweggrund des Königs erwuchs aus der Lage der Dinge in England, im Parlamente. Indem er der Whig-Partei zu einem bedeutenden Theile dasjenige entgegen trug, was ſie durch ihren Anſturm gegen die Tory-Räthe, durch die Erörterungen über geſchehene Dinge zu erreichen hofften, wollte er dieſen Hader mit dem daran hangenden Zeitverluſte abſchneiden. Er wollte zugleich — und hierin liegt der wichtige Fortſchritt in der conſtitutionellen Praxis — für den nächſten Feldzug die Verantwortlichkeit löſen von der Parteiſtellung, ſie zu einer lediglich ſachlichen machen.

Am 7./17. November trat das Parlament zuſammen. Wir haben in Betreff der Thronreden des Königs wiederholt auf ſeinen Grundſatz hingewieſen, ſelber ſie abzufaſſen. Demnach haben ſeine Thronreden geſchichtlich eine ganz andere Bedeutung als diejenigen ſpäterer Zeiten. Sie ſpiegeln uns dar, wie der König perſönlich die Dinge anſah, oder doch, wie er ſie vom Parlamente angeſchaut wiſſen wollte. Der König redete wie folgt.

[1]) Bericht vom 17. November 1693.

„Mylords und Herren. Ich bin immer froh hier mit Euch zusammen zu treffen, und ich möchte herzlich wünschen, daß unsere Befriedigung darüber zur Zeit nicht verringert würde durch die Nachtheile, die wir in diesem Jahre zu Lande erlitten, so wie durch die übele Leitung der Dinge zur See. Nach meiner Ansicht liegt es vor Augen, daß die ersteren herrühren nur von der Zahl unserer Gegner, die sich aller Orten uns überlegen fand. Was dagegen das Misgeschick zur See betrifft, welches so schwere Verluste für diese Nation nach sich gezogen, so hat es mich auf das tiefste bekümmert, und wie ich Sorge tragen werde, daß die an ihrer Pflicht Säumigen ihre Strafe erleiden, so bin ich zugleich entschlossen das Aeußerste aufzubieten, daß unsere Kräfte zur See in Zukunft angemessen verwendet werden. Dagegen wird es Eurer Sorgfalt würdig sein zu untersuchen, ob wir ausreichend versehen sind sowohl in Betreff der Zahl unserer Schiffe, als auch mit den geeigneten Häfen westwärts hin, damit wir von dort aus unsere Feinde desto mehr zu belästigen vermögen, so wie unseren Handel zu beschützen, welcher so wesentlich ist für die Wohlfahrt des Königreiches."

„Mylords und Herren. Ich erkenne vollaus die große Zuneigung an, mit welcher Ihr mich immer unterstützt habt bei den schweren Lasten des Krieges. Sie sind in der That sehr schwer gewesen. Und dennoch lebe ich der Ueberzeugung, wir werden nach der Erfahrung dieses Sommers uns Alle einigen in dem Urtheile, daß, um den Krieg nach Wunsch hinaus zu führen, uns die Nothwendigkeit obliegt, unsere Streitkräfte zu Wasser und zu Lande für den nächsten Feldzug zu verstärken. Unsere Bundesgenossen haben in Betreff der ihrigen diesen Beschluß gefaßt, und ich zweifele nicht, Ihr werdet nach den gegenwärtigen Erfordernissen mir die ausreichenden Mittel gewähren, zu handeln in entsprechender Weise. Demnach empfehle ich Euch Herren vom Hause der Gemeinen dringend, so zeitige Beschlüsse darüber zu fassen, daß Eure Bewilligungen wirksam, und unsere Vorbereitungen so gefördert werden, wie die Sicherheit und die Ehre der Nation es verlangt" [1]).

Die Rede ward mit Schweigen vernommen. Das Unterhaus zog sich zurück. Beide Häuser vertagten sich.

---

1)

ſei ſie noch ein Jahr lang zu ernähren, nicht jedoch ihnen Lohn zu zahlen. Er ſtellte Jedem frei zu gehen. Wie geringen Troſt dieſe Erlaubnis in ſich barg, zeigt uns der Hinblick auf diejenigen, welche wirklich bezahlt wurden. „Der Marſchall Boufflers, meldete der Schwede Palmquiſt, hat neulich über das ihm verliehene Regiment der Garde Heerſchau gehalten. Er hat demſelben ein Donativ von 300 Piſtolen gemacht. Dazu hat der König, in Betracht der Theuerung, den Sold für den Mann um täglich zwei Sous erhöht. Das hindert ſie jedoch nicht die Bäckerwagen zu plündern, und die Frauen zu berauben, welche Lebensmittel zum Verkaufe in die Stadt tragen.“ „Ueberhaupt, meldete er, mehren ſich Diebſtahl und Raub. In Paris werden Carroſſen angehalten und ausgeraubt. Man meint, die Thäter ſeien unbezahlte Offiziere“ [1]). In einem anderen Berichte meldet Palmquiſt: „Da die Truppen gar nicht bezahlt werden, ſo iſt beſtändig die Rede von Diebſtahl, Raub, ſelbſt von Mord, ſo daß es unſicher iſt, ſich bei Nacht auf den Straßen von Paris zu befinden“ [2]).

Denn auch der Wille des Königs das active Heer zu bezahlen, erlahmte oft an der Unmöglichkeit. Der Gouverneur von Charleroi ſendete einen Courier mit der Meldung: er habe die Meuterei der Beſatzung nur dadurch hintan halten können, daß er ſein eigenes Silbergeſchirr zum Pfande geſetzt für die Auszahlung der fälligen Löhnung binnen drei Tagen. Der König ſchickte auf der Stelle den Courier zurück mit der erforderlichen Summe aus ſeiner eigenen Caſſe [3]). In einem anderen Falle, auf die Klage eines Hauptmannes der Garde, daß er ſich des Andringens ſeiner Mannſchaft nicht erwehren könne, ſchickte der König einen Gefreiten an den Kriegszahlmeiſter Turmenie, mit der Forderung der benöthigten Summe. Der Gefreite brachte die Antwort, daß kein Geld vorräthig. Er erhielt den Befehl abermals hinzugehen und bei Turmenie Quartier zu nehmen.

[1]) Bericht vom 18. December 1693: On dit que ce sont des officiers de guerre qui sont réduits à cette extrémité, faute d'estre payés.

[2]) Commes les trouppes ne sont point payées, on entend toujours parler de vols et de brigandages, même de massacres, de sorte qu'il y a peu de seureté d'aller par les rues la nuit.

[3]) Bericht vom 4. December.

des Hofes oder der Regierung besitzen dürfe. Man wußte im voraus, daß der König die eine Bill wie die andere betrachte wie einen Eingriff in seine Prärogative. Dennoch theilten auch Unparteiische die Hoffnung, daß er, nach einigen Ermäßigungen in beiden Bills, sich zur Sanction entschließen werde [1]).

Daneben her haderten die beiden Parteien über die Misgriffe in den Seesachen des letzten Jahres. Die Whigs setzten den Beschluß durch: es sei die Meinung des Hauses, daß die Misleitung notorisch und verrätherisch gewesen sei. Aber wer war der Verräther? Das Unterhaus war zwei volle Tage mit der Erforschung desselben beschäftigt. „Die Aufgabe, fügt Hoffmann hinzu, ist allerdings schwerer, als im allgemeinen die Sache eine Verrätherei zu nennen, es wäre denn daß man Alle, die mit der Angelegenheit zu thun gehabt, als Verräther bezeichnen wollte" [2]). Aber jede Partei suchte die ihrigen zu retten. Die Tories wälzten alle Schuld auf das Verpflegungs-Amt, welches besetzt war mit Whigs. Von dieser Partei aus ward ein Antrag eingebracht, welcher das Verpflegs-Amt frei sprach. Er erhielt die Mehrheit. Die Whig-Partei ihrerseits machte die commandirenden Admirale für alles verantwortlich. Diese waren Tories. Es ward ein Antrag eingebracht, der sie schuldig sprach. Er erhielt nicht die Mehrheit. Demnach hatte das Unterhaus eine Verrätherei anerkannt, die Betheiligten jedoch sämmtlich vom Verrathe freigesprochen. Und damit war die Sache zu Ende.

Von Anfang an indessen stand als das allgemeine Urtheil fest, daß die Commission, in deren Händen die Admiralität lag, nicht bleiben könne. Der König ernannte eine neue Commission mit Russel an der Spitze. In so fern endete auch diese Angelegenheit zum Vortheile der Whig-Partei.

Immer günstiger stellten sich inzwischen die Dinge für den König. Die Triennial-Bill ward im Unterhause verlesen einmal, zweimal. Aber es kamen bedeutende Modificationen hinein, so sehr daß nach der Ansicht Vieler die Bill werthlos wurde. Bei der dritten Lesung

---

[1]) Der Bericht vom 1. December.

[2]) [illegible] Dec

im Unterhause erhielt sie nicht die Mehrheit [1]). Die Gefahr demnach für den König dieser Bill abermals die Sanction zu versagen, sank unter. Sie tauchte dann aufs neue empor im Oberhause. Dort brachte ein eifriges Mitglied die Triennial-Bill vor in der ursprünglichen Gestalt vom Jahre zuvor. Sein Antrag ging durch. Man war überrascht, erstaunt. „Es ist das erste Mal, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, daß in dieser Sitzungs-Periode das Oberhaus sich bemerkbar macht. Bisher hat es gesessen wie nur der Form wegen." Aber es handelte sich darum, ob die an Macht und Autorität stärkere Körperschaft des Unterhauses beitreten würde. Es geschah nicht. Dasselbe Unterhaus, welches im Jahre zuvor die Triennial-Bill so nachdrücklich betrieben, welches auch im November 1693 für Wochen lang daran festgehalten, ließ nun in wenigen Tagen zum zweiten Male sie fallen. Die Thatsachen liegen vor: die Motive solcher Wandlungen sind unberechenbar.

Andererseits ward die Stimmung im Unterhause immer geneigter für die Forderungen des Königs zum Zwecke des Landkrieges. Am 5./15. December wurde der Anschlag für die Land-Armee vorgelegt. Die Zahl war 93,000 Mann, demnach 30,000 Mann mehr als im Jahre zuvor, vertheilt auf sechsunddreißig neue Regimenter Infanterie und Cavallerie, zum Betrage von fast drei Millionen Pfund Sterling. Das Unterhaus verlangte zuerst den Bestand der Kriegesmacht auch der verbündeten Mächte zu erfahren. Dies Verlangen zielte, wie immer in solchen Fällen, auf die Republik Holland. Sie habe, hieß es, den Seehandel zur Zeit fast allein in Händen. Es sei darum billig, daß sie vorangehe. Daß indessen das Unterhaus bewilligen werde, daran bestand vom Tage der Vorlage an kein Zweifel. Demnach beliefen sich die Bewilligungen des Unterhauses für den Feldzug von 1694 auf etwa 6 Millionen Pfund Sterling. Wir erinnern uns, daß dreißig Jahre zuvor die Summe von $2\frac{1}{2}$ Millionen für den ersten Seekrieg Carls II. von den Engländern selbst angestaunt wurde. Das Sinken des Geldwerthes innerhalb dieser dreißig Jahre mochte kaum bemerklich sein. Nun bewilligte man für das sechste Kriegesjahr weit mehr als

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. December: Das Unterhaus hat die Triennial-Bill fallen lassen, aus Ursachen daß sie so modifizirt worden, daß sie nichts mehr bedeutet hat.

das Doppelte. Die Summe trug nach damaligem Reichsgelde aus 27 Millionen Thaler in Gold. „Das ist ein Betrag, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, von welchem kein anderes Land zu sprechen fähig ist" [1]). Richtiger vielleicht dürfte er gesagt haben: welche kein anderes Land freiwillig sich selber aufzuerlegen fähig ist. Denn allerdings entnahm Ludwig XIV. von seinen Unterthanen ungleich mehr, nicht jedoch vermöge ihrer Zustimmung. Die Verschiedenheit in der Lage der beiden Nationen, der englischen und der französischen, war selten vorher so grell hervorgetreten wie in dem Winter von 1693 auf 1694. Richten wir daher unsere Blicke nach Frankreich.

Nicht bloß das Getreide war im Sommer 1693 in Frankreich misrathen, sondern auch der Wein und die Kastanien in den Provinzen, die sonst daran Ueberfluß hatten [2]). Man berechnete bereits im November, daß das Brot für die Truppen sechszehn Millionen französischer Livres mehr erfordern werde. Aber es handelte sich um das Volk. Die Frage der Abwehr der Hungersnoth trat als die dringendste in den Vordergrund. Die Berichte der Pfarrer der Kirchspiele von Paris ergaben, daß außer den notorischen Bettlern 240,000 Personen in Paris der Unterstützung bedürften. Der König ließ in dieser Stadt monatlich 40,000 französische Thaler unter die Bedürftigen vertheilen. Der Wille war gut: die That reichte nicht. Man befürchtete dort, daß die allgemeine Noth Gewaltacte hervorrufen würde. Die Gardes du Corps wurden fast sämmtlich nahe um Paris herangezogen, damit sie in einem solchen Falle zur Hand seien.

Die im November 1693 eingezogenen Berichte bestätigten von allen Seiten, daß Frankreich nicht das erforderliche Getreide besitze für den Unterhalt der Menschen bis zur nächsten Ernte, daß man daher dringend der Einfuhr bedürfe. Demgemäß hob der König die Zölle für die Einfuhr auf, nicht bloß für französische Schiffe, sondern auch für fremde, ja selbst für diejenigen der feindlichen Nationen, denen man besondere Sicherheitspässe versprach. So mochte Verschiedenes eingeführt werden, namentlich im Südosten durch die Schiffe von Genua. Dennoch reichte dies so wenig, daß namentlich das Heer

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. December 1693.

[2]) Hier und für das Folgende die Berichte des Schweden Palmquist aus [illegible] St. A. H. — Man sehe Anlage I.

Auch von Anderen wurden Vorstellungen gemacht, daß für die Rückgabe von Straßburg, Luxemburg und den übrigen Reunionen der Friede sofort zu erreichen sei. Die Antworten Ludwigs XIV. hielten mit dem stärksten Nachdrucke fest an der ersten Stadt. Eher, sagte er, sei er entschlossen zum endlosen Kriege[1]). Auf Luxemburg legte er nicht das gleiche Gewicht.

Wir haben diesen Ausspruch Ludwigs XIV. bei allen Verhandlungen der damaligen Zeit uns gegenwärtig zu halten.

Es ist dabei nicht zu unterschätzen, daß zur selben Zeit, wo die Lage der Dinge in Frankreich auch manchen Anhängern des Königs als zum Frieden zwingend erschien, von außen her sich ihm eine Hoffnung bot auf die Verringerung seiner Gegner. Bisher waren die Versuche des Königs zur Lockerung der großen Allianz mislungen. Victor Amadeus von Savoyen hatte freilich, auch nach dem offenen Bruche vom Sommer 1690, die Fäden der Verhandlungen mit Frankreich nie völlig zerschnitten. Im Februar 1693 war man sogar dahin gelangt, daß Ludwig XIV. ihm eine bestimmte Grundlage zum Sonderfrieden vorlegen ließ[2]). In diesen Vorschlägen war von der Festung Pignerol, von einer Rückgabe derselben an Victor Amadeus nicht die Rede. Hauptsächlich aber um dieser Stadt willen war Victor Amadeus in den Krieg miteingetreten: der Wiedergewinn derselben war die Bedingung, die er der großen Allianz stellte. Darum versuchte er im Feldzuge von 1693 noch einmal den Waffengang. Durch den unglücklichen Ausgang desselben schwand ihm die Hoffnung, das hauptsächliche Ziel seines Strebens zu erreichen durch den Kampf mit Hülfe der Verbündeten. Er lenkte um. Er verzichtete nicht auf sein Ziel. Er suchte es zu erreichen auf einem ganz anderen Wege, nämlich durch Ludwig XIV. selbst. Das Verfahren ist besonders merkwürdig.

Auf die Bitte des Herzogs Victor Amadeus, im November 1693, ließ sich Ludwig XIV. wieder herbei die Unterhandlung zu erneuern,

---

S. M. que les affaires estoient en mauvais état, et que la véritable gloire d'un roy consistoit à rendre ses sujets heureux, et non à avoir une place de plus ou de moins.

[1]) On a tesmoigné de vouloir plustost faire une guerre éternelle que de rendre Strasbourg.

[2]) Mémoires de Tessé, t. I, p. 26.

und zwar auf der Grundlage vom Februar des Jahres. Der Graf Teſſé, der kurz zuvor Pignerol gegen die Verbündeten vertheidigt, traf, als Poſtillon verkleidet und ausgeſtattet mit der Vollmacht Ludwigs XIV., in Turin ein. Auf einer Hintertreppe gelangte er in den Palaſt des Herzogs, und blieb dort ſechs Tage hindurch in Verborgenheit. Während dieſer Zeit verhandelte er mit dem Herzoge und deſſen Miniſter, dem Marquis St. Thomas. Von franzöſiſcher Seite ſtellte man dem Herzog in Ausſicht die völlige Rückgabe des in dieſem Kriege Verlorenen, eine jährliche Geldſumme und die Heirath ſeiner Tochter Marie Adelaide mit dem Herzog von Bourgogne, dem älteſten Enkel Ludwigs XIV., wenn Victor Amadeus ſeinerſeits dafür zuſichere die Neutralität Italiens, und zwar, im Falle der Nicht-Zuſtimmung des Kaiſers, auch mit den Waffen gegen ihn[1]).

Es ſind beinahe dieſelben Bedingungen, auf welche hin Victor Amadeus ſich ſpäter offen von der großen Allianz losſagte. Nur fehlte im December 1693 noch eine, die für Victor Amadeus wichtigſte: die Rückgabe von Pignerol. Dieſes feſten Platzes war in den Unterhandlungen vom December 1693 nicht einmal gedacht. Der Grund liegt nahe. Nach dem Ausgange des Feldzuges von 1693 war die Forderung dieſer Rückgabe für Victor Amadeus ausſichtslos.

Wollte denn nun darum Victor Amadeus auf dies hauptſächliche Ziel ſeines Strebens ſchweigend verzichten?

Vielleicht wird Manchen die Antwort überraſchen, daß Victor Amadeus dennoch dabei nur dies eine Ziel im Auge hatte, daß er es zu erreichen hoffte, auf Umwegen, wie krumm immer ſie waren. Folgen wir alſo ſeinen Schritten.

Gemäß der Verabredung mit Teſſé hatte nun Victor Amadeus ſich zu bemühen um die Einwilligung des Kaiſers in die Neutralität für Italien. Er berichtete nach Frankreich über dies Bemühen. Der Kaiſer wolle darein nicht willigen, meldete er. Der Kaiſer bedrohe ihn, im Falle des Losſagens von der Allianz, mit ſeiner ganzen Macht[2]).

Wir werden ſpäter erfahren, was Victor Amadeus in Wirklichkeit in Wien vorbrachte.

---

[1]) Mémoires de Tessé t. I, p. 50 et suiv.

[2]) A. a. O., p. 55.

Er fuhr fort in seinen Berichten an Ludwig XIV. Das Drohen des Kaisers, sagte er, schrecke ihn. Er dürfe es noch nicht wagen, offen zu brechen. Er schlage daher dem Könige für den nächsten Feldzug vor eine beiderseitige Unthätigkeit auf Ehrenwort. Er versprach dafür zu wirken aus allen Kräften. Er könne nicht unbedingt bürgen; denn er verfüge über die Streitkräfte nicht absolut; aber er wolle heimlich alle Offensiv-Pläne der Verbündeten durchkreuzen. Tessé erwiederte: das sei ein unbestimmter Vorschlag. Er verlangte etwas Positives. Victor Amadeus blieb dabei: er als Oberfeldherr der Verbündeten könne nicht auf einmal brechen. Das würde ihm Schmach und Schande bringen. Er bedürfe Zeit, um Wien und Madrid allmählich heran zu ziehen. Die Armeen, sagte er, könnten fortfahren zu agiren, als wären sie im Kriege, ohne doch einen entscheidenden Schritt zu thun. Das werde am besten das gegenseitige Einverständnis verdecken.

Da Tessé mit Victor Amadeus nicht weiter gelangen konnte, so mußte er, demgemäß auch Catinat und dann Ludwig XIV., sich mit diesem Abkommen einstweilen begnügen.

Und nun erst kommen wir zu der anderen Seite der Sache, nämlich was Victor Amadeus in Wirklichkeit an den Kaiser gelangen ließ. Es ergibt sich am klarsten aus den eigenen Worten Leopolds an den König Wilhelm.

In denselben Tagen, im December 1693, wo Victor Amadeus durch Tessé dem Könige von Frankreich melden ließ, daß der Kaiser nicht willige in die Neutralität für Italien, dagegen für den Fall der Abtrünnigkeit des Herzogs ihn bedrohe mit seiner gesammten deutschen Macht in Italien, erließ der Kaiser an den König Wilhelm III. eine dringende Verwendung für den Herzog Victor Amadeus. „Denn bisher, sagt der Kaiser, hat der standhafte Sinn des Herzogs sich auf keine Weise zum Abfalle von der Allianz verlocken lassen“ [1]).

Der König Wilhelm war gemäß den Berichten, die er von Lord Galway in Turin empfing, ganz derselben Ansicht. Denn angenommen auch, Galway hätte mit eigenen Augen jenen Postillon erblickt: wie

[1]) In einem Schreiben vom 10. December 1693: Hactenus immobilis Ser^mi Sabaudiae ducis animus nullo potuit modo a Foederatorum causa dissociari.

konnte er ahnen, daß unter diese Hülle sich ein französischer Botschafter barg? — Man dürfte nicht sagen, daß bei dem Könige Wilhelm auch niemals ein Verdacht sich geregt habe. Was in Versailles vorging, blieb selten so völlig geheim, daß nicht der Schwede Palmquist irgend eine Kunde davon erhielt. Er berichtete das Gerücht von Verhandlungen zwischen Victor Amadeus und Tessé an die Umgebung des Königs Wilhelm [1]). Allein jene anderen Meldungen erschienen durchschlagend. Dem Fürworte des Kaisers, den Berichten Galways entsprechend, gab der König dem Rathspensionär Heinsius seine Ansicht kund mit den Worten: „Wir dürfen uns demgemäß auf die Beharrlichkeit des Herzogs von Savoyen völlig verlassen" [2]).

Am eifrigsten für den Herzog von Savoyen bewies sich das Parlament von England. Daß der König aus den ihm bewilligten Mitteln auch an andere Mächte Subsidien bezahle, konnte im Laufe der Zeit kaum verborgen geblieben sein; aber der Herzog von Savoyen war der einzige Fürst, für welchen das Unterhaus auch formell und ausdrücklich sich zu einer solchen Bewilligung entschloß [3]).

Diese Thatsachen geben fortan der Stellung des Herzogs Victor Amadeus das Gepräge. Er will bewaffnet bleiben, und zwar, da er selber die Mittel nicht besitzt, auf fremde Kosten. Zu diesem Zwecke nutzt er das Vertrauen aus, welches die anderen Mitglieder der Allianz, getäuscht durch sein Lügenspiel, ihm entgegen tragen. Indem er dadurch einen erheblichen Theil der Streitkräfte der Verbündeten lahm legt, erwirkt er sich ein Verdienst um Ludwig XIV. Und dennoch darf dieser König ihm nicht völlig vertrauen, muß auf seiner Hut vor ihm sein, muß, wenn er der Besorgnis vor ihm völlig ledig sein will, sich herbeilassen zu weiteren Concessionen als den durch Tessé bereits bewilligten. Wir erinnern uns des eigentlichen Zieles für Victor Amadeus, der Festung Pignerol.

Die Aufgabe, die Victor Amadeus sich zunächst gestellt, war unleugbar schwer. Er hatte so zu laviren, daß er sich die Zufriedenheit von beiden Seiten her für seine Leistungen erhielt. Wir werden an den Thatsachen zu erfahren haben, ob ihm das gelang.

---

[1]) Schreiben Palmquists vom 18. Januar 1694.

[2]) Schreiben vom 3./13. April 1694, bei Grovestins t. VI, p. 423.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 1. [illegible] 1694

Auch von Anderen wurden Vorstellungen gemacht, daß für die Rückgabe von Straßburg, Luxemburg und den übrigen Reunionen der Friede sofort zu erreichen sei. Die Antworten Ludwigs XIV. hielten mit dem stärksten Nachdrucke fest an der ersten Stadt. Eher, sagte er, sei er entschlossen zum endlosen Kriege[1]). Auf Luxemburg legte er nicht das gleiche Gewicht.

Wir haben diesen Ausspruch Ludwigs XIV. bei allen Verhandlungen der damaligen Zeit uns gegenwärtig zu halten.

Es ist dabei nicht zu unterschätzen, daß zur selben Zeit, wo die Lage der Dinge in Frankreich auch manchen Anhängern des Königs als zum Frieden zwingend erschien, von außen her sich ihm eine Hoffnung bot auf die Verringerung seiner Gegner. Bisher waren die Versuche des Königs zur Lockerung der großen Allianz mislungen. Victor Amadeus von Savoyen hatte freilich, auch nach dem offenen Bruche vom Sommer 1690, die Fäden der Verhandlungen mit Frankreich nie völlig zerschnitten. Im Februar 1693 war man sogar dahin gelangt, daß Ludwig XIV. ihm eine bestimmte Grundlage zum Sonderfrieden vorlegen ließ[2]). In diesen Vorschlägen war von der Festung Pignerol, von einer Rückgabe derselben an Victor Amadeus nicht die Rede. Hauptsächlich aber um dieser Stadt willen war Victor Amadeus in den Krieg miteingetreten: der Wiedergewinn derselben war die Bedingung, die er der großen Allianz stellte. Darum versuchte er im Feldzuge von 1693 noch einmal den Waffengang. Durch den unglücklichen Ausgang desselben schwand ihm die Hoffnung, das hauptsächliche Ziel seines Strebens zu erreichen durch den Kampf mit Hülfe der Verbündeten. Er lenkte um. Er verzichtete nicht auf sein Ziel. Er suchte es zu erreichen auf einem ganz anderen Wege, nämlich durch Ludwig XIV. selbst. Das Verfahren ist besonders merkwürdig.

Auf die Bitte des Herzogs Victor Amadeus, im November 1693, ließ sich Ludwig XIV. wieder herbei die Unterhandlung zu erneuern,

---

S. M. que les affaires estoient en mauvais état, et que la véritable gloire d'un roy consistoit à rendre ses sujets heureux, et non à avoir une place de plus ou de moins.

[1]) On a tesmoigné de vouloir plustost faire une guerre éternelle que de rendre Strasbourg.

[2]) Mémoires de Tessé, t. I, p. 26.

das Doppelte. Die Summe trug nach damaligem Reichsgelde aus 27 Millionen Thaler in Gold. „Das ist ein Betrag, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, von welchem kein anderes Land zu sprechen fähig ist" [1]). Richtiger vielleicht dürfte er gesagt haben: welche kein anderes Land freiwillig sich selber aufzuerlegen fähig ist. Denn allerdings entnahm Ludwig XIV. von seinen Unterthanen ungleich mehr, nicht jedoch vermöge ihrer Zustimmung. Die Verschiedenheit in der Lage der beiden Nationen, der englischen und der französischen, war selten vorher so grell hervorgetreten wie in dem Winter von 1693 auf 1694. Richten wir daher unsere Blicke nach Frankreich.

Nicht bloß das Getreide war im Sommer 1693 in Frankreich misrathen, sondern auch der Wein und die Kastanien in den Provinzen, die sonst daran Ueberfluß hatten [2]). Man berechnete bereits im November, daß das Brot für die Truppen sechszehn Millionen französischer Livres mehr erfordern werde. Aber es handelte sich um das Volk. Die Frage der Abwehr der Hungersnoth trat als die dringendste in den Vordergrund. Die Berichte der Pfarrer der Kirchspiele von Paris ergaben, daß außer den notorischen Bettlern 240,000 Personen in Paris der Unterstützung bedürften. Der König ließ in dieser Stadt monatlich 40,000 französische Thaler unter die Bedürftigen vertheilen. Der Wille war gut: die That reichte nicht. Man befürchtete dort, daß die allgemeine Noth Gewaltacte hervorrufen würde. Die Gardes du Corps wurden fast sämmtlich nahe um Paris herangezogen, damit sie in einem solchen Falle zur Hand seien.

Die im November 1693 eingezogenen Berichte bestätigten von allen Seiten, daß Frankreich nicht das erforderliche Getreide besitze für den Unterhalt der Menschen bis zur nächsten Ernte, daß man daher dringend der Einfuhr bedürfe. Demgemäß hob der König die Zölle für die Einfuhr auf, nicht bloß für französische Schiffe, sondern auch für fremde, ja selbst für diejenigen der feindlichen Nationen, denen man besondere Sicherheitspässe versprach. So mochte Verschiedenes eingeführt werden, namentlich im Südosten durch die Schiffe [illegible]. Dennoch reichte dies so wenig, daß namentlich das Heer

[illegible] Bericht vom 15. December 1693.

Berichte des Schweden Palmquist aus — Man sehe Anlage I.

Er fuhr fort in seinen Berichten an Ludwig XIV. Das Drohen des Kaisers, sagte er, schrecke ihn. Er dürfe es noch nicht wagen, offen zu brechen. Er schlage daher dem Könige für den nächsten Feldzug vor eine beiderseitige Unthätigkeit auf Ehrenwort. Er versprach dafür zu wirken aus allen Kräften. Er könne nicht unbedingt bürgen; denn er verfüge über die Streitkräfte nicht absolut; aber er wolle heimlich alle Offensiv-Plane der Verbündeten durchkreuzen. Tessé erwiederte: das sei ein unbestimmter Vorschlag. Er verlangte etwas Positives. Victor Amadeus blieb dabei: er als Oberfeldherr der Verbündeten könne nicht auf einmal brechen. Das würde ihm Schmach und Schande bringen. Er bedürfe Zeit, um Wien und Madrid allmählich heran zu ziehen. Die Armeen, sagte er, könnten fortfahren zu agiren, als wären sie im Kriege, ohne doch einen entscheidenden Schritt zu thun. Das werde am besten das gegenseitige Einverständnis verdecken.

Da Tessé mit Victor Amadeus nicht weiter gelangen konnte, so mußte er, demgemäß auch Catinat und dann Ludwig XIV., sich mit diesem Abkommen einstweilen begnügen.

Und nun erst kommen wir zu der anderen Seite der Sache, nämlich was Victor Amadeus in Wirklichkeit an den Kaiser gelangen ließ. Es ergibt sich am klarsten aus den eigenen Worten Leopolds an den König Wilhelm.

In denselben Tagen, im December 1693, wo Victor Amadeus durch Tessé dem Könige von Frankreich melden ließ, daß der Kaiser nicht willige in die Neutralität für Italien, dagegen für den Fall der Abtrünnigkeit des Herzogs ihn bedrohe mit seiner gesammten deutschen Macht in Italien, erließ der Kaiser an den König Wilhelm III. eine dringende Verwendung für den Herzog Victor Amadeus. „Denn bisher, sagt der Kaiser, hat der standhafte Sinn des Herzogs sich auf keine Weise zum Abfalle von der Allianz verlocken lassen“ [1]).

Der König Wilhelm war gemäß den Berichten, die er von Lord Galway in Turin empfing, ganz derselben Ansicht. Denn angenommen auch, Galway hätte mit eigenen Augen jenen Postillon erblickt: wie

[1]) In einem Schreiben vom 10. December 1693: Hactenus immobilis Ser^mi Sabaudiae ducis animus nullo potuit modo a Foederatorum causa dissociari.

konnte er ahnen, daß unter diese Hülle sich ein französischer Botschafter barg? — Man dürfte nicht sagen, daß bei dem Könige Wilhelm auch niemals ein Verdacht sich geregt habe. Was in Versailles vorging, blieb selten so völlig geheim, daß nicht der Schwede Palmquist irgend eine Kunde davon erhielt. Er berichtete das Gerücht von Verhandlungen zwischen Victor Amadeus und Tessé an die Umgebung des Königs Wilhelm [1]). Allein jene anderen Meldungen erschienen durchschlagend. Dem Fürworte des Kaisers, den Berichten Galways entsprechend, gab der König dem Rathspensionär Heinsius seine Ansicht kund mit den Worten: „Wir dürfen uns demgemäß auf die Beharrlichkeit des Herzogs von Savoyen völlig verlassen" [2]).

Am eifrigsten für den Herzog von Savoyen bewies sich das Parlament von England. Daß der König aus den ihm bewilligten Mitteln auch an andere Mächte Subsidien bezahle, konnte im Laufe der Zeit kaum verborgen geblieben sein; aber der Herzog von Savoyen war der einzige Fürst, für welchen das Unterhaus auch formell und ausdrücklich sich zu einer solchen Bewilligung entschloß [3]).

Diese Thatsachen geben fortan der Stellung des Herzogs Victor Amadeus das Gepräge. Er will bewaffnet bleiben, und zwar, da er selber die Mittel nicht besitzt, auf fremde Kosten. Zu diesem Zwecke nutzt er das Vertrauen aus, welches die anderen Mitglieder der Allianz, getäuscht durch sein Lügenspiel, ihm entgegen tragen. Indem er dadurch einen erheblichen Theil der Streitkräfte der Verbündeten lahm legt, erwirkt er sich ein Verdienst um Ludwig XIV. Und dennoch darf dieser König ihm nicht völlig vertrauen, muß auf seiner Hut vor ihm sein, muß, wenn er der Besorgnis vor ihm völlig ledig sein will, sich herbeilassen zu weiteren Concessionen als den durch Tessé bereits bewilligten. Wir erinnern uns des eigentlichen Zieles für Victor Amadeus, der Festung Pignerol.

Die Aufgabe, die Victor Amadeus sich zunächst gestellt, war unleugbar schwer. Er hatte so zu laviren, daß er sich die Zufriedenheit von beiden Seiten her für seine Leistungen erhielt. Wir werden an den Thatsachen zu erfahren haben, ob ihm das gelang.

---

[1]) Schreiben Palmquists vom 18. Januar 1694.

[2]) Schreiben vom 3./13. April 1694, bei Grovestins t. VI, p. 423.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 1. Januar 1694.

Drängen wir die Lage der Dinge für Ludwig XIV. im Winter von 1693 auf 1694 zusammen: so ergeben sich als wesentliche Puncte die folgenden. Die Noth in Frankreich machte ihm den Frieden wünschenswerth. Aber er wollte für denselben in keinem Falle die Stadt Straßburg, und, wenn möglich, auch nicht Luxemburg, zurückgeben. Vom December 1693 an wurde seine Lage günstiger durch das geheime Abkommen mit Victor Amadeus, welches ihn sicher stellte gegen einen nachdrücklichen Angriff von der Seite her, von welcher her er selbst, wie Freund und Feind, Frankreich für ganz besonders verwundbar ansahen.

Von der anderen Seite aber war auch der König von England geneigt zum Frieden. Seine Worte an Heinsius sprechen dies sehr bestimmt aus. Im November 1693 meldet ihm der König, daß die Nothwendigkeit des Friedens von allen Seiten sich geltend mache [1]). Es kam also darauf an, auf welche Bedingungen und in welcher Weise zum Frieden zu gelangen.

Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. im August 1693 durch öffentliche Ankündigungen, so wie durch seine Gesandten Avaux in Stockholm und Bonrepos in Kopenhagen, einen ersten Schritt gethan. So ungenügend derselbe erschien, so bot er den Anlaß zu genauerer Nachfrage. Wilhelm III. und Heinsius ließen im Herbste 1693 durch Dykvelt eine heimliche Unterhandlung mit einem französischen Agenten, Namens St. Arnould, beginnen, um zu erforschen, bis zu welchem Puncte der Bewilligung gegenüber der gesammten Allianz Ludwig XIV. gehen würde. Sie hatten nur diese Absicht des Forschens, nicht diejenige eines Sonderfriedens, oder gar des Verrathes, wie Victor Amadeus. Dennoch ist es unverkennbar, daß schon die Thatsache dieses Befragens, ohne Vorwissen des Kaisers und des Königs von Spanien, formell nicht im Einklange stand mit den Verpflichtungen, welche die Allianz auferlegte.

Die Correspondenz des Königs Wilhelm mit Heinsius läßt erkennen, daß er bereit war auf die Rückforderung von Luxemburg zu Gunsten Spaniens zu verzichten, wenn Ludwig XIV. als Aequivalent namentlich die Städte Condé und Ypern gewähre. Die wesentliche

[1]) Grovestins t. VI, p. 414 et suiv.

, war demnach weniger
lgien, als die Sicherheit
se Sicherheit konnte nach
ur durch eine Barriere,
n. Wir erkennen anderer-
richtigkeit Ludwigs XIV.
Vertrauen ſetzte. Dieſer
ng, daß dem Amſterdamer
ben, um die Freigebung
Anträge gemacht wurden,
. Indeſſen was im Jahre
führbar im Jahre 1694.
dem Könige die franzöſi-
darum die Verhandlungen
ein Beweis für ſeinen auf-
er Anſicht, daß der franzö-
terdam, ſich zu einem Ent-
er jedoch, fügt der König
n der Republik oder zwiſchen
: ſo wird er in nichts nach-
3 [1]).

gewis richtig. Aber indem er
; XIV. allerdings eine ſehr be-
auf Victor Amadeus.

aß Ludwig XIV. gegenüber dem
ſich nachdrücklich dahin ausſprach,
Straßburg hingeben werde. Es liegt

und besonders die Erwerbung von drei Kronen für den Prinzen von Oranien [1]).

In ähnlicher, oder noch bestimmterer Weise ließ Ludwig XIV. über die Sache Jacobs II. reden durch seine Gesandten in Stockholm und Kopenhagen. Nachdem der Versuch vom August 1693 dem Kaiser und dem Reiche gegenüber die Bedingungen des Friedens kund zu geben, ohne Erfolg geblieben war, traten die französischen Gesandten an jenen beiden Orten hervor mit Vorschlägen für ein allgemeines Friedensproject. In denselben ward weder Straßburg, noch Luxemburg erwähnt. Demnach war, nach der Absicht Ludwigs XIV., die Frage einer Rückgabe dieser beiden Städte von vornherein von den Verhandlungen ausgeschlossen. Dagegen machten die Gesandten Aeußerungen über die beiden wichtigsten Fragen von Europa: diejenige der Anerkennung von Wilhelm III. als König, und diejenige der Succession in Spanien.

Die Aeußerungen von Bonrepos in Kopenhagen liegen vor in einer Denkschrift, welche der dänische Gesandte von Scheele dem Könige Wilhelm III. in London überreichte, am 19./29. December 1693 [2]).

Es findet sich darin wiederholt die Versicherung, daß der König von Dänemark sich anheischig mache, dem Könige Wilhelm alle erforderliche Satisfaction zu verschaffen. Diese Versicherung setzt voraus, daß Bonrepos in Kopenhagen dem Könige von Dänemark in einer diesem Könige persönlich glaubhaften Weise kund gethan: die Anerkennung des Königs Wilhelm III. werde für den König von Frankreich nicht ein Hindernis des Friedens sein.

Weiter noch als Bonrepos in Kopenhagen, ging Avaux in Stockholm. Die nach seinen Reden dort aufgezeichneten Vorschläge enthielten den folgenden Satz: „Frankreich gibt zu verstehen, daß es in Betreff Englands nicht einen Vorschlag zum Frieden machen kann, dagegen keine Einwendung erhebt gegen die Anregung der Frage durch Andere. Es bezeugt dabei, daß es kein Engagement mit dem Könige Jacob hat, noch einen Vertrag, welcher eine Verpflichtung auferlegen

[1]) Grovestins t. VI, p. 418. Schreiben von Heinsius vom 22. December 1693.

[2]) Abgedruckt in den Actes de la paix de Ryswyck t. I, p. 41 et suiv. Nur das Datum irrig.

würde, und daß alles was es bisher für ihn gethan, geschehen ist lediglich aus einem Beweggrunde der Großmuth" [1]).

Wir erinnern uns, daß dieser selbe Gesandte, Graf d'Avaux, am 9. September 1688, in der Versammlung der Generalstaaten im Haag den Bestand eines Bündnisses der beiden Könige Ludwig XIV. und Jacob II. mit starkem Nachdrucke betont, und welche Wirkung diese Drohung geübt hatte auf die Entschlüsse der Lenker der Republik. Der Vergleich dieser Erklärungen von 1688 und 1694 allein schon, wenn nichts Anderes vorläge, ergibt die Qualität der Großmuth Ludwigs XIV. gegenüber dem unglücklichen Könige Jacob II.

Der Graf d'Avaux fügte dann noch bestimmter hinzu: „Da Se. Allerchristlichste Majestät sich verletzt fühlt in der Person des Königs von Großbritannien: so zweifelt er nicht, daß der König von Schweden und der Kaiser selbst bereit sein werden, einen Ausweg vorzuschlagen, der geeignet sein würde dieser Differenz ein Ende zu machen. Im Uebrigen hat der König keinen Anspruch gegen England, weder direct, noch indirect, als in Betreff dessen was man ihm in diesem Kriege genommen". Der letzte Satz bezog sich wesentlich auf die Colonien in Amerika.

In einem dem Könige Wilhelm III. eingereichten, vielleicht von ihm geforderten Gutachten über diese französischen Vorschläge findet sich die folgende Stelle: „Die Bereitwilligkeit Frankreichs zur Anerkennung Ihrer Majestäten liegt in der Erklärung, daß es dem Kaiser und dem Vermittler überlasse, Vorschläge über den König Jacob zu machen. Da der Kaiser und Schweden den König Wilhelm anerkannt haben, so schließt diese Erklärung in sich, daß Frankreich den König Jacob fallen läßt. Frankreich ist darin nachher noch weiter gegangen, nämlich vermittelst der Erklärung des dänischen Gesandten Scheele, daß, im Falle der König Wilhelm einwilligen würde in einen Friedens-Congreß, seine Gesandten dort von französischer Seite behandelt werden sollten gleich denjenigen gekrönter Häupter". In Betreff des Ganzen ist zu bemerken, daß diese Denkschrift die französischen Vorschläge für ungerecht und unannehmbar erklärt [2]).

---

[1]) Anlage II.

[2]) In den Robethon Papieren des St. A. H.

Es ging damals das Gerücht, daß der Cardinal Norfolk, im Auftrage Ludwigs XIV., dem Papste Innocenz XII. den Vorschlag gemacht, den König Jacob II. nach Rom übersiedeln zu lassen. Der Papst sei wegen der Kosten auf diesen Vorschlag nicht eingegangen [1]).

Es ist, wie sich uns einige Monate später aus den Schritten Jacobs II. klarer ergeben wird, nicht anzunehmen, daß er von den Eröffnungen des Königs von Frankreich in Kopenhagen und Stockholm eine Kunde besessen habe.

Der andere besondere Vorschlag Ludwigs XIV. betraf die spanische Succession. Die Erklärung von Avaux in Stockholm lautet wie folgt: „S. ACh. M. willigt von dieser Stunde an ein, daß, im Falle des kinderlosen Todes des Königs von Spanien, der Kurfürst von Bayern die spanischen Niederlande erhalte, obwohl dieselben für Frankreich günstiger gelegen sind, als irgend ein anderer Theil jener Monarchie. Der König ist bereit, den Verzicht in dieser Beziehung zu bestätigen, sowohl für ihn selbst wie für den Dauphin, mit allen erforderlichen Förmlichkeiten, unter der Bedingung jedoch, daß dies geschehe lediglich zu Gunsten des Kurfürsten von Bayern und seiner Erben, nicht zu Gunsten Anderer, und ferner daß der Kaiser eine ähnliche Erklärung abgebe. Der König hegt keinen Zweifel, ganz Europa und insbesondere die Generalstaaten werden diesen Verzicht auf Belgien zu Gunsten des Kurfürsten von Bayern ansehen als die stärkste Barriere für die Republik".

Ueber diesen Vorschlag sprach der König Wilhelm zu Heinsius sein Urtheil aus mit folgenden Worten: „Das Erbieten des Verzichtes auf Belgien zu Gunsten des Kurfürsten von Bayern ist, nach meiner Ansicht, eher ein Kunstgriff diesen Fürsten zu gewinnen und dem Kaiser Mistrauen einzuflößen, als ein Pfand der Sicherheit für uns" [2]).

Dessen ungeachtet war der König Wilhelm nicht Willens, die einmal begonnenen Verhandlungen abzubrechen. Seine Auffassung des Standes der Dinge im Februar 1694 findet sich zusammen gedrängt

[1]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 128.
[2]) Grovestins t. VI, p. 415.

in der folgenden Denkschrift, die hervorgegangen sein muß aus der Feder einer ihm nahe stehenden Persönlichkeit [1]).

„Die französischen Friedensvorschläge sind so ungerecht, daß, bevor man sich auf Erklärungen in Betreff der einzelnen einläßt, man berechtigt wäre erst bessere zu verlangen. Dennoch hat der König vorgezogen ein Gegenproject zu entwerfen, und zwar vor dem Beginne des Feldzuges. Der kaiserliche Hof hat zugestimmt."

„Für diese Absicht des Königs fällt besonders ins Gewicht die List, mit welcher Frankreich nach allen Seiten auszusprengen sucht, daß der König nicht den Frieden will, daß er vielmehr darauf ausgeht den Krieg endlos hinzuzerren. Das Gegenproject soll also den Zweck haben, die Völker zu enttäuschen und sie zu überzeugen, daß, wenn nur Frankreich vernünftige Friedenserbietungen macht, der König bereit ist sie anzunehmen. In gleicher Weise ist es nöthig den Vermittlern dieses darzuthun, und zwar dies gerade jetzt, wo die großen Vorbereitungen der Verbündeten für den Feldzug die beiden nordischen Könige anregen werden, von Frankreich bessere Bedingungen zu verlangen, bevor der Ausgang des Feldzuges die Dinge ungünstiger gestaltet."

„Es darf als gewis angenommen werden, daß, wenn die Allianz noch zwei oder drei Jahre fest zusammen hält, sie die französische Macht weiter noch einengen könnte. Aber diese Einigkeit zu erhalten, ist nicht leicht. Es ist zu besorgen, daß die Intriguen, welche Frankreich in Holland und bei dem Statthalter von Friesland spielen läßt, den Plan eines Sonderfriedens dort annehmlich erscheinen lassen. Ferner geben die Angelegenheiten im Reiche Anlaß zu Befürchtungen. Der Markgraf Ludwig von Baden, bei aller guten Gesinnung für die Sache der Allianz, will sich nicht trennen von der Partei der Opposition gegen die neunte Kurwürde. Und es ist Gefahr da, daß, im Falle der Kaiser vorgeht zu der Einführung des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg in das kurfürstliche Collegium, der Widerspruch

[1]) Wie bereits erwähnt, in den Robethon Papieren St. A. H. Ich möchte wegen der Kenntnis der Angelegenheiten im Reiche, die außer Sunderland schwerlich ein anderer Engländer besaß, diesen als Verfasser ansehen. Man vergleiche zu dem Ganzen die einzelnen Aeußerungen des Königs in seinen Briefen an Heinsius, bei Grovestins t. VI, p. 413 et suiv.

in Thätlichkeiten ausschlage. Eben so ist die streitige Succession in Sachsen-Lauenburg ein beständiger Zankapfel. Der Kaiser hat dem Kurfürsten von Sachsen ein Mandat der Herstellung [1]) in den Besitz dieses Landes verliehen. Wenn der Kurfürst davon Gebrauch macht, so stehen wir am Vorabende eines inneren Krieges im Reiche."

„Dazu kommt ferner die Thatsache, daß für den Kaiser sich keine Aussicht bietet auf einen Frieden mit den Türken. Nicht minder tritt hinzu die Besorgnis, daß der Herzog von Savoyen, wenn er die Hoffnung aufgeben müßte, durch einen allgemeinen Frieden die gewünschten Vortheile zu erhalten, endlich dennoch sich auf die Verheißungen Frankreichs einlassen möchte."

„Alle diese Erwägungen rufen bei Vielen die Ueberzeugung hervor, daß es nicht gerathen ist, die Aussicht auf einen Frieden abzuweisen, wenn nur die Bedingungen annehmbar sind, und daß, da die Angelegenheiten der Allianz nicht so günstig stehen, daß man den pyrenäischen Frieden fordern dürfte, man dahin zu trachten habe, auf das wenigste einen günstigeren Frieden zu erlangen als denjenigen von Nymegen."

„Es ist nun andererseits gewis, daß die französischen Vorschläge für unsere Sicherheit nicht ausreichen. Deutschland kann nicht auf einen dauernden Frieden rechnen, so lange Frankreich im Besitze von Straßburg verbleibt. Denn dies wäre das stets geöffnete Thor zum Einbruche in Deutschland bei der ersten günstigen Gelegenheit. Daher ist der Kaiser nicht Willens, sich einzulassen auf einen Frieden ohne die Rückgabe von Straßburg. Schweden selbst besteht auf diese Rückgabe, eben so wie auf diejenige von Luxemburg. Lediglich Dänemark findet die französischen Erbietungen vernünftig, weil es nämlich sich ganz und gar an Frankreich gehängt hat. Dagegen ist es durchaus gerecht zu verlangen, daß Frankreich jene beiden Städte zurückgebe, weil es sie nach dem Frieden von Nymegen genommen. Aber für Luxemburg bietet es nicht einmal ein Aequivalent. Für Straßburg bietet es die Schleifung von Mont Royal und Trarbach [2]). Das Erbieten ist für nichts zu rechnen, weil Frankreich keinen Vorwand hat, unter welchem es diese Plätze behalten könnte. Dasselbe gilt von

[1]) Mandatum restitutorium.

[2]) Nicht durch Avaux und Bonrepos, sondern in den Besprechungen zwischen Dykvelt und St. Arnould.

Dinant. Frankreich besitzt diese Stadt mit Unrecht, weil es sie gemäß dem Frieden von Nymegen damals hätte herausgeben müssen."

„In Betreff der Reunionen durch die Kammern von Metz, Breisach und Besançon erbietet sich Frankreich, sich einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, welches zusammen treten werde nach dem Abschlusse des Friedens. Man kennt diese Redeweise zur Genüge. Wir unsererseits sind der Ansicht, daß Frankreich alles dasjenige, was es nicht im Friedensschlusse ausdrücklich zurückgibt, auch ferner behalten will. Denn es wird nicht zu besorgen haben, daß die Verbündeten, um die Herausgabe der Reunionen zu erzwingen, aufs neue zu den Waffen greifen."

„Die Barriere für die Republik in Flandern muß mindestens verdoppelt werden. Denn im anderen Falle hätte die französische Macht nur Mons und Namur wieder zu nehmen, um mitten in Belgien zu stehen und die Eroberung desselben zu vollenden, bevor man eine neue Allianz bilden könnte. Man muß daher mit Recht verlangen, daß Frankreich diejenigen Plätze zurück gebe, welche den Ansturm aufzuhalten vermögen, damit, im Falle eines neuen Bruches, eine Hülfe wider diesen gemeinsamen Feind möglich bleibe. Im anderen Falle würde die französische Macht dort so rasch vorwärts schreiten, daß sie allein dem gesammten übrigen Europa überlegen wäre."

„Es ist endlich um so mehr nothwendig, in dem Friedensvertrage die erforderliche Sicherheit zu bedingen, weil der Fall wieder eintreten kann, daß die Macht Frankreich eine stärkere Partei in Deutschland für sich gewinnt. Es ist auch nicht undenkbar, daß es, wie bereits jetzt Dänemark, so auch Schweden völlig in sein Interesse zieht. Man kann fast mit Gewisheit sagen, daß, wenn der Graf Benedict Oxenstjerna stirbt, ihm dies nicht schwer fallen dürfte. Denn beinahe alle schwedischen Minister sind französisch, Oxenstjerna dagegen der einzige, welcher Ergebenheit besitzt für den Kaiser und für die Verbündeten überhaupt."

„Es leuchtet ein, daß, wenn Frankreich die beiden nordischen Kronen und eine Partei im Reiche auf seiner Seite hätte, und zugleich dann noch die festen Plätze besäße, welche es uns jetzt verweigert, es sehr weit kommen würde. Man beantworte sich die Frage, was dann

aus Europa werden würde, wenn vielleicht der König von England nicht mehr wäre, dessen Umsicht, dessen Muth, dessen Ansehen, und, vor allen Dingen, dessen Ausdauer und Festigkeit bisher sich so nothwendig erwiesen haben als Bollwerk gegen die Uebergriffe der französischen Herrschsucht."

Das Gegenproject wurde entworfen. Es umfaßte eine lange Reihe von belgischen Städten, dabei auch Condé und Ypern, ferner Straßburg für das Reich, Nancy für den Herzog von Lothringen, Pignerol für Savoyen, diese drei Städte im befestigten Zustande.

Es kam nicht zur Uebergabe dieses Gegenprojectes. Wir werden die Ursache bald erfahren.

Der König Wilhelm drängte Heinsius zur Einwirkung auf Schweden, weil doch die Erklärung des Königs Carl XI. gegenüber Avaux, daß er vermitteln wolle nur auf der Grundlage der Friedensschlüsse von Münster und Nymegen, als günstig zu betrachten sei. Der König sah keine Gefahr dabei, dem Schweden Lilienroth im Haag, obwohl er französisch gesinnt, die Erklärung der Bereitwilligkeit zu dieser Grundlage zu geben, vorausgesetzt daß man dadurch noch vor dem Beginne des Feldzuges die Gewisheit des Friedens erlange. So am 16./26. Februar. „Die Zeit ist allerdings kurz, fügt er hinzu; aber ich sage Ihnen im Vertrauen, daß es sich um unser eigenes Interesse handelt. Denn wir sind aus mehr als einem Grunde des Friedens sehr bedürftig." Der König bietet Geld zu diesem Zwecke. Er ist bereit, dem Grafen Oxenstjerna die Mittel für die Aussteuer seiner Töchter zu gewähren. Er ermächtigt Heinsius, dem schwedischen Gesandten Lilienroth persönlich eine erhebliche Summe anzubieten. Heinsius fragt in seiner Antwort: ob er die schwedische Vermittelung dem Congresse der Gesandten im Haag vorschlagen solle. Auch dazu ist der König bereit, wenn die anderen Verbündeten, namentlich der Kaiser, einwilligen. „Denn ich kümmere mich sehr wenig, fügt er hinzu, um diejenige des Königs von Spanien." In einem anderen Schreiben sagt er: „Die Rodomontaden des spanischen Hofes sind um so weniger zu ertragen, weil er, genau genommen, zum Kriege gar nichts leistet" [1]).

[1]) Grovestins t. VI, p. 420 et suiv.

Dennoch waren es gerade diese Einwürfe von Seiten Spaniens, diese Rodomontaden, wie der König Wilhelm sie nennt, welche den Collectivschritt der Mächte der großen Allianz, den Gegenentwurf auf die französischen Vorschläge, nicht zu Stande kommen ließen. Wir haben also die Entgegnung Carls II. von Spanien ins Auge zu fassen, und mit derselben, oder vielmehr zunächst den damaligen Stand der Frage der Succession zu erörtern. Denn diese Frage war ja durch die Erklärungen Ludwigs XIV. über dieselbe in den von Avaux gemachten Vorschlägen, der gesammten damaligen Welt vor die Augen gerückt.

Wir erinnern uns, daß die Geburt des Kurprinzen Joseph Ferdinand von Bayern, im October 1692, dieser Frage eine andere Gestalt gegeben hatte (S. 123 u. f.). Nicht freilich im Sinne seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Antonia, der Tochter des Kaisers und Enkelin Philipps IV. von Spanien. Sie hielt bis an ihr Ende fest an der Gültigkeit des Verzichtes, welchen sie vor ihrer Heirath dem Vater geleistet. Es fand sich ein Testament von ihr vor, in welchem sie diesen Verzicht in der nachdrücklichsten Weise erneuerte, mit dem Hinzufügen, daß Gott denjenigen strafen werde, es sei Mann oder Frau, welcher diesem ihrem letzten Willen zuwider handele. Es fiel auf, daß das Testament kein Wort des Andenkens enthielt für die Großmutter, Maria Anna, die Königin Mutter von Spanien [1]).

Wir erinnern uns dagegen, daß Carl II. von Spanien diesen Verzicht nicht anerkannte, daß die Bemühungen des Kaisers bei ihm um diese Anerkennung vergeblich geblieben waren. Diese Weigerung Carls II. war lange Jahre hindurch für den Kaiser der Riegel gegen jegliche Anregung der Angelegenheit der Succession.

Daß die Abneigung Carls II. gegen die Anerkennung des Verzichtes seiner Nichte Maria Antonia, und demgemäß ihrer Descendenz, nicht etwa eine Hinneigung zu Frankreich nach sich zog, hat uns sein Schreiben an den Papst Innocenz XII. auf die Bemühungen desselben um den Frieden, im Beginne des Jahres 1692, zur Genüge kund gethan. Eben damals ernannte Carl II. den Kurfürsten

[1]) Barozzi e Berchet: relationi Venete. Spagna t. II, p. 562. Finalbericht von Ruzzini. — Ich muß auch hier, wie schon früher bemerken, daß die Berichte des Grafen Lobkowitz aus Madrid im k. k. Archive sehr lückenhaft sind.

Maximilian Emanuel zum Statthalter von Belgien. Es geschah, wie ein gewichtiger Zeuge, der Venetianer Carlo Ruzzini, uns meldet, gegen die Meinung aller Mitglieder des spanischen Staatsrathes, auf Betrieb dagegen der Königin Mutter Maria Anna, die sich stützte auf die Empfehlung des Königs Wilhelm III. Ruzzini ist der Ansicht, daß den Wünschen des Kaisers diese Bemühung der Königin, seiner Schwester, nicht entsprach [1]).

Maria Anna hatte im Charakter viele Aehnlichkeit mit dem Kaiser. Sie bewahrte wie er die gleiche maßvolle Haltung im Glücke wie im Unglücke. Eingedenk der Dienste, die man ihr erwiesen, die Kränkungen dagegen vergessend, erschien sie oft geneigt zu Wohlthaten für diejenigen, welche mitgewirkt zu den Auflehnungen wider sie. Um so weniger konnte sie ihrem Bruder abgeneigt oder gar feindselig sein. Und dennoch erwuchs aus den Banden des Blutes selbst der Punct, an welchem das eigene Interesse sich schied von demjenigen des Kaisers. Das ganze Verhalten dieser Königin ist erklärbar nur durch die Annahme, daß sie mit ihrem Sohne Carl II. überein stimmte, den Verzicht der Erzherzogin Maria Antonia, ihrer Enkelin, nicht anzuerkennen, ja daß sie hauptsächlich ihren Sohn bei dieser Weigerung erhielt. Es ist demnach auch nicht anzunehmen, daß jenes Testament ihrer Enkelin sie abgehalten, dem Sohne derselben, dem eigenen Urenkel, mit der vollen Neigung des Blutes auch ihre Sorgfalt für sein Erbrecht zuzuwenden.

Insofern dürfte am Hofe zu Madrid damals, im Jahre 1694, die Rede sein von einer bayerischen Partei, wenn nämlich die Angelegenheit der Succession offen hätte zur Erörterung kommen dürfen. Ob dies möglich war, wird sehr bald klar hervortreten.

Unverkennbar dagegen gab es in Spanien eine französische Partei. Wir erinnern uns, daß bereits im Jahre 1691 dort je dann und wann die Ansicht auftauchte: die rechte Lösung der Frage werde sein die Berufung des zweiten Sohnes des Dauphins nach Spanien, damit er dort, unabhängig von der Autorität des großväterlichen oder väterlichen Hofes, nach spanischer Weise erzogen werde. Dafür werde Frankreich alles Genommene zurückgeben, die Krone Spanien ihren

[1]) Ruzzini p. 563.

früheren Glanz wieder erlangen[1]). Der Venetianer Ruzzini beobachtete in den fünf Jahren seiner Anwesenheit in Madrid, von 1690 bis 1695, daß derartige Reden oft geführt wurden. Er verkannte nicht, daß sie französischen Ursprunges waren. Dennoch blieben sie bei einigen Spaniern nicht wirkungslos, zumal, wenn sich damit die Hoffnung verband, die einstigen Rebellen wieder zu bezwingen, nämlich Portugal, oder für die Granden von Spanien diejenige der Sicherung ihrer Privilegien zum Schaden der Krone[2]). Diejenigen Granden von Spanien, die solchen Hoffnungen sich hingaben, besaßen entweder eine sehr geringe Kenntnis von dem Königthume des Hauses Bourbon; denn es war ja einer der hauptsächlichen Unterschiede der beiden Kronen von Frankreich und Spanien, daß die erstere alle Kraft und Macht des Königreiches in sich aufsaugend, auch die einst starke Aristokratie langsam zerbröckelte, daß dagegen die spanischen Granden auch diejenigen Mittel für sich zu erlangen wußten, welche der Krone gebührten und deren sie im Interesse der Gesammtheit bedurfte. Oder aber jene spanischen Granden, die sich zu Frankreich hinneigten, thaten es mit der in solchen Fällen nicht seltenen Selbsttäuschung, daß um ihretwillen und gemäß den Verheißungen für sie das Haus Bourbon abweichen werde von seinen Principien.

Es fehlte nicht an anderen Versuchen von französischer Seite, um auf die Spanier günstig einzuwirken. Das Verhalten der französischen Kriegsflotte im Juli 1693 vor Malaga stand nicht im Einklange mit der damaligen Kriegesweise dieser Nation. Bei einem Gefechte gegen englische und holländische Schiffe im Angesichte von Malaga war von französischer Seite auch auf die Stadt gefeuert. Am nächsten Tage sandte der Admiral Tourville eine Deputation in die Stadt, und ließ mit vielen Complimenten darlegen, wie man von französischer Seite dazu gekommen sei, auch auf die Stadt zu schießen. Er bat um Lebensmittel für sein Geld. Die Stadt sandte ihm einen Theil des Verlangten als Geschenk. Er ersuchte um mehr, mit vielen Betheuerungen, daß er sein Verlangen nicht stütze auf die starke Macht, mit welcher er vor Malaga liege, sondern alles bezahlen werde. Die

---

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 107.

[2]) Ruzzini p. 565.

Spanier erfüllten seinen Wunsch; aber die Ueberbringer wiesen abermals, dem erhaltenen Befehle gemäß, das dargebotene Geld zurück[1]).

Der Contrast zwischen diesem Verhalten von Tourville und demjenigen, welches er selber drei Jahre zuvor gegen das englische Fischerdorf Teignmouth beobachtet, oder demjenigen des Marschalls de Lorge auf Befehl des Königs zwei Monate zuvor gegen Heidelberg, und späteren ähnlichen Fällen, zwingt zu der Annahme, daß in Betreff der Stadt Malaga eine besondere Berechnung zu Grunde lag, nämlich diejenige der günstigen Einwirkung auf die Spanier.

Es war in Spanien jedenfalls eine Persönlichkeit, bei welcher dieser Versuch einer günstigen Einwirkung nicht gelang. Es war der König Carl II. Wir haben seine Persönlichkeit ins Auge zu fassen.

Carl II. war damals drei und dreißig Jahre alt. Er war körperlich kräftiger geworden, als man in seiner Jugend hätte vermuthen dürfen. Er vermochte sogar den Beschwerden der Jagd mit Ausdauer zu widerstehen. Seine Verdauung jedoch blieb schwach. Die Ursache ward mehr der Beschaffenheit des Mundes als der Kraft des Magens beigemessen. Die Gesichtsbildung entsprach dem Typus des Hauses Habsburg, und namentlich die Unterlippe verkündete den nahen Verwandten des Kaisers Leopold. Auch an geistiger Befähigung stand Carl II. nicht zurück. Er besaß ein ungewöhnlich starkes Gedächtnis. Der Unterricht seiner Jugend war mangelhaft gewesen. Nach und nach jedoch füllten sich die Lücken des Wissens durch den Fleiß, mit welchem der König Theil nahm an den Geschäften. Er besaß vollaus die Tugenden seines Hauses, die Milde, die Großmuth, die Wohlthätigkeit. Sein Lebensgang dagegen hatte beigetragen, einen besonderen Hang in ihm zu nähren, der bei nicht wenigen seiner Vorfahren wohl erkennbar ist, den Hang zur Unschlüssigkeit und zum Mistrauen. Dafür wirkte zusammen die lange Kette des Unglückes nach außen, die Erfahrung übeler Dienste von vielen Ministern, das Bewußtsein oft mit Absicht getäuscht worden zu sein. Vermöge dieses Mistrauens, dieser Unschlüssigkeit konnte es geschehen, daß binnen kurzer Zeit ganz entgegen gesetzte Wege eingeschlagen wurden. Die

[1]) Sylvius t. IV. b. 36, p. 66. Bericht aus Malaga.

Seele des Königs Carl II. erschien Vielen wie ein unentwirrbares Räthsel von Paradoxen [1]).

Eben wegen dieses Mangels an Entschluß war Carl II. nicht befähigt die tiefen Schäden seiner Monarchie zu heilen. Diese Schäden fielen weniger einzelnen Personen zur Last als einem Systeme, welches, allmählich empor gewachsen, die ganze Monarchie überdeckte. Dies System war dasjenige der erblichen Gnaden-Pensionen, welches nach und nach fast alle königlichen Einkünfte auffog. Es kam vor, daß erbliche Pensionen solcher Art erworben wurden durch Bravourstücke im Stiergefechte, zur dauernden Belastung der öffentlichen Mittel. Es galt die Ansicht, daß zwei Drittel der Bevölkerung von Madrid lebten von Gnaden-Pensionen [2]).

Man dürfte nicht sagen, daß dies hauptsächlichste Uebel des spanischen Staatswesens nicht als solches erkannt sei. In dem Könige regte sich je zuweilen die Neigung und die Absicht, dem Unwesen abzuhelfen. Im October 1692 ernannte er einen eigenen Rath, die Junta de medios. Die Aufgabe desselben war, namentlich den Bestand der Gnaden-Pensionen zu prüfen. Die Junta berieth nicht bloß, sondern faßte Beschlüsse. Ein Decret derselben erklärte alle Gnaden-Pensionen seit dem Jahre 1680, deren Verleihung nicht formell gültig darzuthun sei, für erloschen [3]). Dann jedoch blieb es dabei, und demgemäß war das Uebel in raschem Steigen.

Die Rückwirkung ergiebt sich insbesondere aus der stetigen Abnahme der Kraft zur Vertheidigung. Während die anderen Mächte alljährlich die Anzahl ihrer Truppen steigerten, nahmen die spanischen ab. In dem ersten großen Kriege von 1672 an hatte Spanien in Belgien 40,000 Mann aufgestellt. Denjenigen von 1689 an hatte es dort mit 16,000 Mann begonnen. Diese Zahl schrumpfte dann ein von Jahr zu Jahr. Sie betrug zu Ende des Krieges noch etwa 5000.

In Betreff Belgiens dürfte man sagen, daß Spanien sich verließ auf Holland und England. In früherer Zeit war oft der Gedanke erwogen, ob es nicht besser sei, Belgien gegen ein anderes Grenzland am

[1]) Ruzzini p. 568.

[2]) A. a. O., p. 582.

[3]) Sylvius t. IV, b. 34, p. 162.

Spanier erfüllten seinen Wunsch; aber die U
mals, dem erhaltenen Befehle gemäß, das d

Der Contrast zwischen diesem Verhalte
jenigen, welches er selber drei Jahre zuvor
dorf Teignmouth beobachtet, oder demjenig
auf Befehl des Königs zwei Monate z
späteren ähnlichen Fällen, zwingt zu der
Stadt Malaga eine besondere Berechn
diejenige der günstigen Einwirkung auf

Es war in Spanien jedenfalls
dieser Versuch einer günstigen Einw
der König Carl II. Wir haben
zu fassen.

Carl II. war damals drei
körperlich kräftiger geworden, als
muthen dürfen. Er vermochte so
Ausdauer zu widerstehen. Sein
Die Ursache ward mehr der Be
des Magens beigemessen. Die
des Hauses Habsburg, und n
nahen Verwandten des Kaisers
stand Carl II. nicht zurück.
dächtnis. Der Unterricht
Nach und nach jedoch fül
Fleiß, mit welchem der K
besaß vollaus die Tugend
die Wohlthätigkeit. Sein
besonderen Hang in ihm
fahren wohl erkennba
Mistrauen. Dafür w
nach außen, die Erfa
Bewußtsein oft mit
Mistrauens, dieser
kurzer Zeit ganz e

[illegible] dieses Haupt. Sein
[illegible] hauptsächlichen Uebelstand
[illegible] ruhte, in dem Mangel an
[illegible] der Töchter des kinderreichen
[illegible] durch Schönheit und Haltung,
[illegible] Gleichnamig mit der Königin
[illegible] von dieser sehr verschieden. Nur
[illegible] ein gemeinsames Ziel vor Augen
[illegible] des ersten Ministers, des Grafen
[illegible] hegte gegen diesen Mann ein tiefes
[illegible] vergaß es ihm nicht, daß er wider
[illegible] Zu den beiden gesellte sich der Beicht-
[illegible], der zu erreichen hoffte, daß der König

[illegible]: Maravigliando non che si fossero perduti
[illegible] rimanessero.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

...Ein Grund zur Anklage
...nstalten. Oropesa
...den Vorsitz des
... Maria Anna die
...Dagegen eröffnete
..., und nicht bloß durch
...önlichkeiten mitgebracht,
...iser als ihren Secretär.
...ei ihr gewichtig. So wenig
...onnte, so mochte es zuweilen
...] diese Weise zur Würdigung
...und Gunst entschieden [1]). Die
...Spanier nicht vortheilhaft. Das
...dieser Beziehung sehr verschieden
...ie Louise von Orleans, die Nichte
...Erfolg das französische Interesse in
...ma, die Schwester der Kaiserin, machte
...as Auftreten, den Einfluß derselben, den
...n cher verhaßt als beliebt.
...ach der Heirath ruhete die Frage der Suc-
...immer noch möglich, daß sie sich löste auf
...urch eine eigene Descendenz Carls II. Dann
...nach dem anderen, ohne daß eine Hoffnung sich
...gte sich wieder, zumal nach der Geburt des baye-
...Joseph Ferdinand im October 1692. Die Spanier
...doppeltes Ziel ins Auge zu fassen: derjenige Fürst,
...en berufen werde, müsse seine Macht für dieselbe ein-
...ererseits müsse die ganze Monarchie beisammen bleiben.
...der Kurprinz nächst berechtigt war, welche Macht hatte
...die Wage zu legen? — In Betreff der gesammten Mon-
...b sich in jedem Falle, wo nicht ein Prinz des Kaiserhauses
...wurde, ein Hindernis, welches der Venetianer im Jahre 1695
...nämlich daß das Herzogthum Mailand ein Reichslehen war,
...aiser Carl V. ausdrücklich nur dem Mannsstamme Philipps II.

---

[1]) Ruzzini p. 570.

verliehen, daß mithin beim Tode Carls II. ohne Descendenz Mailand nicht an eine cognatische Linie, also weder an einen französischen, noch an einen bayerischen Prinzen gelangen durfte, sondern an das Reich zurückfallen mußte.

Ungeachtet daß der Gesundheits-Zustand des Königs Carl II. zu unmittelbaren Besorgnissen keinen Anlaß bot, erwogen doch die spanischen Minister bei sich oft, ob es recht sei die Entscheidung über die Succession, mit welcher eine so lange Reihe von Fragen des öffentlichen wie des Privat-Wohles sich verkettete, dem Zufalle zu überlassen. Das nächste Ziel war die natürliche Abneigung zu überwinden, welche der König empfand gegen jede eingehende Erörterung dieses delicaten Gegenstandes. Wenn derselbe in seiner Gegenwart berührt wurde, so geschah es immer mit dem Hinweise, daß nur dem Könige es gebühre, über ein Object von solcher Tragweite zu entscheiden, daß dagegen die Treue seiner Vasallen berechtigt sei, ihn um Fürsorge für sie zu bitten[1]). Mit diesen Bemühungen indessen kam man nicht weiter. Carl II. war nicht bloß in sich unentschlossen, wie überhaupt, so namentlich in einer solchen Angelegenheit, bei welcher er als den Ausgangspunct seiner Entschlüsse den eigenen Tod ins Auge fassen mußte. Noch ein Motiv mehr hielt ihn zurück: er ließ nicht ab zu hoffen auf eigene Descendenz.

Im November 1693 wurden in den Kirchen von Spanien Gebete verordnet für die glückliche Niederkunft der Königin. Es hieß, daß Ludwig XIV. auf die Nachricht sich geäußert: die Kunde sei ihm nicht unlieb; denn dadurch werde für den Todesfall Carls II. vielem Kriegführen vorgebeugt[2]).

Dann aber wurden jene Friedensvorschläge vernommen, die er durch Avaux in Stockholm, durch Bonrepos in Kopenhagen machen ließ, welche ausdrücklich den Todesfall des Königs von Spanien ohne Descendenz in Aussicht nahmen.

Das Erbieten Ludwigs XIV. in diesem Falle den Kurfürsten von Bayern als Herrn von Belgien anzuerkennen, schien in Widerspruch zu stehen namentlich mit seinem Proteste von 1685 gegen eine

---

[1]) Ruzzini p. 566.

[2]) Sylvius t. IV, b. 36, p. 123.

Uebertragung von Belgien an den Kurfürsten. (Band III, S. 43 u. f.) Damals zurückgewiesen, hatte Ludwig XIV. ein anderes Verfahren eingeschlagen. Er hatte sich begnügt, die Schritte des Kaisers und des Kurfürsten in Madrid zu überwachen, ihnen entgegen zu treten, wo er es vermochte, selber dagegen sich in Schweigen zu hüllen und dadurch Spanien einzulullen, damit nur keine Feststellung seinen Wünschen entgegen getroffen würde, sondern damit Spanien, wenn der Fall unvorhergesehen einträte, von ihm das Gesetz des Stärkeren empfinge. Dennoch war, nach dem Urtheile kundiger Beobachter, diesem bisherigen Verhalten die überraschende Kundgebung in den Friedensvorschlägen ganz entsprechend. Wir haben vernommen, daß auch Wilhelm III. als den eigentlichen Zweck jenes Vorschlages ansah die Erregung von Zwietracht zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern. Noch weiter in diesem Urtheile ging der Venetianer Ruzzini, welcher von Madrid aus die Dinge beobachtete. „Der Vorschlag, meint er, enthält nicht ein aufrichtiges Anerbieten, sondern ist ein tief angelegter Plan und eine giftige Saat der Zwietracht[1]). Denn weder würde der Kaiser Belgien abgeben, noch der Kurfürst mit Belgien sich begnügen wollen. Demnach bezweckt der Vorschlag nur Mistrauen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten einerseits, und andererseits dem Kaiser und Spanien. Denn er ist berechnet darauf daß der Kaiser nicht geneigt ist, die Capitulation vor der Heirath des Kurfürsten mit der Erzherzogin Maria Antonia in Betreff Belgiens zu erfüllen, andererseits darauf daß der Hof von Madrid in Betreff der Succession für einen Erzherzog nicht geneigter ist als für einen anderen."

Bei dieser Lage der Dinge rief jener französische Vorschlag im spanischen Staatsrathe eine leidenschaftliche Bewegung hervor. Den König persönlich, der kurz vorher jene seine Hoffnung verkündigt, mußte sie treffen wie ein Hohn. Eine Neigung zum Frieden war in Spanien da. Sie wurde durch den französischen Vorschlag schneidig durchkreuzt. Der Unmuth des Königs und seines Staatsrathes machte sich Luft in einem heftigen Circular-Schreiben an die Mitglieder der großen Allianz, vom 23. Januar 1694.

---

[1]) Ruzzini p. 560: Un ben profondo artificio e velenosa zizzania.

Und hier erst sind wir gelangt zu dem Schriftstücke, welches der König Wilhelm III. in jener Aeußerung zu Heinsius, vom 26. Februar 1694, bezeichnet als die Rodomontaden Spaniens.

Das spanische Circular-Schreiben gibt zuerst die allgemeinen Gründe an, welche ein Eingehen auf die in Stockholm und Kopenhagen gemachten Vorschläge nicht gestatten. Denn die große Allianz vom 12. Mai 1689 setzte als das zu erstrebende Ziel die Herstellung des pyrenäischen Friedens von 1659. Dieses Ziel fordert der König von Spanien. Dann folgt der speziell spanische Einwand gegen jene Vorschläge. Er lautet wie folgt.

„Besonders jedoch erklären wir uns gegen ein Eingehen auf jene Vorschläge, weil in denselben sich bereits offen kund gibt die Herrschsucht des Königs von Frankreich, welcher mit maßloser Gier trachtet nach dem Erbe dieser Monarchie oder eines Theiles derselben. Wahrlich, wenn wir auch absehen wollten von den übrigen sehr unbilligen Bedingungen, so würden wir allein wegen dieses einen zugleich schimpflichen und abscheulichen Vorschlages uns niemals auf die anderen einlassen. Und wir werden niemals Vorschläge annehmen, welche diese Angelegenheit auch nur im mindesten berühren, auch wenn alle unsere Bundesgenossen, ob insgesammt, ob einzeln, einen Frieden eingingen, und demnach wir allein, verlassen von aller Hülfe der Freunde, die ganze Last des Krieges auf uns zu nehmen hätten. Denn mit unerschütterlichem Vertrauen hoffen wir auch jetzt noch, daß die göttliche Gnade uns und unsere Unterthanen segnen werde mit königlicher Descendenz von uns selber" [1]). Deshalb fordert Carl II. von den Genossen der großen Allianz die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, und wiederholt zum Schlusse seine Erklärung: „Auch wenn alle Bundesgenossen uns verließen, so würden wir doch bis zum äußersten Verluste aller unserer Länder den Krieg aushalten. Denn das ist unserer Würde und unserem Namen bei der Nachwelt eher angemessen, als das Eingehen auf die Erörterung eines so schmählichen Vorschlages".

Ungeachtet jener herben Kritik des Königs Wilhelm III. über dieses Actenstück fordert dasselbe in mehr als einer Beziehung unsere Aufmerksamkeit. Die Kritik Wilhelms III. ist, namentlich für ihn

[1]) Anlage III.

persönlich, nicht unberechtigt. Er war in der einen wichtigen Beziehung in der gleichen Lage mit Carl II. von Spanien. Auch er hatte keine Descendenz, die das Werk seines Lebens zu sichern vermochte. Aber er gab darum nicht sich fruchtlosen Klagen und Wünschen hin, setzte nicht dadurch das Ringen seines Lebens auf das Spiel des Zufalles. Wie er um dieser Aufgabe willen, für die Freiheit seiner Heimat, für England und für ganz Europa, sein Leben einsetzte zu Wasser und zu Lande, unter den treibenden Eisschollen der Maas, wie im Bereiche der Kugeln und der Schwerter: so faßte er in der Stille seines Cabinets die Eventualität seines Todes ins Auge, und suchte die Völker sicher zu stellen gegen unheilvolle Consequenzen desselben. Darum hatte er bereits im Jahre 1689 Fürsorge zu treffen gesucht für die Sicherheit der Thronfolge in England weit hinaus, und wir werden später ersehen, daß er niemals diese Fürsorge aus dem Auge ließ. Von diesem seinem Standpunkte aus, von welchem Wilhelm III. als wahrhafter König und Vater seiner Völker nicht bloß für die Gegenwart bedacht war, sondern auch für die Zukunft derselben, mochte er allerdings geringschätzig niederblicken auf den engen Kreis der Gedanken, in welchem Carl II. von Spanien, sich klammernd an seine persönliche Hoffnung, trotzdem daß sie gerade damals wieder sich als eitel erwies, bei allen hochtönenden Worten dennoch nicht sich aufzuraffen wußte zu kräftigen Entschlüssen der That, weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft.

Allein dies nimmt dem geschichtlichen Actenstücke der Antwort Carls II. auf die Vorschläge Frankreichs nichts von seiner Wichtigkeit, stellt vielmehr diese erst recht klar ins Licht. Man hat später gesagt: die Frage der Succession in der spanischen Monarchie starrte dem damaligen Europa ins Gesicht, und die Pflicht der Fürsorge für den Frieden der Völker hätte gefordert, die Frage im voraus zu lösen. Allein wer konnte sie lösen, wenn der zunächst Betheiligte, der König Carl II., die Aufgabe der Lösung in solcher Weise von sich wies, wenn er auch nur gegen die Berührung derselben laut protestirte? Denn obwohl der Zorn Carls II. über die Berührung zunächst sich ergoß wider den König von Frankreich: so lag in diesem Ausbruche keineswegs eine Ermuthigung für den Kaiser. Wie nicht von Versailles, so wollte Carl II. auch von Wien her eine Anregung der

Frage der Succeſſion nicht dulden [1]). Ja man kann darin noch einen Schritt weiter gehen. Man darf ſagen, daß, bei allem Zorne Carls II. wider Ludwig XIV., thatſächlich jene Aeußerung desſelben eher für Ludwig XIV. günſtig war als für den Kaiſer. Denn, bei dem Mangel einer zweifelloſen geſetzlichen Feſtſtellung von Seiten Spaniens, hatte nicht ein beſſeres Recht, ſondern die ſtärkere Fauſt die günſtigere Ausſicht. Oder auch, es konnte dahin kommen — wie es ſpäter dahin gekommen iſt — daß, unter dem Drucke von Umſtänden und Perſonen, der paradoxe Umſchwung, der, nach der Beobachtung des kundigen Venetianers Ruzzini, in der Seele Carls II. möglich war, in dem wichtigſten Entſchluſſe ſeines Lebens ſo grell hervortrat wie nie zuvor.

Dieſe Dinge indeſſen gehörten damals noch der Zukunft an. Ein Anderes war es mit der Wirkung des ſpaniſchen Circular-Schreibens damals gleich, wo es erlaſſen wurde. Noch mehr als auf die Zukunft bezog ſich die herbe Kritik Wilhelms III. auf die damalige Gegenwart. Allein er ſelber gibt in einem dieſer Schreiben ſeine Bedingung an: „Wenn der Kaiſer zuſtimmt, ſo kümmere ich mich ſehr wenig um Spanien". Aber der Kaiſer Leopold nahm eine andere Rückſicht auf Carl II., als der König von England. Es handelte ſich um einen gemeinſamen Gegenvorſchlag der Allianz auf die Propoſitionen von Avaux in Stockholm. Die kaiſerlichen Geſandten im Haag und in London waren für ſich zuerſt nicht abgeneigt. Sie wurden darin von Wien her nicht ermuthigt. Wir werden ſehen, daß die Frage eines Gegenvorſchlages ſich lange hinzog. Wenn — was allerdings nicht mit Sicherheit geſagt werden kann — von Seiten Frankreichs damals die Willigkeit zum Frieden vorhanden war: ſo wurde dieſer Friede hauptſächlich vereitelt durch Spanien [2]).

Wir ſind bei der Betrachtung der Friedensvorſchläge von Frankreich zu Ende 1693 und dem Einwande, welchen namentlich Carl II. von Spanien ihnen entgegen ſtellte, ausgegangen von der ſchweren Kriegeslaſt, welche Frankreich damals zu ertragen hatte, namentlich durch das Hinzutreten der Hungersnoth, von dem Vergleiche dieſer

[1]) Ruzzini p. 561: La lettera vigorosa inviata a tutti i colligati si miro a frenar non solo i pensieri della Francia, che di Vienna.

[2]) Dies iſt auch die Anſicht Ruzzinis, p. 561.

Kriegeslaſt, welche Ludwig XIV. dem durch ſeinen Willen beherrſchten Frankreich auferlegte, mit derjenigen, welche das Parlament von England, gemäß der Aufforderung des Königs Wilhelm III., freiwillig auf ſich nahm. Wir haben alſo unſere Blicke zurück zu wenden auf die ferneren Schritte des Parlamentes von England.

Die Geneigtheit des Unterhauſes für die Forderungen des Königs dauerte an. Es wollte nicht offen Subſidien für andere Mächte bewilligen, als etwa für den Herzog Victor Amadeus von Savoyen. Daß unter allen Bundesgenoſſen gerade dieſer der unzuverläſſigſte war, ahnten ja die Mitglieder des engliſchen Unterhauſes ſicherlich noch weniger als der Kaiſer Leopold und der König Wilhelm. Aber das Unterhaus kam auf andere Weiſe dem Könige entgegen. Die Bewilligung lief vom 1. Januar 1694 an, die neuen Regimenter dagegen wurden erſt aufgerichtet vom 1. April an, ſo daß ein volles Vierteljahr der Neu-Bewilligung zu eigener Verwendung für den König verblieb. Andere Subſidien verbargen ſich unter die Rubrik der Spitäler und allgemeiner Ausgaben. „Ueberhaupt, meldet Hoffmann, iſt das Parlament, ungeachtet ſeiner Abneigung gegen förmliche Subſidien, ſo freigebig geweſen, daß der König ſehr wohl im Stande ſein wird, ſeine anderweitig verſprochenen Subſidien zu zahlen.“ Er faßt ſein Urtheil zuſammen in die Worte: „Demnach darf man mit gutem Fug ſagen, daß, obwohl man zu Anfang ſo große Urſache zum Zweifel gehabt, dennoch das Parlament in keiner anderen Seſſion ſich beſſer angelaſſen hat als in der jetzigen“ [1]).

Es handelte ſich dann um die Wege und Mittel zur Aufbringung der großen Summen. Bis dahin war es herkömmlich, die Landtaxe als die ſicherſte Quelle der Einnahme lediglich für die Flotte zu beſtimmen. Das Unterhaus beſchloß, daß dies Mal die Landtaxe zur Hälfte für die Flotte, zur Hälfte für das Landheer zu verwenden ſei.

In dieſer günſtigen Weiſe ſchritten im Monate Januar 1694 die Dinge vor. Damals traf der Markgraf Ludwig von Baden, der Sieger von Salankemen, zu Waſſer in London ein. Auf der Vorbeifahrt ward er vom Tower aus begrüßt mit 60 Kanonenſchüſſen. Der König empfing den Gaſt mit hohen Ehren. Der Markgraf hatte

[1]) Die Berichte vom 1. und 5. Januar 1694.

freilich ein anderes Ziel im Auge. Er sondirte bei Portland um Subsidien für die Armee am Oberrheine. Portland bat ihn die Wünsche nicht an den König zu bringen, welcher sie nicht bewilligen könne. Der Markgraf begnügte sich vorlieb zu nehmen mit der Ehre, die in vollem Maße ihm zu Theil ward. Der königliche Hof zu Kensington war bewegter als jemals zuvor. Der Markgraf empfing den Eindruck allseitiger Zufriedenheit [1]).

Urplötzlich jedoch stieg drohend ein Gewitter empor.

Dem Unterhause lag seit Wochen die Place-Bill vor, welche bestimmte, daß kein Beamter der Krone im Parlamente sitzen dürfe. Die Bill war durch verschiedene Zusätze abgeschwächt, so daß die königliche Prärogative dabei wenig oder nichts zu leiden hatte [2]). Das Oberhaus stimmte zu. Die Bill wurde dem Könige vorgelegt zugleich mit derjenigen über die Landtaxe. Die letztere sanctionirte der König, die Place-Bill wies er zurück. „Dies hat nicht allein Jedermann befremdet, fügt Hoffmann seiner ersten Meldung über die Sache hinzu, sondern das Unterhaus hat es so hoch empfunden, daß man nur wünschen kann, die gereizte Stimmung desselben möge nicht den bisher günstigen Gang der Dinge aufhalten." So am 26. Januar/5. Februar, vor einem weiteren Schritte des Unterhauses in dieser Sache.

Das Haus trat zusammen. Es constituirte sich als Comite zu berathen über den Stand des Königreiches. Die Thüren wurden geschlossen, damit Niemand aus- noch eingehe, und die Angelegenheit ohne Unterbrechung berathen und beendet werde. Die Reden waren scharf. Sie wurden schärfer auf die Erklärung der Mitglieder des geheimen Rathes, welche zugleich dem Unterhause angehörten, daß der König die Sache nicht zuvor dem geheimen Rathe vorgelegt habe. Demnach, hieß es, müsse der Abschlag des Königs von einer Privat-Person stammen, und zwar von derjenigen, welcher das Unterhaus alles ihm Misfällige beizumessen gewohnt war, von Portland [3]). Nach vielen heftigen Reden einigte man sich zu dem Beschlusse: „Wer immer dem Könige den Rath gegeben die Bill nicht zu sanctioniren, die zum

[1]) Die Berichte Hoffmanns im Januar 1694.

[2]) Worte Hoffmanns im Berichte vom 5. Februar.

[3]) Als welcher alles, was dem Unterhause misfallet, gethan haben muß, sagt Hoffmann im Berichte vom 9. Februar.

:cke hat eine Beſchwerde zu erledigen, iſt ein Feind Ihrer Majeſtäten des Königreiches". Demnach wurde eine Vorſtellung in dieſem ıne an den König abgefaßt. Sie legte ihm dar, daß in wenigen len ein König von England ſeine Zuſtimmung zu Geſetzes-Vorigen des Parlamentes verweigert habe, namentlich zu ſolchen, deren :ck betreffe die Reputation des Hauſes. Es folgte dann im Entfe der Vorſtellung ein ſcharfer Schluß-Paragraph. Dieſer erhielt t die Mehrheit. Aber auch derjenige, welcher an die Stelle geſetzt :de, ſchloß mit den Worten: „Wir bitten daher unterthänig, daß . Majeſtät in Zukunft geruhen wollen, auf den Rath Ihres Parıentes zu hören, und nicht auf geheime Reden von Privat-Perſonen, che vielleicht beſondere Abſichten haben, nicht übereinſtimmend mit ı wahren Intereſſe Ewr. Majeſtät und Ihres Volkes".

Während das Unterhaus dieſe Vorſtellung berieth, befand ſich König in Windſor. Dort wollte er mit dem Markgrafen von den der Jagd obliegen. Er eilte zurück. Die Geſammtheit der tglieder des Unterhauſes trat vor ihn, um die Vorſtellung zu überhen. Er erwiederte, daß er ſich dieſelbe überlegen wolle, und be:d ſie für ſeine Antwort auf den nächſten Morgen.

Die Anſicht der Unbetheiligten war, daß, je nach der Antwort Königs, die Sache ſich beilegen oder verſchlimmern werde. Man wunderte ſich, daß der König ſie ſo weit habe kommen laſſen. mnach erwarteten die Unbetheiligten ein Einlenken von ſeiner Seite.

Der König entſprach nicht dieſer Erwartung. Als am nächſten ge die Mitglieder des Unterhauſes vor ihm erſchienen, ſprach er en aus, daß kein Fürſt jemals eine höhere Achtung vor der Verung von England gehegt als er, und daß er immer große Rückt auf den Rath des Parlamentes nehmen werde. Nach ſeiner erzeugung werde nichts ſo ſehr beitragen zum Glücke und zur hlfahrt des Königreiches als ein völliges Vertrauen zwiſchen König ı Volk. Dies Vertrauen wolle er nach allen Kräften bewahren, ı Jeden, der es zu verringern trachte, anſehen als ſeinen Feind. Damit entließ der König das Unterhaus. Die eigentliche Sache te er nicht berührt.

Damit indeſſen war noch nicht das letzte Wort geſprochen. Es hane ſich nun um die wichtige Frage, ob das Unterhaus beharren werde.

Es zog die Antwort des Königs in Erwägung. Es ward der Antrag gestellt, den König zu ersuchen um eine bestimmtere Antwort. Nach vielen Reden für und wider kam es zur Abstimmung. Der Antrag ward verworfen mit 229 gegen 88. Der Sieg verblieb demnach vollständig dem Könige.

Von da an lag die Mehrheit des Unterhauses unausgesetzt der Aufgabe ob, die Mittel und Wege zur Aufbringung des bewilligten Geldes ausfindig zu machen. Es wird hervorgehoben, daß die Tactik der Gegner darauf berechnet war, jegliche indirecte Auflage zu vereiteln, dagegen directe vorzuschlagen, zum Beispiele eine Kopfschatzung, welche, weil augenfälliger, das Volk schwerer drücken und zur Unzufriedenheit reizen würde. Der hauptsächliche Einwand gegen jene indirecten Auflagen wie auf Leder, auf Salz, ward daher genommen, daß dadurch unvermerkt und dennoch sicher der Weg gebahnt werde zu einer General-Accise, wie sie bereits auf vielen Völkern des Continentes so drückend laste. Von diesem Gesichtspuncte aus stimmten auch Andere bei, so daß mehrere der Auflagen nur mit einer geringen Mehrheit zu Stande kamen [1]).

Wir sehen demnach, daß auch England schwer litt unter der allgemeinen Kriegeslast. Es scheint sogar, daß auch dort die Zahl der Bevölkerung abgenommen habe. Dies ist besonders wahrscheinlich nach einem Antrage, der dem Unterhause vorlag, nämlich alle fremden Protestanten, die sich in England befänden, zu naturalisiren. Der Antrag fand jedoch harten Widerstand. Namentlich wurde er von einigen Mitgliedern benutzt zu den hergebrachten Declamationen gegen die Holländer. Eins der Mitglieder verstieg sich in seiner Rede gegen sie hinauf zu Aegypten, zu Joseph, der als Fremder und als Rathgeber im Cabinet die Aegyptier mit ihrer Habe dem Pharao leibeigen gemacht. „Was hat denn, rief er aus, dieses unser Land zu erwarten, wo das Haupt und viele Mitglieder seines Rathes Ausländer sind?“ — Bei diesen Worten gab sich das Misfallen im Hause so sehr kund, daß der Redner einzulenken suchte, dann jedoch mit den Worten schloß: „Ich bin der Ansicht, daß man zuerst diese Bill aus dem Hause werfen sollte, und dann die Fremden aus dem Königreiche“.

---

[1]) Hoffmanns Berichte im Februar und März.

Die Rede ward in den nächsten Tagen gedruckt verbreitet. Das misfiel dem Unterhause sehr. Wie nach alter Weise in solchen Fällen üblich, faßte es den Beschluß, daß die gedruckte Rede durch die Hand des Henkers öffentlich zu verbrennen sei. Jener Antrag der Naturalisation der Fremden indessen erhielt nicht die Mehrheit[1]).

Es ist möglich und auch wahrscheinlich, daß bei Reden solcher Art ein jacobitischer Einfluß thätig war. Derselbe tritt wenigstens nicht offen zu Tage. Das Ansehen des Königs Jacob sank. Nicht mehr wie 1689 und 1690 erkannte man ihn an als kriegführende Partei. Ein besonderer Vorfall zeigt dies in merkwürdiger Weise.

Es waren bereits im Jahre 1692 neun Irländer gefangen, die auf einem Kaperschiffe mit der Bestallung des Königs Jacob gedient. Die Admiralität beauftragte den Dr. Oldish sie als Seeräuber anzuklagen. Er weigerte sich. Er reichte ein schriftliches Gutachten ein, des Inhaltes, daß er die Gefangenen nicht ansehen könne als Seeräuber. Die Sache zog sich hin. Im September 1693 wurden er und einige andere Rechtsgelehrte vor den Cabinetsrath geladen. Als Mitglieder desselben waren zugegen die beiden Staats-Secretäre Nottingham und Trenchard, die Grafen Devonshire und Pembroke. Dazu kamen die Mitglieder der Admiralität.

Trenchard befragte den Dr. Oldish um die Begründung seiner Ansicht. Dieser erwiederte: „Piraten, weil nicht von einer rechtmäßigen Autorität ermächtigt, sind Feinde des ganzen Menschengeschlechtes. Diese Gefangenen dagegen berufen sich auf eine Commission, gezeichnet von dem Könige Jacob, ausgestattet mit Artikeln und Instructionen in derselben Form, wie bei unseren Kaperschiffen bräuchlich, nämlich unter der Caution, daß der Kaper seine Prisen bringe vor das Admiralitäts-Gericht zu Brest. Eine Caution solcher Art stimmt in keiner Weise zur Piraterie; denn der Pirat ist ein Seeräuber, und daher nach den Gesetzen der Nationen alles Rechts verlustig".

Es erfolgte der Einwurf, daß der König Jacob seine Souveränetäts-Rechte eingebüßt. Durch das Verlassen der Krone habe er sich auch der Gewalt begeben, Commissionen solcher Art auszustellen.

---

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 444. — Hoffmanns Bericht vom 12. März.

Oldiſh geſtand dies nicht zu. „Ein König, erwiederte er, kann ſeiner Krone entſetzt werden; aber er verliert darum noch nicht ſein Recht. Ich berufe mich auf das Wort von Hugo Grotius: das Recht der Krone verbleibt, wie auch immer der Beſitz derſelben verloren ſei [1]). — Darum belaſſen die Geſetze einem Könige, obwohl ſeines Königreiches entſetzt, noch immer das Recht der Kriegführung. Demgemäß hat er alle Rechte einer kriegführenden Partei, unter anderen das Recht der Repreſſalien u. ſ. w. Dahin gehört die Gewalt Kaperbriefe auszugeben."

Trenchard entgegnete: „Ihre Anſicht mag richtig ſein im Falle der Entſetzung eines Königs: wie aber ſteht die Sache, wenn er abdicirt hat?" —

„Wenn er wirklich abdicirt hat, erwiederte Oldiſh, wie der Kaiſer Carl V., wie die Königin Chriſtine von Schweden es gethan: ſo iſt er lediglich Privatmann und kann rechtmäßig keine ſolche Commiſſion ertheilen. Allein wenn ein Kaperſchiff handelt kraft einer thatſächlich vom Könige Jacob ihm bewilligten Commiſſion, ohne zu wiſſen, ob er abdicirt hat: ſo iſt es die Frage, ob ein Irrthum ſolcher Art nicht frei mache von der Strafe des Delictes, weil in ſolchem Falle jede als rechtmäßig angeſehene Autorität gleich geltend iſt mit einer wirklichen ſolchen Autorität."

„Um dieſen Zweifel aufzuklären, erwiederte Trenchard, bedürfte es doch nur der Prüfung der Umſtände, um die es ſich handelt, und der Klarſtellung, ob dieſe den Anlaß gegeben haben können zu einem ſo großen Irrthume, welcher vermocht hätte mehrere Perſonen zu verleiten, und unter anderen die Bemannung ſolcher Kaperſchiffe."

Oldiſh entwickelte demgemäß ſeine Auffaſſung der Dinge. „Es iſt notoriſch, ſagte er, daß der König Jacob einmal legitimer König war, anerkannt als ſolcher von der geſammten Welt; ferner daß er, als ſeine Armee ihn verließ, nach Frankreich floh, um bei ſeinem Verbündeten Hülfe zu ſuchen; weiter daß der König von Frankreich ihn aufnahm als einen Souverän, und ihm Truppen gab; dann daß er mit dieſen Truppen nach Irland ging, um, wie ſeine Declaration es beſagte, ſein Königreich wieder zu gewinnen; weiter, daß er Kaper-

[1]) Jus Regni penes ipsum manet, utcumque possessionem amiserit.

briefe ausgab, und daß diejenigen, welche, auf Grund dieser Kaperbriefe kämpfend, in Gefangenschaft fielen, nicht als Diebe und Räuber, sondern als Kriegesgefangene behandelt wurden, daß demnach in so weit seine eigenen Feinde seine Ansprüche anerkannten. Es ist eben so notorisch, daß diejenigen, welche unter ihm selbst in Irland dienten, als Feinde behandelt wurden, nicht als Schurken, obwohl sie ja doch kraft keiner anderen Vollmacht Krieg führten als derjenigen des Königs Jacob; ferner, daß sie nach ihrem Abzuge in Frankreich sich zum Könige Jacob begaben als zu ihrem Könige, und demnach auch ihn für berechtigt hielten, eben so wohl wie er Kriegs-Commissionen zu Lande gegeben, auch Kaperbriefe zur See auszustellen; ferner, daß sie im Besitze dieser Kaperbriefe ausgegangen sind mit feindseliger, nicht mit diebischer Absicht gegen England, gemäß ihrer Vollmacht und ihren Instructionen. Diese dem Könige Jacob, wenn auch nur dem Scheine nach, verbliebene Autorität deckt diejenigen, welche auf Grund derselben gehandelt, gegen die Anklage des Verbrechens der Piraterie. Denn die Abdication Jacobs II. ist in Frankreich niemals öffentlich kund gemacht, ja man hat dort sogar nie davon reden hören. Weil man nun bei der Anklage auf Piraterie als ein an sich todeswürdiges Verbrechen Acht haben muß auf alle mildernden Umstände, namentlich also auf die allgemeine Einstimmigkeit für die Anerkennung einer falschen Autorität in dem fremden Lande, wo die Kaperbriefe ausgestellt worden sind: so würde dieser Umstand die Gefangenen schützen gegen die Anklage der Absicht, durch die Annahme derselben sich zu Dieben, mithin zu Piraten zu machen. Denn es ist klar, daß in Frankreich der König Jacob als König angesehen und anerkannt wird, und aus diesem Grunde gilt für den vorliegenden Fall der Rechtssatz: ein allgemeiner Irrthum schafft ein Recht."

„Es sind in Ihrem Vortrage Winke enthalten, fiel Trenchard ein, die auf etwas wie Hochverrath hindeuten. Wir müssen daher bei Ihnen etwas genauer zusehen. Was halten Sie von der Abdication?" —

„Mylords, erwiederte Oldisy, das ist eine verstrickende Frage. Es ist sehr wohl möglich, daß in Betreff der Abdication meine Ansicht ganz genau der Ihrigen entspricht. Indessen, wie auch immer man darüber urtheile, die Thatsache, daß die Abdication durch

Parlamentsbeschluß feststeht, genügt für ihre Rechtsgültigkeit, wenigstens in England. Aber diese Leute, um die es hier sich handelt, waren in einem fremden Lande, unkundig dessen was hier vorfiel. Und obwohl der König Jacob hier nicht König ist: so ist dennoch der Schein der Autorität, welcher ihm verblieben, und die allgemeine Meinung, welche in jenem Lande von ihm gehegt wird, wie ich bereits dargethan, ausreichend die Gefangenen zu decken gegen die Anklage der Piraterie."

„Was halten Sie denn von den Piraten, fragte Trenchard, die unter dem Könige Anton von Portugal Bestallung nahmen?"

„In Betreff dieser Franzosen, die unter Anton von Portugal dienten, erwiederte Oldisch, heißt es in den geschichtlichen Berichten: diejenigen, welche unter Anton gedient, sind nicht wie kriegsgefangene Feinde bestraft worden, sondern wie Piraten, weil Spanien den Anton von Portugal niemals als König anerkannt hatte. — Der Unterschied in diesen beiden Fällen ist vernunftmäßig begründet. Anton von Portugal war von Seiten Spaniens niemals als König anerkannt. Hier dagegen liegt der Fall umgekehrt. Der König Jacob war wirklich und rechtlich König, und als solcher anerkannt von uns und den gesammten Völkern."

Auf diese Erklärung von Oldisch wurden die anderen mit ihm vorgeladenen Rechtsgelehrten befragt. Pinfold erwiederte, daß er der Rechtsansicht von Oldisch beistimme. Newton und Waller ersuchten um Frist. Der fünfte, Namens Littleton, erwiederte: „Der König Jacob ist zur Zeit Privatmann, mit dem wir keinen Krieg haben, wie er nicht mit uns. Oder, wenn er einen Krieg mit uns haben wollte, so wäre er dazu nicht im Stande, weil er keine Mittel, keinen Schatz besitzt, demnach auch Gesandte weder zu empfangen noch auszuschicken vermag. Diejenigen, welche ihm anhangen, sind nicht als Feinde, sondern als Verbrecher zu betrachten. Demnach sind auch die Gefangenen, um die es hier sich handelt, nicht anzusehen als bestallte Kaper, sondern als Seeräuber". Dieser Ansicht Littletons schloß sich Tindal an, der sechste der vorgeladenen Juristen.

Oldisch wurde darauf seines Postens als Rechts-Consulent der Admiralität entlassen, und Littleton an seine Stelle gesetzt. Er erhob demgemäß die Anklage gegen die gefangenen neun Irländer.

Das Urtheil entsprach der Anklage. Sie wurden als Seeräuber gehängt [1]).

Dem gegenüber steht jedoch eine andere Erfahrung aus denselben Tagen. Wir erinnern uns des anglicanischen Geistlichen, der etwa ein halbes Jahr zuvor von der Kanzel offen die Erhebung für den König Jacob gepredigt hatte, und dann von seinen Zuhörern selbst zum Staats-Secretär geführt war. Im Februar 1694 kam die Sache vor dem Schwurgerichte zur Verhandlung. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf Nichtschuldig [2]).

Jener durch die That kund gegebene Wille der englischen Regierung, den geflüchteten König nicht mehr als kriegführende Partei anzuerkennen, ist ein wichtiges Zeugnis für den Niedergang der Sache Jacobs II. in England. Ein nicht minder wichtiges Zeugnis war die von Ludwig XIV. auf verschiedene Weise angedeutete Bereitwilligkeit, seinen Schützling fallen zu lassen. Die Andeutungen in den von Avaux in Stockholm und Bonrepos in Kopenhagen gemachten Vorschlägen zum Frieden lauteten nicht bestimmt genug. Der König von Dänemark, in dem Streben die Rolle des Friedensvermittlers zu erlangen, bat bei Ludwig XIV. um einen genaueren Ausdruck seines Willens, zum Zwecke der Verwendung bei den kriegführenden Parteien. Er erhielt von dem Gesandten Bonrepos einen Auszug aus einem Schreiben Ludwigs XIV. Darauf hin übergab der dänische Gesandte im Haag, Lenthe, den Generalstaaten eine kurze Denkschrift, mit Bezug auf jenes Schreiben von Bonrepos. Die Denkschrift, vom 22. Januar 1694, lautet wie folgt.

„Hochmögende Herren. Der Unterzeichnete u. s. w. hat E. H. M. durch eine Denkschrift vom 21. December v. J. mitgetheilt, daß Se. Majestät, auf die Wahrnehmung, daß in den französischen Friedensvorschlägen des Königreiches England nicht speziell gedacht war, sich weiter in dieser Sache so bemühen werde, daß der Abschluß eines so heilsamen Werkes daran keinen Anstoß erleiden möge. Mit welchem Erfolge dies geschehen, werden Ew. Hochmögenden aus der Beilage ersehen, nämlich einem Auszuge aus den Befehlen des Königs von

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. März. — Erst damals also muß die Sache zu Ende gekommen sein.

[2]) Desgl. vom 19. Februar.

Frankreich an seinen Botschafter in Kopenhagen, durch diesen mitgetheilt. Se. Majestät der König stellt daher völlig E. H. M. anheim zu beurtheilen, ob und bis zu welchem Puncte diese Eröffnung beachtenswürdig, und ob, in Betracht des Inhaltes derselben, es nicht einleuchtend sei, daß die Angelegenheit, England betreffend, fortan nur noch abhange von dem weiteren Aussprechen, damit alle Schwierigkeiten geebnet werden."

Die Beilage, geschrieben von Bonrepos für den König von Dänemark, lautete wie folgt:

„Der König, mein Souverän, heißt gut was von hier aus in Betreff Englands geschehen ist, als seinen wahren Intentionen entsprechend, nämlich daß, wenn diese Krone Expedienzen vorschlagen will, deren Durchführung die vermittelnden Mächte auf sich nehmen wollen, der König sehr erfreut sein wird, durch denselben Vertrag auch die Schwierigkeiten in Betreff Englands beigelegt zu sehen. Denn der König hat bei den Friedenserbietungen, welche Sr. dänischen Majestät mitgetheilt sind, immer die Absicht ausgesprochen, unter der Bezeichnung eines allgemeinen Friedens auch England mit zu umfassen" [1]).

So wenig diese mit Bedingungen umwickelte Erklärung den Generalstaaten zunächst und dann dem Könige Wilhelm III. eine Bürgschaft bot: so war sie doch auf französischer Seite entsprungen aus der Intention diesen Glauben einzuflößen. Demnach enthielt sie für den König Jacob, wenn er nämlich von derselben eine Kunde hatte, den Beweis, daß die Preisgebung seiner Sache von Seiten Ludwigs XIV. nicht eine Frage sei des Principes, sondern der Zweckmäßigkeit.

Allein ob Jacob II. zu St. Germain einblickte in jene Schritte seines Bruders von Frankreich, ist zu beurtheilen aus den eigenen, welche er gleichzeitig that.

Im Februar 1694 entsendete er einen Agenten, Namens Crofs, mit neuen Instructionen nach England. Er sollte den Jacobiten melden, daß der letzte Bericht, den der König im October des Jahres zuvor eingefordert, nicht bloß für ihn bestimmt gewesen sei, sondern auch für den König von Frankreich, damit er, bei genauer Kunde des

[1]) Anlage IV.

Standes der Dinge in England, die erste Gelegenheit zu Gunsten Jacobs benutzen könne. Dieser gute Wille des Königs von Frankreich dauere fort; aber zur Zeit stehe es nicht in seiner Macht, die erforderlichen 30,000 Mann hinüber zu senden. Die Instruction schließt mit folgenden Worten: „Sie haben unsere Anhänger in Kenntnis zu setzen, daß die Motive für den allerchristlichsten König, Friedensvorschläge zu machen, nicht irgend einer Schwäche oder Unfähigkeit in Frankreich entstammen, sondern dem Wunsche, seine Bereitwilligkeit zum Frieden darzuthun in einer Zeit, wo nach seiner Ansicht die von ihm errungenen Siege seinen Feinden zeigen müssen, daß er des Friedens nicht bedürfe. Auch hat er erklärt, daß er an diese Bedingungen nicht gebunden sein will gegenüber denjenigen unter den Verbündeten, welche nicht vor der Eröffnung des Feldzuges dieselben ergreifen. Endlich haben Sie unseren Freunden zu eröffnen, daß sie keinen Grund haben, wegen dieser Friedensvorschläge eine Besorgnis zu hegen, da ja wir, die wir zunächst und unmittelbar betheiligt sind, an Ort und Stelle uns befinden" [1]).

Der König Jacob und sein Berather Melford waren demnach der Ansicht, daß ihr Aufenthalt in St. Germain unfern von Versailles ihnen eine Bürgschaft sei für die Kenntnis der Plane Ludwigs XIV. Der Vergleich dieser ihrer Aeußerungen mit dem Auftrage von Ludwig XIV. an Bonrepos in Kopenhagen zeigt uns, daß sie den wirklichen Stand der Dinge nicht kannten. Das Ganze aber beweist, daß die Nacht in ihren Köpfen nach wie vor jedem Lichtstrahle undurchdringlich war.

Indessen die Unkenntnis der Sachlage in Europa bei vielen Jacobiten in England hielt derjenigen ihres Hauptes in St. Germain völlig das Gleichgewicht. Wir sehen unter diesen die Namen Montgomery, Fenwick, Ailesbury, Yarmouth und Andere. Im Anfange März 1694 sandten sie an Lord Melford in St. Germain eine Erwiederung auf die Meldungen von Eross. Sie rechtfertigen sich darin, daß sie im October zuvor die Uebersendung von 30,000 Mann französischer Truppen verlangt. Sie erkenneten an, sagten sie, daß eine solche Sendung Sr. Allerchristlichsten Majestät ein wenig schwer fallen

[1]) Macpherson's Original papers. Vol. I, p. 476.

würde. Aber sie hätten damals nicht voraussehen können, sagten sie, daß die Stimmung der englischen Nation seitdem sich so günstig wenden würde. Die Partei für Jacob II. sei stärker geworden, als sie damals zu sagen gewagt. Das Volk scheine mit Ungeduld seinen König zu erwarten. Da nun Melford in Aussicht gestellt, daß der König von Frankreich zu dem Wagnis des Unternehmens zu bewegen sein würde, wenn die Jacobiten in England sich mit 20,000 Mann begnügen wollten: so verkündigten sie auch für diese Macht, bei der Lage der Dinge im Anfange März, die moralische Gewisheit des Erfolges. Zu diesem Zwecke sandten sie Berichte ein über den Stand der englischen Flotte und des Landheeres [1]).

Jacob II. begnügte sich nicht mit der einen Sendung. Er schickte bald nachher den Hauptmann Lloyd, der ihm im Mai 1692 das erste Schreiben seiner Tochter, der Prinzessin Anna, überbracht hatte. Lloyd hatte Aufträge des König Jacob an Marlborough, an den Admiral Russel, an Godolphin, an Shrewsbury und dessen Mutter, deren wir uns erinnern von dem Duelle zwischen ihrem Freunde Buckingham und ihrem Gemahle. (Band I, S. 233.)

Bereits vor der Ankunft von Lloyd war Shrewsbury wieder als Staats-Secretär in den Dienst des Königs getreten. Diese Angelegenheit fordert daher zunächst unsere Aufmerksamkeit.

Wir erinnern uns, daß der König, sofort bei der Entlassung Nottinghams, den Grafen Shrewsbury als Whig zum Staats-Secretär ernennen wollte. Shrewsbury lehnte ab. Er zog sich auf seinen Landsitz Eyford in Oxfordshire zurück. Aber der König ließ nicht ab. Er setzte andere Kräfte in Bewegung, Miss Villiers, die spätere Gräfin Orkney, die als die Maitresse des Königs bezeichnet wird, und ihre Freundin Missis Lunden. Die letztere stellte für Shrewsbury den Herzogstitel in Aussicht. Die Correspondenz war sehr lebhaft. Sie fruchtete nicht. Shrewsbury erwiederte: er sei krank. Er wolle in Spanien reisen. Der König zog andere Kräfte der Whig-Partei herzu, den Admiral Russel und Lord Wharton. Shrewsbury beharrte in seiner Weigerung. Er könne nicht eine Stelle annehmen,

[1]) Macpherson's Original papers. Vol. I, p. 478.

ſagte er, in welcher er dem Könige nutzlos und unbedeutend ſein, ſich ſelber unbehaglich fühlen werde [1]).

Legte der König wirklich einen ſo hohen Werth auf die Dienſte eines Mannes, der ſelber ſie ſo gering anſchlug? Uns Späteren liegt es offen vor, daß Shrewsbury damals mit St. Germain ausgeſöhnt war. Wußte der König Wilhelm das nicht? — Wir werden dies bald zu erfahren haben.

Auch Marlborough redete bei Shrewsbury für die Annahme. Er ſtand fortdauernd in Correſpondenz mit St. Germain. Er meldete die Sache dem Könige Jacob. Er ſagte, daß Shrewsbury gedrängt werde, und fürchte auf die Dauer nicht widerſtehen zu können, daß er jedoch, auch wenn dies geſchähe, niemals ſeine Geſinnungen ändern werde. Was auch immer der König Jacob davon denke, ſagte Marlborough weiter, der Wiedereintritt von Shrewsbury würde ſeinem Intereſſe entſprechen. Denn Shrewsbury würde es vermögen, auch für ihn, für Marlborough, ein Commando in der Armee wieder zu erlangen. Er aber werde es nur annehmen, wenn der König Jacob dieſe Annahme ſeinem Intereſſe entſprechend erachte und darum ihn ermächtige. „Denn ich bin immer ſo unglücklich geweſen, ſchließt Marlborough, und E. M. ſo gütig, daß es unmöglich für mich iſt, an irgend etwas Gefallen zu haben, anders als mit der Gewisheit Ihrer Zuſtimmung." So Marlborough am 28. Februar [2]).

Wir werden die Antwort des Königs Jacob durch Lloyd nachher vernehmen.

Der König Wilhelm beharrte unterdeſſen bei ſeiner Abſicht, Shrewsbury heranzuziehen. Dieſer wich aus nach wie vor. Inzwiſchen geſchah es, daß er dem Jacobiten Montgomery einen Beſuch bei ihm verſtattete, und daß der König davon Kunde erhielt. Er ließ Shrewsbury zur Audienz laden in einer Weiſe, welche dieſem ein Ausweichen unmöglich machte. Er erſchien [3]).

---

[1]) Coxe: Correspondence of Shrewsbury p. 18. Die Warnung jedoch von Hallam vor allem, was der Herausgeber Coxe in dieſem Werke aus Eigenem bringt, muß ich beſtätigen.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 519.

[3]) A. a. O. — Ferner Macpherson I, p. 481.

„Sie geben, begann der König, der Welt einige Ursache zum Erstaunen darüber, daß Sie beharrlich das Amt des Staats-Secretärs ausschlagen, welches ich wiederholt Ihnen anbiete. Sie legen, wie es scheint, geringen Werth auf meinen Dienst." — Shrewsbury erwiederte: seine Gesundheit sei schwach. „Das ist nicht der einzige Grund," sagte der König. — „Nein, Sire, entgegnete Shrewsbury, um offen zu reden, habe ich noch einen anderen. Ew. Majestät haben die Krone empfangen auf gewisse Bedingungen. Diese sind nicht erfüllt worden, und ich kann nicht so weit gehen wie Andere thun." Der König beachtete diesen Einwand nicht weiter. Er fuhr fort: „Es gibt noch einen anderen Grund". Und dann erfolgte die Frage: „Wann haben Sie Sir James Montgomery gesehen?" — Shrewsbury suchte auszuweichen. „Ich habe ihn oft gesehen, antwortete er, seitdem er damals die Krone von Schottland herüber brachte." — „Aber wann zuletzt?" — fragte der König. Das Wort fiel auf Shrewsbury wie ein Donnerschlag. Nachdem er sich gesammelt, antwortete er: „Dann werden Ew. Majestät auch wissen, daß ich den Mann, der mich von meiner Loyalität abzuleiten suchte, nicht ermuthigt habe". — „Ich weiß, erwiederte König Wilhelm, Sie sind ein Mann von Ehre, und wenn Sie das Amt übernehmen, so werden Sie mir ehrenhaft dienen." Shrewsbury bat um Frist bis nach der Wiederkehr von seinem Landsitze, wohin er damals sich verfügen wollte.

Das Gerücht des Wiedereintrittes von Shrewsbury durcheilte sofort die Stadt London [1]).

Nach der Aussage der Mutter, der Gräfin Shrewsbury, zu dem Hauptmann Lloyd, dem Abgesandten Jacobs II., hatte ihr Sohn für diese Reise einen besonderen Beweggrund. „Er hoffte, sagte sie, daß inzwischen der König Jacob in England landen würde, und wollte bereit sein mit seinen Freunden zu ihm zu stoßen" [2]). Wenn die Sache sich wirklich so verhält, so würde außer dem Urtheile, welches darin über den Charakter Shrewsburys liegt, zugleich sich seine Unkunde der Dinge auf dem Festlande ergeben, wie sie den meisten Jacobiten eigenthümlich gewesen zu sein scheint. Eine Landung Jacobs erfolgte nicht.

[1]) Hoffmanns Bericht vom 13./23. März.

[2]) Macpherson I, 481.

Shrewsbury kehrte zurück nach London. Er nahm die Siegel. Die alte Gräfin Shrewsbury versicherte dem Agenten Lloyd, daß ihr Sohn die Siegel nur genommen, um dem Könige Jacob fortan wirksamer zu dienen. Für diese Ansicht könnte sprechen, daß Shrewsbury sich bemühte auch für Marlborough wieder ein Commando zu erbitten. Der König Wilhelm lehnte ab. Andererseits ist bemerkenswerth, daß Lloyds Berichte nichts enthalten von einer Begegnung mit dem neuen Staats-Secretär persönlich.

Desto häufiger sah Lloyd Andere, die in ähnlicher Lage waren wie Shrewsbury, nämlich Marlborough, Russel, Godolphin.

Lloyd eröffnete dem Grafen Marlborough, daß der König Jacob gern seinen Wiedereintritt in den Dienst des Prinzen von Oranien bewillige, und ihm gestatte die geeigneten Mittel dafür aufzubieten. Denn an seiner Treue hege der König keinen Zweifel. Marlborough erwiederte: er würde ein Commando in der Armee nur in der Absicht annehmen dem Könige Jacob zu dienen, für dessen Herstellung, zur Sühnung seiner Verbrechen, er sein Leben einsetzen werde [1]).

Marlborough führte den Abgesandten zu dem Admiral Russel, unter dessen Befehl demnächst die Flotte aussegeln sollte. Lloyd erinnerte den Admiral an sein Versprechen für den König Jacob. Russel erwiederte: sein Entschluß stehe fest. Aber die Sache sei schwer. Man bedürfe Zeit. Lloyd drängte schärfer. Russel rief Gott zum Zeugen, daß er sein Versprechen halten werde. Er wolle die Flotten-Offiziere gewinnen, alles an Marlborough mittheilen. „Aber, fragte er dann, wenn Sie in meiner Stelle wären, was würden Sie thun?" — Lloyd erwiederte: man könne die Sache auf verschiedene Weise anfangen, z. B. die französische Flotte vermeiden, sie herüber passiren lassen. Russel entgegnete: „Das war einst meine Absicht; aber sie ist nicht ausführbar. Jedoch ich will die Herstellung des Königs vollbringen, und schwöre Ihnen, daß ich es allein thun will". Er redete weiter, ohne einen bestimmten Plan anzugeben; aber er schloß mit den Worten, daß die Lords Marlborough und Shrewsbury Richter seiner Handlungen sein sollten.

---

[1]) Macpherson I, 481. Auch für das Folgende.

würde. Aber sie hätten damals nicht voraussehen können, sagten sie, daß die Stimmung der englischen Nation seitdem sich so günstig wenden würde. Die Partei für Jacob II. sei stärker geworden, als sie damals zu sagen gewagt. Das Volk scheine mit Ungeduld seinen König zu erwarten. Da nun Melford in Aussicht gestellt, daß der König von Frankreich zu dem Wagnis des Unternehmens zu bewegen sein würde, wenn die Jacobiten in England sich mit 20,000 Mann begnügen wollten: so verkündigten sie auch für diese Macht, bei der Lage der Dinge im Anfange März, die moralische Gewisheit des Erfolges. Zu diesem Zwecke sandten sie Berichte ein über den Stand der englischen Flotte und des Landheeres [1]).

Jacob II. begnügte sich nicht mit der einen Sendung. Er schickte bald nachher den Hauptmann Lloyd, der ihm im Mai 1692 das erste Schreiben seiner Tochter, der Prinzessin Anna, überbracht hatte. Lloyd hatte Aufträge des König Jacob an Marlborough, an den Admiral Russel, an Godolphin, an Shrewsbury und dessen Mutter, deren wir uns erinnern von dem Duelle zwischen ihrem Freunde Buckingham und ihrem Gemahle. (Band I, S. 233.)

Bereits vor der Ankunft von Lloyd war Shrewsbury wieder als Staats-Secretär in den Dienst des Königs getreten. Diese Angelegenheit fordert daher zunächst unsere Aufmerksamkeit.

Wir erinnern uns, daß der König, sofort bei der Entlassung Nottinghams, den Grafen Shrewsbury als Whig zum Staats-Secretär ernennen wollte. Shrewsbury lehnte ab. Er zog sich auf seinen Landsitz Eyford in Oxfordshire zurück. Aber der König ließ nicht ab. Er setzte andere Kräfte in Bewegung, Miss Villiers, die spätere Gräfin Orkney, die als die Maitresse des Königs bezeichnet wird, und ihre Freundin Missis Lunden. Die letztere stellte für Shrewsbury den Herzogstitel in Aussicht. Die Correspondenz war sehr lebhaft. Sie fruchtete nicht. Shrewsbury erwiederte: er sei krank. Er wolle in Spanien reisen. Der König zog andere Kräfte der Whig-Partei herzu, den Admiral Russel und Lord Wharton. Shrewsbury beharrte in seiner Weigerung. Er könne nicht eine Stelle annehmen,

[1]) Macpherson's Original papers. Vol. I, p. 478.

ſagte er, in welcher er dem Könige nutzlos und unbedeutend ſein, ſich ſelber unbehaglich fühlen werde [1]).

Legte der König wirklich einen ſo hohen Werth auf die Dienſte eines Mannes, der ſelber ſie ſo gering anſchlug? Uns Späteren liegt es offen vor, daß Shrewsbury damals mit St. Germain ausgeſöhnt war. Wußte der König Wilhelm das nicht? — Wir werden dies bald zu erfahren haben.

Auch Marlborough redete bei Shrewsbury für die Annahme. Er ſtand fortdauernd in Correſpondenz mit St. Germain. Er meldete die Sache dem Könige Jacob. Er ſagte, daß Shrewsbury gedrängt werde, und fürchte auf die Dauer nicht widerſtehen zu können, daß er jedoch, auch wenn dies geſchähe, niemals ſeine Geſinnungen ändern werde. Was auch immer der König Jacob davon denke, ſagte Marlborough weiter, der Wiedereintritt von Shrewsbury würde ſeinem Intereſſe entſprechen. Denn Shrewsbury würde es vermögen, auch für ihn, für Marlborough, ein Commando in der Armee wieder zu erlangen. Er aber werde es nur annehmen, wenn der König Jacob dieſe Annahme ſeinem Intereſſe entſprechend erachte und darum ihn ermächtige. „Denn ich bin immer ſo unglücklich geweſen, ſchließt Marlborough, und E. M. ſo gütig, daß es unmöglich für mich iſt, an irgend etwas Gefallen zu haben, anders als mit der Gewisheit Ihrer Zuſtimmung." So Marlborough am 28. Februar [2]).

Wir werden die Antwort des Königs Jacob durch Lloyd nachher vernehmen.

Der König Wilhelm beharrte unterdeſſen bei ſeiner Abſicht, Shrewsbury heranzuziehen. Dieſer wich aus nach wie vor. Inzwiſchen geſchah es, daß er dem Jacobiten Montgomery einen Beſuch bei ihm verſtattete, und daß der König davon Kunde erhielt. Er ließ Shrewsbury zur Audienz laden in einer Weiſe, welche dieſem ein Ausweichen unmöglich machte. Er erſchien [3]).

---

[1]) Coxe: Correspondence of Shrewsbury p. 18. Die Warnung jedoch von Hallam vor allem, was der Herausgeber Coxe in dieſem Werke aus Eigenem bringt, muß ich beſtätigen.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 519.

[3]) A. a. O. — Ferner Macpherson I, p. 481.

Lloyd begab sich zu Godolphin. Dieser betheuerte in den wärmsten Ausdrücken seine Anhänglichkeit an den König Jacob. Aber, sagte er dann, es sei zu besorgen, daß im Laufe des Sommers ein Friede zu Stande komme, und daß, gemäß den Aeußerungen des Prinzen von Oranien, dieser Friede dem Könige Jacob nachtheilig sein werde. Denn unfehlbar werde der Prinz die Ausweisung des Königs Jacob aus Frankreich verlangen. Er halte es für seine Pflicht darauf den König aufmerksam zu machen. Wenn aber der Friede nicht erfolge: so sei es seine Ansicht, daß der König herüber kommen müsse, jedoch mit beträchtlicher Macht. Es würde für die Franzosen nicht schwer sein in England zu landen, auch ohne Zuthun Russels. Dieser jedoch habe, nach Godolphins Meinung, alles versprochen, was man von ihm erwarten dürfe. Nur sei es zu wünschen, daß Shrewsbury, welcher als aufrichtig für den König Jacob gesinnt anzusehen sei, seinen Einfluß auf Russel behalte. Russel werde jedenfalls vor Brest erscheinen. Das gebe dem Könige von Frankreich den Vorwand dorthin Truppen zu ziehen. Den Sommer über könne man die erforderlichen Transportschiffe herbei schaffen. Dann möge der König Jacob gegen den Herbst die geeignete Zeit wählen und herüber kommen. Eines Treffens würde es nicht bedürfen; denn neun Zehntel der Bevölkerung von England verabscheueten von Herzen den Prinzen von Oranien [1]).

Die Gräfin Shrewsbury hob dem Lloyd gegenüber besonders hervor, daß nach der Abreise des Königs nach dem Festlande die Königin, die dann die Regierung führe, sich stützen werde hauptsächlich auf den Rath ihres Sohnes und Caermarthens, des früheren Grafen Danby. Es ist zu bemerken, daß auch dieser Name unter denjenigen erscheint, welche Wiederanknüpfung in St. Germain gesucht.

Wir erinnern uns, daß eben dasselbe auch von Sunderland geschah, der, obwohl er keine amtliche Stellung hatte, dennoch häufig vom Könige Wilhelm zu Rathe gezogen wurde.

Besonders dieser letztere Name hat Anlaß gegeben zu der Vermuthung, daß die Correspondenz nicht bloß von Sunderland, sondern auch von anderen Persönlichkeiten mit St. Germain angeknüpft sei

[1]) Macpherson I, p. 483.

mit Connivenz des Königs Wilhelm. Es ist eine Vermuthung, die immerhin Manchem wahrscheinlich sein mag, für die jedoch ein fester Anhaltspunkt nicht vorliegt. In Betreff Sunderlands namentlich muß bemerkt werden, daß, wenn auch uns Späteren die Berichte Barillons darthun, wie oft Sunderland den König Jacob an Ludwig XIV. verkauft hatte, dennoch Jacob II. selber dies nie zu durchschauen vermochte. Ein Mann, wie er, der trotz der gemachten Erfahrungen dennoch dem Marlborough wieder Glauben schenkte, vermochte dasselbe auch gegenüber Sunderland. In der That lassen die Aeußerungen, welche Jacob II. über das Entgegenkommen von Sunderland damals machte, nicht auf eine Abneigung schließen [1]).

Aber es ist die Ansicht aufgestellt worden, daß der König Jacob keiner von allen diesen Persönlichkeiten, weder Marlborough noch Russel, noch einem Anderen ein volles Vertrauen bewiesen habe.

Es kommt darauf an, was man unter einem vollen Vertrauen versteht. Was Jacob II. bei sich dachte, bleibt uns verborgen. Aber die äußeren Bethätigungen des Vertrauens waren da, namentlich gegenüber Marlborough. Wir erinnern uns, daß Marlborough als einen Beweis der Verzeihung verlangte die Handschrift des Königs Jacob, der Königin Marie Beatrice, daß der Wunsch ihm gewährt wurde. Wir haben ferner die Meldung durch Lloyd an ihn vernommen. Der König läßt darin ihm aussprechen, daß er keinen Zweifel hege an der Treue Marlboroughs. Zweifel solcher Art werden allerdings laut in der Biographie des Königs Jacob [2]). Aber diese ist durchwachsen mit der Reflexion des Verfassers, und nicht die eigenen Aeußerungen des Königs dort, sondern jene Reflexion prägt den Zweifel aus.

Das Vertrauen des Königs Jacob auf diese Freunde in England stellt sich allerdings dar in einer eigenthümlichen Färbung. Denn, nach richtiger Bezeichnung, vertraut Jacob II. auf den Verrath dieser Persönlichkeiten an dem Könige Wilhelm. Oder genauer noch: der König Jacob hofft, daß dieselben Personen, welche ihn an seinen Neffen verrathen haben, nun seinen Neffen verrathen werden an ihn. Jacob II. geht darin noch weiter. Er begnügt sich nicht damit, daß

---

[1]) Sein Schreiben bei **Macpherson** I.

[2]) Z. B. Vol. II, p. 519.

jene Personen dies thun wollen aus sich, und daß er, im Falle sie dieses wirklich thun, die Früchte des Verrathes ernten werde — er ertheilt, wie wir vernommen, dem Marlborough ausdrücklich die Erlaubnis in den Dienst Oraniens einzutreten, mit der Absicht Jacobs, mit dem Versprechen Marlboroughs, daß dieser an Oranien Verrath üben solle und wolle. Wenn Jemand geneigt ist an dem Könige Jacob anzuerkennen, daß er immer wieder bereit ist zum Vertrauen auf den Mann, der so schwer wider ihn gefehlt: so darf nicht dabei außer Acht gelassen werden, auf welche Qualität dieses Mannes der König Jacob dabei seine Hoffnung setzt.

Aber es erwächst dann die Frage, was diese Persönlichkeiten in England, die mit St. Germain in Verbindung standen, selber dabei bezweckten. Der Biograph des Königs Jacob, welchem der gesammte Verlauf der Dinge in lebendiger Anschauung gegenwärtig war, spricht die Ansicht aus, daß das hauptsächliche Ingrediens der Loyalität dieser Personen für Jacob II. nicht die Zuneigung war, sondern die Furcht, nämlich die Furcht, daß die Herstellung des Königs Jacob erfolgen könnte durch Gewalt, das heißt durch die Macht Frankreichs. Diese Furcht habe sich verringert in Folge der Friedensvorschläge, welche Ludwig XIV. ungeachtet der Ueberlegenheit seiner Waffen damals machen ließ, und demgemäß seien auch die Betheuerungen der Loyalität matter geworden [1]).

Diese Ansicht wird unterstützt durch die Wahrnehmung, daß bei den Wünschen oder Planen der Jacobiten in erster Linie immer steht die Erwartung der Herüberkunft französischer Truppen nach England. Sie eben so wenig wie Jacob II. selbst scheinen sich jemals klar darüber geworden zu sein, daß diesen Erwartungen das eine wichtige und allein entscheidende Fundament fehlte, nämlich der Wille Ludwigs XIV. Ob eine solche Unternehmung, wenn Ludwig XIV. den Willen dazu gehabt, hätte gelingen können, liegt, weil sie nicht geschehen ist, hinaus über die Grenzen des menschlichen Urtheiles. Die Reden dagegen solcher Persönlichkeiten wie Godolphin thun dar, daß sie, im Falle einer solchen Unternehmung, das Gelingen derselben für wahrscheinlich hielten. Demnach war ihr Bestreben dahin gerichtet,

[1]) The life of James. Vol. II, p. 516.

für sich selber Sicherheit zu haben in solchem Falle. Der Verlauf der Dinge hat dargethan und wird ferner darthun, namentlich im Beginne des Jahres 1696, daß Ludwig XIV. niemals die Absicht hatte, auch nur ein einziges französisches Regiment durch eine Landung in England aufs Spiel zu setzen, wenn nicht vorher in England selbst eine Erhebung zu Gunsten von Jacob II. erfolgte. Wir dürfen also noch einen Schritt weiter gehen als der Verfasser der Biographie Jacobs II. Nicht zunächst die Furcht war das hauptsächliche Motiv der Loyalität bei vielen, nicht bei allen Jacobiten in England, sondern die Unkenntnis der Dinge auf dem Festlande, und speziell der Persönlichkeit Ludwigs XIV. Aus dieser Unkenntnis erwuchs dann die Furcht.

Eine eigene Leistung von Seiten dieser Jacobiten erfolgte nicht, mit Ausnahme Marlboroughs, der seine eigenen Wege wandelte. Wir werden diese seine Leistung bald kennen lernen. Wo an die vorgeblichen Freunde des Königs Jacob die Aufforderung zum Handeln herantrat — sagt sein Biograph — da suchten sie Ausflüchte. „Sie brachten ihm niemals einen erheblichen Vortheil und thaten sich selber keinen Schaden. Denn, wenn sie außer Amt waren, so machten sie als Grund geltend ihre Abneigung gegen den Prinzen von Oranien, und rechneten sich das Bei-Seite-stehen zum Verdienste. Wenn sie Mittel fanden zum Wiedereintritte, so stellten sie diesen dar als einen besonderen Vortheil des Königs, weil sie dadurch besser im Stande seien ihm zu dienen" [1]).

Von diesen Persönlichkeiten, die mit St. Germain Briefe gewechselt hatten, befanden sich damals im Dienste des Königs Wilhelm der Befehlshaber der Flotte, der Admiral Russel, die wichtigste Persönlichkeit in der Finanzverwaltung, Lord Godolphin, der Präsident des geheimen Rathes, Marquis Caermarthen, der eine der beiden Staats-Secretäre, Graf Shrewsbury. Wir haben bemerkt, daß ein Beweis für eine Connivenz des Königs mit solchen Correspondenzen, etwa um dadurch Einsicht in die Plane von St. Germain zu erlangen, nicht vorliegt. Daß jedoch der König um sehr viele dieser Dinge wußte, hat die Unterredung mit Shrewsbury dargethan. Demnach darf auch angenommen werden, daß Wilhelm III. das Fundament aller

[1]) The life of James. Vol.

jacobitischen Plane kannte, die Hoffnung auf eine Landung Jacobs mit einer französischen Macht. Zugleich aber liegt aus den Thatsachen vor, daß der König gegen einen solchen Plan an den Küsten von England keine nennenswerthen Vorkehrungen traf. Ueberhaupt war ja der König Wilhelm in England der einzige Mann, welcher die Lage der Dinge auf dem Festlande völlig überblickte, welcher die Macht Ludwigs XIV. und die Grenzen derselben kannte, welcher endlich auch die Persönlichkeit desselben und namentlich die Qualität seiner Großmuth für Jacob II. zu würdigen verstand. Indem Wilhelm III. überzeugt war, daß die Anhänger Jacobs in England eine Unternehmung aus sich nicht wagen würden, indem er andererseits wußte, daß ihre Rechnung auf eine französische Invasion des Fundamentes entbehrte, sah er von seinem Standpunkte aus hinweg über jacobitische Velleitäten, die nach der Lage der Dinge zu einer Frucht nicht reifen konnten.

Ein Beweis dessen ist jene merkwürdige Unterredung, durch welche er dem Grafen Shrewsbury die Siegel des Staats-Secretärs aufzwang. Der König suchte ihn dabei moralisch zu binden durch die Erklärung, daß er ihm vertrauen wolle als einem Manne von Ehre. Allein wir müssen doch hinzusetzen, daß dies Vertrauen ein bestimmtes Maß und eine eng gezogene Grenze hatte. Das Gebiet der beiden Staats-Secretäre waren die auswärtigen Angelegenheiten; aber der König band nach wie vor diese Angelegenheiten an seine Person. Im Beginne des Jahres 1694 ließ er durch einen besonderen Gesandten dem Kaiser seine umfassenden Anstalten für den Feldzug darlegen. Zu diesem Zwecke bediente er sich desselben Mannes, den er auch im Jahre 1688, vor der Expedition nach England, in Wien verwendet hatte, des hessischen Freiherrn von Görz[1]). Es war vor dem Eintritte Shrewsburys in das Amt. Dann ging der König hinüber zum Feldzuge, und beließ seinen Staats-Secretär Shrewsbury in England. Welche Kunde er dort, und selbst auch nach der Wiederkehr des Königs aus dem Feldzuge von 1694, von den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten empfing, ob ihm namentlich der Vertrag der großen Allianz von 1689 mitgetheilt war, oder die Art und Weise, in welcher England in der Person des Königs diesem Vertrage ange-

[1]) Propositio des Freiherrn v. Görz, vom 29. Januar 1694, in den Acten des k. k. Archivs.

hörte — das sind Fragen, deren Beantwortung wir später, im Januar 1695, aus den eigenen Aussagen des Staats-Secretärs Shrewsbury zu vernehmen haben werden.

Shrewsbury selber hatte in jener ersten ausweichenden Antwort an seine Freundin seine Qualification für die ihm zugedachte Stellung nicht unrichtig geschätzt. Nicht seine Befähigung, nicht seine Kenntnisse, noch seine Arbeitskraft hatten die Blicke und die Wahl des Königs auf ihn gelenkt, sondern seine Persönlichkeit und seine Stellung in seiner Partei. Diese Persönlichkeit war nämlich nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen eine ungemein gewinnende. Shrewsbury erfreute sich, wie man sagte, aus dem Munde Wilhelms selbst des Urtheils, daß er sei the king of hearts. Um die Whig-Partei sich verbindlich zu machen, zog der König aus derselben diese äußerlich hervorragende, glänzende Persönlichkeit heran, und ließ nicht ab, bis es ihm gelang. Indem der König mit solchem anscheinenden Eifer diesem hauptsächlichen Whig nachstrebte, war es auf der anderen Seite für ihn leichter, doch nicht völlig dem bisher befolgten Principe eines gemischten Ministeriums zu entsagen. Er behielt den Tory Caermarthen als Präsidenten des geheimen Rathes. Er behielt den Tory Godolphin, der ihm unentbehrlich erschien für die Geschäfte der Finanzverwaltung.

Um die Whig-Partei sich ferner zu verpflichten, häufte der König auf das Haupt Shrewsburys Ehren und Würden. Durch den Tod des Herzogs von Hamilton war damals eine Ritterschaft des Hosenband-Ordens verfügbar. Der König hielt ein Capitel, und die Wahl fiel auf Shrewsbury. Zwei Tage später verlieh ihm der König den Herzogstitel. Man hatte bis dahin kein Beispiel einer gleichzeitigen Verleihung von zwei solchen Würden an Eine Person, noch auch, daß ein Staats-Secretär den herzoglichen Titel geführt, den höchsten des Königreiches[1]). Mit Shrewsbury erhielten denselben Titel auch Caermarthen, nämlich als Herzog von Leeds, ferner Bedford, Devonshire und Clare. Diese wurden betrachtet als die reichsten Lords des Königreiches.

Unterdessen zogen die Berathungen über die Wege und Mittel zur Beschaffung des Geldes sich lange hin. Der König sah es mit

[1]) Hoffmanns Berichte vom 6. und 9. Mai. Er sagt ausdrücklich, daß der König es gethan, um „die Presbyterianer mehr und mehr zu obligiren".

Ungeduld; denn es waren für den Beginn des Feldzuges in Belgien Plane verabredet, deren Ausführung die Generalstaaten nur ihm und nicht einem Anderen anvertrauen wollten. Die Frage allerdings, um die es in England zuletzt sich handelte, war von einer größeren Bedeutung für die Zukunft Englands, als damals sich ahnen ließ. Ein Mitglied des Unterhauses, Namens Montague, hatte den Plan einer Anleihe von 1.200,000 £ eingebracht, und zwar so, daß die Subscribenten dieser Anleihe, die zu acht Procent auf eilf Jahre aufgenommen wurde, eine Corporation bilden sollten mit dem Namen der Bank von England. Das Unterhaus nahm die Bill an. Dann jedoch erhob sich im Oberhause Einspruch, namentlich gegen den hohen Zinsfuß[1]), welcher fortan für die Grundeigenthümer eine Anleihe unmöglich machen werde. Erst nach langem, hartem Kampfe ließ das Oberhaus nach von seinem Widerstreben[2]).

Am Morgen des 25. April/5. Mai sanctionirte der König die Bill. Auch er mochte nicht ahnen, daß der Act, den er damit vollzogen, dennoch für die kommenden Generationen wichtiger war, als das Gelingen oder Fehlschlagen des Planes, der seine rasche Ueberfahrt forderte. Der Wind war entgegen. Dennoch brach er am selben Nachmittage auf nach Gravesend. Der gute Wille fruchtete nicht. Er mußte nach London zurückkehren. Am 30. April/10. Mai war Mondwechsel. Der Wind war noch zuwider; aber der König hegte die Hoffnung, daß er umschlagen werde. Darum sollte keine Stunde versäumt werden. Zum zweiten Male eilte der König nach Gravesend. Zum zweiten Male mußte er nach London zurückkehren. Am 3./13. Mai schwenkte der Wind ein wenig. Er war nur halb gut; aber dies Mal war der König fest entschlossen zu reisen. Wenn der Wind die Ausfahrt aus der Themse nicht gestatte, so wollte er weiter nach dem Seehafen Margate. Dort lagen fünf holländische Kriegsschiffe. Die Königin begleitete ihn wie fast immer, bis er an Bord stieg. Es war am 6./16. Mai. Dann wandte der Wind sich völlig zu Gunsten, und die Fahrt ging rasch von statten bis zum anderen Mittag, wo er abermals umschlug. Man war noch sechs holländische Meilen von der Küste entfernt. Den König jedoch trieb die Ungeduld. Er ließ

[1]) Hoffmann im Berichte vom 4. Mai sagt 9 Procent.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. Mai.

eine Ruder-Schaluppe fertig machen. Abermals also wie drei Jahre zuvor, befand sich der König in dem schwachen Fahrzeuge auf offenem Meere, dies Mal nicht den treibenden Eisschollen ausgesetzt, aber doch eben so wie damals, jeglicher Böe, die plötzlich sich erheben konnte, und möglicher Weise auch dem raschen Griffe des rastlosen Jean Bart, dem einige Tage zuvor dort wieder, wie schon oft, die Wegnahme des Packetbootes nach England gelungen. Das Wetter war unruhig, die Fahrt schwierig. Sie dauerte von Mittag bis acht Uhr Abends. Dann endlich stieg der König wohlbehalten ans holländische Ufer, und traf nach Mitternacht ein im Haag [1]).

Er fand eine besondere Angelegenheit erledigt, welche seit vielen Monaten drohend geschwebt hatte. Die Noth in Frankreich machte den Getreidehandel dahin für die Angehörigen der Neutralen zu einem gewinnreichen Geschäfte. Dänische und schwedische Kauffahrer betrieben dasselbe mit großem Eifer. Allein viele dieser Fahrzeuge wurden namentlich von holländischen Kapern angehalten und aufgebracht. Dänemark griff zu Repressalien, und belegte alle holländische Schiffe im Sunde mit Beschlag. Der König von Dänemark sandte den Secretär Jessen nach Stockholm mit der Vorstellung, daß die Lage der Dinge in Europa nöthige zum Anschlusse an Frankreich, zum gemeinsamen Eingreifen gegen die Verbündeten. Carl XI., in dessen Rathe die Stimme des alten Benedict Oxenstjerna überwog, weigerte sich. Den Eintritt von Dänemark allein in den Krieg wünschte auch selbst Ludwig XIV. nicht, weil, wenn Schweden nicht mit Dänemark ging, es später gegen dasselbe auftreten würde [2]). Allein Schweden wandte sich mit nachdrücklicher Bitte um Vermittelung an den Kaiser Leopold. Die Dinge seien dahin gekommen, ließ Carl XI. melden, daß er sich einem erneuten Andringen von Dänemark auf die Erfüllung der Verträge nicht werde entziehen können. Der Kaiser entsprach der Bitte. Er ließ bei Wilhelm III. und bei Heinsius hervorheben, daß die Haltung des Königs von Schweden Anspruch habe auf die volle Anerkennung der verbündeten Mächte. Dagegen sei es unleugbar, daß die Wirren mit Dänemark ihren Anfang genommen von dem

[1]) Die Berichte Hoffmanns vom 7., 11. und 14. Mai. — Sylvius t. IV, b. 37, p. 66.

[2]) Robethon Papiere im St. A. H.

maßlosen Vorgehen der seeländischen Kaperschiffe. Der Kaiser ertheilte dem Grafen Stratemann im Haag den Auftrag des Erbietens zur Vermittelung. Diese gelang sofort. Am 3. Mai wurden von beiden Seiten die mit Beschlag gelegten Schiffe frei gegeben, und Heinsius verhieß im Namen der Generalstaaten, daß in Betreff der verlangten Satisfaction man aller Billigkeit entsprechen würde [1]).

Dieser Ausgleich war um so wichtiger, weil auch in Betreff des Reiches der König von Dänemark als Herzog von Holstein-Gottorp an der Spitze derjenigen Fürsten stand, welche der neunten Kurwürde widerstrebten. Eine Reihe derselben, unter ihnen der Markgraf Ludwig von Baden, begnügte sich mit dem Proteste, in der Hoffnung, daß der Kaiser gegenüber diesem Proteste die Introduction des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg in das kurfürstliche Collegium nicht vornehmen werde. Voran jedoch unter den Opponenten standen als besondere Partei der König von Dänemark, die Herzöge zu Wolfenbüttel, der Fürstbischof von Münster. Ein Vertrag zwischen ihnen bestimmte die Zahl der Truppen, die im Falle des thätlichen Vorgehens ein Jeder zu stellen habe. Die Fäden des Gewebes liefen zusammen in die Hand des französischen Gesandten Bonrepos in Kopenhagen.

Wie der Kaiser durch die Vermittelung zwischen Dänemark einerseits, Holland und England andererseits sich bemühte, dort das glimmende Feuer rechtzeitig zu löschen: so suchte er auch den Bund dieser Opponenten in gütlicher Weise zu lösen. Der Graf Auersperg, den er im November 1693 zum Gesandten bei Wilhelm III. bestimmt, erhielt den Auftrag auf seinem Wege dahin zuvor in Wolfenbüttel und in Münster die kaiserliche Mahnung geltend zu machen. Es geschah. Auersperg war über alle Fäden des von Bonrepos in Kopenhagen gesponnenen Gewebes genau unterrichtet. Er legte sie den Herzögen in Wolfenbüttel dar. Namentlich Rudolf August war erschrocken über die Tragweite der Dinge, in welche mehr sein Bruder Anton Ulrich als er sich eingelassen. Es gelang dem Grafen Auersperg die Brüder zu bewegen zur Entsendung von 4000 Mann nach dem Oberrheine, von 2000 Mann nach Belgien, unter der Bedingung,

[1]) Kaiserliches Rescript an Stratemann vom 16. April, und Bericht des G. St. vom 11. Mai.

daß für dieſe letzteren der König und die Republik zahlten. Da der Vertrag dem Herzog außerdem jegliche feindſelige Abſicht im Reiche unmöglich machte, ſo genehmigten der König und die Republik. Weniger geneigt zum Nachgeben war der Fürſtbiſchof Friedrich Chriſtian von Münſter. Der Graf Auersperg forderte von ihm, daß er wenigſtens ſein Reichs-Contingent an den Oberrhein ſende. Friedrich Chriſtian entgegnete: er vernehme, daß der König von Frankreich an die Maas kommen und dort durchbrechen wolle. Deshalb bedürfe er ſelber ſeiner Truppen. Es gelang dennoch endlich ihn zur Entſendung von 4000 Mann zu bewegen [1]).

Der Erfolg dieſer Miſſion Auerspergs war für die Allianz von hohem Werthe, weniger wegen der dadurch gewonnenen Verſtärkung der großen Armee, als durch die Sicherung des inneren Friedensſtandes im Reiche. Jene entſendeten Mannſchaften waren wie ein Pfand gegen die Bildung einer ſogenannten dritten Partei unter der Führung Dänemarks. Andererſeits wurden dadurch der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg und ſein Bruder zu Celle frei von der Beſorgnis, die ſie hätte nöthigen können ihre Truppen heim zu rufen.

Auch das jedoch reichte noch nicht hin, dem Könige Wilhelm III. alle Beſorgnis in Betreff Dänemarks zu nehmen. Dieſes hatte in den Ausgleich mit den Seemächten willigen müſſen, weil Schweden nicht mit ihm ging. Der Kaiſer hatte jegliche Thätlichkeit im Reiche wider die neunte Kurwürde vereitelt, indem er dem Könige von Dänemark die Verbündeten Wolfenbüttel und Münſter entzog. Dennoch blieb Dänemark ein unzuverläſſiger Nachbar. Es machte neue Verſuche in Dresden. Wir haben dahin unſere Blicke zu wenden.

Bei der Ankunft im Haag vernahm der König Wilhelm als erſte wichtige Nachricht den Tod des jungen Kurfürſten Johann Georg IV. von Sachſen.

Das Verhalten dieſes Fürſten während ſeiner kurzen Regierung hatte den verbündeten Mächten geringes Vertrauen eingeflößt. Er hatte im Sommer 1693 ſeine Truppen ins Feld rücken laſſen, weniger aus Neigung für die Sache der Verbündeten, oder aus einer patriotiſchen Pflicht, als auf die Bitten der Gräfin Rochlitz, ſeiner

[1]) Die Robethon-Papiere im St. A. H. — Wagner t. II, p. 282.

Maitresse, welcher die verbündeten Mächte diesen Dienst lohnten mit 400,000 ~~40,000~~ Reichsthalern. Johann Georg war darum nicht bundestreuer geworden. Er konnte namentlich die Gefangenschaft Schönings nicht verschmerzen. Er verlangte von dem Kaiser immer aufs neue die Freilassung dieses Mannes, welchen die verbündeten Mächte als gemeinschädlich ansahen. Im Winter 1693 auf 1694 ging Johann Georg so weit, einen kaiserlichen Courier nach Dresden unterwegs aufheben und ihm seine Papiere nehmen zu lassen. Die Weisungen des Kaisers darin an den Gesandten in Dresden bekundeten nicht eine Bereitwilligkeit zur Freigebung von Schöning. Im Verdrusse darüber berief Johann Georg die eigenen Minister und die fremden Gesandten, und eröffnete ihnen, daß, wenn nicht der Kaiser binnen einer bestimmten Frist den Schöning in Freiheit setze, der Kurfürst seine Truppen heim berufen werde. Der Kaiser antwortete durch die That. Er ließ den Schöning enger verwahren [1]).

Die Verbündeten waren sogar der Ansicht, daß die Abberufung der sächsischen Truppen das geringere Uebel sein würde. Denn Schöning, einmal in Freiheit, werde durch seine unbeschränkte Herrschaft über die Seele des Kurfürsten ihn vermögen, nicht bloß die Truppen abzuberufen, sondern mit Dänemark ein Schutz- und Trutzbündnis einzugehen, zunächst zum Zwecke des Erwerbes von Sachsen-Lauenburg, und somit im Reiche ein Feuer anzuzünden zu Gunsten des Königs von Frankreich.

Inzwischen mochte Johann Georg IV. zu der Erkenntnis gekommen sein, wie wenig seine Schritte gegenüber dem Kaiser vereinbar waren mit der schuldigen Pflicht eines Reichsfürsten. Er lenkte ein durch ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser persönlich. Es begannen Verhandlungen über Schöning. Der Kaiser stellte die Forderung, daß Schöning unbedingt nicht, weder im Felde, noch im Rathe, verwendet werden dürfe. Johann Georg war bereit darauf einzugehen.

Dann jedoch gewannen rasch und unerwartet die Dinge eine andere Gestaltung. Die Gräfin Rochlitz erkrankte an den Blattern. Johann Georg, der vor aller Welt Augen seine Gemahlin hintansetzte gegen diese Persönlichkeit, achtete nicht der Gefahr der Ansteckung. Er

[1]) Das Ganze nach den Robethon-Papieren im St. A. H. Eben so das Folgende.

wollte sie nicht verlassen. Die Gräfin starb. Der Kurfürst war untröstlich. Er ließ die Leiche beisetzen in der kurfürstlichen Gruft. Dann ergriff auch ihn dieselbe Krankheit. Nach wenigen Tagen folgte er der Gräfin Rochlitz, am 7. Mai 1694.

Johann Georg IV. starb söhnelos. Es folgte ihm daher sein Bruder Friedrich August, 24 Jahre alt. Die ersten Acte der neuen Regierung waren die Entfernung der Leiche der Rochlitz aus der kurfürstlichen Gruft, und die Verhaftung der Mutter derselben, welcher man Gemeinsamkeit des Handelns mit der Tochter vorwarf.

Die Nachricht dieser Thronveränderung in Dresden fand der König Wilhelm bei seiner Ankunft im Haag vor. Es war vorauszusehen, daß der König von Dänemark sich aufs neue bemühen werde. Die Kurfürstin Witwe von Sachsen war eine dänische Prinzessin, die Schwester des Königs. Sie vermochte mehr über den jüngeren Sohn Friedrich August, als früher über den nun verstorbenen. Dänemark suchte durch die Mutter den jungen Kurfürsten zu bewegen, seine Truppen abzuberufen, sich mit Dänemark zu einigen und von den Verbündeten die Annahme der französischen Vorschläge zu fordern. Wenn Friedrich August sich dazu nicht entschließen könne: so möge er die Hülfe von Dänemark verlangen, um sich in den Besitz von Sachsen-Lauenburg zu setzen. Der junge Kurfürst indessen beharrte auf dem Wege, den zuletzt sein Bruder eingeschlagen. Wie dieser, hielt auch er es für eine Ehrensache, die Freilassung von Schöning zu erlangen; aber er stand nicht unter dem Einflusse dieser Persönlichkeit, wie vor ihm erst der Vater, dann der Bruder. Er versprach, wie es der Kaiser verlangt, daß Schöning weder ein Commando erhalten, noch in seinen Rath eintreten solle. Darauf hin erhielt Schöning die Freiheit. Friedrich August ging in seiner Annäherung an den Kaiser noch einen Schritt weiter. Er versprach den Eintritt in die große Allianz.

Diese Wendung der Dinge in Dresden war dem Kaiser deshalb um so erwünschter, weil er bis dahin in großer Sorge für den Oberrhein geschwebt hatte. Im März und April 1694 nämlich verbreitete sich das Gerücht, daß der Hauptstoß der französischen Macht gerichtet sein werde auf den Oberrhein, daß der König von Frankreich die Absicht habe, selber sich dahin zu begeben. Der Kaiser forderte demnach den Kurfürsten von Brandenburg auf, wenigstens 10—12,000 Mann

von den Truppen, für die er Quartiere im Reiche genieße, von Belgien weg an den Oberrhein marschiren zu lassen. Es war derselbe Versuch, den der Kaiser bereits früher einmal gemacht hatte, im Jahre 1692. (S. 37 u. f.) Der Kurfürst erklärte sich willfährig, berief sich aber auf die mit Spanien, England und Holland geschlossenen Subsidien-Verträge, denen gemäß den Brandenburgern ihre Stellung angewiesen sei zwischen Rhein und Maas. Demnach dürfe er nur mit Zustimmung dieser Mächte handeln. Er wies darauf hin, daß der Kaiser jene Subsidien-Verträge ratificirt habe. „Allerdings, erwiederte der Kaiser, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß die Pflicht für die Rettung des Reiches vorgehe." Das Verlangen erschien dem Kaiser um so mehr gerechtfertigt, weil der Kurfürst nicht bloß die Quartiere im Reiche hatte, sondern dazu auch vom Kaiser gemäß dem Vertrage von 1686 Subsidien zog. Allein der Kurfürst, der vermöge des Doppel-Verhältnisses für seine Truppen doppelte Bezahlung erhielt, war nicht geneigt aus sich bei jenen drei Mächten einen Schritt zu thun, der die Kündigung der Subsidien zur Folge haben würde. Der Kaiser beauftragte, bereits am 16. April, seine Gesandten im Haag und in London, dort vorzustellen, daß von dieser Sendung der Brandenburger an den Oberrhein die Erhaltung der Reichskreise Schwaben und Franken bei der gemeinsamen Sache abhinge, daß im anderen die Gefahr eines Sonderfriedens dieser Länder mit Frankreich herandrohe [1]).

Die Bemühungen hatten von Anfang an geringe Aussicht auf Erfolg. Weder der König noch Heinsius waren geneigt, die Armee in Belgien durch den Abzug der Brandenburger schwächen zu lassen. Heinsius kam in so weit entgegen, daß er den Brandenburgern die Vertheidigung der Maas überwies [2]). Der König hieß diese Maßregel gut. Er erwiederte dem nochmals drängenden Grafen Auersperg: die Stellung der Brandenburger solle so genommen werden, daß bei einem Einbruche der Feinde am Oberrheine sie sofort dahin marschiren könnten. Aber er verneinte jene Ansicht von einer besonderen Gefahr

[1]) Kaiserliches Rescript vom 17. April an Stratemann und an Hoffmann.

[2]) Bericht des Grafen Auersperg vom 18. Mai: Der Pensionarius hat das brandenburgische Corps zur Vertheidigung der Maas bestimmt.

am Oberrheine. Die hauptsächliche Anstrengung des Feindes werde abermals in Belgien erfolgen [1]).

Die Dienste der brandenburgischen Truppen waren willkommen. Ueber die Gesinnung ihres Kriegsherrn haben wir seiner Zeit das Urtheil von Heinsius vernommen. (S. 37 und 42.)

Geringer jedoch noch war die Meinung von dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, dem spanischen Statthalter in Brüssel. Und dies führt uns zunächst zurück auf die Eile des Königs Wilhelm für seine Ueberfahrt nach dem Festlande.

Wenige Tage nach seiner Ankunft schrieb der König von Loo aus an den Herzog Shrewsbury: „Vor meiner Abreise habe ich Ihnen gesagt, daß die Langwierigkeit der Session des Parlamentes, die mich in England zurückhielt, mich um eine günstige Gelegenheit zur Eröffnung des Feldzuges bringen würde. Nun, da ich an Ort und Stelle bin, muß ich dies bestätigen. Wir haben eine Gelegenheit verloren, die wir den ganzen Feldzug hindurch zu beklagen haben werden" [2]).

Wir erfahren darüber Näheres aus den Berichten des Grafen Auersperg. Als sich im Frühlinge kund gab, daß der Mangel auf die französischen Kriegsanstalten lähmend einwirkte, daß die frühere Schnelligkeit des Handelns nachließ, wurde auf der Seite der Verbündeten ein umfassender Plan entworfen. Alles war bereit zur Ausführung. Man harrte nur noch der Ankunft des Königs. Aber diese verzog sich. Statt dessen erfolgte der Befehl der Sistirung. Der Grund war, daß bei der Abwesenheit des Königs, die Ausführung des Planes hätte erfolgen müssen unter dem Commando des Kurfürsten von Bayern. Der König und Heinsius mistrauten ihm. Aber da sie dies Mistrauen nicht geradezu declariren wollten, so zog der König jenen Ausweg des Sistirens vor, in der Hoffnung, daß es ihm dennoch gelingen werde zeitig genug herüber zu kommen. Wir erinnern uns seines Eifers für die Ueberfahrt. Seine Hoffnung bewährte sich nicht [3]). Die Gelegenheit war vorüber, und daher jene seine Worte an Shrewsbury.

---

[1]) Bericht vom 21. Mai.

[2]) Correspondence of Shrewsbury p. 32.

[3]) Auerspergs Bericht vom 25. Juni, aus den Mittheilungen der Herzöge von Württemberg und Holstein-Plön.

Wir haben die Stellung des Kurfürsten Max Emanuel und sein Verhalten weiter ins Auge zu fassen, so wie nicht minder dasjenige seines Bruders Joseph Clemens, des Kurfürsten-Erzbischofs von Köln.

Wir erinnern uns der Wahl dieses jungen Prinzen in Köln im Jahre 1688. Sie war herbeigeführt durch die Vereinigung aller europäischen Interessen, der kirchlichen wie der weltlichen, die gegen Ludwig XIV. und Jacob II. standen. Darum erfreute sich Joseph Clemens der Gunst des Papstes Innocenz XI. und des Kaisers Leopold, des Königs von Spanien und der Republik der Niederlande. Das Breve der Wählbarkeit, welches damals Innocenz XI. dem jungen Prinzen ertheilte, wie er es dem Cardinal Fürstenberg versagte, erstreckte sich außer auf Köln auch auf die anderen Fürst-Bisthümer, die der Vorgänger Maximilian Heinrich in seiner Person vereinigt hatte. Joseph Clemens ward indessen nur in Köln gewählt. Auch in Lüttich unterlag die französische Partei; aber die kirchlich und kaiserlich gesinnte Mehrheit, unter der Führung Means, wählte den Dechanten Johann Ludwig von Elderen. Die Wahl entsprach den Erwartungen. Johann Ludwig, berathen von Mean als Dechanten und erstem Minister, bewies sich treu für Kaiser und Reich. Allein am 1. Februar 1694 nahm ihn der Tod hinweg.

Die Frage der Wahl trat abermals heran. Und zwar sah man dieselben Parteien wie sechs Jahre zuvor, die kaiserliche und die französische, fast in gleicher Stärke. Wenn es der letzteren gelang durchzudringen, so war der Wahlsieg allein vortheilhafter für sie als einer der bisherigen Feldzüge. Derjenige von 1691 hatte für Frankreich die Stadt Mons erworben, derjenige von 1692 Namur, derjenige von 1693 hatte, nach dem Urtheile Vieler, wesentlich der Stadt Lüttich gegolten. Vor dem Mislingen war Ludwig XIV. davon geeilt [1]).

Im Jahre 1694 waren in Lüttich fast noch dieselben wählenden Personen der Domherren, ja sogar zum Theile dieselben Candidaten traten auf wie sechs Jahre zuvor. Dennoch gab sich dann eine erhebliche Verschiebung kund. Die französische Partei war nicht gering. Sie war damals unterlegen, wie man behauptete, weil Ludwig XIV.

[1]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 30.

allzu hartnäckig an Fürstenberg festhielt, den auch die französisch gesinnten Domherren nicht wollten, und weil er dagegen in seiner Ungnade für den Cardinal Bouillon beharrte, dem jene geneigt waren [1]). Im Frühling 1694 war abermals dieser Cardinal einer der Candidaten, ein anderer war Joseph Clemens von Köln, ein dritter der bisherige Dechant Mean. Ludwig XIV. wollte nicht den politischen Fehler von 1688 erneuern. Als sich erfand, daß der Cardinal von Bouillon keine Aussicht hatte auf Erfolg, zog er ein Compromis vor. Die französische Partei trat zu derjenigen des Kurfürsten Joseph Clemens, unter der Bedingung, daß im Falle des Gelingens der Dechant Mean und seine Partei keinen Antheil an den Geschäften haben dürfe. Joseph Clemens ging darauf ein. Demnach war dieser selbe Prinz, für welchen sich in Köln 1688 alle Interessen wider Frankreich vereinigt hatten, im Jahre 1694 in Lüttich der Candidat auch der französischen Partei [2]).

Diese französische Begünstigung der Wahl von Joseph Clemens ward von kundigen Zeitgenossen betrachtet als ein Ausfluß des großen Planes, den wir Ludwig XIV. vom Jahre 1693 an befolgen sehen, nämlich die bayerischen Brüder Max Emanuel und Joseph Clemens für sich zu gewinnen, in jedem Falle sie zu trennen von dem Kaiser [3]).

Allein auch der Dechant Mean handelte, auf die Kunde dieser Vereinbarung, in entsprechender Weise. Bis dahin hatte er geglaubt, für sich selber die Mehrheit erringen zu können. Unterdessen jedoch war noch ein vierter Candidat hervorgetreten, der Hoch- und Deutschmeister, ein Prinz des Hauses Pfalz-Neuburg, Bruder der Kaiserin. Für diesen waren der König Wilhelm und Heinsius. Mean trat zurück und bat seine Partei für den Hoch- und Deutschmeister zu stimmen.

Die Wahl war angesetzt auf den 20. April. Die Zahl der Domherren betrug 46. Von diesen stimmten 24 für Joseph Clemens. Er war anwesend. Die Seinen begrüßten ihn als Fürstbischof von Lüttich. Die Kanonen donnerten. Die Glocken läuteten.

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 30.

[2]) Robethon-Papiere im St. A. H.

[3]) Pietro Venier bei Barozzi e Berchet: Francia t, III, p. 549: Si fece tutto però per guadagnare l'Elettore etc.: data connivenza all' elezione del vescovo di Liege al principe fratello etc.

Aber die andere Partei behauptete, daß Formfehler vorgefallen seien. Sie trat am folgenden Tage zusammen, im Hause des Dechanten, 22 an der Zahl. Sie wählte den Hoch- und Deutschmeister. Die Kanonen der Citadelle, die Glocken der Domkirche schwiegen; doch vernahm man das Geschütz der Chartreuse und die Glocken einiger Kirchen.

Abermals also wie 1688 in Köln war die Wahl streitig, und die Entscheidung stand bei dem päpstlichen Stuhle. Bis dieselbe erfolgte, blieb, wie in solchen Fällen herkömmlich, die Regierung auf demselben Fuße wie zur Zeit der Sedisvacanz, nämlich bei dem Capitel. Bevor jedoch die Entscheidung des Papstes eintreffen konnte, erfolgte eine höhere. In Lüttich herrschte eine Seuche. Sie ergriff den Hoch- und Deutschmeister. Bereits am 4. Mai starb er, betrauert von der kaiserlichen Partei, die auf ihn große Hoffnungen gesetzt. Die Anerkennung von Joseph Clemens fand kein Hindernis mehr [1]).

Die Macht und die Bedeutung der kurfürstlichen Brüder von Bayern und Köln war demnach sehr gestiegen. Anders stand es mit ihrer Reputation und mit dem Vertrauen, das in sie gesetzt wurde.

Belgien hatte den Kurfürsten Max Emanuel als Statthalter des Königs von Spanien zwei Jahre zuvor mit großen Hoffnungen begrüßt. Diese Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Wir lernen den Stand der Dinge kennen aus einem Berichte des Grafen Auersperg aus Brüssel, vom 18. Juni 1694. Er wagte nicht den Bericht wie sonst, direct zu richten an den Kaiser, den Schwiegervater des Kurfürsten von der ersten Ehe her, der damals in Warschau die Werbung von Max Emanuel um eine Tochter des Polenkönigs Johann Sobiesli unterstützte. Auersperg sendete seinen Bericht an den Reichs-Vicekanzler, mit der Bitte der Mittheilung nach Ermessen.

„Ich habe, sagt er, die Dinge hier in einem Zustande gefunden, für den mir fast die Ausdrücke fehlen. Der Kurfürst setzt sich gegenüber allen und jeden Personen über alles Maß hinweg. Er wird gehaßt von Groß und Klein. In seiner Umgebung finden sich nur junge Leute: die Männer von Erfahrung werden bei Seite geschoben. Das Nothwendige wird vernachlässigt: der Zweck alles Thuns und

[1]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 68. — Bericht des Grafen Auersperg vom 11. Mai.

Treibens ist Belustigung. Der Kurfürst gibt seine Zuneigung für die neue Maitresse so öffentlich kund, daß das Volk daran großes Aergernis nimmt. Diese Dame war hergekommen unter dem Vorwande eines Prozesses. Aber man weiß, daß der ganze Prozeß nicht diese Mühe verlohnt, und daher meint man Grund zu haben zu der Vermuthung, daß sie gesendet worden ist, um den Versuch zu machen den Kurfürsten zu fangen, und dann ihn zu Dingen zu verleiten, die der Sache der Verbündeten nicht entsprechen [1]). Der Kurfürst sagt laut und offen, daß die Maitresse sich niemals in politische Angelegenheiten mischen wird; aber man schenkt diesen Worten keinen Glauben. Ich habe sie zweimal bei der Gräfin von Soissons beisammen gesehen, wo sich die Gesellschaft von ganz Brüssel befand. Die Dame gibt ganz unverhohlen kund, welche Macht sie über den Kurfürsten besitzt."

„Die vornehmsten Persönlichkeiten von hier sind zu mir gekommen, um mir ihre Klagen auszuschütten. Sie sagen mir, daß alle Dinge vernachlässigt, die Offiziere des Königs nicht beachtet werden. Ich weiß sicher, daß die eigentlich spanische Armee hier nicht 5000 Mann beträgt, daß dagegen alles Geld hinausgeworfen wird für Vergnügen und unnütze Ausgaben. Das Volk, welches treuen Eifer beweist für seinen König und für die gemeinsame Sache, ist darüber wie verzweifelt. Das ist der traurige Zustand dieses Landes."

Der junge Kölner Kurfürst Joseph Clemens befand sich mit in Brüssel. Er trat nicht auf in der Kleidung eines Geistlichen, und meinte so unerkannt zu bleiben; aber Jedermann wußte, wer er war. Seine Haltung war nicht eine fürstliche, noch weniger diejenige eines Kirchenfürsten. Er erschien wie ein Anhängsel seines Bruders von Bayern. Er begleitete diesen zum Könige, und harrte dann, selber vom Könige unbeachtet, im Vorzimmer, bis jene beiden ihre Conferenz beendet. Die Engländer und Holländer lachten über ihn, die Deutschen

---

[1]) Comme cette fille étoit venue avec le prétexte d'avoir un procès dans cette ville, et l'on ignore pas que ce même procès ne méritoit pas la peine de faire ce voyage, on croit avoir toute la raison imaginable qu'elle a été envoyée pour tascher de commencer ses desseins, peutêtre pour gagner le cœur de l'E. et de l'induire après cela dans bien des choses, qui ne seront pas convenables pour la cause commune. — Aus dem Berichte des Grafen Auersperg, aus Brüssel, 18. Juni 1694.

wünschten ihn fort. Doch maß man auch für das gesammte unfürstliche Verhalten des jungen Mannes weniger ihm selber die Schuld bei, als dem älteren Bruder, dessen Wege jener mitging und ferner gehen würde [1]).

Die Armeen lagen einander gegenüber. Diejenige der Verbündeten bestand aus 99 Bataillonen und 230 Schwadronen, in allem etwa 100,000 Mann. Die französische, unter der nominellen Führung des Dauphins, der wirklichen des Marschalls Luxemburg, war in etwa gleicher Stärke. Allein die Haltung der Franzosen war eine andere als früher. In den vier Jahren von 1690 bis 1693 war in den Niederlanden die Offensive bei ihnen, im Jahre 1694 nur noch die Defensive. Aehnlich stand es am Oberrheine und in Savoyen. Nur in Catalonien ließ Ludwig XIV. durch den Marschall Noailles nachdrücklich die Offensive ergreifen. Wir haben daher zunächst dahin unsere Blicke zu richten.

Der König Wilhelm III. hatte das Circular-Schreiben Carls II. auf die französischen Friedensvorschläge spanische Rodomontaden genannt. Dagegen war es dem Könige Carl II. persönlich ernst mit seinen Worten. Er sprach seinen Entschluß aus selber dies Mal ins Feld zu ziehen. Man hielt ihm entgegen, daß seine Gesundheit nicht gestählt sei gegen die Strapazen eines Feldzuges. Die Gutachten der Aerzte sprachen von bösen Fiebern in Catalonien. Carl II. ließ ab von seinem Vorsatze, dessen Ausführung, auch auf die Gefahr hin für die Gesundheit des Königs, dennoch dem Reiche selbst und der Sache der Verbündeten zum Heile hätte gereichen können, wenigstens insofern, daß der König mit eigenen Augen die Kriegsanstalten der Seinigen erblickte [2]).

Denn die Thatsachen thun dar, daß Carl II. darüber beständig in Täuschungen erhalten ward. Sein Gesandter Quiros im Haag erhielt den Auftrag im Congresse zu drängen auf die baldige Abfahrt der versprochenen englisch-holländischen Flotte nach dem Mittelmeere. Es geschah am 18. Mai. „Ich habe hinzuzufügen, fuhr Quiros fort, daß die 15 spanischen Schiffe, welche dazu stoßen sollen, bereit liegen."

---

[1]) Die Berichte Auerspergs vom 18. und 25. Juni.

[2]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 75.

— „Nach meinen Nachrichten, fiel Heinsius ein, sind 4 spanische Schiffe bereit, 11 fehlen." — Es kam zu lebhaften Erörterungen. Die Gesandten der verbündeten Mächte beschlossen eine Vorstellung direct an den König zu richten [1]). Der Verlauf der Dinge that dar, daß die Meldungen an Heinsius richtig waren, und eben so daß die an den König gerichtete Vorstellung der Gesandten fruchtlos blieb.

Inzwischen fielen in Catalonien rasch nach einander die Schläge der Franzosen auf die schwächeren Spanier.

Am 12. Mai brach Noailles mit einem Heere von 26,000 Mann von Puicerda nach Gerona auf. Nahe bei dieser Stadt, am Flusse Ter, traf er das spanische Heer. Es bestand aus 16,000 Mann. Sie wurden geschlagen, am 27. Mai. „Niemals, schrieb Ludwig XIV. an den Erzbischof von Paris, ist ein Sieg vollständiger gewesen." Er sprach dabei die Hoffnung aus, daß Spanien, welches die Schläge an entlegenen Orten leichter verschmerze, empfindlicher sein werde für diejenigen in nächster Nähe [2]). Die Worte lassen einen der Grundgedanken der Kriegführung Frankreichs von da an erkennen. Es ist derjenige der Einschüchterung zunächst und hauptsächlich Spaniens.

Auf die Niederlage der Spanier im offenen Felde folgte die Einnahme zuerst von Palamos am 7. Juni, dann von Gerona am 19. Juni. Fortan war Barcelona bedroht. Die Erhaltung der Stadt hing ab von der Hülfe, welche die Seemächte bringen würden.

Die verbündete Flotte war, ähnlich dem Landheere in Belgien, stark wie nie zuvor. 22 Linienschiffe lagen bereits in Cadix. Der König Wilhelm drängte in seinen Briefen an Shrewsbury wiederholt auf den Aufbruch der Hauptflotte unter Russel. Die erste Ausfahrt mislang. Russel wurde durch Sturm und Gegenwind auf die Bucht von Torbay zurückgetrieben. Am 29. Mai/8. Juni segelte er von Portsmouth aufs neue aus. Die Flotte, die stärkste, die bis dahin das Meer getragen, zählte 83 Capitalschiffe, ohne die Fregatten, 36 Brander, und eine große Zahl Bomben-Galeotten. Der Plan war, daß Russel mit 48 der großen Schiffe nach Cadix segeln, dort die 22 heranziehen und dann mit dieser Flotte sich ins mittelländische

---

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 18. Mai.

[2]) Die Berichte und Schreiben bei Sylvius, [redacted]

Meer begeben ſolle. Die anderen Schiffe, welche 12 Bataillone Landungs-Truppen eingenommen, waren beſtimmt zu einer Unternehmung gegen den franzöſiſchen Kriegeshafen Breſt [1]).

Dieſe Unternehmung erfordert hier zuerſt unſere Aufmerkſamkeit.

Der Plan war nicht mit der erforderlichen Vorſicht geheim gehalten. Die Kunde desſelben war lange vorher gelangt an Nicht-Betheiligte. Unter dieſen war auch Marlborough. Und hier kommen wir an die merkwürdige Leiſtung dieſer Perſönlichkeit zu Gunſten von Jacob II. und Ludwig XIV. Sie ergibt ſich am klarſten aus ſeinen eigenen Worten an den König Jacob.

„Erſt heute, ſchreibt er in einem Briefe, welcher am 4. Mai durch Sackville dem Könige Jacob überreicht wurde — erſt heute bringe ich in Erfahrung, was ich jetzt melde, nämlich daß die Bombenſchiffe und die 12 Bataillone Landungs-Truppen, mit den 2 Bataillonen Seeſoldaten, alle unter dem Befehle des Generals Talmaſh, beſtimmt ſind gegen den Kriegeshafen von Breſt. Die Ausführung dieſes Planes würde für England ein großer Vortheil ſein. Aber keine Erwägung kann oder wird jemals mich abhalten, Sie von allem in Kenntnis zu ſetzen, was ich Ihrem Dienſte entſprechend erachte. Deshalb mögen Sie von dieſer durchaus zuverläſſigen Nachricht den geeignet erſcheinenden Gebrauch machen. Aber ich muß Sie beſchwören, in Ihrem eigenen Intereſſe, daß Niemand als die Königin und der Ueberbringer dieſes Briefes ſelbſt Kenntnis davon erhalten.“ Marlborough fügt hinzu, daß er, ungeachtet alles Forſchens und Taſtens, von dem Admiral Ruſſel die Sache nicht habe erfahren können, und daß dies ihm ein ſchlechtes Zeichen ſei von den Abſichten desſelben [2]).

So Marlborough. Jegliches Wort zur Charakteriſtik dieſes Briefes würde überflüſſig ſein.

Man hat geſagt, daß Ludwig XIV. den engliſchen Plan gegen Breſt auch auf anderem Wege habe erfahren können als durch Jacob II. von Marlborough her. Dies iſt nicht bloß möglich, ſondern

---

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 32 sq. — Hoffmanns Berichte vom 4., 11., 15. Juni.

[2]) Das Schreiben in Macpherson's Original papers I, p. 487. — The life of James. Vol. II, p. 522.

wahrscheinlich. Aber es ändert nicht die Thatsache des Briefes von Marlborough, nämlich nicht seine Absicht.

Es ist sogar wahrscheinlich, daß Jacob II. und Ludwig XIV. bereits um einige Tage früher unterrichtet waren. Lloyd erstattete am 1. Mai in St. Germain Meldung über seine Verrichtungen in England. Er hatte in den Unterredungen mit Russel angespielt auf Brest. Der Plan einer englischen Landung in Frankreich, sagte er, würde zur Sendung von Truppen nach Brest nöthigen. Russel möge den König Jacob von solchen Planen in Kenntnis setzen. Der Admiral hatte, so weit erkennbar, sich auf diese Andeutung nicht eingelassen. Anders Godolphin. Er hatte aus sich zu Lloyd gesagt: Russel würde unfehlbar vor Brest erscheinen; denn die Landoffiziere hielten diesen Platz für angreifbar, im Gegensatze zu den Seeoffizieren [1]). — Godolphin vermeinte dies im Interesse des Königs Jacob zu sagen, damit Ludwig XIV. den Vorwand habe dort eine Landungs-Armee gegen England zusammen zu ziehen. Aber es war gesagt. Zu der Rede Godolphins, über welche Lloyd am 1. Mai in St. Germain Bericht erstattete, fügte sich das Schreiben Marlboroughs, welches am 4. Mai in die Hände des Königs Jacob gelangte, wie ein Glied zum anderen.

Vauban erhielt den Auftrag die Bretagne zu verwahren, Choiseul die Normandie.

Es war unvermeidlich, daß im Laufe des Monates Mai und im Anfang Juni, wo der Gegenwind die verbündete Flotte zurückhielt, das Gerücht von der Unternehmung, deren Geheimnis nicht streng bewahrt war, in immer weitere Kreise drang. In einem Berichte Hoffmanns, vom 1./11. Juni, finden sich die Worte: „Die Absicht ist, wie noch für gewis verlautet, gerichtet gegen Brest." Die Worte deuten einen Zweifel an, ob man festhalten werde an einem Plane, dessen Kunde sich über die Betheiligten hinaus verbreitet hatte. Bestimmter sprach dies nachher der König Wilhelm aus in einem Schreiben an Shrewsbury. „Was vor zwei Monaten thunlich war, sagt er, das war es nicht mehr jetzt, wo die Feinde seit langem von unserer Absicht Kunde hatten, und ich gestehe daher gehofft zu haben, man

[1]) Macpherson I, p. 480. Da beide Daten, der 1. und der 4. Mai, den Empfang der Papiere in St. Germain notiren: so ist für beide die Vermuthung des neuen Kalenders wahrscheinlicher.

würde nicht zum Werke schreiten, ohne vorher genügend zu recognoscíren" [1]). Daß andererseits in Paris der Angriff auf Brest mit Bestimmtheit erwartet wurde, ergibt ein Schreiben von dort, vom 8./18. Juni. Es heißt darin: „Vauban hat Brest und die Umgegend in völligen Stand der Vertheidigung gesetzt, und meldet dem Könige, daß dort nichts zu besorgen sei" [2]). Bereits am selben Tage bestätigte sich vor Brest die Wahrheit dieser Worte.

Am 7./17. Juni traf die verbündete Flotte vor der Bai von Camaret an, in welcher die Landung erfolgen sollte. Wie jene nach der Kunde des Unglücks niedergeschriebenen Worte des Königs andeuten, hatte man von Seiten der Verbündeten nicht vorher recognoscirt. Ja es war zuerst die Absicht mit der gesammten Flotte in die Bai einzulaufen. Die Befehlshaber hatten demnach keine Ahnung, daß in den letzten Wochen dort die Ufer mit Batterien gespickt waren. Der Mangel an Vorsicht der Verbündeten indessen ward an diesem ersten Tage wett gemacht durch das Uebermaß des Eifers auf französischer Seite. Ein voreiliges heftiges Feuern von dort diente der Flotte zur Warnung.

Der Commandant Talmash bestand darauf einen Versuch zu machen, mehr um zu sehen was zu thun sei, als in der Hoffnung auf einen Erfolg. Der Marquis Caermarthen erhielt den Befehl mit sieben Schiffen tiefer in die Bai von Camaret einzufahren. Unter dem Schutze seiner Kanonen sollte dann eine Landung bewerkstelligt werden. Zu diesem Zwecke stieg Talmash selber mit einigen hundert Mann in die Landungsböte. Die Franzosen handelten besonnener als am Tage zuvor. Sie warteten mit der Entfaltung ihrer ganzen Macht bis nach der erfolgten Landung. Als diese geschah, war die Hochfluth bereits vorüber. Dann begann von allen Seiten das Feuer der Franzosen. Daß dagegen jeder Versuch hoffnungslos, leuchtete sofort ein. Talmash gebot den Rückzug in die Böte. Aber die Ebbe lief rasch ab. Die Böte waren nicht mehr flott. Es bedurfte Zeit sie wieder ins tiefere Wasser zu bringen. Unterdessen schlugen die französischen Kugeln in die dichten Haufen ein. Wenige retteten sich

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 45.

[2]) Schreiben von Palmquist in den Robethon-Papieren. St. A. H.

glücklich wieder an Bord. Eins der Schiffe, eine holländische Fregatte, ward in den Grund geschossen, die übrigen gelangten, schwer beschädigt, wieder zu der Flotte. Es erfand sich, daß der nicht wohl überlegte Versuch bezahlt war mit dem Verluste von etwa 1000 Mann, unter ihnen Talmash selbst, der tödtlich verwundet auf die Flotte zurückgebracht wurde [1]).

Der König beklagte Talmash, obwohl er sein Verfahren misbilligte. „Sein glühender Eifer sich auszuzeichnen, sagte er, hat ihn fortgerissen etwas zu versuchen, was an sich undurchführbar war." Höher als den Verlust, schlug der König die moralische Rückwirkung an, welche die unausbleibliche Folge jedes Mislingens im Kriege zu sein pflegt. Diese Wirkung trat um so schärfer hervor, da die Flotte, anstatt einen anderen Versuch an der französischen Küste zu machen, nach Portsmouth heimkehrte. Demnach hatte man entweder nur den einen Plan gehabt gegen Brest, oder die tödtliche Verwundung des Commandanten hatte die Gemüther so bedrückt, daß man ohne ihn zunächst Weiteres nicht wagte [2]). Talmash gelangte noch lebend dahin, um auf dem Boden seiner Heimat zu sterben.

Der Tod von Talmash rief, nach der Meldung von Shrewsbury, in England allgemein den Wunsch hervor, daß der König den Grafen Marlborough wieder zu Gnaden annehmen und im Dienste herstellen möge. Der Wunsch der Engländer war sehr begreiflich; denn unter den Generalen der verbündeten Armee ragte keiner mit englischem Namen hervor. Ganz besonders aber drängte Marlborough selber. „Er ist nach diesem Unglücke zu mir gekommen, meldet Shrewsbury dem Könige Wilhelm, um seine Dienste anzubieten, mit allen erdenklichen Ausdrücken der Pflicht und der Treue. Was ich in Betreff dieser Bitte Vortheilhaftes für ihn sagen kann, ist von geringer Bedeutung, da ich mich ja sehr wohl erinnere, daß Ew. Majestät in der Unterredung im Frühlinge darüber Ihre volle Ueberzeugung von seiner Befähigung aussprachen, daß dagegen einige Puncte übrig blieben von allzu zarter Natur, als daß ich mir erlauben dürfte,

---

[1]) Die Berichte bei Sylvius t. IV. b. 37, p. 72. — Ferner die Berichte Hoffmanns vom 25. und 29. Juni. — Oeuvres de Louis XIV. t. VI. p. 28.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 29. Juni. — Shrewsbury an den König, 22. Juni/2. Juli, p. 47.

darüber eine Meinung auszusprechen. Ew. Majestät allein können über dieselben entscheiden. Wenn jedoch diese Puncte zur Befriedigung Ew. Majestät erledigt werden könnten: so würde ich in Betreff der Befähigung urtheilen müssen, daß Marlborough sehr gute Dienste zu leisten vermag. Ohne alle Frage liegt es so sehr in seinem eigenen Interesse treu zu sein, daß ich daran keinen Zweifel hege" [1]).

So Shrewsbury. Wir erinnern uns seiner Haltung um drei Monate zuvor. War er selber denn nun so durchaus zuverlässig geworden? Einige Tage später gab er dem Könige Nachricht, daß von Seiten der Jacobiten ein besonderes Vertrauen gesetzt werde in Sanderson, den Capitän der Jacht des Königs. Shrewsbury rieth, der König möge nicht wieder sich mit seiner Person in die Macht dieses Mannes liefern. — In derselben Zeit fragte der König bei ihm an, ob es richtig sei, daß Lord Monmouth, Statthalter in Northamptonshire, seinen Frieden mit St. Germain gemacht. Shrewsbury wußte die Frage nicht mit Sicherheit zu beantworten. Aber er fügte die merkwürdigen Worte hinzu, deren wir früher bereits gedacht: „Für einen Mann, welcher weiß, daß er nach der einen Seite hin sehr schlecht steht, ist der Wunsch natürlich nicht auch nach der anderen Seite eben so zu stehen" [2]).

So gewichtig die Worte sind zur eigenen Charakteristik von Shrewsbury, so reichen sie nicht aus für diejenige von Marlborough. Er wollte gut stehen nach beiden Seiten zugleich. Oder mit anderen Worten: er wollte, je nach Zeit und Gelegenheit, die eine oder die andere Seite ausnutzen für sich.

Eben so wenig wie in Shrewsbury, scheint auch in dem Könige selber ein Verdacht aufgestiegen zu sein, daß Marlborough einen Antheil tragen könne an dem Unglücke vor Brest. Auch lagen ja die näheren Ursachen dieses Fehlschlagens handgreiflich vor Augen. Aber der König mochte doch unterscheiden zwischen Shrewsbury und Marlborough, mochte durchschauen, daß dieser nicht moralisch zu binden war wie jener.

Auf jene Empfehlung von Shrewsbury für Marlborough erwiederte der König Wilhelm: „In Betreff des Grafen Marlborough

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 47.

[2]) A. a. O. p. 54.

kann ich nicht mehr sagen, als daß ich es dem Wohle meines Dienstes nicht entsprechend halte, ihn mit dem Commando meiner Truppen zu betrauen" [1]). Nicht eher nahm der König den Marlborough wieder in den Dienst auf, als bis, wie wir später ersehen werden, nicht bloß ein Interesse solcher Art für Marlborough, wie Shrewsbury es auffaßte, sondern das offenbare und handgreifliche ihm die Pflicht der Treue auferlegte.

War die Unternehmung der Verbündeten gegen Brest mislungen: so hatte dagegen die größere der Entsendung der Flotte ins Mittelmeer den gewünschten Erfolg. So lange sie dort nicht erblickt wurde, setzte Noailles in Catalonien seinen Siegeslauf fort, während die französische Flotte an der Küste her immer bereit war ihm die Hand zu bieten. Ludwig XIV. gab sich den Schein Catalonien, so weit es in seinem Besitze, behalten zu wollen. Er ernannte Noailles zum Vicekönige von Catalonien. Der Marschall ließ in der Domkirche von Gerona das Tedeum singen, ein Gebet für den König von Frankreich verrichten, dann die Privilegien von Catalonien verlesen, und beschwor dieselben vor dem Altare. Er nahm die Stadt Ostalrik. Es stand ihm auf dem Wege nach Barcelona kein Hindernis mehr entgegen. Seine Vortruppen streiften bis an die Thore dieser Stadt.

Dann endlich tauchten den sehnsüchtig ausschauenden Bürgern die Flaggen und Segel der verbündeten Flotte auf. Das Erscheinen derselben veränderte dort völlig die Lage der Dinge. Die Flotte setzte die spanischen Truppen ans Land, welche sie in Malaga aufgenommen. Die Macht reichte nicht aus um Noailles zurückzudrängen; aber sie setzte seinem Fortschritte ein Ziel. Wichtiger noch war der Erfolg nach der anderen Seite. Die Flotte bestand aus 88 Capitalschiffen, mit vielen geringeren, in allem 136 Segel. Dieser weit überlegenen Macht gegenüber durfte der Admiral Tourville nicht einen Kampf wagen. Er suchte Zuflucht in dem Hafen von Toulon. Es war kein Treffen geliefert, und doch war der moralische Erfolg da. Die Meinung der Anwohner des Mittelmeeres von der großen Macht des Königs von Frankreich war gebrochen. Carl II. von Spanien war hoch erfreut. Er sandte dem englischen Admiral Russel ein Juwel zum Werthe

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 53.

von 40,000 Kronen, dem Holländer Kallenburg von 20,000 Kronen. Nun endlich hoffte er seinem furchtbaren Schwager von Frankreich mit Kraft zu widerstehen. Die Rede erging von nachdrücklichen spanischen Rüstungen [1]).

So allerdings war es der Wille Carls II. von Spanien. Aber der Wille erlahmte in der Ausführung durch seine Diener. Die französische Macht, mit welcher Noailles auf dem spanischen Boden stand, betrug etwa 25,000 Mann. Und dennoch vermochte das Königreich Spanien aus sich nicht eine Truppenzahl aufzubringen, welche jener die Wage hielte. Der spanische Staatsrath erwog die Abberufung der verhältnismäßig geringen Macht, die unter Leganez in Savoyen stand. Dagegen erhoben die Verbündeten dort Einspruch. Er suchte, wie wir vernehmen werden, zur Vertheidigung des spanischen Bodens andere, fremde Truppen herein zu ziehen. Wir werden dagegen ersehen, daß Ludwig XIV., ungeachtet daß dies Mal die Verbündeten ihm seinen Plan durchkreuzt, bei demselben beharrte: defensiv nach den anderen Seiten hin, offensiv gegen Spanien.

Fassen wir, um uns dieses klar zu machen, die Lage der Dinge im Sommer 1694 von dem Standpuncte Ludwigs XIV. aus in kurzen Zügen zusammen.

Dieser König und seine Gesandten pflegten als den Ursprung des ungeheueren Krieges hinzustellen die Expedition des Oraniers nach England. Wir erinnern uns der Thatsache, daß diese Behauptung der Wahrheit nicht entsprach, daß vielmehr Ludwig XIV. selber durch sein widerrechtliches Vorgehen gegen den Papst und den Kaiser, insbesondere durch seinen Einbruch in das Reich im September 1688, die Bahn frei ließ für die Unternehmung des Oraniers. Der allgemeine Krieg wider Ludwig XIV. war die Consequenz seiner Uebergriffe nach allen Seiten, aber nicht seine Absicht. Daß es dahin gekommen war, stand vielmehr mit dieser seiner Absicht durchaus im Widerspruche. Wir haben gesehen, wie er und Louvois noch bis tief in 1689 hinein sich der Hoffnung hingaben, England vom Bruche zurückhalten zu können.

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 38. p. 113, 120.

Folgerecht, weil Ludwig XIV. den allgemeinen Krieg nicht beabsichtigt hatte, war es von Anfang sein Bestreben von demselben wieder frei zu werden [1]). Und zwar dies um so mehr, da, wenn während des Krieges der Fall eintrat, dessen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit bereits seit einem halben Jahrhunderte die letzten Gedanken der Politik Frankreichs dominirte — wenn während des Krieges Carl II. von Spanien kinderlos starb und demnach mit ihm sein Stamm erlosch, die große Allianz jegliches Anrecht des Hauses Bourbon auf das spanische Erbe verneinen würde.

Ganz besonders also dieses eigentliche und hauptsächliche Ziel Ludwigs XIV., die Erlangung des spanischen Erbes für sein Haus, legte ihm die Nothwendigkeit auf zu trachten von diesem Kriege loszukommen. Die ungeheuere Frage indessen war diejenige des Wie? —

Die große Allianz von 1689 setzte ein klar ausgesprochenes, bestimmtes Ziel, die Herstellung des westfälischen und des pyrenäischen Friedens. Eine Bereitwilligkeit Ludwig XIV. auf diese Forderung sich einzulassen, hätte sofort den allgemeinen Frieden herbeigeführt. Allein Ludwig XIV. war weder geneigt auf die Vortheile zu verzichten, welche er erworben durch seine Einbrüche in jene Verträge, noch auch das Bekenntnis auszusprechen, welches indirect in jener Forderung enthalten war, nämlich daß er der Störenfried Europas war.

Sein Streben war, wie in dem ersten großen Kriege von 1672 bis 1679, zum Frieden zu gelangen dadurch, daß er die Allianz in sich zu zersetzen, die einzelnen Glieder davon zu lösen trachtete, daß er andererseits eins der mächtigsten Mitglieder der großen Allianz, den Kaiser, nach Westen zu lähmen suchte durch die Nährung des Türkenkrieges im Osten.

Das letztere Bestreben war bisher gelungen. Es versprach fernere Aussicht auf das Gelingen. Das erstere war wiederholt fehlgeschlagen, namentlich in Wien. Ludwig XIV. hatte den Ruf des Religionskrieges erhoben. Das Wort hatte keinen Anklang, keinen Nachhall gefunden. Er hatte besondere Erbietungen gemacht. Sie waren zurückgewiesen. Dennoch war Ludwig XIV. in dieser Richtung

[1]) Barozzi e Berchet: Relazioni etc. Ser. II. Francia t. III, p. 533. Dort sagt Nani im Jahre 1695: Ho sin dal principio della rottura conosciuto le massime del ministero concluse all' uscirne.

nach allen Seiten unermüdlich. Darin gerade lag eine hauptsächliche Stärke seiner Politik, nämlich die Ausnutzung von fremden Leidenschaften aller Art, höheren und niederen.

Ein sehr wichtiges Mittel dafür jedoch war nach und nach ihm völlig entschwunden. Die Kriegesanstalten nahmen fast alle seine Geldmittel in Anspruch. Dies hatte seine besondere Tragweite gegenüber dem Reiche. Ludwig XIV. konnte nicht mehr, wie er zur Zeit der Reunionen namentlich bei Friedrich Wilhelm von Brandenburg gethan, vor deutschen Fürsten und ihren Ministern durch sein Geld den überzeugenden Beweis führen, daß, wie der Widerstand Opfer fordern würde, der Nicht-Widerstand sogar Vortheile gewähre. Dies Mal vielmehr lieferten England und Holland den klingenden Nachweis, daß der Widerstand sich der Mühe verlohne.

In besonders hohem Grade wurden dann die Mittel Ludwigs XIV. beschränkt durch die Misernte von 1693. Die nächste Folge war, wie wir gesehen, der offene Verzicht auf die Velleität des Schisma, der gallicanischen Nationalkirche. Die weitere Folge waren neue Friedensvorschläge, die, wie immer sonst sie beschaffen sein mochten, dennoch schon die Absicht kund gaben, den König Jacob fallen zu lassen.

Zu gleicher Zeit erreichte die Trennungs-Politik Ludwigs XIV. einen besonderen Erfolg, der noch für lange den Augen der Verbündeten verborgen blieb. Es war die innerliche Lossagung des Herzogs Victor Amadeus von der großen Allianz, durch das Abkommen vom November 1693.

Demgemäß haben wir hier zunächst mit kurzen Strichen den savoyischen Krieg des Sommers 1694 zu beleuchten.

Victor Amadeus beharrte in seiner kriegerischen Stellung, für welche er das Geld der Verbündeten bezog. Die Aufgabe, die er sich gestellt, mochte schwierig sein; aber er löste sie. Im März 1694 berief er den kaiserlichen Heerführer Caprara, so wie den spanischen, Leganez, zum Kriegsrathe. Er eröffnete ihnen, daß er genaue Nachrichten habe über die Stärke des französischen Heeres unter Catinat. Er legte sie vor. Er zog daraus den Schluß der Aufforderung zur besonderen Vorsicht. Die Generale waren im Stande, nach ihrem Wissen die

Richtigkeit der Angaben von Victor Amadeus in Zweifel zu ziehen [1]). Sie waren nicht im Stande dieselben offen als das zu erklären was sie waren, nämlich falsch und fingirt. Die Macht des Marschalls Catinat war nicht entfernt eine solche, wie Victor Amadeus sie angab. Dazu verringerte sie sich täglich, weil die Soldaten, namentlich die ihm zugewiesenen Irländer, aus Mangel an Sold und Unterhalt, ihm entliefen [2]).

Dem Beginne des Lügenspieles von Victor Amadeus entsprach der Fortgang. Der Kaiser und der König von Spanien unterhielten durch ihre eigenen Mittel ihre Truppen in Italien: Victor Amadeus die seinigen durch das Geld von England und Holland. Es kam ihm darauf an dort einen guten Eindruck zu machen. Er hatte seit dem Beginne des Krieges die Barbets oder Waldenser, welche für ihn kämpften, thatsächlich wieder zu Gnaden angenommen. Die Edicte jedoch, welche er auf die Forderung von Ludwig XIV. und Louvois im Beginne des Jahres 1686 wider sie erlassen, waren formell noch nicht aufgehoben. Es geschah im Mai 1694. In dem Eingange dieses Widerrufes erklärte er, daß er jene harten Edicte erlassen habe auf das wiederholte und nachdrückliche Andringen einer fremden Macht. Es folgte dann die Erklärung des Widerrufs, und zwar in Rücksicht auf die Verwendung des Königs von Groß-Britannien und der Generalstaaten, zugleich dann die Herstellung der Waldenser in alle Rechte und Freiheiten, deren sie früher genossen [3]). Das mochte namentlich den Ohren der Engländer angenehm erklingen. Allein Victor Amadeus selbst hatte hier für den Erlaß seiner Edicte so wie für den Widerruf derselben den Einfluß fremder Mächte hervorgehoben: wie stand es um die Waldenser, wenn einmal wieder Victor Amadeus zu der Ueberzeugung gelangte, oder vielmehr sie offen einbekannte, daß dennoch Frankreich ihm größere Vortheile biete als England und Holland? — Im Jahre 1694 tauchte diese Frage in London und im Haag noch nicht auf. Sie kam später.

Die Waldenser bewiesen ihre Dankbarkeit durch regen Kampfeseifer in kleinen Gefechten. Jeder größeren Unternehmung stellte der

[1]) Wagner t. II, p. 265.
[2]) Sylvius t. IV, b. 38, p. 120.
[3]) Das Edict vom 20. Mai 1694 bei [illegible] p. 70.

Herzog Victor Amadeus seine Bedenken entgegen. Der Kaiser drängte, daß wenigstens ein Angriff auf Casale unternommen würde. Man berieth. Der Prinz Eugen von Savoyen, welcher damals an die Stelle des abberufenen Caprara getreten war, berichtete dem Kaiser: aus den Reden wie aus den Handlungen des Herzogs, seines Vetters, habe er die feste Ueberzeugung gewonnen, daß weder für diesen Feldzug noch auch für die Folgezeit, eine nachdrückliche Kriegführung zu erwarten stehe [1]).

Dem Berichte des Prinzen Eugen auf der einen Seite entsprach auf der anderen durchaus derjenige des Marschalls Catinat. Er und Tessé versuchten wiederholt den Herzog zum Abschlusse eines Vertrages zu bewegen, gemäß den Verabredungen vom December 1693. Victor Amadeus wich aus. Im Uebrigen aber erkannte Catinat ihm dasjenige Lob zu, dessen er in Frankreich würdig war. Am 26. August meldet Catinat dem Könige: „Der Herzog von Savoyen erfüllt nach Kräften die Erwartungen, die er uns von seinem künftigen Verhalten in Aussicht gestellt. Dazu kommt, daß eine hoch gestellte Persönlichkeit uns Nachrichten zukommen läßt, allem Anscheine nach im Einverständnisse mit dem Herzoge oder einem seiner Minister. Denn diese Nachrichten haben sich bisher als zutreffend erwiesen, und kündigen uns die Bewegungen der Feinde im voraus an" [2]).

Diese beiden Berichte, des kaiserlichen Generals und des Marschalls Catinat, enthalten die Charakteristik wie des Herzogs Victor Amadeus, so des savoyischen Feldzuges von 1694. Man zog hin, man zog her. Die von Seiten des Kaisers geforderte Unternehmung gegen Casale, die endlich doch erfolgte, wird später uns beschäftigen.

Immerhin war Ludwig XIV. bei dem Verhalten des Herzogs von Savoyen desselben noch nicht sicher. Victor Amadeus gebot doch immer über eine starke Kriegesmacht. Es stand in seiner Hand sie mit Nachdruck zu verwenden wider Frankreich. Allein, daß er es einstweilen nicht that, daß er dagegen durch sein Verhalten einen erheblichen Theil der Kriegesmittel der Allianz lahm legte, sicherte ihm jedenfalls einen Anspruch auf den Dank des Königs von Frankreich.

---

[1]) Wagner t. II, p. 269.

[2]) Mémoires de Tessé t. I, p. 56.

Der völlige Friede mit Savoyen mochte dem letzteren erwünschter sein; dennoch war auch so sein Vortheil bei diesem Handel nicht gering.

Aehnlich wie auf Victor Amadeus war vom Anfang an das Vertrauen der Verbündeten auf den König von Spanien nicht ein unbedingtes. Freilich waren die Gründe verschiedener Art. Wenn hier und da bei den Verbündeten eine Wolke des Mistrauens wider Victor Amadeus aufstieg: so betraf sie die doch nicht so völlig unbekannte Versatilität seiner Person. Wenn man zweifelte, ob Carl II. von Spanien ausharren werde: so entsprang dieser Zweifel aus der Kunde der Unzuverlässigkeit seiner Umgebung. Nun hatte aber Carl II. von allen Mitgliedern der großen Allianz sich am lautesten und nachdrücklichsten ausgesprochen wider die französischen Vorschläge in Stockholm und Kopenhagen. Nicht als ob die anderen Mächte eine Neigung gehabt hätten, sich auf dieselben einzulassen. Von Seiten des Kaisers ward hervorgehoben, daß die Vorschläge, welche Frankreich bald hier, bald da kund gebe, nicht gleich lauteten, daß keine Bürgschaft gewährt werde für die Echtheit, daß Frankreich sich dadurch nicht binde, daß alles bezwecke die Lockerung und Trennung der Allianz [1]). Wilhelm III. und Heinsius waren zu Anfang geneigt sich in so weit einzulassen, daß ein gemeinschaftlicher Gegenvorschlag überreicht würde. Das hauptsächliche Motiv dafür war jedoch nicht positiv eine Bereitwilligkeit, sondern die Besorgnis, daß, bei der Kundbarkeit jener Vorschläge durch ganz Europa, ein Schweigen auf dieselben als Bestätigung dienen könne des Gerüchtes, welches auch so schon von französischer Seite emsig ausgestreut werde, daß nämlich das einzige Streben des Oraniers sei die Verlängerung des Krieges [2]). In Folge jenes spanischen Circular-Schreibens hielt indessen der Kaiser fest am Widerspruche. Demgemäß ließen auch Wilhelm III. und Heinsius, wenigstens einstweilen, ab von ihrem Plane eines Gegenvorschlages. Als der schwedische Gesandte im Haag, Lilienroth, im Juni 1694 bei Heinsius auf einen solchen gemeinsamen Gegenvorschlag drang, erwiederte der Rathspensionär: „Die Verbündeten sind fast einstimmig

[1]) Verschiedene kaiserliche Rescripte an Stratemann und Auersperg, namentlich dasjenige vom 18. Juni.

[2]) Stratemanns Bericht vom 15. Juni. — Ein zusammenfassender Bericht in den Robethon Papieren. St. A. H.

darin überein gekommen, daß sie sich nicht einlassen können auf eine Friedensverhandlung, ohne vorher ein festes und sicheres Fundament zu haben; ja sogar, daß sie auch nicht sich verstehen wollen zu irgend einem Schritte wider diese Bedingung. Demnach werden die Verbündeten niemals anders sich erklären, als wenn zuerst Frankreich sich erklärt" [1]).

Die Worte prägen das Princip des Zusammenhaltens in der vollsten Schärfe aus. Es dürfte die Frage sein, ob Heinsius damals selbst glaubte, dies Princip so klar und bestimmt aufrecht halten zu können. Daß dies von ihm selber und Wilhelm III. thatsächlich nicht geschah, wird später sich ergeben. Noch weniger aber durften sie von der Persönlichkeit des absoluten Herrschers von Frankreich erwarten, daß dieser anders als etwa in der tiefsten Noth zu dem geforderten Schritte sich entschließen, oder daß er verzichten werde auf die Versuche der Anknüpfungen bald hier, bald dort.

Die Noth Frankreichs im Sommer 1694 allerdings war unsäglich. Sie stieg mit jedem Tage. Zu dem Hunger kamen die Krankheiten. Man berechnete im nächsten Jahre, daß die Bevölkerung von Frankreich seit dem Beginne des Krieges um zwei Millionen Menschen abgenommen, namentlich durch den Hunger und die Krankheiten in Folge desselben. Weite Strecken des Landes lagen unbebaut und öde [2]).

Die Noth war groß, aber nicht hinreichend groß, um den Sinn des einen Mannes zu beugen, dessen Thun die Schuld trug an diesem Jammer. Die Personen, die des engeren Vertrauens des Königs sich erfreuten, waren Chamlay, Pontchartrain und die Frau von Maintenon. Wir erinnern uns, daß Pontchartrain es gewagt Vorstellungen zu erheben für die Nachgiebigkeit, daß sie scheiterten an dem Willen des Königs die Stadt Straßburg zu behalten. Wir kennen Chamlay als die Brandfackel dieses Krieges von Anfang an. Der König verweilte täglich viele Stunden bei der Frau von Maintenon. Dort, in ihrer Gegenwart, vernahm er die Vorträge seiner Minister. Man sagte,

---

[1]) Auerspergs Bericht an den R. V. Kanzler, 21. Juni.

[2]) Barozzi e Berchet: Relazioni etc. Francia t. III. p. 523. Finalbericht von Pietro Venier, von 1695.

daß die Maintenon völlig Herrin sei über den Willen des Königs [1]). Diese Meinung wird durch die That in so fern nicht bestätigt, daß die Maintenon die Erfüllung ihres ersten und hauptsächlichen Wunsches, der Erklärung der Heirath, nicht durchsetzen konnte. Demgemäß blieb das Verhältnis unaufrichtig und unwahr, mit allen Consequenzen dieser Unwahrheit.

Ludwig XIV. war im Beginne 1694 von Versailles nach Marly übergesiedelt. Im Mai wählte er Trianon. Der Aufenthalt dort gewährte, im Verhältnisse zu Versailles, einen besonderen Vortheil. Der König war dort befreit von dem in Versailles unvermeidlichen Anblicke der allgemeinen Noth. Denn das Schloß zu Versailles, weil stets offen, war sowohl in den Höfen wie auf den Treppen mit Bettlern erfüllt [2]). In Trianon vernahm Ludwig XIV., im Mai und Juni 1694, die Nachrichten der Erfolge von Noailles in Catalonien.

Dorthin vor allem war die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. gerichtet, und zwar nach einem festen Plane, der, wenn auch nicht ausdrücklich in Schrift uns überliefert, an den Thatsachen selbst augenscheinlich vorliegt.

Das endliche und letzte Ziel alles Thuns und Trachtens von Ludwig XIV. war die Erlangung des spanischen Erbes für sein Haus. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß bei dem Könige Carl II. selbst in dieser Richtung nichts zu erreichen war. Dennoch haben wir, namentlich von Ruzzini, vernommen, daß diejenigen französischen Stimmen, welche als das beste Mittel zur Lösung aller Schwierigkeiten die Berufung eines Enkels von Ludwig XIV. nach Madrid empfahlen, nicht mehr ungehört verklangen. Wir haben dann das auffallende Verhalten des Admirals Tourville gegenüber der Stadt Malaga gesehen. Es war sichtlich darauf berechnet, einen für Frankreich günstigen Eindruck auf die Spanier zu machen, sie zu gewinnen.

Dem Plane schien nun nicht zu entsprechen die nachdrückliche Offensive, die der Marschall Noailles im Frühlinge des Jahres 1694 unternahm, noch weniger die Ernennung desselben zum Vicekönige

---

[1]) A. a. O.: si è resa intieramente padrona del regio volere.

[2]) Palmquist, 21. Mai: D'ailleurs S. M. ne voit pas à Trianon ce grand nombre de pauvres, qui remplissent les cours et même les degrés de Versailles. — Eben so Pietro Venier, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 528.

von Catalonien. Damit wurde — so mochte es Manchem scheinen — die Absicht des Behaltens angekündigt. Allein der formelle Act des Besitzergreifens selbst gibt einen Fingerzeig, daß dies doch nicht so ernstlich gemeint war, daß auch hierbei selbst gerechnet wurde auf das Wohlgefallen der Spanier. Wir erinnern uns, daß der französische Vicekönig Noailles vor dem Altare des Domes von Gerona die Privilegien von Catalonien beschwor. Dies entsprach weder dem Herkommen, welches die Franzosen damaliger Zeit als das salische Gesetz bezeichnen, noch besonders den Traditionen Ludwigs XIV. Was er gewann, das mußte französisch werden. Er hatte Straßburg erlangt, wie er behauptete, durch die freiwillige Uebereinkunft der Stadt mit ihm. In dem sogenannten Vertrage, durch welchen der damalige Rath die Stadt verrieth, waren die Privilegien und überhaupt die Verfassung der Stadt gewahrt. Die Worte boten gegen den Willen des Königs eine schwache Schutzwehr. Die Bedeutung der ehemals freien Reichsstadt Straßburg, deren Macht und Reichthum einst im sechszehnten Jahrhunderte der Italiener Machiavelli bewundernd angestaunt, bestand fortan darin, eine starke französische Festung zu sein, unterthan in aller Beziehung dem Willen des Königs, und zunächst seines Commandanten in derselben. Anders stand es mit Catalonien. Nicht ein Vertrag brachte es in die Macht des Königs von Frankreich, sondern die Gewalt der Waffen, das sogenannte Recht der Eroberung. Unter solchen Umständen war das freiwillige Beschwören der Fueros von Catalonien ein so auffallender Schritt des Entgegenkommens, daß darin einerseits die Andeutung lag: der König von Frankreich beabsichtige darum dennoch nicht, Catalonien zu einer französischen Provinz zu machen; andererseits der Hinweis auf die Zukunft: ein französischer Prinz als König über Spanien werde regieren gleich wie die angestammten Könige des Hauses Habsburg gethan.

Aber zu welchem Zwecke denn die nachdrückliche Offensive gerade gegen Spanien? — Der Zweck leuchtet herdurch aus jenen Worten des Königs an den Erzbischof von Paris, daß Spanien, welches die Schläge in der Ferne leichter verschmerze, empfindlicher getroffen werde durch diejenigen in der Nähe. Daß Carl II. versuchen werde dagegen sich empor zu raffen, war vorauszusehen. Eben so wahrscheinlich aber war nach der langen Erfahrung, daß dies nicht gelingen, daß der gute

Wille Carls II. erlahmen werde in der Ausführung, daß dann, wenn für die Granden von Spanien die Gefahr näher und näher heran dränge, in Madrid ein völliger Umschlag zu erwarten stehe. Wenn aber dieser Umschlag erfolgte, wenn Spanien eben so bereitwillig sein werde zum Frieden, wie es kurz zuvor den äußersten Widerstand proclamirt: so stand es dann in der Hand des Königs von Frankreich, durch die Rückgabe alles Eroberten um sich den Glanz der Großmuth zu breiten, und dadurch sich den Weg zu bahnen zur Verwirklichung jenes Planes, den er seit Jahren durch seine Agenten in Spanien verkünden ließ als die erstrebenswerthe Lösung der spanischen Successions-Frage, nämlich die Berufung des Herzogs von Anjou nach Madrid.

Ludwig XIV. nahm also, um zurückgeben zu können. Der ganze Plan ist möglich und durchführbar nur bei einem Herrscher, der selber keine Schranke seines Willens kennt, und dessen Werkzeuge diesem Willen keine Schranke entgegen zu setzen wagen.

Einstweilen war nun dieser Plan durchkreuzt durch das Erscheinen der holländisch-englischen Flotte im Mittelmeere. Aber auf wie lange? — Würden die verbündeten Mächte dauernd die Kosten und Gefahren einer so ungeheuren Ausrüstung auf sich nehmen wollen oder können? — Das war die Frage der nächsten Zukunft. Diese Ausdauer hing auf Seiten der verbündeten Mächte ab von dem Zusammenwirken vieler Factoren; auf Seiten Frankreichs stand sie in der Hand eines einzigen Mannes.

Es ist bei der Stellung der beiden Könige gegen einander, Ludwigs XIV. und Wilhelms III., nicht genug zu beachten, daß der erstere in seinem Willen immer frei war, in so fern wenigstens, daß er sich einer Unfreiheit desselben nicht bewußt wurde — daß dagegen Wilhelm III. auch dort nicht lediglich nach eigenem Ermessen handeln konnte, wo er den ferner Stehenden als völlig frei erscheinen mochte, nämlich im Felde.

Wir haben dies zu ersehen an den Thatsachen.

Die Armeen in Belgien lagen einander gegenüber, in fast gleicher Stärke, diejenige der Verbündeten mit allem Nothwendigen wohl versehen, die französische darbend, hungernd. Als einmal gemäß dem Cartelle, welches zwischen den kriegführenden Mächten aufgerichtet war,

hundert französische Gefangene zurückgeschickt werden sollten, warfen sich die meisten derselben auf die Knie und flehten: man möge sie lieber in der Gefangenschaft behalten als sie dahin zurücksenden, wo sie doch vor Hunger sterben müßten. Die Zahl der Desertionen war groß. Man schätzte sie auf tausende[1]).

Daß unter diesen Umständen von Seiten der Franzosen nichts unternommen wurde, war erklärlich. Ein schwedischer Offizier, der, nachdem er den Feldzug zuerst bei der französischen Armee angesehen, dann diese Studien bei den Verbündeten fortsetzte, sagte aus: das französische Lager sei doppelt verschanzt, so stark wie eine Festung. Der Marschall Luxemburg habe sich geäußert: es sei besser sich in alle Sicherheit zu stellen; denn nicht bloß sei der Prinz von Oranien stärker, sondern auch gar zu keck, und es falle ihm oft auf einmal ein zu schlagen. — Der König lachte sehr über diese Aeußerung[2]). Viele unter seinen eigenen Offizieren dagegen vermißten dies Mal gar sehr diese Keckheit, die Luxemburg ihm zuschrieb. England und Holland, sagten sie, hätten so viele Mittel aufgewendet, um eine stattliche Armee ins Feld zu bringen und den Krieg mit Nachdruck zu führen. Nun sei die Armee da, stark und wohl ausgerüstet, wie niemals eine zuvor. Aber Woche um Woche verrinne, und die Haltung sei weniger entschieden, weniger bereit zum Schlagen als im Jahre zuvor. Das Murren über die Thatlosigkeit erstreckte sich hoch hinauf. Die Herzöge von Württemberg und Holstein-Plön waren unter den Unzufriedenen[3]).

Der König wußte sehr wohl um diese Unzufriedenheit. Er gab durch den Prinzen Vaudemont, einen Angehörigen des Hauses Lothringen, damals im Dienste der Krone Spanien, welcher höher noch in seinem Vertrauen stand als Dykvelt und Portland, dem Grafen Auersperg einige Gründe seines Verhaltens an. „Jedermann, sagte der König, findet es auffallend, daß eine der feindlichen sehr überlegene Armee nichts Nachdrückliches unternimmt, und demgemäß schreit man wider die Führung. Aber diese guten Leute sehen die Sache von außen an, und nicht in sie hinein. Sie zählen die Bataillone und die Schwa-

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 16. Juli.

[2]) Desgleichen vom 16. August.

[3]) Fast alle Berichte Auerspergs im Juli und August melden Aeußerungen dieser Unzufriedenheit.

dronen. Allerdings ist diese Zahl groß. Allein durch die Schlacht von Landen ist in die Mannschaft der Schrecken gefahren, und sitzt noch so tief in den Gemüthern, daß ich genug ausgerichtet zu haben glaube, wenn sie sich an den Gedanken gewöhnen, daß die Franzosen dennoch nicht so furchtbar sind, daß sie nur in der Uebermacht angreifen und im anderen Falle sich verbergen." „An Generalen freilich, fügte er dann hinzu, fehlt es nicht auf unserer Seite; aber es mangelt an Muth und Erfahrung. Dieser Feldzug dagegen dient mir zur Vorbereitung auf den nächsten, und dann hoffe ich die Erfolge der diesjährigen Haltung zu ernten" [1]).

Die Ansicht des Königs als des in dieser Sache allein Kundigen dürfte unanfechtbar sein. Allein die Frage ist, ob er damit die Gründe seines Verhaltens vollständig angegeben.

Als einen sehr wichtigen Grund, den er nicht direct aussprach, sahen Andere an sein Misfallen an dem Verhalten des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, ja sein Mistrauen in denselben. Es geschah häufig, daß die Wachen auf Proviant-Karren von Brüssel her nach dem feindlichen Lager stießen. Die Führer zeigten dann Pässe vom Kurfürsten vor, auf welche hin man sie fahren lassen mußte. Der König sendete Dykvelt und Portland mit einer Beschwerde darüber zum Kurfürsten. Dieser erwiederte: er habe aus Höflichkeit dem Dauphin, dem Herzog von Maine und anderen neun Personen diese Pässe bewilligt. Allein er wolle beschränken. Einige Tage später ließ er dem Könige melden: er könne als Statthalter von Belgien auf das ihm gebührende Recht der Ertheilung solcher Pässe nicht verzichten. Der König war sehr aufgebracht. Er ließ durch Dykvelt an den Grafen Bergeyck schreiben, daß durch diese Proviant-Karren, die man stündlich antreffe, dem Feinde nicht bloß Lebensmittel zugeführt würden, sondern auch Kundschaft. Hinfort würden daher die Pässe nicht mehr respectirt werden. Der Kurfürst mußte nachgeben. Auf die Vermittelung Anderer ward dann das Compromis getroffen, daß der König die Pässe für den Dauphin und den Herzog von Maine nachließ [2]).

---

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 26. September.

[2]) Desgl. vom 16. Juli.

Es fehlte nicht an anderen Anläſſen, welche darthaten, daß der moraliſche Credit des Kurfürſten ſank. Es handelte ſich um die Einhebung der Contributionen in Flandern. Der Kurfürſt erſuchte den König um den Auftrag dazu, mit der Zugabe einer Abtheilung Cavallerie. Der König erwiederte, daß die Erfahrung des Jahres zuvor gegen jedes Detachiren ſpreche. Er lehnte ab. Eben ſo ſtark indeſſen mochte bei dem Könige ein anderer Grund wirken. „Der Kurfürſt, ſagte Vaudemont zu Auersperg, hofft auf dieſe Weiſe Geld zuſammen zu raffen, nicht um es zum Dienſte des Königs von Spanien zu verwenden, ſondern um dasſelbe im kommenden Winter in Luſtbarkeiten durchzubringen. Ich meinerſeits bin nicht im Stande das zu verhindern, weil der Kurfürſt mir gegenüber den Vorwand hat, daß zuerſt ſeine Bayern im ſpaniſchen Dienſte bezahlt werden müſſen. Dann legt er die bayeriſchen Truppen in die Quartiere im Lande umher und behält ſelber das Geld.“ Andererſeits empfand der Kurfürſt den Abſchlag tief. Wenn der König einen Anderen damit beauftrage, ließ er ſich verlauten: ſo beweiſe das den Haß und das Mistrauen des Königs gegen ihn [1]).

Dieſes Mistrauen war da in mehr als einer Beziehung. „Es iſt mir ſehr befremdlich, ſagte der König eines Tages zu Dykvelt, daß der Kurfürſt, der doch die entſchiedene Abneigung des Königs von Spanien gegen ein Eingehen auf die von Frankreich gemachten Vorſchläge kennt, beſtändig darauf dringt, daß Friede gemacht werden müſſe.“ Aehnliche Reden wurden täglich am kurfürſtlichen Hofe in Brüſſel vernommen. „Man hofft dann, fügt Auersperg hinzu, ſich mit mehr Ruhe divertiren zu können. Dies Verhalten erregt Widerwillen und Verachtung.“

Es kam dahin, daß der König einmal eine Perſönlichkeit, welche der Geſandte nicht nennt, bezeichnete mit den Worten: un vilain, un vautrien. „Das ſind Ausdrücke, fügt Auersperg hinzu, deren der König ſich wenig bedient, wenn nicht die Nothwendigkeit ſie ihm auferlegt“ [2]).

Wir erinnern uns, daß die Ausführung des für den Frühling 1694 entworfenen Planes unterblieb, weil der König, den die lange

---

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 12. Auguſt.

[2]) Bericht an den R. V. Kanzler, vom 2. October.

Dauer des Parlamentes in England zurückhielt, dem Kurfürsten die Oberleitung nicht anvertrauen wollte. Wenn jedoch nun dem Könige im Felde ein Unglück widerfuhr, so gelangte das Commando der verbündeten Streitkräfte an den Kurfürsten als den zweiten im Range. Die Besorgnis, die aus der Erwägung dieser Sachlage erwuchs, war, wenn auch nicht offen ausgesprochen, nach der Ansicht des kundigen Beobachters ein mitwirkendes Motiv in der Seele des Königs gegen ein Treffen [1]).

Andere wußten noch andere Gründe aufzufinden, die auf den König einwirkten. Gegen Ende Juli beschloß er, auf das Zureden der Herzöge von Württemberg und Holstein-Plön, und wider das Abrathen von Portland und Dykvelt, das Lager zu verlegen nach Bonmale, von der Geete also an die Mehaigne zu marschiren. Man meinte, dann könne es zu einer Action kommen. Täglich ward die Sache erörtert. Die General-Offiziere im Hauptquartiere standen einander gegenüber wie zwei Parteien, deren Losungswort war Schlagen oder Nicht-Schlagen. Der Prinz Vaudemont suchte zu vermitteln. Die Partei des Schlagens warf die Schuld, daß ihr Wunsch nicht erfüllt ward, auf Portland und Dykvelt, besonders auf den ersteren. Man fand dafür persönliche Gründe. „Er weiß, hieß es, wie sehr der König im Falle des Schlagens sich aussetzt. Es ist seine Pflicht nicht von der Seite des Königs zu weichen. Das gefällt ihm nicht. Sein Glück ist gemacht. Er möchte lieber es genießen." „Das, fügt Auersperg hinzu, ist das Urtheil vieler kundigen Personen, und ich halte es für wahrscheinlich" [2]).

Wie immer dies sein möge, sowohl Portland wie Dykvelt hatten noch andere Gründe zum Abrathen. Jener hatte Rücksicht zu nehmen auf das Urtheil über ihn in England. Dieser, als der Militär-Deputirte der Generalstaaten, war in ähnlicher Lage gegenüber Holland.

Die Ansicht der in England überwiegenden Partei der Whigs prägt sich aus in den Worten des Staats-Secretärs Shrewsbury: „Eine Niederlage würde für unsere Angelegenheiten so sehr viel nachtheiliger sein als ein Sieg vortheilhaft sein könnte, daß ein Treffen,

---

[1]) Auerspergs Bericht vom 16. August.

[2]) Bericht vom 12. Juli.

wenn es ohne Schaden der Ehre zu vermeiden ist, nicht gewagt werden darf"[1]). Shrewsbury richtete diese Worte an Portland, am 10./20. Juli. Auch wenn Portland anderer Ansicht gewesen wäre: so durfte er doch dieses, wenn auch nur persönliche, Urtheil eines Hauptes der Whig-Partei nicht unberücksichtigt lassen. Da er aber in Betreff des Zweckes der Abmahnung derselben Ansicht war: so erhielt er durch dieselbe für seine Einwirkung bei dem Könige einen desto festeren Boden.

Eben dieselbe Rücksicht hatten sowohl Portland wie Dykvelt zu nehmen auf Holland. Der König Wilhelm hatte beide Männer empor gehoben und hielt sie. Darum aber waren sie in Holland noch nicht beliebt. Sie wußten, daß im Falle eines Unglückes auf sie zunächst der Haß des Volkes fallen würde. Namentlich nahmen sie Rücksicht auf die Stadt Amsterdam. Eines Tages drang der Herzog von Württemberg lebhaft in Portland: er möge seine Stimme geltend machen für ein Treffen. Es handele sich um Ehre und Reputation. Der Feind liege zwischen dieser großen Armee und der starken Besatzung von Lüttich. Der Sieg sei wie sicher. — Portland erwiederte: wenn der Herzog die Meinung von Amsterdam kennte, so würde er anders reden. Ueberhaupt aber komme eine Reihe von Bedenken in Betracht, welche der freien Entschließung Schranken setzten[2]).

Dies dürfte nicht dahin verstanden werden, als wenn in Amsterdam die oligarchische Partei wieder den Ausschlag gab. Dykvelt berichtete dem Grafen Auersperg eine Unterredung mit einem der Bürgermeister von Amsterdam. Den Aeußerungen desselben gemäß verlange die Stadt nichts als was der König. Es sei ihr noch allzu frisch im Gedächtnisse, daß sie durch ihre Uebereilung bei dem Friedensschlusse von Nymegen nicht bloß sich selber, sondern auch der ganzen gemeinsamen Sache wider Frankreich schweren Schaden zugefügt, indem sie dadurch nicht einen sicheren Frieden erworben, sondern die unersättliche Ambition des Königs von Frankreich nur noch gesteigert habe[3]).

Da nun in Betreff des Wagnisses einer entscheidenden Schlacht in Amsterdam ein ähnliches Urtheil vorherrschte, wie dasjenige, welches Shrewsbury von England her kund gab: so konnten Portland und

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 52, cf. p. 61.
[2]) Auerspergs Bericht vom 9. Juli.
[3]) Desgl. vom 6. August.

Dykvelt, bei der Gesinnung dieser reichen und mächtigen Stadt für den König, in ihren Abmahnungen von einem Treffen dieses Urtheil mit um so größerem Nachdrucke geltend machen. Wie die leitenden Persönlichkeiten in Amsterdam nicht Willens waren, sich von dem Könige zu trennen: so hatte auch er seinerseits, wie der Verlauf dieses Krieges wiederholt uns darthun wird, für ihre Wünsche stets ein geneigtes Ohr.

Durch das Zusammen-Wirken dieser verschiedenen Gründe, welche dem an sich selber zu einem entscheidenden Schlage geneigten Willen des Königs Wilhelm Hemmnisse aller Art entgegen stellten, geschah es, daß kein Feldzug dieses großen Krieges in Belgien so arm an wichtigen Actionen verlief, wie derjenige von 1694. Die einzige nennenswerthe That war der Wiedergewinn der Stadt Huy durch den Herzog von Holstein-Plön.

Werfen wir dagegen einen Blick auf die kleineren Vorfälle.

Die eigentliche französische Seemacht hatte das Meer verlassen. Sie barg sich in die Häfen von Brest und Toulon. Nur der unermüdliche Jean Bart errang fort und fort seine kleineren Erfolge, die freilich ihm erleichtert wurden durch die Eifersucht der Engländer und Holländer. Ein englisches Geschwader, welches keinen Flaggen-Offizier an Bord hatte, weigerte dennoch sich dem Commando des holländischen Flaggen-Offiziers de Vries zu unterstellen, und segelte heim [1]). De Vries, von den Engländern verlassen, von seinen eigenen Landsleuten nicht genügend unterstützt, ward am 29. Juni von Jean Bart geschlagen. Dieser führte im Triumphe eine reiche Getreideflotte in den Hafen von Dünkirchen ein.

Es war ein Sonnenstrahl des Glückes für die darbenden Franzosen, und doch für den Hunger der Millionen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und schon nahten für die Küstenstädte schlimmere Tage. Nach dem misglückten Angriffe auf Brest lief die verbündete Flotte im Juli zum zweiten Male aus, reich beladen mit allen damals erdenklichen Mitteln des Zerstörens. Sie bombardirte Dieppe bis zur völligen Vernichtung. Sie legte dann sich vor Havre de Grace und verbrannte zum großen Theile auch diese Stadt. Ein unsäglicher

[1]) Hoffmanns Bericht vom 6. Juli.

Schrecken fuhr in die Küstenbewohner von Frankreich. In Calais und Dünkirchen nahm man die Steine aus den Straßen, die Dächer von den Häusern, und bedeckte diese hoch mit Dünger. Namentlich auf Dünkirchen hatte die Flotte es abgesehen. Sie trug ein furchtbares Werkzeug der Zerstörung, Höllenmaschine genannt, mit 90 Centnern Pulver geladen. Es ward auf einem Fahrzeuge herangebracht. Dann jedoch war zum Flüchten der eigenen Mannschaft und für das lange Lauffeuer eine Viertelstunde erforderlich, und während dieser Viertelstunde nahm die eingetretene Ebbe das Fahrzeug wieder mit herab. So entsetzlich der Krach, so unschädlich war er. Dünkirchen kam mit der Furcht davon. Eben so Calais. Wie dort die Ebbe, so leistete hier ein Sturm den Franzosen hülfreichen Dienst. Die Flotte, kaum angekommen, mußte wieder das offene Meer suchen [1]). Es scheint, daß bei solchen Acten wie denjenigen gegen Dieppe und Havre mehr an eine Rache zu denken sei als an einen eigentlichen Kriegeszweck, ja daß auch in England selbst die Sache so aufgefaßt wurde. In London prägte man eine Medaille mit der Inschrift, daß an Dieppe und Havre Vergeltung geübt worden sei für Worms und Speier [2]). Es mochte immerhin richtig sein, daß die Engländer nur dem Beispiele folgten, welches Ludwig XIV. gegeben; aber es war zu bedenken, daß Ludwig XIV. mehr als die Verbündeten es in seiner Macht hatte, abermals zu vergelten, wenn auch nicht an England selbst.

Ereignisse solcher Art waren für den Gang des Krieges im Großen von geringer Bedeutung. Für diesen trat im Sommer 1694 in den Vordergrund die Sorge um Catalonien, oder genauer um Barcelona.

Wir erinnern uns, daß bereits im Herbste 1692 der Graf Windischgrätz und Don Quiros im Haag dem Könige von England den Vorschlag gemacht, daß die verbündete Flotte im nächsten Jahre im Mittelmeere überwintern möge. Das Unglück derselben in der Bucht von Lagos beim Cape St. Vincent im Sommer 1693 vereitelte damals den Plan. Nun aber, im Sommer 1694, beherrschte die

---

[1]) Hoffmanns Berichte im Monate September.

[2]) Wagner t. II, p. 284: Vangionum Nemetumque incendiis vices redditas esse.

verbündete Flotte dort das Meer. Demnach ward von Madrid und von Wien aus nachdrücklich der Wunsch erneuert.

Quiros hob in einem ausführlichen Schreiben an Dykvelt die Vortheile dieses Ueberwinterns hervor. Barcelona werde dadurch gesichert, überhaupt die ganze spanische und italienische Küste gedeckt. Die französische Flotte bleibe eingeschlossen zu einem Theile in Brest, zum größeren in Toulon. Die Fahrt englischer und holländischer Schiffe nach und von der Levante werde völlig frei, diejenige der französischen lahm gelegt. Die Kunde dieser Anwesenheit ergebe für die Türken den Beweis der Inferiorität Frankreichs gegenüber der großen Allianz, und sei darum ein Drücker auf sie zum Zwecke des Friedens mit dem Kaiser. Sobald aber die Macht des Kaisers im Osten frei werde, müsse Frankreich eingehen auf die Forderungen der großen Allianz. — So Don Quiros [1]).

Er erörterte dann die einzelnen Häfen Spaniens an der Ostküste. Port Mahon sei geräumig genug zur Aufnahme aller Schiffe, aber zu sehr entlegen. Man sei nicht sicher, von dort aus dem Admiral Tourville das Passiren der Straße von Gibraltar zu verwehren. Ueberhaupt aber entbehrten die Häfen an der Ostküste, wohin die großen Gallionen niemals kämen, der Vorrichtungen zum Carenniren und zum Herstellen großer Fahrzeuge. Nur der Hafen von Cadix sei geeignet in aller Beziehung, namentlich auch geräumig genug.

Der König Wilhelm erwog den spanischen Vorschlag, welcher lebhaft unterstützt wurde von dem Grafen Auersperg. Er aus sich war nicht abgeneigt, demgemäß auch Heinsius und die Generalstaaten [2]). Allein auch in diesem Falle war, namentlich in Betreff Englands, nicht die Neigung des Königs allein entscheidend. Er forderte das Gutachten des Rathes der Neun um die Königin, des Comites, wie es in der Correspondenz damals genannt wird. Es leuchtete dort ein, daß, wenn die Flotte vor dem Herbste zurückkäme, Frankreich volle Freiheit habe, gegen Barcelona und überhaupt an der spanischen Ostküste zu verfahren, als wäre die Flotte niemals ausgeschickt worden. Auf der anderen Seite standen die zahlreichen Schwierigkeiten und Gefahren

[1]) Schreiben von Don Quiros an Dykvelt, vom Juli 1694, in den Robethon-Papieren. St. A. H.

[2]) Auerspergs Bericht vom 6. August.

mit ihren Consequenzen. Man redete für, man redete wider, ohne zu einem festen Beschlusse zu kommen.

Der Staats-Secretär Trenchard machte über die verschiedenen Meinungen einen Bericht an den König. Es geschah am 2./12. August. Inzwischen legte Shrewsbury der Königin diesen Stand der Dinge vor. Sie war damit nicht zufrieden. Sie verlangte, daß in einer so wichtigen und schweren Angelegenheit dem Könige bestimmt und klar geantwortet werde. Shrewsbury müsse dem Könige sowohl seine eigenen Gedanken aussprechen, als auch die Ansichten der anderen Minister zusammen fassen. Shrewsbury fügte sich. Die Mitglieder des Rathes, meldete er, seien einig in dem einen Puncte, daß die Frage des Ueberwinterns der Flotte im Mittelmeere anheim zu stellen sei der Entscheidung des Admirals Russel, welcher allein vermöge die Vortheile und die Nachtheile richtig gegen einander abzuwägen. Der Bericht war datirt vom 3./13. August[1]).

Dieser Bericht, obwohl durch den guten Willen der Königin hervorgerufen, und, wie nicht zu bezweifeln sein dürfte, von Shrewsbury in entsprechender Gesinnung abgefaßt, würde dennoch den König Wilhelm in nicht geringe Verlegenheit gebracht haben. Denn er seinerseits ging von der Ansicht aus, daß der Admiral Russel abgeneigt sein werde, ja daß er, wenn nicht sofort der positive Befehl für sein Verbleiben im Mittelmeere an ihn ergehe, bereits die Rückfahrt angetreten haben könne. Deshalb entschloß sich der König Wilhelm, sofort auf den ersten von Trenchard eingesendeten Bericht zum raschen Handeln. Und zwar geschah dies, bevor der Bericht Shrewsburys vom 3./13. August an ihn gelangte. Es ist von Interesse, das Verfahren des Königs darin zu beobachten.

„Der Courier, schreibt er am 6./16. August an Shrewsbury, hat mir den Bericht Trenchards vom 2./12. eingeliefert. Ich weiß nicht, ob ich ihn ganz richtig verstehe; aber es scheint mir daraus hervorzugehen: der Rath der Neun ist für die Ueberwinterung von Russel in Cadix, wagt jedoch nicht dies offen auszusprechen, aus Besorgnis vor der Verantwortlichkeit. Ich hätte gewünscht, daß die Herren sich bei diesem Anlasse bestimmter ausgesprochen, und in der

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 66.

That waren sie dazu verpflichtet, um zu verhindern, daß gegen mich die Vermuthung eines Handelns lediglich nach eigener Meinung erhoben würde. Allein, da für ein abermaliges Berathen die Zeit zu kurz, so sehe ich mich in die Nothwendigkeit gesetzt, zu einer Entscheidung zu kommen. Deshalb habe ich beschlossen, an Russel den Befehl zu senden, mit seiner gesammten Flotte in Cadix zu überwintern. Gott verleihe, daß dies zum Guten ausschlage für die Wohlfahrt des Königreiches und unserer Bundesgenossen" [1]).

Wir bemerken, daß der König die Unschlüssigkeit des Rathes der Neun sich zu nutze macht, um die Entscheidung zu geben in seinem Sinne. Es dürfte daher die Frage sein, ob der Tadel gegen den Ministerrath ihm recht von Herzen gekommen, ob er nicht vielmehr innerlich mit dem Verhalten desselben sehr zufrieden gewesen sei.

Es liegt hier ein besonderer Zug in dem Charakter des Königs vor Augen, nämlich die Unschlüssigkeit Anderer zu überwinden durch das rasche Schaffen einer vollendeten Thatsache. Dieser Zug wird in einer eben so merkwürdigen Weise sich ergeben in einem noch ungleich wichtigeren Falle, vor Errichtung der Successions-Acte von 1701.

Als der Bericht Shrewsburys vom 3./13. August beim Könige eintraf, war der Befehl an Russel bereits entsendet, und zwar, wie der König dem Grafen Auersperg sagte, auf mehreren verschiedenen Wegen zugleich, so daß ein Verfehlen kaum denkbar erschien [2]).

Indessen war der König noch nicht aus aller Besorgnis. Sein Befehl an Russel lautete bestimmt genug. Demgemäß war der Rath der Neun genöthigt zu weiteren Instructionen für den Admiral. Die Fassung derselben fand nicht den Beifall des Königs. Er besorgte, daß dieselbe dem Admiral allzu weiten Spielraum belassen, ihm eine Handhabe zur Rückkehr geben würden. Die Königin handelte im Sinne des Gemahles, und demgemäß kam der gesammte Rath zu dem Beschlusse: die Instructionen für den Admiral seien in so positiver Weise zu fassen, daß ihm nicht ein Ausweg für den Entschluß zur Rückkehr übrig bleibe [3]).

---

[1]) Correspondence of Shrewsbury p. 68.

[2]) Bericht des Grafen Auersperg vom 28. August.

[3]) Correspondence of Shrewsbury p. 72.

Für lange Wochen indeſſen war der König in Sorge über das rechtzeitige Eintreffen. Dies um ſo mehr, je wichtiger ihm der Plan wurde. Denn die Nachrichten aus Frankreich brachten die Beſtätigung, daß Ludwig XIV. dieſen Plan ganz beſonders fürchtete. Als endlich die lang erſehnte Meldung eintraf, daß der Befehl angelangt, im Anfange October, ergab es ſich zugleich, wie ſehr der König Recht gehabt mit ſeiner Eile. Der Befehl zur Ueberwinterung in Cadix traf den Admiral Ruſſel vor Malaga. Dorthin war er gelangt bereits auf der Rückfahrt von Barcelona. Er hätte dieſe eher angetreten, wenn ihn nicht auf der Rhede von Barcelona der Gegenwind drei Wochen lang zurückgehalten. In dieſem Falle wäre der ganze Plan vereitelt[1]). Nicht minder bewährte ſich die Vorausſicht des Königs, daß der Admiral, im Falle die Entſcheidung bei ihm geſtanden, einen Grund für die Rückkehr gefunden haben würde. Er machte aus ſeinem Verdruſſe über die Sache auch dem Könige perſönlich gegenüber kein Hehl.

An dieſen Verbleib der verbündeten Flotte im Mittelmeere knüpfte ſich ſehr bald noch eine andere Hoffnung.

Der ſpaniſche Geſandte Quiros hatte in ſeinen Gründen für die Ueberwinterung der Flotte im Mittelmeere hervorgehoben, daß die Anweſenheit derſelben einen moraliſchen Druck üben werde auf die Türken zum Frieden. Der Gedanke ward weiter erörtert. Wir erinnern uns, daß bereits ſechs Jahre zuvor dem kaiſerlichen Geſandten Kramprich im Haag von einigen Holländern der Vorſchlag nahe gelegt war, eine Flotte vor Conſtantinopel zu ſenden, und durch das Bombardement dieſer Stadt die Geneigtheit zum Frieden zu erzwingen. Auch dies Mal ward der Gedanke rege. Ein Mitglied der Admiralität von Amſterdam warf dem Grafen Stratemann die Aeußerung hin: vielleicht ſei es möglich im nächſten Jahre die Flotte nach den Dardanellen weiter zu ſenden[2]). Noch bevor Stratemanns Bericht darüber in Wien eingetroffen, erhielt er von dem Kaiſer die Weiſung, dem Könige und den Generalſtaaten die Bitte um die Entſendung eines Geſchwaders gegen die Dardanellen vorzulegen. „Denn dieſes, ſagt der Kaiſer, iſt

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 5. October.
[2]) Stratemanns Bericht vom 27. Auguſt.

das rechte und vielleicht fast das einzige Mittel zu einem baldigen Frieden mit den Türken zu gelangen, und demgemäß dann mit geeinter Macht auch Frankreich zur Billigkeit zu nöthigen. Der König von England selber hat dies früher einmal anerkannt, auch sich nicht ungeneigt dazu erwiesen" [1]).

Bevor wir eingehen auf den Verlauf dieses Vorschlages, haben wir den Feldzug von 1694 gegen die Türken und überhaupt den Stand der Dinge dort kurz zu überblicken.

Die Angebote zur Friedensvermittelung, welche der König Wilhelm III. durch Heemskerk und Paget bei der Pforte hatte machen lassen, brachten keinen Erfolg. Die Neigungen der wichtigen Persönlichkeiten in Constantinopel für oder wider den Frieden mit dem Kaiser schwankten auf und ab. Jedoch der Einfluß des Franzosen Chateauneuf war überwiegend. Nur einmal erwuchs für Ludwig XIV. eine besondere Gefahr, daß dieser Bundesgenosse ihm entgehen könne. Wir erinnern uns der französischen Friedensvorschläge, die im Jahre 1693 öffentlich auftauchten, wenn auch nicht in einer beglaubigten Form. Von Wien, wie vom Haag aus, wurden diese gedruckten Vorschläge nach Constantinopel hin kund gegeben, damit die Pforte daran die Duplicität des Königs von Frankreich gegen sie erkenne. Die Türken wurden darüber sehr erregt. Mit Mühe gelang es der Kunst des Chateauneuf sie zu dem Glauben zu überreden, daß jene Vorschläge erdichtet seien. Das Verständnis der Politik Ludwigs XIV. in Constantinopel befand sich demnach etwa auf gleicher Höhe mit demjenigen von St. Germain. Von da an hielt Ludwig XIV. nur noch um so fester an dem Grundsatze, etwaige Vorschläge an die Verbündeten nur mündlich kund thun zu lassen [2]). Andererseits lieferte er den Türken den für sie handgreiflichen Beweis, daß er mit allem Nachdrucke sie unterstütze. Während Frankreich darbte und hungerte, erhielt der ungarische Rebell Tököly von Ludwig XIV.

---

[1]) Kaiserliches Rescript vom 8. September.

[2]) Riuscl con pena di persuadere il contrario, e dar ad intendere che le stampe erano finte, ed inventate. Cosl si prese per documento di far successivamente li progetti solo in voce. So Pietro Venier in Barozzi e Berchet:

monatlich die ihm verheißenen 30,000 Livres nach wie vor pünktlich ausbezahlt [1]).

In den Namen dieses Tököly drängen sich alle Schrecknisse des ungeheueren sechszehnjährigen Türkenkrieges zusammen. „Er war, sagt der Venetianer Hieronymus Venier, der furchtbarste Blasebalg, das verworfenste Werkzeug dieses Krieges. Durch seine Untreue, seine Künste, seine Einflüsterungen, seine Ränke wurde der Beginn desselben angezettelt, entspann sich das Gewebe so großer Ereignisse. Er schürt auch ferner diesen Brand. Er nährt ihn, sei es durch Schmeicheleien, sei es durch Vorwände, und, weil er in der Erkenntnis seines ungeheueren Unrechtes auf Verzeihung nicht hofft, glaubt er seine Sicherheit nicht anders zu finden als in den Waffen. In der That war der Kaiser, aufgebracht über die Verwegenheit dieses schändlichen und berüchtigten Rebellen, lange Zeit hindurch nicht Willens zu verzeihen. Zur Zeit jedoch würde der Kaiser, wenn die Türken den Tököly halten wollen, sich den Umständen fügen, und die Persönlichkeit des Tököly würde dem Frieden kein Hindernis entgegen stellen" [2]). So Venier im Jahre 1692. Der Krieg währte noch sieben Jahre.

Im Frühlinge des Jahres 1694 ward auf den Betrieb der Sultanin der bisherige Großwesir entsetzt, weil er Neigung zum Frieden gehegt. An seine Stelle trat Ali Pascha. Die Kriegführung indessen entsprach derjenigen des Jahres zuvor, und zwar nicht bloß von türkischer, sondern auch von kaiserlicher Seite. Caprara, aus Savoyen abberufen, um den Oberbefehl gegen die Türken zu übernehmen, erkrankte. Erst im Spätsommer kam er zum Heere. Er fand dort dieselbe Nachlässigkeit in den Anstalten wie früher. Die Hülfstruppen aus Deutschland trafen erst im September ein, noch nach Caprara. Die Türken lagerten bei Salankemen, die kaiserlichen bei Peterwardein. Die wenigen Wochen des eigentlichen Feldzuges verliefen unter unsäglicher Mühsal von Wind und Wetter und Krankheit. Die steigende

---

[1]) So Pietro Venier p. 559. — Einzelnheiten über die Verhandlung von Heemskerk und Paget in Hammers Geschichte der Osmanen Bd. III, S. 865 u. f. und bei Sylvius t. IV, b. 37, p. 23, 55, 63, 73.

[2]) Fontes rerum Austriacarum. Bd. XXVII, p. 342. Finalbericht von Hieronymus Venier, im Jahre 1692.

Noth zwang endlich die Türken zum schleunigen, fluchtähnlichen Rückzuge. Und damit war der türkische Feldzug von 1694 zu Ende [1]).

Der König Wilhelm hatte selber den Rath gegeben, daß der Kaiser in Ungarn nur defensiv verfahren möge [2]). Er hegte nur noch geringe Hoffnung auf einen Erfolg des Angebotes seiner Vermittelung zum Frieden. Ja nach seiner Art die Dinge aufzufassen war er immer eher geneigt zur Besorgnis als zur Hoffnung. Eines Tages im September ließ er früh am Morgen bei dem Grafen Auersperg anfragen über Nachrichten aus Ungarn. Der Gesandte, zu dem Könige eilend, fand ihn sehr erregt, fast verstört über die Meldungen, die ihm von dort her zugekommen. Auersperg legte den Zustand der Dinge dort dar, und entwickelte seine Ueberzeugung, daß der Kaiser nichts zu fürchten habe. Der König athmete wie erleichtert auf, und sprach seine Wünsche für den Kaiser in so lebhafter Weise aus, daß der Gesandte dem Berichte beifügte: „Ich darf versichern, daß, wenn Gott uns diesen wohlgesinnten Fürsten erhält, das Kaiserhaus sich noch vieler guten Dienste von ihm erfreuen wird. Denn ihm liegt nichts so sehr am Herzen, als das Wohl der gemeinsamen Sache, und es fehlt nicht an ihm, sondern an der entsprechenden Treue derjenigen, denen es obläge seine Absichten auszuführen" [3]).

Demgemäß war der König nicht abgeneigt, dem Wunsche des Kaisers für die Entsendung eines Geschwaders nach den Dardanellen zu willfahren. Eben so Heinsius. Inzwischen war von Wien auch der Graf Kaunitz, den der König als kaiserlichen Botschafter bei der Republik, zum Ersatze für Stratemann, gewünscht, im Haag eingetroffen. Er drängte auf die Erfüllung dieses Wunsches. Für mehrere Wochen standen die Aussichten gut. Allmählich jedoch erhoben sich dagegen allerlei Bedenken. Die Interessen der Kaufleute wurden geltend gemacht. Kaunitz erneuerte sein Andringen. Heinsius erwiederte endlich: die Ausführung des Vorschlages sei unmöglich, weil die Türken Rache nehmen würden an dem Besitze der englischen und holländischen Kaufleute in der Levante. Kaunitz bestritt diese Gefahr. Heinsius dagegen beharrte. Man habe mit Barbaren zu thun, deren

[1]) Wagner t. II, p. 272 sqq.
[2]) Auerspergs Bericht vom 6. Juli.
[3]) Bericht vom 1

Entschlüsse unberechenbar, und denen gegenüber jegliches Wagnis solcher Art gefährlich sei. Der Kaiser möge spanische Kriegsschiffe zu diesem Zwecke verwenden. Spanien sei der Allianz fünfzehn Kriegsschiffe zu stellen schuldig [1]).

In gleicher Weise redete der König. „Die verbündete Flotte, sagte er zu Kaunitz, reicht völlig aus, Spanien zu Wasser zu vertheidigen. Die spanischen Kriegsschiffe haben Freiheit nach der anderen Richtung zu handeln. Dazu ist die Krone Spanien mit den Türken jederzeit im Kriegszustande, hat daher nicht das Bedenken, welches England und Holland wegen des Handels haben müssen." Kaunitz hielt seinen Zweifel entgegen, ob Spanien vermögen werde die Schiffe zu stellen. Der König erwiederte: „Ich will noch weiter gehen. Wir wollen die etwa fehlenden Schiffe hergeben, die dann unter der spanischen Flagge zu segeln haben. Es kommt nur darauf an, daß die Krone Spanien die Hauptsache übernimmt" [2]).

Es ergingen von den verbündeten Mächten dringende Vorstellungen nach Madrid. Der König Wilhelm forderte Bericht ein vom Admiral Russel. Dieser meldete: von den zehn Kriegsschiffen, welche Spanien wirklich besitze, würden nicht sechs ausfahren können. Die Spanier wollten repariren. Aber Russel besah die Werfte und Magazine. „Es ist, meldete er, zum Repariren nichts Dienliches zu finden" [3]).

Und damit ging damals der Plan unter, an dessen Ausführung wichtigere Consequenzen hingen als an irgend einem der bisherigen Feldzüge dieses großen Krieges.

Die verbündete Flotte schützte Barcelona zu Wasser. Aber es stand mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß Ludwig XIV. um so viel stärker zu Lande angreifen werde.

Wir erinnern uns, daß der spanische Staatsrath geneigt war zum Zwecke der Vertheidigung die spanischen Truppen aus Italien abzuberufen. Dies unterblieb. Man wandte sich um Hülfe nach einer anderen Seite, und zwar nicht zunächst an den Kaiser. Diese

---

[1]) Kaunitz Bericht vom 9. December.
[2]) Desgl. vom 22. November.
[3]) Auerspergs Bericht vom 24. December.

Kundgebung ist von erheblicher Bedeutung für die damals in Madrid vorherrschende Richtung.

Der König Carl II. sandte durch Don Quiros ein Handschreiben an den Kurfürsten von Bayern in Brüssel. Der König sprach darin den Wunsch aus, zum Schutze für Catalonien 12,000 Mann fremder Truppen in Dienst zu nehmen, und ersuchte zunächst den Kurfürsten von Bayern um etwa 4000 Mann. Don Quiros für seine Person war kaiserlich gesinnt. Er theilte seinen Auftrag dem Grafen Auersperg mit. Dieser meldete ihn nach Wien [1]).

Bis dahin hatte der Kaiser auf die verschiedenen Andeutungen bei seinem Neffen von Spanien für die Sicherstellung der Succession nur ausweichende Antworten erhalten. Dieser Wunsch, zunächst bayerische Truppen nach Spanien zu ziehen, gab eine starke positive Andeutung. Wenn Carl II. sich entschließen würde zu einer Feststellung der Succession für den Fall seines Todes ohne Kinder: so war gemäß dieser Andeutung mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er das Recht des kleinen Kurprinzen Joseph Ferdinand voranstellen würde. In diesem Sinne faßte es der Vater, der Kurfürst Max Emanuel in Brüssel. Es ward bemerkt, daß er sich in sehr gehobener Stimmung befand. Der Graf Auersperg rieth, daß man von Wien aus in Madrid zuvorkommen möge, durch ein Angebot von Truppen [2]).

Der Rath entsprach den eigenen Wünschen des Kaisers. Aber auch an den König Wilhelm trat die Sorge um Catalonien von der Landseite heran, und zwar hier noch in einer anderen Gestalt. Er sprach dieselbe zu Kaunitz aus. „Ich fürchte, sagte er, auf französischer Seite ganz besonders einen Entschluß, den, wie ich weiß, bereits Louvois vor einigen Jahren dringend angerathen, nämlich der Beschränkung der Streitkräfte. Und zwar zunächst die völlige Abrüstung zur See. Will oder kann Frankreich die Herrschaft zur See uns nicht mehr streitig machen: so kann es auch die für die Flotte verwendeten Kosten sparen. Die andere Seite des Entschlusses würde sein eine namhafte Reduction der Streitkräfte zu Lande. Auch diese ist thunlich, sobald

---

[1]) Auerspergs Bericht vom 26. Juli.

[2]) Dotzal

Frankreich auf weitere Eroberungen verzichten will. Durch die beiden Beschränkungen würde der König von Frankreich jährlich etwa 40 Millionen franz. Livres ersparen, und dennoch dabei ausreichende Mittel behalten für die Defensive, sowohl der Festungen zu Lande als am Meere." „Ich besorge, fügte Wilhelm III. hinzu, daß Frankreich zu diesem Entschlusse kommt, in Folge der Wahrnehmung, die dem Könige dort nicht entgehen kann, daß es die Absicht der Verbündeten ihn auszudauern. Faßt er nämlich jenen Entschluß, so ist diese Absicht von unserer Seite nicht durchzuführen. Vielmehr wird dann eher Frankreich uns ausdauern können. Deshalb ist für uns erforderlich von allen Seiten energische Offensive, um Frankreich zum Frieden zu zwingen" [1]).

Der König hob in solchen Fällen, wie immer, zuerst die schwache Seite Frankreichs gegenüber Savoyen und Piemont hervor. Dort, meinte er, müsse stärkerer Nachdruck entwickelt werden. Er sprach sich misvergnügt darüber aus, daß der Kaiser die italienischen Fürsten nicht schärfer zur Contribution heranziehe, allzu nachsichtig verfahre. Die verbündete Flotte im Mittelmeere werde dem Gebote des Kaisers an den Küsten von Italien den geeigneten Nachdruck geben [2]). Aus eben demselben Grunde des Wunsches einer directen Offensive wider Frankreich von Savoyen aus, hatte der König Einwendungen erhoben wider den Vorschlag des Kaisers, daß, damit doch etwas dort geschehe, Casale belagert werden möge [3]). Es war dem Könige dabei nicht klar geworden, daß er durch seine Einwände gegen den kaiserlichen Vorschlag nicht seinen eigenen Wunsch erreichte, sondern nur den Herzog Victor Amadeus unterstützte, dessen Bestreben es war, daß dort überhaupt nichts geschehen sollte. Die Einsicht in die Verschlagenheit dieses Herzogs, welcher mit seltenem Geschicke den Glauben an seine Ehrlichkeit auszubeuten wußte, blieb freilich dem Könige Wilhelm III. noch lange verschlossen.

Klarer dagegen blickte er ein in den Stand der Dinge in Spanien. Daß von einer Offensive von dieser Seite her gegen Frankreich nicht die Rede sein konnte, lag vor Augen. Es konnte sich nur

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 19. November.
[2]) Desgl. vom 9. November.
[3]) Wagner t. II, p. 268.

um die Defensive handeln. Für diejenige zur See war zunächst gesorgt. Aber es handelte sich um diejenige zu Lande. Und hier ist es sehr bemerkenswerth zu ersehen, wie der König Wilhelm III. bereits im Herbste 1694 die Dinge dort anschaute.

„Ich bin, sagte er zu dem Grafen Kaunitz, unzufrieden mit der Krone Spanien. Sie beharrt bei ihrer Forderung der Herstellung des pyrenäischen Friedens. Sie verlangt, daß wir bis zu diesem Ziele den Krieg fortsetzen. Sie selber jedoch thut nichts dazu, sondern vermeint, daß wir Andere alles für sie thun, für sie das Unmögliche erstreben sollen. Ich bin besorgt um Barcelona, und noch mehr um die Folgen, welche der Verlust von Barcelona nach sich ziehen würde. Denn an Barcelona hangt Saragossa. In diesem Falle sind die Güter der wichtigsten Granden von Spanien bedroht. Diese Herren, die zur Zeit in so überaus hohem Tone reden, könnten dann leicht dahin kommen, um den Frieden zu schreien und auf die Beschleunigung desselben zu dringen" [1]).

Wir sehen demnach, daß der König Wilhelm III. den Plan Ludwigs XIV. in so weit völlig erkannte.

Aber es handelte sich um die Mittel der Abwehr. Und hier ist es von besonderer Wichtigkeit, das Verfahren des Königs Wilhelm III. zu beobachten.

Don Quiros erhielt den Auftrag den König von England zu bitten, daß von der Flotte einige Landungstruppen abgegeben würden. Der König war nicht bereitwillig. In der Republik, erwiederte er, sei es nicht der Brauch, Landungstruppen an Bord von Kriegsschiffen zu geben. Auf englischen Kriegsschiffen sei es nicht einmal möglich, weil dieselben um ein Drittel stärker bemannt zu sein pflegten als holländische. — So der König zu Don Quiros. Dem Grafen Kaunitz gegenüber äußerte er sich bei der Mittheilung in folgender Weise: „Die spanischen Minister wissen sehr wohl, daß ich dieses ihr Verlangen nicht zu erfüllen vermag. Sie haben es also gestellt nur in der Absicht, damit sie, im Falle des Verlustes von Catalonien, sagen können, sie hätten vom Könige von England und aller Orten Truppen begehrt, ohne sie erhalten zu können". „Ich wünsche, fuhr der König

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 19. November.

fort, daß Spanien seine geringen Truppen von hier nach Barcelona ziehe. Denn, obwohl sie schwach sind, so sind es doch National-Truppen, die am ehesten auf dem Boden der Heimat verstärkt werden können. Allein jeder Vorschlag, der von mir kommt, ist in Madrid verdächtig. Deshalb habe ich dem Juden Belmonte, der als spanischer Resident in Amsterdam lebt, diesen Vorschlag als von ihm kommend in den Mund legen lassen" [1]).

Unverkennbar blickt aus diesen Aeußerungen eine Gereiztheit des Königs gegen die spanischen Minister hervor. Ob sie in dieser Weise begründet war, dürfte schwer sein zu entscheiden. Allein gewis ist, daß der König Ursache hatte zum Verdrusse über die Räthe Carls II. Wilhelm III. hatte nach Madrid hin kund gegeben, daß er kein Vertrauen setze in Gastanaga, den früheren Statthalter von Belgien, daß er Verdacht gegen ihn hege wegen des Verhaltens während der Belagerung von Mons durch Ludwig XIV., im April 1691. Das Kriegesgericht in Madrid hatte Gastanaga frei gesprochen, dem Könige Wilhelm den Verdacht jedoch nicht benommen. Diesen selben Gastanaga nun ernannte Carl II., auf Betrieb von Montalto und Monterey, zum Vicekönige von Catalonien [2]).

Es tritt uns demnach hier die Thatsache vor Augen, daß bereits von 1694 an zwischen dem Könige Wilhelm III. und den Räthen Carls II. von Spanien eine starke Abneigung obwaltete. Ob berechtigt, ob nicht, diese Abneigung ist ein Factor, der für die fernere Verschlingung des Knotens der europäischen Geschicke, die Frage der Succession in Spanien, schwer ins Gewicht fällt. Wenn die Räthe des Königs von Spanien die Absicht hatten, diese Frage in der Weise zu lösen, daß die spanische Monarchie nicht an das Haus Bourbon gelangte: so war es in jedem Falle, mochten sie nun geneigter sein für den Kaiser oder für Bayern, ihre erste Aufgabe in gutem Verständnisse zu sein mit dem Könige, welcher die Macht von England und Holland unter seiner Führung in die Wage legte. Der Verlauf der Dinge hat gezeigt und wird ferner zeigen, daß die spanischen Minister diese ihre Aufgabe nicht erkannten, oder, wenn sie dieselbe erkannten, nicht der Erkenntnis entsprechend handelten.

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 19. November.

[2]) Desgl. vom 30. November.

Die Säumigkeit, der Mangel an Entschluß, die Unklarheit über das Wollen und Nicht-Wollen in Madrid, schien allerdings immer zu steigen, und zwar im Angesichte der Gefahr. Don Quiros theilte dem Grafen Kaunitz mit, daß er am 13. August nach Madrid hin den Vorschlag gemacht, einige Regimenter Wallonen nach Catalonien zu entsenden. Er erhielt die Antwort am 23. December. Sie lautete bejahend, aber enthielt nicht eine Anweisung von Mitteln zu diesem Zwecke [1]). Die Thatsache ist eine abermalige Bestätigung jenes Urtheiles, welches Wilhelm III. einige Wochen früher dem Grafen Kaunitz gegenüber ausgesprochen.

Auf der anderen Seite jedoch war Kaunitz mit dem Verfahren des Königs gegenüber Spanien nicht einverstanden. „Ich bin dennoch der Ansicht, sagt er, daß der König außer den eigentlich spanischen Truppen auch von seiner eigenen Armee etwa sechs Bataillone nach Catalonien entsenden könnte. Der Abgang würde bei der Stärke derselben kaum bemerkbar sein. Und ich meine, daß der König es thun sollte. Denn nehmen wir an, es sei mit der Regierung in Spanien so übel bestellt, wie hier allgemein geglaubt wird: so dürfte man dennoch um der gemeinsamen Sache willen Catalonien nicht verloren gehen lassen. Denn der Verlust von Catalonien bringt der allgemeinen Sache wider Frankreich einen größeren Nachtheil, als durch die Armee von mehr als 100,000 Mann hier wieder gut gemacht werden kann. Es sind ja doch Viele der Ansicht, daß auch fortan von dieser großen Macht nicht mehr zu hoffen sei als in den Jahren bisher. Ich habe von sicherer Hand vernommen, daß der König niemals sich herbeilassen werde, eine Abtheilung der bisher ihm eigenen Truppen zu stellen unter das Commando seines Widersachers Gastanaga, und daß er darum, so sehr bekümmert er auch um Catalonien sei, lieber die Sache gehen lasse. Allein diese Erklärung scheint mir nicht auszureichen. Ich finde den König eben so schwierig in Betreff einer Entsendung an den Oberrhein. Man hält mir entgegen, daß Ew. K. M. im Beginne die Erklärung abgegeben, daß die Dienste, welche die Brandenburger hier leisten würden, angesehen werden sollen, als wären sie im Reiche geleistet. Unterdessen jedoch zahlen Ew. K. M.

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 23. December

an Kur-Brandenburg eigene Subsidien und weisen die Quartiere im Reiche an. Die Brandenburger aber stehen dauernd in Belgien, während der Markgraf Ludwig von Baden am Oberrheine niemals eine ausreichende Armee hat, um mit Nachdruck offensiv vorgehen zu können. Der König dagegen commandirt über mehr als 100.000 Mann, wenn gleich er nichts damit ausrichtet, weil der Feind wissend, daß er am Oberrheine nichts zu fürchten hat, seine hauptsächliche Macht hier herabschickt" [1]).

Die Klagen von Kaunitz über dieses Verhältnis brachten eben so wenig ein Ergebnis wie diejenigen seiner Vorgänger. Auch war ja der König formell nicht im Unrechte. Er forderte die Dienste der Brandenburger, für welche England und Holland zahlten. Daß auch der Kaiser seinerseits dafür zahlte, war eine Angelegenheit, die zunächst ihn und den Kurfürsten von Brandenburg anging. Wir erinnern uns, daß der letztere, auf die Aufforderung des Kaisers das Reichsheer am Oberrheine zu verstärken, nicht selber eine Entscheidung traf, sondern sich bereit erklärte der Mahnung des Kaisers zu folgen, wenn der König von England so entschiede. Es war vorauszusehen, daß der König nicht so entscheiden würde. Demnach blieb die Sache in dem für den Kurfürsten günstigen Kreislaufe, fruchtbringend, freilich weder für die allgemeine Sache, noch für seine Ehre, aber für seine Casse.

Jene Worte von Kaunitz charakterisiren den Feldzug des Jahres 1694 am Oberrheine. Die Wendung der Dinge in Dresden durch den Tod des Kurfürsten Johann Georg IV., den Beitritt seines Nachfolgers Friedrich August zu der großen Allianz, führte dem Reichsheere unter dem Markgrafen Ludwig von Baden 6000 Mann Sachsen zu. Bis zum Eintreffen derselben war die Offensive auch dies Mal wieder auf französischer Seite. Der Marschall de Lorge war bis Wiesloch vorgerückt und lag dort verschanzt. Durch den Zuzug der Sachsen war der Markgraf befähigt zum Angriffe. Er drängte die Gegner über den Rhein zurück. Dann ward es fühlbar, daß Schöning sich wieder in Dresden befand. Die Sachsen weigerten sich dem Markgrafen über den Rhein zu folgen. Sie beriefen sich auf ihre Befehle

[1]) Kaunitz Bericht vom 19. November.

aus Dresden. Der Markgraf ging auch so hinüber, ohne jedoch mit schwächeren Kräften etwas Nachhaltiges zu erreichen. Er kehrte zurück. Man beobachtete sich gegenseitig, und damit endete der Feldzug [1]). Die Heere begaben sich in die Winterquartiere.

Es war von den Verbündeten auf keinem der Schauplätze des Krieges ein besonderer Erfolg errungen. Dennoch erschien im allgemeinen der Stand der Dinge nach dem Feldzuge von 1694 nicht ein ungünstiger. Heinsius faßte diesen Stand übersichtlich zusammen in einer Anrede an den Congreß im Haag, am 15. October.

„Es scheint, sagte er, daß der Feldzug dieses Jahres zu Ende, und daß wir durch die Gnade Gottes endlich so weit gekommen sind, daß zu Lande die Verbündeten aller Orten, außer in Catalonien, dem Feinde das Haupt geboten und die Oberhand erlangt haben. Zur See aber haben wir es dahin gebracht, daß weder auf dem Oceane, noch im Mittelmeere der Feind uns die Herrschaft streitig zu machen wagt. Dazu kommt nun noch die gute Nachricht von dem schmählichen Rückzuge der Türken von Peterwardein, so daß wir Alle große Ursache haben, uns mit dem Kaiser darüber zu erfreuen. Mögen daher die sämmtlichen hohen Verbündeten sich angelegen sein lassen, während des Winters die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, damit wir endlich zu einem guten und ehrenhaften Frieden gelangen, der nicht anders zu erhalten ist als durch Macht und Stärke. Zwar der Verlust eines großen Theiles von Catalonien drückt schwer. Er wird jedoch ersetzt durch das Verbleiben der verbündeten Flotte im Mittelmeere. Möge nur auch der Kaiser besonders die Reichsstände auffordern das ihrige zu thun!“ [2]).

Die Worte von Heinsius, daß der Friede zu erhalten sei nur durch Macht und Stärke, erfordern unsere besondere Aufmerksamkeit. Wir haben einzugehen auf die Schritte, die damals von beiden Seiten zur Anbahnung des Friedens gemacht wurden.

Wir erinnern uns der Anwürfe, die Ludwig XIV. gemacht, namentlich durch Avaux in Stockholm, durch Bonrepos in Kopenhagen. Wir haben gesehen, in welcher verschiedenen Weise diese Anwürfe bei

[1]) Wagner t. II. p. 283 sqq. — Ein zusammenfassender Bericht in den Robethon-Papieren. St. A. H.

[2]) Bericht des Grafen Stratemann vom 15. October.

den verbündeten Mächten aufgenommen wurden, übereinstimmend nur darin, daß die Vorschläge nicht genügten. Aber die Eröffnung war einmal da, und deshalb lag der Gedanke nahe, von Seiten der Verbündeten einen gemeinsamen Gegenvorschlag zu machen. Dies war der Plan des Königs von England und des Rathspensionärs. Wir haben dann vernommen, daß der nachdrücklichste Einspruch erfolgte von Seiten des Königs von Spanien, daß Carl II. in scharfen Worten namentlich jegliche Berührung der Frage der Succession in seiner Monarchie zurückwies. Der Plan eines gemeinsamen Gegenvorschlages mußte, wenn nicht völlig aufgegeben, doch zurückgestellt werden.

Es gab indessen eine neutrale Macht, welche festhielt an diesem Gedanken. Es war der König von Schweden, der sich besonders angelegen sein ließ, als Vermittler des europäischen Friedens anerkannt zu werden. Seine Hoffnung darauf war ungleich besser begründet als diejenige des Königs von Dänemark. Es war den Verbündeten bekannt, daß Dänemark sich zu Gunsten Frankreichs in den Krieg gestürzt haben würde, wenn es Schweden hätte mitziehen können, und daß Ludwig XIV. selbst, eben darum weil Schweden nicht willig war, dem dänischen Eifer für ihn die Zügel angelegt. Ganz besonders aber lag dem Kaiser die Thätigkeit Dänemarks im Reiche vor Augen. Der Zankapfel dort, oder richtiger vielleicht nur der Vorwand des Zankapfels, war die Verleihung der neunten Kurwürde an den Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. An der Spitze der langen Reihe der Fürsten, welche Einspruch erhoben wider diese Verleihung, stand der König von Dänemark. Eine kleinere Zahl unter diesen Opponenten [1]), wie sie sich nannten, war bereit die Waffen gegen den Vollzug der Verleihung zu erheben, nämlich gegen die Einführung des neuen Kurfürsten in das kurfürstliche Collegium. Wiederum stand an der Spitze der König von Dänemark. Im Herbste des Jahres 1694 lud er die Opponenten ein, in Frankfurt a. M. zusammen zu treten. Die Einladung entwickelte großen Eifer für die Rechte der Reichsfürsten. Aber auch den verbündeten Mächten war dieser Eifer vollaus bekannt. Dem Kaiser lag damals vor ein aufgefangenes Schreiben

[1]) Les princes opposants in den politischen Correspondenzen jener Zeit, ohne Zusatz, bezeichnet die Widersacher gegen die neunte Kur.

von Ludwig XIV. an Bonrepos in Kopenhagen, enthaltend den Ausdruck des vollen Vertrauens in den König von Dänemark, und des Lobes für die Bereitwilligkeit, mit welcher er eingehe auf die Rathschläge von Bonrepos [1]). Demgemäß warnte der Kaiser die Opponenten vor dem Tage von Frankfurt. Jedenfalls erschien von den Opponenten Einer nicht, dessen Wort eine schwer wiegende Bedeutung hatte, der Markgraf Ludwig von Baden. Dänemark schlug in Frankfurt einen Bund vor, dessen Zweck sein solle der Widerstand gegen die neunte Kurwürde, und die Erzwingung des Friedens auf Grund der französischen Vorschläge. Aber in die Ohren der Fürsten und ihrer Gesandten erklang die Abmahnung des Kaisers, seine nachdrückliche Frage, ob sie sich zu Werkzeugen eines fremden Ehrgeizes machen wollten. Der Tag von Frankfurt zerging. Er trug dem Könige von Dänemark nur die eine bittere Frucht der Erkenntnis, daß fortan für ihn sehr geringe Aussicht war auf den Ruhm der Vermittelung eines europäischen Friedens [2]). Von der anderen Seite kam noch dazu, daß damals ein dänischer Capitän sich der englischen Flagge gegenüber in einer Weise benommen, welche das Nationalgefühl der Engländer lebhaft erregte, so daß, wenn nicht Dänemark eine Genugthuung gewährte, abermals die Gefahr eines Bruches emporstieg [3]).

Schweden dagegen, wo im Rathe des Königs Carls XI. der alte Benedict Oxenstjerna das Uebergewicht besaß, beharrte folgerecht in seinem Bestreben diese Vermittlung zu erlangen. Es suchte dieselbe thatsächlich auszuüben, auch bevor noch sie anerkannt war. Wir erinnern uns, daß der schwedische Gesandte Lilienroth im Haag einen Gegenvorschlag der verbündeten Mächte verlangte. Wir erinnern uns zugleich der Antwort von Heinsius, daß die Verbündeten nicht eher sich erklären würden, als bis zuvor Frankreich sich erklärt habe, auch nicht irgend einen Schritt thun würden wider diese Bedingung.

Unzweifelhaft entsprechen die Worte von Heinsius der Gesinnung der Verbündeten. Allein war von Frankreich her ein formeller Friedensvorschlag zu erwarten? — Es war nicht die Weise Ludwigs XIV. so zu verfahren, wenn nicht, wie in Nymegen, es in seiner Macht

[1]) Vom 1. Juli 1694.
[2]) Eine Reihe von Berichten in den Robethon-Papieren des St. [illegible]
[3]) Schreiben des Königs an Heinsius, bei Grovestins t. VI, [illegible]

ſtand, die Annahme ſeines Vorſchlages zu erzwingen. Noch weniger war auf einen ſolchen Vorſchlag von ſeiner Seite zu rechnen, nachdem die Verbündeten die in öffentlicher Weiſe verbreiteten franzöſiſchen Vorſchläge von 1693 verwendet hatten in Conſtantinopel zum Drucke auf die Türken.

Dennoch war, von jenem Standpuncte der Verbündeten aus, eine Friedens-Verhandlung überhaupt nicht möglich ohne eine beſtimmtere Kunde der Abſichten Ludwigs XIV. Bei dem Beſtreben dieſe Kunde zu erlangen, erhob ſich eine Differenz der beiden wichtigſten Perſönlichkeiten, des Kaiſers und des Königs von England.

Der Kaiſer war geneigt für die Anerkennung der Vermittelung des Königs von Schweden, deſſen Haltung in dieſer Sache ſich alle Achtung erworben. Der König Wilhelm III. und Heinſius verkannten das nicht. Aber ſie hielten den kaiſerlichen Geſandten entgegen die weite Entfernung von Stockholm. Sie wieſen hin auf den Zeitverluſt, auf die unvermeidliche Verzögerung, wenn die Antworten auf Vorſchläge, welche Verſailles in Stockholm mache, zu vereinbaren ſeien zwiſchen London, dem Haag, Wien und Madrid [1]).

Die weite Entfernung war für Wilhelm III. und Heinſius derjenige Grund, den ſie offen geltend machten. Sie hatten noch andere, zuerſt denjenigen des Mistrauens gegen Schweden. Wir haben ſchon früher aus einer Aeußerung des Geſandten Gabriel Oxenſtjerna zu dem Grafen Windiſchgrätz vernommen, daß die Einigung der beiden Seemächte unter Ein Haupt in Stockholm gefährlich erſchien. Dies Bedenken war ſeitdem dort nicht geſchwunden. „Früher, hieß es, konnte Schweden die Sicherheit ſeiner Schifffahrt haben, wenn es nur mit einer der zwei Seemächte gut ſtand. Aber ſeitdem ſie unter Einer Leitung ſind, und nach der Art und Weiſe, in welcher ſie den anderen Mächten gegenüber dies Zuſammenwirken geltend machen, legt dies Verhältnis dem Könige von Schweden die Pflicht auf darüber zu wachen, daß die franzöſiſche Seemacht nicht völlig unterliege, damit im Falle der Noth er eine Stütze habe, um die Freiheit des Handels und der Schifffahrt zu behaupten“ [2]). — Demgemäß glaubten Wilhelm III.

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 15. November.

[2]) So eine Darlegung in den Anglicis des k. k. Archivs, vom 27. April 1694.

und Heinsius auf eine Unparteilichkeit Schwedens nicht rechnen zu dürfen.

Außer diesem Einwande gegen Schweden schimmert aus den Reden und Gegenreden zwischen Heinsius und den kaiserlichen Gesandten noch ein anderer Grund herdurch, nämlich die Besorgnis, daß bei einer Vermittelung durch Stockholm der Einfluß des Kaisers allzu überwiegend sein würde. Die Interessen des Reiches, welche der Kaiser direct vertrat, und diejenigen Spaniens, welche er zu schützen suchte, konnten mit denjenigen der Republik in Conflict gerathen.

Und dabei kommt vor allen Dingen der persönliche Standpunct des Oraniers in Frage.

Es war damals vielfach die Ansicht verbreitet, daß der König Wilhelm in seinem persönlichen Interesse den Krieg zu verlängern trachte. Man fügte hinzu, daß er ungern in England sich aufhalte, daß der Feldzug dagegen alljährlich ihm die Gelegenheit biete, sich nach dem Festlande zu begeben, daß er nirgends sich so wohl befinde, so heiter und so fröhlich erzeige wie im Kriegeslager [1]). Diese Thatsachen sind unzweifelhaft; aber sie beweisen noch nicht die Wahrheit jener Ansicht. Die Correspondenz des Königs dagegen thut dar, daß er damals den Frieden wollte. Nehmen wir, zum Erweise dessen, eine Aeußerung hier herauf, die der König einige Monate später machte, und zwar im Angesichte der vollen Willfährigkeit des Parlamentes von England für den Krieg. „Wenn der Friede, schreibt der König an Heinsius, geschlossen werden könnte mit der allgemeinen Uebereinstimmung aller Verbündeten: so würde ich mir Glück wünschen, auch wenn er nicht vortheilhaft wäre. Nur würde ich es nicht für recht halten, irgend einen der Verbündeten zum Frieden zu nöthigen, außer Spanien. Daß die Franzosen in alle Welt ausschreien, ich wolle nicht den Frieden — das setzt mich nicht in Erstaunen. Freilich nicht nach ihrer Weise will ich ihn, aber wohl auf vernünftige Bedingungen" [2]).

[1]) Daß in Frankreich diese Ansicht allgemein, sieht man bei dem venetian. Botschafter Pietro Venier p. 543. — Jedoch auch Auersperg war damals dieser Ansicht, im Berichte vom 26. Juli, und sagt dasselbe von Quiros.

[2]) Grovestins t. VI, p. 436. Vom 23. November/3. December.

ſtand, die Annahme ſeines Vorſchlages zu
war auf einen ſolchen Vorſchlag von ſei
die Verbündeten die in öffentlicher
Vorſchläge von 1693 verwendet hatt
auf die Türken.

Dennoch war, von jenem
eine Friedens-Verhandlung übe
ſtimmtere Kunde der Abſichten
dieſe Kunde zu erlangen, erhol
Perſönlichkeiten, des Kaiſers

Der Kaiſer war gene
des Königs von Schwede
Achtung erworben. Der
das nicht. Aber ſie
weite Entfernung vo
auf die unvermeid
ſchläge, welche V
zwiſchen London,

Die weite
jenige Grund
zuerſt denjen
früher aus
dem Grafen

Bedeut
Schw
eine
Ve

dem
reden." Der
eine Wahr-
geſandten offen liegt.
chen, deſſen Standpunkt
verpflichtet und befähigt.
ſche von Holland ſehr genau.
te er ſie.
nern an den Grundgedanken in der
Zug nach England im Herbſte 1688
m ſeiner Perſon oder um Englands
lands willen, damit er ſein Vaterland
des Jahres 1672, damit er England
der den Friedensſtörer von Europa —
erwollt für den Schutz, die Sicherheit ſeines
n, nachdem doch in der Hauptſache dieſes
des Vaterlandes nach dem Frieden be-
Wollen. Der Oranier erſtrebte die Her-

gab ſich auch ſeine Differenz in Betreff des
Als das Ziel forderte namentlich Spanien,
des Vertrages der großen Allianz, die Her-
Friedens. Der Kaiſer, wenn er auch nicht
Reffen von Spanien ſich zu eigen machte, ver-
darauf genommen werde. Gerade dieſe ſpaniſche
und erregte die Holländer. Sie fragten, ob ſie
ſchlagen ſollten, während dieſe Macht ſelber
haben auch von Heinſius noch in ſeiner Unter
am 10. September 1692, die Anſicht ver-
Allianz die Herſtellung des pyrenäiſchen Friedens
König waren langſam und allmählich davon

'94 waren sie bereits der Ansicht, daß
ens unerreichbar, daß man sich
Friedensschlüsse von Münster

af an zu erfahren, was von
. sich dazu ein besonderer Anlaß.
nens Molo, der dort zugleich als
ungirte, begab sich nach Paris, um
es genommenen Schiffes zu erwirken.
gen gemacht, daß der König erbötig sei zu
ch nur mündlich. Nach seiner Heimkehr be-
Bürgermeistern von Amsterdam, und diese dem
ete Dykvelt nach Amsterdam. Dieser brachte mit
g des guten Willens von Amsterdam für den König
den Wunsch der Stadt zurück, daß der durch die Mit-
n Molos eröffnete Weg zum Frieden betreten werde. Wil-
III. faßte den gewünschten Entschluß, theils wegen der Sache
sich, mehr jedoch aus Rücksicht auf die Stadt Amsterdam [1]). Einige
Monate später sprach er sich offen dem Grafen Auersperg darüber
aus: er habe in diese Beredungen willigen müssen, weil einige Mit-
glieder der Generalstaaten den Verdacht gehegt: Frankreich biete mehr
an, als ihnen kund gethan werde. Er habe daher diesem Verdachte
nicht anders entgegen treten können, als durch das Eingehen auf eine
solche Beredung [2]).

Molo begab sich wieder nach Paris. Er hatte keine Vollmacht,
und als Creditiv lediglich ein Schreiben des Königs von Polen; aber
er sandte seine Berichte an den Grafen Portland [3]). Er versichert
darin die Willfährigkeit des Hofes von Versailles durch Abgesandte
von seiner Seite, so wie andererseits von England und Holland, die

---

[1]) Grovestins t. VI, p. 436. Der König an Heinsius, 23. Nov./3. Dec. 1694: Vous savez qu'en grande partie, cette négotiation a été entamée pour l'amour d'elle (de la ville d'Amsterdam).

[2]) Bericht des Grafen Auersperg vom 18. Januar 1695.

[3]) Eins dieser Schreiben, vom 12. Juli 1694, liegt mir vor. Borgomainero hatte sich eine Abschrift zu verschaffen gewußt und dem Grafen Kinsky mitgetheilt: con prego di no pigliarne copia e di no parlarne che al solo Imperat

Bedingungen eines allgemeinen Friedens bereden zu lassen. Die Wahl des Ortes auf holländischem Gebiete stelle er frei. Als Beweis des guten Willens hob Wolo hervor, daß Croissy bereit sei, einzuschreiten gegen die Gehässigkeiten, die in Frankreich wider den König von England gedruckt wurden.

Der König Wilhelm III. ging ein. Als der Ort der Zusammenkunft ward Mastricht bestimmt. Dahin begab sich Dykvelt von der einen Seite, von der anderen die Franzosen Harlay und Callieres, versehen mit holländischen Pässen, im August 1694.

So geheim der König und Heinsius die Sache hielten: so konnte doch dem Grafen Auersperg, der sich im Hauptquartiere befand, der Vorgang im allgemeinen nicht verborgen bleiben. Er befragte Dykvelt, den er wiederholt selber als einen heftigen, aber rechtschaffenen Mann schildert. Dykvelt bat ihn dringend, jegliche Besorgnis vor einem Sonderfrieden fallen zu lassen. „Erwägen Sie, sagte er, daß dem Könige täglich die großen Verpflichtungen vor Augen schweben, die ihn an den Kaiser binden wegen des hochherzigen Entschlusses zu der großen Allianz; denn ohne die Allianz wäre ja unsere ganze Sache zergangen“ [1]).

Eine Erklärung solcher Art mußte einstweilen genügen. Allein es blieb die Thatsache, daß, während der Kaiser mit dem Vorwissen des Königs von England durch Schweden eine authentische Erklärung von Frankreich her zu erlangen hoffte, der König von England sich auf einem Privatwege dieselbe zu verschaffen suchte.

Wir haben das Ergebnis in beiden Fällen kennen zu lernen, weniger wegen der Wichtigkeit desselben an sich, als weil daran die Zeiten und die Menschen sich charakterisiren. Folgen wir also dem Verlaufe der Dinge, zunächst auf dem Wege des Königs von England. Wir werden ersehen, daß auf demselben noch ein besonderes Zwischenspiel herantritt.

Es war augenscheinlich nicht das Interesse Ludwigs XIV., über die Thatsache der Zusammenkünfte in Mastricht zu schweigen. Das Gerücht von denselben ging aus. Es erhielt und bestätigte sich. Die kaiserlichen Gesandten im Haag wurden unruhig. Da England nicht

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 20. August 1694.

betheiligt war, so fiel die Aufgabe der genaueren Erkundigung dem Botschafter für den Haag zu, dem Grafen Kaunitz. Er trat vor den König mit der Bitte um Auskunft. Der König erwiederte: „Das Verlangen ist billig. Es soll Ihnen nichts verschwiegen werden. Ich sehe nur noch bestimmteren Nachrichten entgegen. Dann wird der Rathspensionär Ihnen alles mittheilen. Dagegen erwarte ich von Ihnen Auskunft über die Zusammenkunft, welche zu Steckborn bei Zürich in der Schweiz statt gehabt zwischen dem kaiserlichen Commissär Seilern aus Regensburg und dem französischen Abbé Morel". Der Botschafter stand überrascht. Er wisse nichts von einer solchen Zusammenkunft, erwiederte er[1]). Er begab sich zu Heinsius. Dieser redete in gleicher Weise wie der König. Eben dasselbe widerfuhr dann an beiden Orten dem kaiserlichen Gesandten für England, dem Grafen Auersperg. Sie meldeten es nach Wien.

Dorthin war auch so schon das Gerücht gedrungen. Der spanische Botschafter Borgomainero verlangte in scharfen Ausdrücken Auskunft von dem Grafen Kinsky, dem Hofkanzler für Böhmen, einem der Mitglieder des engeren Rathes. Auch Kinsky wußte nichts davon. Er befragte den Kaiser selbst. Leopold verneinte irgend einen Auftrag solcher Art gegeben zu haben, oder von dieser Besprechung in Steckborn etwas zu wissen[2]).

Andererseits jedoch wurden die Einzelnheiten der Zusammenkunft von Steckborn in bestimmter Weise berichtet. Borgomainero legte ein aus Zürich an ihn gerichtetes Schreiben darüber vor. Auch nachdem jene Erklärung des Kaisers allen Zweifel an ihm hinweg genommen, blieb doch die Frage übrig, ob denn so bestimmte Meldungen eines jeden positiven Haltes entbehrten.

Allerdings war die Thatsache richtig. Eine Besprechung hatte statt gefunden, ohne Vorwissen des Kaisers und der beiden Räthe, die zunächst seines Vertrauens sich erfreuten, der Grafen Kinsky[3]) und Windischgrätz. Sie war das Werk derjenigen Partei am Kaiserhofe,

---

[1]) Bericht vom 15. November.

[2]) Kinsky an den Grafen Auersperg, 15. December. — Eben dort sein Schreiben an Borgomainero, vom 4. Januar 1695.

[3]) Kinsky an Borgomainero: Was vorgegangen, sei geschehen senza cruce e senza luce.

den verbündeten Mächten aufgenommen wurden, übereinstimmend nur darin, daß die Vorschläge nicht genügten. Aber die Eröffnung war einmal da, und deshalb lag der Gedanke nahe, von Seiten der Verbündeten einen gemeinsamen Gegenvorschlag zu machen. Dies war der Plan des Königs von England und des Rathspensionärs. Wir haben dann vernommen, daß der nachdrücklichste Einspruch erfolgte von Seiten des Königs von Spanien, daß Carl II. in scharfen Worten namentlich jegliche Berührung der Frage der Succession in seiner Monarchie zurückwies. Der Plan eines gemeinsamen Gegenvorschlages mußte, wenn nicht völlig aufgegeben, doch zurückgestellt werden.

Es gab indessen eine neutrale Macht, welche festhielt an diesem Gedanken. Es war der König von Schweden, der sich besonders angelegen sein ließ, als Vermittler des europäischen Friedens anerkannt zu werden. Seine Hoffnung darauf war ungleich besser begründet als diejenige des Königs von Dänemark. Es war den Verbündeten bekannt, daß Dänemark sich zu Gunsten Frankreichs in den Krieg gestürzt haben würde, wenn es Schweden hätte mitziehen können, und daß Ludwig XIV. selbst, eben darum weil Schweden nicht willig war, dem dänischen Eifer für ihn die Zügel angelegt. Ganz besonders aber lag dem Kaiser die Thätigkeit Dänemarks im Reiche vor Augen. Der Zankapfel dort, oder richtiger vielleicht nur der Vorwand des Zankapfels, war die Verleihung der neunten Kurwürde an den Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. An der Spitze der langen Reihe der Fürsten, welche Einspruch erhoben wider diese Verleihung, stand der König von Dänemark. Eine kleinere Zahl unter diesen Opponenten [1]), wie sie sich nannten, war bereit die Waffen gegen den Vollzug der Verleihung zu erheben, nämlich gegen die Einführung des neuen Kurfürsten in das kurfürstliche Collegium. Wiederum stand an der Spitze der König von Dänemark. Im Herbste des Jahres 1694 lud er die Opponenten ein, in Frankfurt a. M. zusammen zu treten. Die Einladung entwickelte großen Eifer für die Rechte der Reichsfürsten. Aber auch den verbündeten Mächten war dieser Eifer vollaus bekannt. Dem Kaiser lag damals vor ein aufgefangenes Schreiben

[1]) Les princes opposants in den politischen Correspondenzen jener Zeit, ohne Zusatz, bezeichnet die Widersacher gegen die neunte Kur.

von Ludwig XIV. an Bonrepos in Kopenhagen, enthaltend den Ausdruck des vollen Vertrauens in den König von Dänemark, und des Lobes für die Bereitwilligkeit, mit welcher er eingehe auf die Rathschläge von Bonrepos [1]). Demgemäß warnte der Kaiser die Opponenten vor dem Tage von Frankfurt. Jedenfalls erschien von den Opponenten Einer nicht, dessen Wort eine schwer wiegende Bedeutung hatte, der Markgraf Ludwig von Baden. Dänemark schlug in Frankfurt einen Bund vor, dessen Zweck sein solle der Widerstand gegen die neunte Kurwürde, und die Erzwingung des Friedens auf Grund der französischen Vorschläge. Aber in die Ohren der Fürsten und ihrer Gesandten erklang die Abmahnung des Kaisers, seine nachdrückliche Frage, ob sie sich zu Werkzeugen eines fremden Ehrgeizes machen wollten. Der Tag von Frankfurt zerging. Er trug dem Könige von Dänemark nur die eine bittere Frucht der Erkenntnis, daß fortan für ihn sehr geringe Aussicht war auf den Ruhm der Vermittelung eines europäischen Friedens [2]). Von der anderen Seite kam noch dazu, daß damals ein dänischer Capitän sich der englischen Flagge gegenüber in einer Weise benommen, welche das Nationalgefühl der Engländer lebhaft erregte, so daß, wenn nicht Dänemark eine Genugthuung gewährte, abermals die Gefahr eines Bruches emporstieg [3]).

Schweden dagegen, wo im Rathe des Königs Carls XI. der alte Benedict Oxenstjerna das Uebergewicht besaß, beharrte folgerecht in seinem Bestreben diese Vermittlung zu erlangen. Es suchte dieselbe thatsächlich auszuüben, auch bevor noch sie anerkannt war. Wir erinnern uns, daß der schwedische Gesandte Lilienroth im Haag einen Gegenvorschlag der verbündeten Mächte verlangte. Wir erinnern uns zugleich der Antwort von Heinsius, daß die Verbündeten nicht eher sich erklären würden, als bis zuvor Frankreich sich erklärt habe, auch nicht irgend einen Schritt thun würden wider diese Bedingung.

Unzweifelhaft entsprechen die Worte von Heinsius der Gesinnung der Verbündeten. Allein war von Frankreich her ein formeller Friedensvorschlag zu erwarten? — Es war nicht die Weise Ludwigs XIV. so zu verfahren, wenn nicht, wie in Nymegen, es in seiner Macht

[1]) Vom 1. Juli 1694.

[2]) Eine Reihe von Berichten in den Robethon-Papieren des St. A. H.

[3]) Schreiben des Königs an Heinsius, bei Grovestins t. VI, p. 429.

ſtand, die Annahme ſeines Vorſchlages zu erzwingen. Noch weniger war auf einen ſolchen Vorſchlag von ſeiner Seite zu rechnen, nachdem die Verbündeten die in öffentlicher Weiſe verbreiteten franzöſiſchen Vorſchläge von 1693 verwendet hatten in Conſtantinopel zum Druck auf die Türken.

Dennoch war, von jenem Standpuncte der Verbündeten aus, eine Friedens-Verhandlung überhaupt nicht möglich ohne eine beſtimmtere Kunde der Abſichten Ludwigs XIV. Bei dem Beſtreben dieſe Kunde zu erlangen, erhob ſich eine Differenz der beiden wichtigſten Perſönlichkeiten, des Kaiſers und des Königs von England.

Der Kaiſer war geneigt für die Anerkennung der Vermittelung des Königs von Schweden, deſſen Haltung in dieſer Sache ſich alle Achtung erworben. Der König Wilhelm III. und Heinſius verkannten das nicht. Aber ſie hielten den kaiſerlichen Geſandten entgegen die weite Entfernung von Stockholm. Sie wieſen hin auf den Zeitverluſt, auf die unvermeidliche Verzögerung, wenn die Antworten auf Vorſchläge, welche Verſailles in Stockholm mache, zu vereinbaren ſeien zwiſchen London, dem Haag, Wien und Madrid [1]).

Die weite Entfernung war für Wilhelm III. und Heinſius derjenige Grund, den ſie offen geltend machten. Sie hatten noch andere, zuerſt denjenigen des Mistrauens gegen Schweden. Wir haben ſchon früher aus einer Aeußerung des Geſandten Gabriel Oxenſtjerna zu dem Grafen Windiſchgrätz vernommen, daß die Einigung der beiden Seemächte unter Ein Haupt in Stockholm gefährlich erſchien. Dies Bedenken war ſeitdem dort nicht geſchwunden. „Früher, hieß es, konnte Schweden die Sicherheit ſeiner Schifffahrt haben, wenn es nur mit einer der zwei Seemächte gut ſtand. Aber ſeitdem ſie unter Einer Leitung ſind, und nach der Art und Weiſe, in welcher ſie den anderen Mächten gegenüber dies Zuſammenwirken geltend machen, legt dies Verhältnis dem Könige von Schweden die Pflicht auf darüber zu wachen, daß die franzöſiſche Seemacht nicht völlig unterliege, damit im Falle der Noth er eine Stütze habe, um die Freiheit des Handels und der Schifffahrt zu behaupten“ [2]). — Demgemäß glaubten Wilhelm III.

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 15. November.

[2]) So eine Darlegung in den Anglicis des k. k. Archivs, vom 27. April 1694.

und Heinsius auf eine Unparteilichkeit Schwedens nicht rechnen zu dürfen.

Außer diesem Einwande gegen Schweden schimmert aus den Reden und Gegenreden zwischen Heinsius und den kaiserlichen Gesandten noch ein anderer Grund herdurch, nämlich die Besorgnis, daß bei einer Vermittelung durch Stockholm der Einfluß des Kaisers allzu überwiegend sein würde. Die Interessen des Reiches, welche der Kaiser direct vertrat, und diejenigen Spaniens, welche er zu schützen suchte, konnten mit denjenigen der Republik in Conflict gerathen.

Und dabei kommt vor allen Dingen der persönliche Standpunct des Oraniers in Frage.

Es war damals vielfach die Ansicht verbreitet, daß der König Wilhelm in seinem persönlichen Interesse den Krieg zu verlängern trachte. Man fügte hinzu, daß er ungern in England sich aufhalte, daß der Feldzug dagegen alljährlich ihm die Gelegenheit biete, sich nach dem Festlande zu begeben, daß er nirgends sich so wohl befinde, so heiter und so fröhlich erzeige wie im Kriegeslager [1]). Diese Thatsachen sind unzweifelhaft; aber sie beweisen noch nicht die Wahrheit jener Ansicht. Die Correspondenz des Königs dagegen thut dar, daß er damals den Frieden wollte. Nehmen wir, zum Erweise dessen, eine Aeußerung hier herauf, die der König einige Monate später machte, und zwar im Angesichte der vollen Willfährigkeit des Parlamentes von England für den Krieg. „Wenn der Friede, schreibt der König an Heinsius, geschlossen werden könnte mit der allgemeinen Uebereinstimmung aller Verbündeten: so würde ich mir Glück wünschen, auch wenn er nicht vortheilhaft wäre. Nur würde ich es nicht für recht halten, irgend einen der Verbündeten zum Frieden zu nöthigen, außer Spanien. Daß die Franzosen in alle Welt ausschreien, ich wolle nicht den Frieden — das setzt mich nicht in Erstaunen. Freilich nicht nach ihrer Weise will ich ihn, aber wohl auf vernünftige Bedingungen" [2]).

[1]) Daß in Frankreich diese Ansicht allgemein, sieht man bei dem venetian. Botschafter Pietro Venier p. 543. — Jedoch auch Auersperg war damals dieser Ansicht, im Berichte vom 26. Juli, und sagt dasselbe von Quiros.

[2]) Grovestins t. VI, p. 436. Vom 23. November/3. December.

Aber warum, wenn der König persönlich dem Kriegführen so geneigt, wenn das englische Parlament so bereitwillig war zu seiner Unterstützung, warum dann wünschte er den Frieden? — Nicht in England und nicht in seinen persönlichen Neigungen lag der Beweggrund, sondern in Holland. „Es ist wahr, berichtet der Graf Stratemann am 28. September aus dem Haag, daß man hier nach dem Frieden seufzt. Aber Keiner getraut sich offen davon zu reden.“ Der zweite Satz verträgt sich nicht mit dem ersten. Denn eine Wahrnehmung allgemeiner Art, die einem fremden Gesandten offen liegt, verbirgt sich nicht dem Blicke eines Einheimischen, dessen Standpunct ihn vor allen Anderen zur Beobachtung verpflichtet und befähigt. Wilhelm III. kannte die Friedenswünsche von Holland sehr genau. Und weil er sie kannte, darum theilte er sie.

Denn wir haben uns zu erinnern an den Grundgedanken in der Seele des Oraniers. Wie er den Zug nach England im Herbste 1688 unternommen nicht zunächst um seiner Person oder um Englands willen, sondern zunächst um Hollands willen, damit er sein Vaterland schütze gegen die Wiederholung des Jahres 1672, damit er England mit fortreiße zum Bunde wider den Friedensstörer von Europa — wie er damals den Krieg gewollt für den Schutz, die Sicherheit seines Vaterlandes: so war auch nun, nachdem doch in der Hauptsache dieses Ziel erreicht, der Wunsch des Vaterlandes nach dem Frieden bestimmend für sein eigenes Wollen. Der Oranier erstrebte die Herstellung des Friedens.

Und eben daran ergab sich auch seine Differenz in Betreff des Zieles von dem Kaiser. Als das Ziel forderte namentlich Spanien, gemäß dem Wortlaute des Vertrages der großen Allianz, die Herstellung des pyrenäischen Friedens. Der Kaiser, wenn er auch nicht diese Forderung seines Neffen von Spanien sich zu eigen machte, verlangte doch, daß Rücksicht darauf genommen werde. Gerade diese spanische Forderung aber reizte und erregte die Holländer. Sie fragten, ob sie endlos sich für Spanien schlagen sollten, während diese Macht selber thatlos zuschaue. Wir haben auch von Heinsius noch in seiner Unterredung mit Lilienroth, am 10. September 1692, die Ansicht vernommen, daß die Allianz die Herstellung des pyrenäischen Friedens fordere. Er und der König waren langsam und allmählich davon

zurück geglitten. Im Herbste 1694 waren sie bereits der Ansicht, daß die Herstellung des pyrenäischen Friedens unerreichbar, daß man sich zu begnügen habe mit der Herstellung der Friedensschlüsse von Münster und Nymegen als Grundlage.

Es kam für Wilhelm III. also darauf an zu erfahren, was von Frankreich her zu erwarten sei. Es bot sich dazu ein besonderer Anlaß. Ein Kaufmann aus Amsterdam, Namens Molo, der dort zugleich als Resident des Königs von Polen fungirte, begab sich nach Paris, um persönlich die Freilassung eines genommenen Schiffes zu erwirken. Dort wurden ihm Eröffnungen gemacht, daß der König erbötig sei zu Friedensberedungen, jedoch nur mündlich. Nach seiner Heimkehr berichtete Molo den Bürgermeistern von Amsterdam, und diese dem Könige. Er sendete Dykvelt nach Amsterdam. Dieser brachte mit der Bestätigung des guten Willens von Amsterdam für den König doch auch den Wunsch der Stadt zurück, daß der durch die Mittheilungen Molos eröffnete Weg zum Frieden betreten werde. Wilhelm III. faßte den gewünschten Entschluß, theils wegen der Sache an sich, mehr jedoch aus Rücksicht auf die Stadt Amsterdam [1]). Einige Monate später sprach er sich offen dem Grafen Auersperg darüber aus: er habe in diese Beredungen willigen müssen, weil einige Mitglieder der Generalstaaten den Verdacht gehegt: Frankreich biete mehr an, als ihnen kund gethan werde. Er habe daher diesem Verdachte nicht anders entgegen treten können, als durch das Eingehen auf eine solche Beredung [2]).

Molo begab sich wieder nach Paris. Er hatte keine Vollmacht, und als Creditiv lediglich ein Schreiben des Königs von Polen; aber er sandte seine Berichte an den Grafen Portland [3]). Er versichert darin die Willfährigkeit des Hofes von Versailles durch Abgesandte von seiner Seite, so wie andererseits von England und Holland, die

---

[1]) Grovestins t. VI, p. 436. Der König an Heinsius, 23. Nov./3. Dec. 1694: Vous savez qu'en grande partie, cette négotiation a été entamée pour l'amour d'elle (de la ville d'Amsterdam).

[2]) Bericht des Grafen Auersperg vom 18. Januar 1695.

[3]) Eins dieser Schreiben, vom 12. Juli 1694, liegt mir vor. Borgomainero hatte sich eine Abschrift zu verschaffen gewußt und dem Grafen Kinsky mitgetheilt: con prego di no pigliarne copia e di no parlarne che al solo Imperatore.

Bedingungen eines allgemeinen Friedens bereden zu lassen. Die Wahl des Ortes auf holländischem Gebiete stelle er frei. Als Beweis des guten Willens hob Molo hervor, daß Croissy bereit sei, einzuschreiten gegen die Gehässigkeiten, die in Frankreich wider den König von England gedruckt wurden.

Der König Wilhelm III. ging ein. Als der Ort der Zusammenkunft ward Mastricht bestimmt. Dahin begab sich Dykvelt von der einen Seite, von der anderen die Franzosen Harlay und Callieres, versehen mit holländischen Pässen, im August 1694.

So geheim der König und Heinsius die Sache hielten: so konnte doch dem Grafen Auersperg, der sich im Hauptquartiere befand, der Vorgang im allgemeinen nicht verborgen bleiben. Er befragte Dykvelt, den er wiederholt selber als einen heftigen, aber rechtschaffenen Mann schildert. Dykvelt bat ihn dringend, jegliche Besorgnis vor einem Sonderfrieden fallen zu lassen. „Erwägen Sie, sagte er, daß dem Könige täglich die großen Verpflichtungen vor Augen schweben, die ihn an den Kaiser binden wegen des hochherzigen Entschlusses zu der großen Allianz; denn ohne die Allianz wäre ja unsere ganze Sache zergangen“ [1]).

Eine Erklärung solcher Art mußte einstweilen genügen. Allein es blieb die Thatsache, daß, während der Kaiser mit dem Vorwissen des Königs von England durch Schweden eine authentische Erklärung von Frankreich her zu erlangen hoffte, der König von England sich auf einem Privatwege dieselbe zu verschaffen suchte.

Wir haben das Ergebnis in beiden Fällen kennen zu lernen, weniger wegen der Wichtigkeit desselben an sich, als weil daran die Zeiten und die Menschen sich charakterisiren. Folgen wir also dem Verlaufe der Dinge, zunächst auf dem Wege des Königs von England. Wir werden ersehen, daß auf demselben noch ein besonderes Zwischenspiel herantritt.

Es war augenscheinlich nicht das Interesse Ludwigs XIV., über die Thatsache der Zusammenkünfte in Mastricht zu schweigen. Das Gerücht von denselben ging aus. Es erhielt und bestätigte sich. Die kaiserlichen Gesandten im Haag wurden unruhig. Da England nicht

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 20. August 1694.

betheiligt war, so fiel die Aufgabe der genaueren Erkundigung dem Botschafter für den Haag zu, dem Grafen Kaunitz. Er trat vor den König mit der Bitte um Auskunft. Der König erwiederte: „Das Verlangen ist billig. Es soll Ihnen nichts verschwiegen werden. Ich sehe nur noch bestimmteren Nachrichten entgegen. Dann wird der Rathspensionär Ihnen alles mittheilen. Dagegen erwarte ich von Ihnen Auskunft über die Zusammenkunft, welche zu Steckborn bei Zürich in der Schweiz statt gehabt zwischen dem kaiserlichen Commissär Seilern aus Regensburg und dem französischen Abbé Morel". Der Botschafter stand überrascht. Er wisse nichts von einer solchen Zusammenkunft, erwiederte er[1]). Er begab sich zu Heinsius. Dieser redete in gleicher Weise wie der König. Eben dasselbe widerfuhr dann an beiden Orten dem kaiserlichen Gesandten für England, dem Grafen Auersperg. Sie meldeten es nach Wien.

Dorthin war auch so schon das Gerücht gedrungen. Der spanische Botschafter Borgomainero verlangte in scharfen Ausdrücken Auskunft von dem Grafen Kinsky, dem Hofkanzler für Böhmen, einem der Mitglieder des engeren Rathes. Auch Kinsky wußte nichts davon. Er befragte den Kaiser selbst. Leopold verneinte irgend einen Auftrag solcher Art gegeben zu haben, oder von dieser Besprechung in Steckborn etwas zu wissen[2]).

Andererseits jedoch wurden die Einzelnheiten der Zusammenkunft von Steckborn in bestimmter Weise berichtet. Borgomainero legte ein aus Zürich an ihn gerichtetes Schreiben darüber vor. Auch nachdem jene Erklärung des Kaisers allen Zweifel an ihm hinweg genommen, blieb doch die Frage übrig, ob denn so bestimmte Meldungen eines jeden positiven Haltes entbehrten.

Allerdings war die Thatsache richtig. Eine Besprechung hatte statt gefunden, ohne Vorwissen des Kaisers und der beiden Räthe, die zunächst seines Vertrauens sich erfreuten, der Grafen Kinsky[3]) und Windischgrätz. Sie war das Werk derjenigen Partei am Kaiserhofe,

---

[1]) Bericht vom 15. November.

[2]) Kinsky an den Grafen Auersperg, 15. December. — Eben dort sein Schreiben an Borgomainero, vom 4. Januar 1695.

[3]) Kinsky an Borgomainero: Was vorgegangen, sei geschehen senza cruce e senza luce.

die von Anfang an der Allianz mit Holland und England abgeneigt gegenüber geſtanden. Eins der Häupter derſelben war der Gouverneur des römiſchen Königs Joſeph, der Prinz Salm, welcher durch ſeine Heirath mit Marie Louiſe, der älteſten Tochter des Pfalzgrafen Eduard, und demnach Urenkelin des Königs Jacob I., dem Hauſe Stuart näher gerückt war. Mit Salm ging ſein Schwiegerſohn Dietrichſtein. Jedoch nicht allein dieſe Partei war betheiligt, ſondern auch der Schwager des Kaiſers, der Kurfürſt von der Pfalz, und die Republik Venedig, welche Cornaro nach Steckborn entſendet [1]).

Der Plan dieſer geſammten Partei war weder loyal, noch klug. Die Erfahrung in allen ſolchen Fällen bewies, daß auf eine Geheimhaltung von Seiten Frankreichs, deſſen nächſter Zweck immer die Erregung des Mistrauens unter den Verbündeten war, nicht gerechnet werden durfte. Harlay und Callieres hatten in Maſtricht alles an Dykvelt berichtet: daher die genaue Kunde des Königs Wilhelm und des Rathspenſionärs. Sobald aber einmal die Sache verlautete: ſo konnte der Kaiſer auf eine Verhandlung, die ohne ſeine Vollmacht unternommen war, um ſeiner Verbündeten willen auch ſelbſt dann nicht mehr eingehen, wenn die Ergebniſſe ihn befriedigt hätten. Die einzige Conſequenz der Zuſammenkunft in Steckborn war daher ein Mistrauen unter den Mitgliedern der großen Allianz. Und weil Ludwig XIV. faſt gleichzeitig die beiden Unterredungen hervorrief, diejenige von Steckborn und diejenige von Maſtricht, dann aber den Inhalt der erſten den Theilnehmern an der zweiten mittheilen ließ: ſo hatte er mit jener erſten augenſcheinlich keinen anderen Zweck als Mistrauen zu erregen.

Daß ein ſolches Mistrauen aufkeimen konnte, empfand Niemand tiefer als der Kaiſer. Unter den Aufträgen, mit welchen er den Grafen Kaunitz nach dem Haag entſendet, ſtand oben an der Vorſchlag der Erneuerung der großen Allianz. Und nun, nachdem bereits Kaunitz im Congreſſe im Haag dieſen Vorſchlag gemacht, ſtieg der Verdacht empor, daß der Kaiſer, ohne Vorwiſſen ſeiner Verbündeten, mit dem gemeinſamen Feinde unterhandelt haben ſolle. Der Kaiſer, der den eigentlichen Sachverhalt von Steckborn noch nicht kannte, ſprach ſich

[1]) Robethon-Papiere im St. A. H.

darüber zu seinen Gesandten Kaunitz und Stratemann im Haag aus mit folgenden Worten: „Es geht uns nicht wenig zu Gemüthe, daß wegen des dem Freiherrn Seilern für kurze Zeit gestatteten Urlaubes so unbillige Gedanken und so unverdienter Argwohn gegen uns laut geworden sind. Es hat doch die bisherige Erfahrung zur Genüge dargethan, wie heilig und unverbrüchlich wir allezeit Treue und Glauben, und demnach auch die Allianz gehalten, wie wir dieser Treue auch den Wiedergewinn der eigenen Festungen und Länder nachgesetzt. Auch haben wir ja unseren aufrichtigen Absichten und unserer Beständigkeit darin keinen besseren Ausdruck geben können, als durch den bereits angekündigten Vorschlag der Erneuerung der Allianz. Obwohl wir nun nicht zweifeln, daß gegenüber den Thatsachen unserer ferneren Schritte der ungegründete Verdacht sich völlig auflösen werde: so habt Ihr doch, wenn etwa der Rathspensionär oder ein Anderer dort die Sache wieder anregen sollte, ihm mit geziemendem Nachdrucke vorzustellen, daß uns darin Unrecht geschieht, und ihm zu versichern, daß die Alliirten von uns nichts Anderes zu erwarten haben als unverbrüchliches Festhalten an unseren Verträgen, und alle vertrauliche und aufrichtige Correspondenz, wie wir uns eben desselben zu ihnen versehen" [1]).

So der Kaiser. Er ließ durch Kaunitz weiter dem Könige melden, daß er die Sache untersuchen, daß er, wenn ein Schuldiger sich finde, ihn strafen werde.

Es ist undenkbar, daß der Kaiser nachher nicht zur völligen Kunde dieser Sache gekommen sein sollte, die wider sein Wissen und Wollen unternommen war. Dennoch ist von einer Strafe fortan nicht wieder die Rede. Was den Kaiser vermocht hat davon abzusehen, entzieht sich unseren Blicken; aber es liegt nahe anzunehmen, daß die betheiligten Persönlichkeiten, um diese Verzeihung zu erlangen, ihr volles Gewicht bei ihm in die Wage gelegt haben und haben legen müssen. Denn das Opfer, welches der Kaiser mit dieser Verzeihung brachte, war ein im hohen Grade persönliches. Das Vorgehen jener Partei, unberechtigt und unklug zugleich, warf einen Schatten auf die Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit des Kaisers selbst. Indem er sie dafür

[1]) Kaiserliches Rescript vom 7. December.

Gebrauch mache, etwa bei den Türken oder sonst, Frankreich sie verneinen werde. Die Vorschläge erwähnten nicht des Königs von England. Avaux gab dann schriftlich die Erklärung: „Der König von Schweden kann den Verbündeten versprechen, daß alle anderen Friedensbedingungen nichtig sein sollen, wenn sich nicht dabei befindet die Satisfaction des Prinzen von Oranien oder die Befriedigung von England“ [1]). Auch dies Schriftstück trug weder Namen, noch Datum.

Demgemäß fügte Benedict Oxenstjerna im Namen Carls XI. jenen Vorschlägen hinzu: „Daß in diesen Vorschlägen der jetzige König von England nicht erwähnt wird, kommt daher, daß nach der Aussage des Grafen d'Avaux der König von Frankreich zur Zeit noch Bedenken trägt, sich darüber in öffentlichen Schriften auszusprechen, zumal da er noch keine Sicherheit hat, daß diese jetzige Unterhandlung zum Frieden führen wird, und da andererseits der König Jacob bei ihm Zuflucht gesucht und das Versprechen des Schutzes von ihm empfangen. Der französische Botschafter gibt jedoch die Zusage, daß das Friedenswerk daran keinen Anstoß erleiden, sondern daß sein König darin Auswege treffen werde zur vollen Befriedigung des Königs Wilhelm, wie denn auch der Botschafter bei seiner demnächstigen Rückkehr das Wort seines Königs darauf verpfänden wird“ [2]).

Die Unbestimmtheit dieser Zusage erschien in Wien durchaus nicht befriedigend. Auf die Anfrage von Kinsky erwiederte Auersperg: „Gemäß der Ansicht von Heinsius wird man hier nie zugeben, daß Frankreich die Anerkennung des Königs in einen Zusatz-Artikel verweise. Der kaiserliche Hof würde durch das nachdrückliche Betreiben dieser Angelegenheit denjenigen von England zu Danke verpflichten. Der König kann nicht selber den sehr delicaten Punct zur Sprache bringen, weil Frankreich, um ihn gehässig zu machen, nicht ermangeln würde, sowohl eine Subsistenz für den König Jacob auszubedingen, als auch die Succession seines Sohnes zu verlangen. Das sind Puncte, über die der König von England mit Frankreich nicht verhandeln kann“ [3]).

---

[1]) Actes de la paix de Ryswick t. I, p. 62. Es steht jedoch dort am unrichtigen Orte, nämlich nach dem kaiserlichen Präliminar-Artikel vom 12. Januar 1695, welchen es hervorgerufen hat.

[2]) Kinsky an Auersperg, 27. October.

[3]) Auersperg an Kinsky, 16. November.

In Betreff des ersten der hier zuletzt erwähnten Puncte hatte Wilhelm III. durch Dykvelt in Mastricht gesucht zuvorzukommen. Die Frage eines Rückzuges von Jacob II. nach Rom ward damals oft erörtert. Es wurden wiederholte Versuche gemacht, den Papst Innocenz XII. zu einer Einladung des Hauses Stuart nach Rom zu bewegen. Der Cardinal Howard wird bei diesen Versuchen genannt; jedoch dürfte darin keine Bürgschaft liegen, daß sie mit Vorwissen Jacobs II. gemacht seien. Innocenz XII. scheute sich, weil die Kosten, welche die Anwesenheit des königlichen Hofhaltes ihm auferlegen würde, wie seinen Vorgängern derjenige der Königin Christine von Schweden, ihm für seine Neigung zur Wohlthätigkeit sehr wenig übrig lassen konnte [1]). Dies Bedenken fiel hinweg in Folge der Beredung von Mastricht. Innocenz XII. eröffnete nämlich einige Monate später in einer Audienz dem spanischen Gesandten Carpio: im Falle des Friedensschlusses würde der König Jacob sich nach Rom begeben; denn der König Wilhelm würde ihm ein Jahrgeld von 100,000 £ zusichern [2]). So habe es Dykvelt in Mastricht gesagt. Wir werden später erfahren, daß von da an die Uebersiedelung Jacobs nach Rom vielfach gewünscht wurde.

Was den zweiten Punct betrifft, die Nachfolge des Sohnes von Jacob II. in England: so darf hier schon im voraus gesagt werden, was später in Anlaß der dahin zielenden Nachrichten klar zu stellen sein wird, nämlich daß niemals dieser Punct zwischen den Königen Wilhelm III. und Ludwig XIV. zur Verhandlung gekommen ist.

Der Fingerzeig Auerspergs traf bei dem Kaiser und seinen Räthen Kinsky und Windischgrätz auf günstigen Boden. Graf Starhemberg in Stockholm erhielt den Auftrag, dem Könige von Schweden zu eröffnen, daß einer Antwort der Verbündeten auf die Vorschläge von Avaux vorhergehen müsse von Seiten Frankreichs die unumwundene Anerkennung des regierenden Königs von Groß-Britannien. Sobald der König von Frankreich darüber sich ausspreche, und seine Friedensvorschläge kund gebe in authentischer Form,

[1]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 22; b. 38, p. 97.

[2]) Carpios Bericht an König Carl II., vom 19. Juni 1695: Que el Rey Guillermo le daria una pension de ciento mil libras esterlinas, con la qual podria pasar sin incommodar la Sede Apostolica.

Gebrauch mache, etwa bei den Türken oder sonst, Frankreich sie verneinen werde. Die Vorschläge erwähnten nicht des Königs von England. Avaux gab dann schriftlich die Erklärung: „Der König von Schweden kann den Verbündeten versprechen, daß alle anderen Friedensbedingungen nichtig sein sollen, wenn sich nicht dabei befindet die Satisfaction des Prinzen von Oranien oder die Befriedigung von England“ [1]). Auch dies Schriftstück trug weder Namen, noch Datum.

Demgemäß fügte Benedict Oxenstjerna im Namen Carls XI. jenen Vorschlägen hinzu: „Daß in diesen Vorschlägen der jetzige König von England nicht erwähnt wird, kommt daher, daß nach der Aussage des Grafen d'Avaux der König von Frankreich zur Zeit noch Bedenken trägt, sich darüber in öffentlichen Schriften auszusprechen, zumal da er noch keine Sicherheit hat, daß diese jetzige Unterhandlung zum Frieden führen wird, und da andererseits der König Jacob bei ihm Zuflucht gesucht und das Versprechen des Schutzes von ihm empfangen. Der französische Botschafter gibt jedoch die Zusage, daß das Friedenswerk daran keinen Anstoß erleiden, sondern daß sein König darin Auswege treffen werde zur vollen Befriedigung des Königs Wilhelm, wie denn auch der Botschafter bei seiner demnächstigen Rückkehr das Wort seines Königs darauf verpfänden wird“ [2]).

Die Unbestimmtheit dieser Zusage erschien in Wien durchaus nicht befriedigend. Auf die Anfrage von Kinsky erwiederte Auersperg: „Gemäß der Ansicht von Heinsius wird man hier nie zugeben, daß Frankreich die Anerkennung des Königs in einen Zusatz-Artikel verweise. Der kaiserliche Hof würde durch das nachdrückliche Betreiben dieser Angelegenheit denjenigen von England zu Danke verpflichten. Der König kann nicht selber den sehr delicaten Punct zur Sprache bringen, weil Frankreich, um ihn gehässig zu machen, nicht ermangeln würde, sowohl eine Subsistenz für den König Jacob auszubedingen, als auch die Succession seines Sohnes zu verlangen. Das sind Puncte, über die der König von England mit Frankreich nicht verhandeln kann“ [3]).

[1]) Actes de la paix de Ryswick t. I, p. 62. Es steht jedoch dort am unrichtigen Orte, nämlich nach dem kaiserlichen Präliminar-Artikel vom 12. Januar 1695, welchen es hervorgerufen hat.

[2]) Kinsky an Auersperg, 27. October.

[3]) Auersperg an Kinsky, 16. November.

In Betreff des ersten der hier zuletzt erwähnten Puncte hatte Wilhelm III. durch Dykvelt in Mastricht gesucht zuvorzukommen. Die Frage eines Rückzuges von Jacob II. nach Rom ward damals oft erörtert. Es wurden wiederholte Versuche gemacht, den Papst Innocenz XII. zu einer Einladung des Hauses Stuart nach Rom zu bewegen. Der Cardinal Howard wird bei diesen Versuchen genannt; jedoch dürfte darin keine Bürgschaft liegen, daß sie mit Vorwissen Jacobs II. gemacht seien. Innocenz XII. scheute sich, weil die Kosten, welche die Anwesenheit des königlichen Hofhaltes ihm auferlegen würde, wie seinen Vorgängern derjenige der Königin Christine von Schweden, ihm für seine Neigung zur Wohlthätigkeit sehr wenig übrig lassen konnte [1]). Dies Bedenken fiel hinweg in Folge der Beredung von Mastricht. Innocenz XII. eröffnete nämlich einige Monate später in einer Audienz dem spanischen Gesandten Carpio: im Falle des Friedensschlusses würde der König Jacob sich nach Rom begeben; denn der König Wilhelm würde ihm ein Jahrgeld von 100,000 £ zusichern [2]). So habe es Dykvelt in Mastricht gesagt. Wir werden später erfahren, daß von da an die Uebersiedelung Jacobs nach Rom vielfach gewünscht wurde.

Was den zweiten Punct betrifft, die Nachfolge des Sohnes von Jacob II. in England: so darf hier schon im voraus gesagt werden, was später in Anlaß der dahin zielenden Nachrichten klar zu stellen sein wird, nämlich daß niemals dieser Punct zwischen den Königen Wilhelm III. und Ludwig XIV. zur Verhandlung gekommen ist.

Der Fingerzeig Auerspergs traf bei dem Kaiser und seinen Räthen Kinsky und Windischgrätz auf günstigen Boden. Graf Starhemberg in Stockholm erhielt den Auftrag, dem Könige von Schweden zu eröffnen, daß einer Antwort der Verbündeten auf die Vorschläge von Avaux vorhergehen müsse von Seiten Frankreichs die unumwundene Anerkennung des regierenden Königs von Groß-Britannien. Sobald der König von Frankreich darüber sich ausspreche, und seine Friedensvorschläge kund gebe in authentischer Form,

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 37, p. 22; b. 38, p. 97.

[2]) Carpios Bericht an König Carl II., vom 19. Juni 1695: Que el Rey Guillermo le daria una pension de ciento mil libras esterlinas, con la qual podria passar sin incommodar la Sede Apostolica.

werde die Antwort der Verbündeten sogleich erfolgen. Starhemberg ward zugleich mit dieser Antwort ausgerüstet [1]).

Es war vorauszusehen, daß Ludwig XIV. sich auf diese doppelte Forderung nicht einlassen, jedenfalls vor einer Antwort das Ergebnis des Feldzuges von 1695 abwarten werde. So faßten Kinsky und Windischgrätz die Sache auf. Sie hoben hervor, daß dieser ihr Weg durch Schweden, den der König von England selber früher anerkannt, der allein richtige sei. Auersperg hatte dem Könige den Wunsch kund zu thun, daß die Beredungen von Mastricht nicht fortgesetzt würden.

Dem Wunsche war durch die That bereits entsprochen.

Die Verhandlungen in Mastricht stießen sich nicht so sehr an der Anerkennung des Königs Wilhelm III., als an der Herausgabe von Straßburg und Luxemburg. Wilhelm III. forderte die erstere Stadt. Ja Heinsius hegte damals die Besorgnis, daß der Kaiser sich auf ein Aequivalent für Straßburg einlassen werde. Auf die betreffende Frage erwiederte Kaunitz: „Der Kaiser verlangt vor allen Dingen die volle Rückgabe von Lothringen. Diese würde aber unvollständig sein, wenn das Herzogthum durch die französische Stadt Straßburg vom Reiche abgeschnitten wäre: also Lothringen und Straßburg“ [2]). In Betreff Luxemburgs dagegen war das Interesse verschieden. „Der Kaiser und das Reich, sagte Wilhelm III. zu Heinsius, werden auch Luxemburg zurück verlangen. Unserem Interesse entspricht mehr ein Aequivalent.“

„Um diese beiden Städte, sagt Wilhelm III., dreht sich die ganze Friedenssache. Ein Aequivalent wäre leicht zu finden, wenn Frankreich aufrichtig wollte“ [3]).

Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. in keinem Falle die Stadt Straßburg herausgeben wollte. Die Verhandlungen von Mastricht zergingen daher ohne Resultat. „Da der Feind nicht will, sagte der König Wilhelm, so bleibt nichts übrig als den Krieg mit dem stärksten Nachdrucke fortzusetzen“ [4]).

[1]) Actes de la paix de Ryswyck t. I, p. 60. Das Schreiben für Schweden vom 12. Januar 1695. — Schreiben Kinskys an Auersperg von demselben Datum

[2]) Bericht vom 19. November.

[3]) Grovestins t. VI, p. 437.

[4]) A. a. O. Vom 18./28. December.

Wenn Avaux in Stockholm, Harlay und Callieres in Maſtricht, in Betreff der Anerkennung Wilhelms III., demnach der Preisgebung Jacobs II. von Seiten Frankreichs, die Wahrheit geredet haben: ſo war auch für Ludwig XIV. nicht das Intereſſe Jacobs II. das Hindernis des Friedens. Wir haben demnach zu ſehen, wie Ludwig XIV. und ſeine Diener ſich in Betreff dieſer Angelegenheit verhielten gegenüber dem Hofe von St. Germain.

Die Frage, ob der Krieg enden werde mit der Anerkennung des Königs Wilhelm III. durch Frankreich, ward damals auch in Paris viel erörtert. Gemeiniglich ward ſie bejaht [1]). Ob die Reden ſolcher Art auch hinein drangen in die ſtillen Räume von St. Germain, dürfte zu bezweifeln ſein. Die moraliſche Abhängigkeit des unglücklichen Königspaares von ihrem vermeintlichen Wohlthäter ſchien, wenn möglich, ſich noch zu befeſtigen. Sie hatten keine Beziehungen, noch Verbindungen mit anderen Höfen von Europa als nur noch mit demjenigen von Verſailles, und alle ihre politiſchen Meinungen faßten ſich zuſammen in den einen Satz das zu thun, was der König von Frankreich wollte [2]). Jacob verſicherte ſeinen Anhängern, daß er allen erdenklichen Grund habe, mit der Zuneigung ſeines theuerſten Bruders, des Königs von Frankreich, durchaus zufrieden zu ſein. Er verfaßte nach wie vor Denkſchriften und Gutachten, und ließ ſie durch Renaudot, den Redacteur der Pariſer Zeitung, für Ludwig XIV. überſetzen [3]).

Dennoch mochte es in Verſailles denkbar erſcheinen, daß irgend ein Gerücht von den Friedensberedungen Eingang gefunden habe auch in dieſe ſtillen Hallen von St. Germain. Nach dem Scheitern derſelben beeilte ſich daher der Miniſter Croiſſy dem Renaudot Lob zu ſpenden für ſeine Thätigkeit, und abermals zu verſprechen, daß der König von Frankreich die getreuen Anhänger Jacobs nicht verlaſſen werde. Nebenher berührte er die Friedensſache. „Uebrigens, ſagte er, da nun alle Friedensgerüchte ſich auflöſen, und der König keine andere Abſicht hat als den Krieg mit Nachdruck zu führen: ſo ſollten unſere

[1]) Finalbericht von Pietro Venier p. 547. Im Jahre 1695.

[2]) E tutta la massima si riduce al fare quello vuole quello della Francia. So Pietro Venier p. 546. Er iſt dabei durchaus nicht geneigt für Wilhelm III.

[3]) Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 500.

Freunde in England sich nicht entmuthigen lassen, und wenn sie den Erfolg erringen, daß sie im Parlamente eine erhebliche Bewilligung für den Prinzen von Oranien verhindern, so werden sie bald die Frucht ihres Eifers für ihren König ersehen in der mächtigen Unterstützung durch Seine Majestät."

So Croissy. Er mochte sich für sicher halten, daß auch ohne directe Unwahrheit von seiner Seite der Scharfblick des Königs Jacob jenes dunkele Wort der Friedensgerüchte nicht durchschauen werde. Dem Renaudot erschien das indessen nicht genug. Er fügte aus dem Seinigen mehr hinzu. „Was immer, schrieb er an Nairne, den Secretär der Königin Marie Beatrice, man Ihnen berichtet haben mag, Sie dürfen überzeugt sein, daß von unserer Seite kein Schritt gethan ist, dem nicht von der anderen wenigstens ein gleicher entsprochen hätte, und daß, wenn man behauptet, der König sei Willens, mit seinen Feinden abzuschließen, ohne sich um den König Jacob zu bekümmern, dies genannt werden muß eine große Lüge" [1]).

Diese Worte des Abbé Renaudot lassen eine Deutung zu, in welcher sie nicht als im directen Widerspruche mit der Wahrheit erscheinen. Aber sie waren darauf berechnet, daß der König Jacob und seine Umgebung diese Deutung nicht erkannten, noch weniger suchten, sondern nach wie vor beharrten in dem Glauben, daß der Zweck des Krieges für Ludwig XIV. sei die Herstellung des Königs Jacob.

Die Klarstellung dieser Dinge hat uns hinausgeführt bis an das Ende des Jahres 1694. Wir haben zurückzukehren bis zum Monate October, wo Heinsius im Congresse seine Ansicht aussprach, daß der Feldzug im Ganzen günstig verlaufen sei, und demgemäß aufforderte zum Beharren.

Die Gerüchte von den Beredungen in Mastricht, deren Geheimnis nur bei dem Könige und dem Rathspensionär sich befand, waren damals lebendig. Wir haben von dem Könige vernommen, daß er den Schritt gethan hauptsächlich wegen der Friedenswünsche von Holland. Aber die Form des Verfahrens misfiel. Viele Mitglieder der Generalstaaten murrten. „Man hat den beiden Franzosen Pässe auf Mastricht geschickt, sagten sie, ohne unser Vorwissen. Es

[1]) Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 501. Vom 30. December.

ſcheint, als wäre die Republik nicht mehr ein ſouveräner Staat, ſondern eine dem Könige von England gehörige Provinz." Das Murren war gleich dem Nebel, welchen der erſte Sonnenſtrahl verſcheucht. Am 2. November erſchien der König in der Verſammlung der Generalſtaaten. Kein Murren ward vernommen, ſondern dem Könige der Dank der ganzen Verſammlung dargebracht für die bisher bewieſene große Sorgfalt. Er legte die Anforderungen für den Kriegesbeſtand des nächſten Feldzuges dar, entſprechend dem vorigen. Die Vorlage wurde dann an die einzelnen ſouveränen Provinzen eingeſchickt. „An der Bewilligung des Ganzen, fügt der Graf Kaunitz ſeinem Berichte hinzu, iſt nicht zu zweifeln" [1]).

Man hatte für den Feldzug von 1695 große Plane entworfen. Bereits im October ſagte Dykvelt zu Auersperg: „Die Armee hat in dieſem Feldzuge ſo wenig gelitten, iſt ſo ſtattlich in die Winterquartiere eingerückt wie nie zuvor. Der kommende Feldzug ſoll daher im Januar beginnen und zunächſt dauern bis in den März. Dann muß man den Truppen einige Wochen Ruhe gönnen, um nachher die Sache wieder mit Nachdruck aufzunehmen. Denn wir dürfen hoffen, ja überzeugt ſein, daß dieſer Feldzug der letzte ſein wird." Dieſe Stimmung erhielt ſich. „Mögen die Plane nur nicht, fügt Auersperg ſeiner Meldung hinzu, denen des verfloſſenen Jahres gleichen und unterbleiben müſſen, weil man dem Kurfürſten von Bayern die Ausführung nicht anvertrauen darf". — Wir werden ein anderes Hindernis emporſteigen ſehen, ungleich ſchmerzlicher für den König als ſein Mistrauen in Max Emanuel von Bayern.

Unterdeſſen meldete Kaunitz im Congreſſe den kaiſerlichen Vorſchlag an, die Allianz von 1689 insgeſammt zu erneuern. Der Vorſchlag ward angenommen. Der brandenburgiſche Geſandte Schmettau verfaßte einen Entwurf des Vorwortes zu dieſer Erneuerung, welcher die allgemeine Zuſtimmung fand. Auch der Kaiſer ſprach ſein Lob aus, nur mit der einen Bedingung, daß dies Vorwort aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche übertragen werde. [2]) Es war einer der letzten Verſuche die lateiniſche Sprache als die allgemein diplomatiſche

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 9. November.
[2]) Kaiſerliches Reſcript vom 7. December.

Europas zu erhalten. Der Kaiſer mochte vielleicht nicht wiſſen, daß bereits ſeine eigenen Miniſter und Geſandten in ihren Privat-Correſpondenzen mit einander ſich der franzöſiſchen Sprache zu bedienen pflegten.

Vom 29. October/8. November an war der König reiſefertig. Aber der Wind war noch nicht günſtig. Ungeachtet der engliſch-holländiſchen Seeherrſchaft war man bedacht auf die Sicherſtellung gegen Jean Bart. Vier Kriegsſchiffe mehr als gewöhnlich ſollten den König geleiten. Am 8./18. November endlich blies der Wind nach Wunſch. Der König ging an Bord. Bereits um 11 Uhr Morgens am 9./19. landete er in Margate. Sein Gefolge verblieb in den Schiffen, welche die Themſe hinauffuhren. Der Wind wehete ſo günſtig, daß dieſe Schiffe um einen vollen Tag eher in London eintrafen, als der König auf dem Landwege. Die ſchnelle Fahrt dieſes Geſchwaders ſtand da wie beiſpiellos [1]).

[1]) Bericht des Grafen Auersperg vom 23. November: der König traf ein Abends 10 Uhr am 10./20. November.

Actenſtücke und kritiſche Bemerkungen.

Sechszehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 20.

K. k. Archiv. Anglica. Schreiben des Kaiſers Leopold an den König Wilhelm III., vom 20. Januar 1692, und Antwort des Königs vom 29. Februar 1692.

1.

Leopoldus etc. Monita curia Romana homines in Hybernia catholicos, praesertim vero ecclesiasticos, dire adhuc in odium fidei vexari et quidem usque ad necem etiam ipsam, officia nostra et operam apud Serenitatem Vestram efflagitat, ut illis liceat tandem indemnes dies tranquillosque peragere, nihil alterius passuris ex titulo suae religionis. Et quamvis nos interpretemur exaggeratam fortasse delationem fuisse, vel certe praeter et contra Serenitatis Vestrae intentionem aliquid potuisse hujusmodi evenire ad hanc diem, rebus ibidem nondum bene compositis: pro debito tamen muneris nostri, reipublicae studio, et gloriae Serenitatis Vestrae apud omnes firmandae, non ingratum Eidem censuimus fore, si exponeremus quod vehementissime rogamur. Exponere autem tantummodo satis superque futurum suadet nobis pientissima mens Serenitatis Vestrae, summaque illa prudentia, qua semper viguit et viget. Hinc fore speramus, ut Serenitas Vestra miseris cautum ex omni parte diligentissime velit, ut exarmet hostem calumniis, quibus infringere communem causam conatur, regnaque sua in omnimoda tranquillitate ac unanimi amantissimo obsequio perquam felicit[illegible] et constanter contineat. Porro votis nostris si qua umquam in [illegible]

in hac Serenitatem Vestram plenissime responsuram confidimus, quod nos inter affectus sui erga nos fraterni argumenta numeraturi, Serenitati Vestrae omnigenae felicitatis cumulum ex animo apprecamur.

2.

Guilelmus III etc. Subditos nostros Hibernicos et praecipue Ecclesiasticos qui religionem R. Catholicam sequuntur, dire adhuc in odium fidei vexari, C^ae V^ae M^ti gravi cum querela annuntiatum esse, ex literis V^is 30ma die m. proxime elapsi ad nos datis intelleximus. Nec minime nobis mirum videtur, delationem tam fabulosam omnique fide indignam ad C^ae V^ae M^tis aures pervenisse: dolos enim et irrequietas Galliae machinationes quis nescit? — Quemve latet communem istam totius Europae hostem et perturbatorem nullum non movere lapidem, ut arctissima confoederationis vincula resolvere possit? — Quod humanae opis aut ingenii non esse speramus. Pro ea tamen quae nobis cum C^a V^a M^te intercedit necessitudine, utque omnibus Galliae technis quantum in nobis est, obviam eamus, nostrum esse censuimus C^am V^m M^tem certiorem reddere, dictos subditos nostros vel eorum quemquam numquam ad mandata nostra, nec praeter et contra eadem (prout audivimus credimusque) religionis suae poenas dedisse, et, ne imposterum dent, nos (quibus nihil magis alienum est) curaturos esse pollicemur. Quin immo illis Regia nostra auctoritate legumque praesidio munitis licitum erit, aeque ac aliis nostris subditis, incolumitate, otio, caeterisque vitae commodis frui, tamdiu dum legibus nostris obtemperant, Nobisque fidem et obsequium solenni more testantur atque praestant. Quod hoc nobis deliberatum est, quodque hoc propositum nostrum ab omnibus qui mandatis nostris subjacent, quantum per leges et publica Regni decreta fieri potest, observabitur, C^m V^m M^tem pro benigno ipsius ergo nos animi sensu facile sibi persuasum habere nihil dubitamus. Inanes itaque reddantur hostium artes, et amicitia tot tantisque de causis inter nos caeterosque Principes confoederatos instituta magis in dies magisque augeatur. De caetero etc.

Anlage II. Zu S. 27.

K. k. Archiv. Anglica. Die Berichte des Grafen Stratemann, vom 1. und 8. Februar 1692.

1.

Vorgestern hat der König ganz unvermuthet dem Generallieutenant Grafen Marlborough (welchen man bisher wie einen favori angesehen) aller seiner officia, deren er sieben gehabt und die an 30,000 Reichsthaler ihm getragen, auf einmal abgenommen. Die Ursache wird noch secretirt. Er war Generallieutenant, Capitain der Garde, Oberst von einem Regiment zu Fuß, Gouverneur von einer Provinz, Kämmerer, Geheimer und Cabinets-Rath. Dazu hat er noch die durch Schombergs Tod erledigte Stelle eines General-Feldzeugmeisters und den Titel duke prätendirt, und, weil sie ihm nicht conferirt, sich malcontent erwiesen, und den König in verschiedenen Gesellschaften öffentlich der Undankbarkeit geziehen. Dies mag wohl eine, jedoch nicht die vornehmste Ursache sein. Er ist sonst derjenige, der unter dem Namen Churchill den König Jacob (der ihn aus nichts zum Generallieutenant ganz unmeritirter Weise gemacht) bei Salisbury nicht allein verlassen, zu diesem König übergelaufen, sondern jenen in seiner Feinde Hände, unterm Prätext ihn einen Posten recognosciren zu machen, liefern wollen. Von welcher Verrätherei der König Jacob von dem ihm zur nämlichen Zeit zugestoßenen starken Nasenbluten beschützt worden. Der Fall dieses Mannes, so sich allein durch Meineid und Undankbarkeit groß gemacht, ist von Groß und Klein mit Freuden angesehen.

2.

Bericht desselben vom 8. Februar.

Weil Marlborough nach der Einnahme von Kingsale nicht General-Feldzeugmeister geworden, hat er erstens die englischen Völker gegen die Regierung aufrührerisch zu machen gesucht, mit Vorwänden, daß alle hohen Kriegesämter allein für die Ausländer seien, als nämlich das Generalat in England und Schottland in Händen des duke of Leinster, Grafen von Schomberg; dasjenige in Irland unter Ginkel, dasjenige über die englischen Truppen in Flandern unter dem Grafen Solms, und daß diesem nach die National-Völker sich nichts zu getrösten hätten. Zweitens hat er den König in öffentlichen Gesellschaften der Undankbarkeit taxirt, und daß er weder strafen noch belohnen könne. Drittens hat er vermittelst seiner Frau, so die erste Hofdame von der Prinzessin von Dänemark ist, die Königin mit der Prinzessin in Misverständnis zu bringen gesucht. Endlich hat er, was noch mehr ist, unangesehen der gegen den König Jacob geübten Verrätherei, sich mit demselben wieder zu reconciliiren gesucht.

Anlage III. Zu S. 32.

K. k. Archiv. Anglica. Bericht des Grafen Stratemann vom 26. Februar 1692.

Zwischen dem k. Hof und der Prinzessin von Dänemark ist sonst eine sehr große Mishelligkeit vorhanden, aus Ursachen daß diese Prinzessin die Gräfin von Marlborough, ihre vornehmste Dame d'honneur (welche in des Grafen ihres Mannes Verbrechen Theil gehabt und das Misverständnis zwischen der Königin und der Prinzessin fomentirt), nicht von sich hinweg schaffen will, welches den königlichen Hof veranlaßt, derselben durch den Oberst-Kämmerer solches expresse anzubefehlen, wogegen sich die Prinzessin vernehmen lassen, daß bemelte Gräfin sich dem k. Befehle gemäß aus ihrem Hause retiriren solle, daß sie ihrerseits mithin aber auch nicht darin verbleiben wolle. Worauf sie in effectu ein Haus auf dem Land, 10 Meilen von hier, in Bestand genommen, um sich neben dem Prinzen ihrem Gemahl zu Ende dieser Woche, unangesehen daß sie hohen Leibes, dahin zu retiriren. Ueber welche seltsame conduite, daß sie eine Privat- und durchgehends gehaßte Dame der affection des Königs und der Königin vorzieht, man sich billig zu verwundern hat.

Anlage IV. Zu S. 94.

Das folgende Schreiben ist zwar bereits gedruckt in dem Werke Rankes: Französische Geschichte Bd. VI, S. 100. Wegen der Wichtigkeit der Sache jedoch möge zum Beweise dessen was im Texte gesagt ist, die betreffende Stelle hier folgen.

Die Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie.

St. Cloud, den 4. September 1692.

— — E. L. sehen, daß ich kein unrecht habe, wenn ich glaube, daß itzige devotionen nur politique und Heucheleyen sein. Daß König Wilhelm weder verrätherisch noch cruel ist, sieht man aus allen seinen actionen woll, und ist woll sehr darin zu estimiren. Daß er unseren König hat warnen laßen, da hat man hier nie nichts von gesprochen. Contrari man macht hier das Geschrei gehen, daß der Kaiser die sach abgeschlagen, und J. M. gewarnt hätte, der König Wilhelm aber nicht. Ich habe dieses aber nie geglaubt. Daß er sein Schwieger Herr Vater salvirt sambt seine Gemahlin und Kint, ist gar zu augenscheinlich, umb daß man daran zweifeln könnte, und deswegen woll lobenswert. Ich muß gestehen, daß ich J. M.

güte nicht haben würde, und wenn man Leute ums Leben brächte, weil sie mir den Hals haben brechen wollen, ließe ich es in Gottes Nahmen geschehen, und bekümmerte mich gar nicht darum. Ich sehe wohl, daß des Kaisers sentiment mehr tugendhaft ist, das meine aber natürlicher, und ich kann nicht anders als natürlich sein. Ich habe lieb wer mich lieb hat, und hasse wer mich haßt u. s. w.

Siebenzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 197.

K. k. Archiv. Hollandica. Aus dem Berichte des Grafen Windischgrätz aus dem Haag, vom 19. Mai 1693.

Wie man sicher weiß, hat sich der P. Heinsius ohne des Königs Gegenwart nicht getrauet, nec in puncto competentiae fori, noch auch in der Hauptsache selbst wider die zwei in dieser Provinz mächtigen Brüder, die van Halewyn, fortzukommen. Denn die Stadt Dortrecht, woher diese beiden Gebrüder und der eine zu den Generalstaaten, der andere zu dem committirten Rathe Deputirte waren, hat diese beiden Brüder reclamirt und vorgegeben, ihr natürlicher und ordentlicher Richter zu sein. Hingegen ist in hiesigen Landen bekannten Rechtens, daß in crimine laesae Majestatis das hiesige Hofgericht die cognition hat. Damit man also zur Entscheidung dieser Sach kommen möge, hat man die Staaten von Holland zusammen berufen, und der König in höchster Person sowohl Vor- als Nachmittags bis mitten in die Nacht die Versammlung der Staaten gehalten, da dann nach abgelegtem juramento man die capita accusata gegen diese zwei Brüder vor- und angebracht, und darüber per majora erkannt worden, daß die cognitio causae an das Hofgericht und nicht an die Stadt Dort gehöre. Daraus genugsamb abzunehmen, daß dieses crimen ungemein und pro crimine laesae Majestatis gehalten worden.

Aus dem Berichte des Grafen Windischgrätz vom 26. Mai 1693.

Der König von England hat in der Versammlung der Staaten wohl bei zwei Stunden über die Sach beweglich, vernünftig und solchergestalt perorirt, daß die Stände darüber alle zum höchsten bewegt worden, hat ihnen auch mit mehrerem repräsentirt: sie wüßten, was er vor ein unbändiges Pferd ritte — damit England zu verstehen gebend — und daß meistentheils der Respect, den sie auf ihn haben müssen, weil er in diesen Provinzen wohl gelitten seye, die Engländer von allen Neuerungen

noch zurück hielte. Wenn er die Statthalterschaft dahier aufgäbe, oder deren privirt werden sollte, dürfte es in England auch bald mit ihm gethan seyn. Hat also den Justizrath in die Versammlung erfordern lassen, und ihn eine schleunige und scharfe Justiz über diesen Frevel zu administriren ernstlich ermahnt und anbefohlen, sehr heraus streichend, wie dergleichen Unternehmen denen Alliirten billig das höchste Nachdenken verursachen möchte, weil man, was zu Nymegen passiret, noch nicht vergessen u. s. w.

Achtzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 251.

Von hier an beginnt für mein Werk eine neue Quelle handschriftlicher Nachrichten, nämlich eine der Sammlungen der Papiere von Robethon. Er war ein ausgewanderter Hugenott, damals in Diensten des Königs Wilhelm. Eine eigentlich politische Bedeutung erlangte er erst später im Dienste von Hannover. Aber in seiner Stellung sammelte er sich von 1693 an verschiedene Papiere, theils indem er Abschriften nahm, theils auch indem er, mit und ohne Auftrag, eine Reihe von Correspondenzen unterhielt. Diese Papiere behielt er in seinem Privatbesitze, mit welchem sie vererbten. Im Jahre 1777 gelangten diese Papiere, in sechs Quartbände gebunden, durch letztwillige Schenkung eines J. A. Reich in den Besitz der Stadt Hannover. Ich benutze diesen Anlaß der Erwähnung dieser Sammlung, um dem Magistrate der königlichen Residenzstadt für die bereitwillig ertheilte Erlaubnis zur Benutzung dieser Papiere meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Diese Robethon'sche Sammlung ist verschieden von einer anderen, welche aus der Zeit seiner amtlichen Stellung in Hannover stammt, und im Archiv des historischen Vereines für Niedersachsen zu Hannover aufbewahrt wird. In beiden Sammlungen, namentlich der letzteren, finden sich eine Reihe von Actenstücken, auf welche ein privatrechtlicher Anspruch des Diplomaten Robethon ursprünglich nicht statthaft sein mochte.

Um diese Sammlungen zu unterscheiden, werde ich da wo es erforderlich ist, dieselben anzugeben, die erstere bezeichnen als Robethon-Papiere. St. A.. H.

Anlage II. Zu S. 263.

K. k. Archiv. Anglica. Beilage zum Berichte Hoffmanns vom 29. December 1693.

Das Schriftstück führt den Titel: Propositions de paix que la France fait insinuer. Der Wortlaut des fünften Artikels ist wie folgt: La France fait insinuer qu'elle ne peut pas parler la première de paix à l'égard de l'Angleterre, mais qu'elle consent que d'autres la mettent sur le tapis, tesmoignant de plus qu'elle n'a aucun engagement avec le Roy Jacques, ny traité qui l'oblige à rien, et que tout ce qu'elle a fait pour luy jusques icy, n'a esté que par un pur motif de générosité.

Der andere Satz lautet wörtlich wie folgt:

Quant aux affaires d'Angleterre, S. M. T. C., estant blessée dans la personne du Roy de la Gr. B., ne doute pas que le Roy de Suède et l'Empereur mesme ne se portent à proposer quelque expédient pour terminer ce différent, et au surplus le Roy T. C. n'a aucune prétension directe ny indirecte contre l'Angleterre, à la réserve de ce qu'on a pris sur luy pendant cette guerre.

Anlage III. Zu S. 278.

Das Schriftstück in holländischer Uebersetzung ist abgedruckt bei Sylvius t. IV, b. 37, p. 39, im lateinischen Original bei Lünig: negotiorum publicorum sylloge p. 1281. Wegen der Seltenheit dieses Werkes jedoch lasse ich die Hauptstelle hier folgen.

Praesertim tamen cum in apertum jam producatur ambitiosissima mens Regis Galliae, hujus Monarchiae vel partium ejusdem haereditati intemperanter inhiantis, et si profecto reliquae iniquissimae conditiones deessent, solummodo propter hanc aeque probrosam ac execrandam numquam certe ullas admitteremus, nec admittemus propositiones, quae de hac re vel levissimam mentionem inducunt, etiamsi omnes Foederati nostri simul vel sejunctim Pacem inirent, et Nobis omni sociali auxilio destitutis tota belli moles esset incubitura. Nam ingenti fiducia etiamnum a divina benignitate expectamus, Nos subditosque Nostros tandem Regia ex Nobis prole expetita beandos.

Anlage VI. Zu S. 290.

K. k. Archiv. Hollandica. Beilage zum Berichte des Grafen Stratemann vom 24. Januar 1694.

Extrait des ordres du Roy T. C. pour M. l'ambassadeur Bonrepos, communiqué au Roy de Dannemarc et de Norwègue etc.

Le Roy mon maistre approuve ce qui s'est passé de ce coté-cy au sujet de l'Angleterre, comme estant ses véritables intentions, c'est à dire que, si cette couronne veut proposer des expédients dont les princes médiateurs veulent se charger, le Roy mon maistre sera bien aise de voir terminer par un mesme traitté les différens de l'Angleterre, Sa Majesté ayant tousjours prétendu dans les offres qu'Elle a fait communiquer à S. M. Danoise, d'y comprendre l'Angleterre sous les termes d'une paix générale.

Alphabetiſches Namen- und Sachregiſter.

A.

Abbeville 30.
Ailesbury, Lord, 291.
Alexander VIII. S. 180.
Alleurs, Des, 222.
Allianz, die große. Haltbarkeit derſelben 3 u. f., 111 u. f. Nicht zur Kunde des engliſchen Parlamentes 144; 179, 196, 228, 237, 278, 300, 323, 325 u. f., 358, 362 u. f., 371.
Almonde, holländiſcher Admiral, 71.
Amelot de la Houſſaye 192 u. f.
Amfreville 71.
Amſterdam 261, 336 u. f., 359 u. f.
Angerer 234.
Anjou, Herzog von, 8.
Anna, Prinzeſſin, vermählt mit Georg von Dänemark. Sie ſchreibt an Jacob II. S. 26 u. f.; will die Gräfin Marlborough nicht entlaſſen 30 u. f.; begibt ſich nach Sion Houſe 32. Ihr Verhalten dort gegen die Königin Mary 54 u. f. Sie macht ſich des Zuſammenhaltens mit Jacob II. verdächtig 58 u. f.; wird beurtheilt von Hoffmann 59. Ihre Geſinnung gegen den König Wilhelm III. S. 135 u. f. Ihr offener Bruch mit der Königin Mary 136 u. f.
Anshelm Franz, Kurfürſt von Mainz, 131 u. f.
Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, gegen die neunte Kurwürde 128 u. f.; 304.
Argyle, Graf, 35 u. f.
Arnould, St., 260.
Artikel, die gallicaniſchen, 180 u. f., 223 u. f., 232.
Asfeld, d', 87.
Aſhby, engliſcher Vice-Admiral, 108, 145.
Athlone, Graf, 80, 92.

Auersperg, Graf, kaiserlicher Gesandter bei Wilhelm III. S. 304 u. f., 309 u. f. Er berichtet über den Kurfürsten Max Emanuel 312 u. f., so wie 334 u. f.; 360 u. f. Er gibt nach Wien den Rath, die Anerkennung Wilhelms III. von Frankreich zu verlangen 366 u. f.
Augsburg, Bündnis von, 179.
Avaux, Graf d', französischer Botschafter in Stockholm, 237, 262 u. f., 289 u. f., 353 u. f., 365 u. f.

B.

Baireuth, Markgraf von, 101 u. f.
Barbesieux, betheiligt am Mordplane des Grandval, 77 u. f. und 92; 94.
Barbets 325.
Barcelona bedroht 315 u. f.; 321 u. f., 338 u. f., 342.
Barcelonette 104 u. f.
Bart, Jean, 108, 252 u. f., 303, 337 u. f., 372.
Bayle 226.
Bedford 301.
Belgrad 97, 218 u. f.
Bellefonds, Marschall, 56.
Belmonte 350.
Bergeyck 333.
Berlepsch, Gräfin, 275.
Berwick, Herzog von, gefangen vor Wilhelm III. S. 213 u. f.
Blathwayt 170.
Blount 162.
Bohun 161 u. f.
Bolingbroke 170.
Bonrepos, französischer Gesandter in Kopenhagen, 238, 262, 289 u. f., 304, 353 u. f.
Borghese 204.
Borgomainero, Marquis, spanischer Botschafter in Wien. Er billigt nicht die Verwendung der Streitkräfte hauptsächlich in Belgien 111 u. f.; 361.
Bossuet, Bischof von Meaux, 181. Sein Gutachten für Jacob II. über die Declaration von 1693 S. 188 u. f. Sein Verhalten gegenüber dem Plane Spinolas für eine kirchliche Reunion in Deutschland und Ungarn 231 u. f.
Boufflers, Marschall, 174, 254.
Bouillon, Cardinal, 311.
Bourbon, das Haus, 271, 350.
Brandenburg s. Friedrich III.
Braunschweig-Lüneburg 42 u. f. S. Ernst August.
Breadalbane, Graf, 34 u. f.
Brest 209 u. f., 316 u. f.
Breuner, Graf, über die hannöverschen Truppen 50.
Brigitta, Fort 221.
Brudenel, Lord, 64.
Bulle, die goldene, 43, 127, 129.
Burlington, Lord, 136.

Burnet, Bischof von Salisbury, über den Mord von Glencoe 35; über den Türkenfrieden 40; irrig über Ernst August 49. Ein Hirtenbrief von ihm wird verbrannt 160. Seine irrthümliche Anklage, daß Leopold die Protestanten gedrückt habe 170 u. f.

C.

Cabinetsrath des Königs Wilhelm III. S. 148.
Cadix 339, 341.
Caermarthen, Präsident des geheimen Rathes, 2, 210, 243, 300.
Caermarthen, der Sohn, Vice-Admiral, 318.
Calais 338.
Calenberg 48.
Callieres 360 u. f., 364 u. f.
Calviniſten in Holland über die Niederlage des Gallicanismus 227.
Camaret, Bai von, 318 u. f.
Campbell 35.
Canoſſa 325 und 328.
Caprara 103, 107, 220, 324, 344.
Carbury, Lord, 136.
Carl der Große 12.
Carl I. von England 163.
Carl II. von England 166.
Carl II. von Spanien. Er ernennt Max Emanuel zum Statthalter von Belgien 7; antwortet auf die Friedensmahnung von Innocenz XII. S. 9 u. f.; will nicht ſich einlaſſen auf die Frage der Succeſſion in Spanien 10 und 269 u. f.; zahlt nicht an Kur-Brandenburg 39; iſt in Catalonien 1692 nicht unglücklich 107; erklärt ſich gegen die Neutralität in Italien 172. Seine Perſönlichkeit 272 u. f. Er erläßt ein heftiges Circular-Schreiben gegen die franzöſiſchen Vorſchläge über Belgien 277 u. f.; hemmt dadurch die Friedensbeſtrebungen 280; hat ſeinen Räthen gegenüber geringe Thatkraft 314 u. f. und 327; iſt erfreut über die Ankunft der verbündeten Flotte vor Barcelona 315 und 321. Er vermag nicht Schiffe zu ſtellen gegen die Türken 346; wünſcht für Catalonien bayeriſche Truppen 347; fordert den Stand des pyrenäiſchen Friedens 358.
Carl V., römiſcher Kaiſer, 274, 275, 286.
Carl XI., König von Schweden, 365 u. f.
Carl, Landgraf von Heſſen-Caſſel, 101 u. f., 120.
Caſale 104, 326, 348.
Catalonien 315 u. f., 321 u. f., 330 u. f., 338 u. f., 347 u. f.
Catinat, Marſchall, 103 u. f., 221, 252, 324 u. f.
Ceremoniell. Die Bedeutung desſelben 132 u. f.
Chamberlain, Arzt, 53.
Chamlay, betheiligt am Mordplane des Grandval, 78 u. f., ſo wie 94; 106, 328.
Charleroi 109, 203, 222 u. f., 254.
Chateauneuf, Marquis, franzöſiſcher Geſandter bei der Pforte, 98, 101, 343.
Chatelet, Gerichtshof, 255.

Choiſeul 317.
Churchill, Brigadier, 92, 214.
Clairant, Graf, 204.
Clare 301.
Clargis, Tory, 141.
Coblenz bedroht 120.
Cockpit 31, 137.
Colt, engliſcher Geſandter in Celle, 78.
Commercy, Prinz, 104.
Compiegne 199 u. f.
Compounders 182 u. f.
Consbruch 43.
Conſtantinopel 95, 97, 342 u. f.
Conſtitutioneller Brauch eines einheitlichen Miniſteriums dem Zeitalter noch fremd 244 u. f.
Cornaro 362.
Croiſſy 185, 360, 369 u. f.
Cromwell 28.
Croy belagert Belgrad 219.

D.

Dänemark 262, 289, 303 u. f., 353 u. f.
Dangeau 94, 181.
Danzig 253.
Dardanellen 342 u. f., 345.
Dauphin 270, 333, 364.
Delaval, Admiral, 67, 160, 166.
Dendermonde 203 u. f.
Devonſhire 301.
Dieppe 337.
Dietrichſtein, Fürſt, 43, 362.
Dixmuyden 157.
Dohna, Graf, 222.
Dorſet, Graf, 59.
Dortrecht. Verhalten der Stadt in der Sache Halewyns 195 u. f.
Duivenwoorde 197.
Dumont, betheiligt am Mordplane des Grandval, 77 u. f.
Dünkirchen 338.
Dykvelt. Er erhebt im Auftrage Wilhelms III. Anklage wider Schöning 85 u. f. Seine Unterredung mit Windiſchgrätz über die Kriegführung 117 u. f.; 203, 260 u. f., 333, 335 u. f., wird nach Maſtricht entſendet 359 u. f. und 364. Seine Hoffnung auf den Feldzug von 1695 S. 371.

E.

Ebernburg 102.
Eder 234.

Eichsfeld, das, 131.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, über den Mordplan des Grandval 93 u. f.
Embrun 104 u. f.
Erizzo, venetianischer Botschafter in Paris, 177.
Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover 4. Seine Bemühungen um die neunte Kurwürde 42 u. f. Er schließt seine Verträge darüber mit dem Kaiser 46 u. f.; legt die Sache den Landständen von Calenberg vor 48; ist irrig beurtheilt von Burnet 49; wird mit der neunten Kurwürde belehnt 125 u. f.; begünstigt die Plane der kirchlichen Reunion 229 u. f.; 265, 304, 354 u. f.
Esterhazy, Fürst Paul, 16, 234.
Estrees, d', Cardinal, 180.
Eugen von Savoyen 326.

F.

Fabricius 235.
Fagel, Brigadier, 89.
Fanshaw 64.
Fenwick 291.
Ferguson 32, 64.
Feversham 57.
Fourbin, Cardinal, 189 u. f., 226.
Frankfurt a./M. 354 u. f.
Friede, der nymegische, 359, 364.
Friede, der pyrenäische, 266 u. f., 278, 323, 358.
Friede, der westfälische, 323, 359, 364.
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, will in Ermangelung des spanischen Soldes seine Truppen aus Belgien abberufen 39; sendet nicht seine Truppen an den Oberrhein 208 und 352.
Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, 307 u. f., 352.
Friedrich Barbaroſſa 48.
Friedrich Christian, Fürstbischof von Münster. Er ist gegen die neunte Kurwürde 127 u. f.; 170 u. f., 304 u. f.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, 324.
Friesland 240.
Furnes 157.

G.

Gabaret, Admiral, 71, 212.
Gallicanismus s. Artikel.
Galway, Lord, 65, 258.
Gap 107.
Gastanaga 350.
Gembloux 204 u. f.
Generalstaaten 37, 42, 50, 93, 120, 122. Sie tragen die schwerste Last des Krieges 158; 168, 171. Sie wollen nicht einen Sonderfrieden 238 u. f., 289 u. f., 359, 370 u. f.

Georg, Prinz von Dänemark, 26 u. f., 32, 65.
Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Celle, 78, 128.
Germain, Hof von St., 24 u. f., 53 u. f., 56 u. f., 94, 138 u. f., 153, 182 u. f., 291, 317 u. f., 369 u. f.
Gerona, Schlacht bei, 315; 330.
Gibraltar 339.
Ginkel 28, wird Graf von Athlone 30. S. Athlone.
Glencoe, Mord von, 33 u. f.
Godolphin, Lord, 63, 138, bleibt Jacobit 294 u. f., 317.
Görz, Freiherr von, 19, 300.
Grandval. Sein Mordplan 77 u. f. Sein Urtheil 92.
Groningen 240.
Großwardein 96.
Grote, Otto von, hannöverscher Minister, empfängt die Belehnung mit der neunten Kur 132

H.

Habsburg, das Haus. Es wird durch Rebenac beim päpstlichen Stuhle angeklagt 11 u. f.
Halewyn, die Brüder, 192 u. f. Das Urtheil über dieselben 198.
Halifax, Marquis, 136.
Hannover s. Ernst August.
Harbord, Friedensbotschafter, 97.
Harcourt 212.
Harlay 360 u. f., 364.
Harwich 241.
Havre de Grace 337.
Heemskerk, holländischer Gesandter in Wien, 50. Er wird nach Belgrad entsendet 98; 116, 156, 169, 220, 243.
Heidelberg eingenommen und zerstört 199 u. f.
Heidersdorf, Commandant von Heidelberg, 199 u. f.
Heidersheim, General-Commissär, 218.
Heinrich der Löwe 48.
Heinsius, Rathspensionär der Stände von Holland, in beständiger Correspondenz mit Wilhelm III. S. 2 u. f.; will nicht die Brandenburger Truppen an den Rhein entlassen 37 u. f. Sein Urtheil über die Leistungen der Mächte für den Krieg 42. Er dringt auf eine Diversion am Oberrheine oder in Piemont 76. Sein Verständnis für die Ansichten Wilhelms III. S. 110 u. f. Seine Unterredung mit Windischgrätz 118 u. f. und 121. Er einigt sich mit Wilhelm III. über die Verstärkung der Streitkräfte 122; erkennt die Bemühungen Ludwigs XIV. bei den Türken 156; ist bereit den belgischen Städten durch holländische Mittel zu helfen 157; schätzt Windischgrätz hoch 168 u. f. Seine Thätigkeit in der Sache Halewyns und gegen die Projecte der Refugiés 195 u. f. und 203 u. f. Er durchkreuzt die Plane Ludwigs XIV. S. 206 u. f.; meldet dem Könige Wilhelm III. die Festig-

keit der Holländer 215; will nicht einen Sonderfrieden 238, sondern Verstärkung der Kriegesmacht 239 u. f.; ist geneigt zum Frieden, November 1693, S. 260 u. f.; wirkt auf Schweden ein für den Frieden 268; will nicht die Brandenburger aus Belgien abziehen lassen 308; ist wohl unterrichtet über Spanien 314 u. f.; betont nachdrücklich das Zusammenhalten der großen Allianz 327 u. f.; wendet gegen die Absendung eines Geschwaders vor Constantinopel das Interesse der Kaufleute ein 345 u. f.; charakterisirt das Ergebnis des Feldzuges von 1694 S. 353; ist nicht für die Friedens-Vermittelung durch Schweden 356 u. f.; ist abgeneigt gegen die spanischen Forderungen 358 u. f.; will nicht Straßburg bei Frankreich belassen 368.

Helens, Rhede von St., 108.

Herbert, Lord Oberrichter, 56.

Hertogenbosch 80, 203.

Hessen-Cassel s. Carl.

Hoch- und Deutschmeister 311 u. f.

Hochkirche von England 32.

Hoffmann. Er berichtet über den Zwiespalt der königlichen Schwestern 56; über die Prinzessin Anna 59 u. f.; über die Proclamation gegen die Katholiken 64; über die Bewegungen der französischen Flotte im Canale 66 u. f.; über die Flucht von Middleton nach St. Germain 187; über die geringe Wachsamkeit der Engländer 208; über die Stimmung der Engländer nach Neerwinden 216 u. f.; über diejenige bei der Ankunft des Königs im November 1693 S. 242 u. f.

Hofgericht von Holland 195 u. f.

Hogue, La, Seeschlacht von, 70 u. f., 108.

Holland, die Stände von, in der Halewyn'schen Angelegenheit 196 u. f., 215 u. f., 240 u. f.

Holstein-Ploen, Herzog von, 332, 335, 337.

Hugenotten 178 u. f., 232 u. f.

Huntingdon, Lord, 64.

Hussay, Friedensbotschafter, 99.

Huy 212 u. f., 337.

J.

Innocenz XI. S. 180.

Innocenz XII. Er mahnt die Mächte zum Frieden 6 und 9; stimmt den kirchlichen Reunionsplanen Spinolas zu 16 und 235 u. f.; verwendet sich bei dem Kaiser für die Katholiken in Irland 20. Sein Verhalten gegenüber Ludwig XIV. entspricht principiell demjenigen seiner Vorgänger 180 u. f. Er wird befriedigt durch die formelle Zurücknahme der gallicanischen Artikel von Seiten Ludwigs XIV. und der französischen Bischöfe 224 u. f. Sein Bedenken gegen eine Uebersiedelung Jacobs II. nach Rom 367.

Jacob II. Er schickt Lloyd als Emissär nach England 24 u. f.; berichtet den Plan Marlboroughs 27 u. f. Sein Verhalten zu den Clans der schottischen Hochlande 33 u. f. Sein Gutachten über den Plan einer Landung [illegible]

England im Jahre 1692 S. 51 u. f. Er ladet die engliſche Ariſtokratie ein nach St. Germain 53; ſchreibt an ſeine Tochter Mary 53; erläßt eine Declaration 56 u. f.; ſchreibt an den Abt von La Trappe über die Niederlage von La Hogue 73; läßt die Geburt ſeiner Tochter Louiſe Marie bezeugen 74; hat Kunde des Planes von Grandval 79; bleibt mit Ruſſel in Correſpondenz 91; wird von Frankreich genöthigt ſich einzulaſſen auf die Vorſchläge der Compounders 182 u. f.; befragt Theologen darüber 187, namentlich Boſſuet 188. Seine neue Declaration thut in England keine Wirkung 191. Seine Sache für Ludwig XIV. nicht diejenige des Princips 261 u. f., ſo wie 365 u. f., Er wird in England nicht mehr als kriegführende Partei anerkannt 285 u. f.; iſt über die Politik Ludwigs XIV. nicht unterrichtet 290 u. f., ſowie 369 u. f. Die Frage ſeines Vertrauens zu den Jacobiten in England 297 u. f. Die Frage eines Jahrgeldes für ihn 367. Er verläßt ſich völlig auf Ludwig XIV. S. 369 u. f.

Jacobiten in England. Viele von ihnen ſind gegen Marlborough 27 u. f. Sie tadeln die Declaration Jacobs II. von 1692 S. 56 u. f. Ihre Freude über Neerwinden 217. Ihre Unkunde über die Politik Ludwigs XIV. S. 292. Die Frage der verſchiedenen Motive bei ihnen 297 u. f.

Jeſſen, däniſcher Secretär, 303.

Johann Georg IV., Kurfürſt von Sachſen, 5 u. f. Er erlangt holländiſche und engliſche Subſidien 38; ruft ſeine Truppen zurück 83; wird gereizt durch die Gefangennahme Schönings 87; 202, 266. Sein Verhalten im Jahre 1694 und ſein Tod 305 u. f.

Johann Ludwig, Fürſtbiſchof von Lüttich, 203 u. f., 310 u. f.

Johnſon 65.

Joſeph Clemens, Kurfürſt von Köln, in Lüttich gewählt 310 u. f.

Joſeph Ferdinand, Kurprinz von Bayern, 123 u. f., 269 u. f.

Joyeuſe 102.

K.

Kallenburg, Admiral, 322.

Katholiken in England 18, 64.

Katholiken in Holland 18.

Katholiken in Irland 139, 164 u. f., 169 u. f.

Kaunitz, Graf, kaiſerlicher Botſchafter im Haag, 345 u. f. Er erörtert mit Wilhelm III. das Verhältnis der Allianz gegenüber dem Könige von Frankreich, im November 1694 S. 347 u. f. Sein Urtheil über die Gefahr für Catalonien 351 u. f.; 361. Er fordert die Rückgabe von Lothringen und Straßburg 368; meldet die Geneigtheit der Republik für die Kriegsforderungen 371.

Killigrew, Admiral, 25, 160, 166.

Kinsky, Graf, Hofkanzler für Böhmen, 43, 361, 367.

Kolonitſch, Cardinal, 234.

Königsegg, Graf, 43, 101.

Kramprich 342.

Kuhnaeus 235.

Kurwürde, die neunte, 42 u. f., 124 u. f. Opposition gegen dieselbe 126 u. f. Die Belehnung mit derselben 132 u. f.; 169, 265, 354 u. f.

L.

Laon 176.
Lavardin 180.
Leeds s. Caermarthen.
Leesdaal. Er bringt Grandval in die Hände der Verbündeten 78 u. f.
Leganez, General 106, 220, 322, 324.
Leibniz. Sein ägyptischer Plan 99. Seine Thätigkeit in der Sache der kirchlichen Reunion 230 u. f.
Leinster, Herzog von, 24, 28, 65, 91, 146.
Lenthe, dänischer Gesandter im Haag, 289.
Leopold I., römischer Kaiser. Er verlangt von den Landtagen seiner Erbländer Türkenhülfe 4; antwortet auf die Friedensmahnung von Innocenz XII. S. 9; wird durch Rebenac in Rom angeklagt 12 u. f.; tritt überall ein für die katholische Religion 15 u. f.; befördert Spinolas Plane der kirchlichen Reunion in Ungarn und Deutschland 15 u. f. Seine Vollmacht für Spinola 16 u. f. Er verwendet sich für die Katholiken in England, Schottland und Irland 18 u. f. Er will die brandenburgischen Truppen an den Rhein ziehen 37 u. f.; verlangt, daß der Subsidien-Vertrag mit Kursachsen durch seine Hände gehe 38; sieht seine Leistungen gegen die Türken an als gleichwiegend mit denen im Westen 41; läßt die Angelegenheit der neunten Kur berathen 43 u. f.; trifft seine Entscheidung 46 u. f.; verlangt die Zustimmung der Kurfürsten zu der neunten Kur 49 u. f.; entsendet die Original-Urkunde an Ernst August 50; setzt die Investitur an 51.
Er läßt den Schöning gefangen nehmen 87; kann ihn nicht überführen lassen 88; gibt Ludwig XIV. einen Mordplan kund 94; hält Ludwig von Baden im Feldzuge von 1692 zurück 97; mahnt die Heerführer am Rheine zur Eintracht 102; ernennt Victor Amadeus zum Oberfeldherrn 103; gibt seine Ansicht über das Halten der Stadt Embrun 104 u. f.; lehnt Sonderverhandlungen über einen Frieden ab 109; billigt nicht die hauptsächliche Verwendung der Streitkräfte in Belgien 114 und 117. Er verlangt die Einwilligung der Kurfürsten in die Belehnung von Ernst August mit der Kurwürde 125 u. f.; sucht die Einwendungen gegen die neunte Kur zu beschwichtigen 130 u. f.; investirt Ernst August mit der neunten Kur 132 u. f.; darf sich auf den neuen Kurfürsten verlassen 133 u. f.
Ob er die Protestanten gedrückt habe 170 u. f. Er setzt seinen Plan der kirchlichen Reunion nicht durch 229 u. f. Er wünscht die Absendung einer verbündeten Flotte nach dem Mittelmeere 239 u. f.; wird getäuscht von Victor Amadeus 258 u. f.; kann wegen des Verhaltens von Carl II. die Frage der spanischen Succession nicht anregen 269 u. f.; nimmt Rücksicht auf Carl II. von Spanien 280; vermittelt bei Wilhelm III. und Heinsius für Schweden und Dänemark 303 u. f.; gibt Schöning frei 306 u. f.; verlangt die Brandenburger an den Oberrhein 307 u. f.; wünscht die Entsendung einer verbündeten Flotte vor Constantinopel 342 u. f. C[redacted]

mahnt die Opponenten der neunten Kur ab 354. Die Differenz zwischen ihm und Wilhelm III. über die Friedensvermittelung 356 u. f. Er hat keine Kunde über Steckborn 361 u. f.; weist den Verdacht darüber zurück 362 u f.; zieht die Schuldigen nicht zur Strafe 363 u. f.; verlangt die Rückgabe von Lothringen und Straßburg 368; will das Latein als diplomatische Sprache erhalten 371.

Lexington, Lady, 65 u. f.

L'Hermitage 66 u. f.

Lilienroth, schwedischer Gesandter im Haag, 110 u. f., 238, 268, 327.

Limbach unterhandelt in Wien über die neunte Kurwürde 43 u. f., 129.

Limerick, Capitulation von, 20, 165.

Limoges 176.

Litchfield, Lord, 64, 65.

Lloyd, Agent Jacobs II., 24 u. f., 292 u. f., 317 u. f.

London, Gemeinderath von, 2, 64. Ist geneigt für das königliche Paar 138; 217.

Lorge, Marschall de, 98, 101 u. f. Er siegt bei Ottersheim 102; nimmt und zerstört Heidelberg 199 u. f.; 352 u. f.

Lothringen 364 u. f.

Louise Marie, Tochter Jacobs II., 74.

Louvois 52, 77, 92, 106.

Ludwig, Markgraf von Baden, 62, 97, 116, 169. Er ist Feldherr am Oberrheine im Jahre 1693 S. 199 u. f.; 202, 221, 265, 281 u. f., 352.

Ludwig XIV. Er läßt durch Rebenac das Haus Habsburg beim päpstlichen Stuhle verklagen 11 u. f. Seine Hoffnung auf die Türken 41 u. f. Ob er den Plan einer Landung in England hat 51 u. f. Er zieht den an Tourville ertheilten Befehl des Schlagens zurück 70; nimmt vor dem Feldzuge von 1692 feierlichen Abschied in Versailles 75. Sein nächster Plan nicht ersichtlich 76. Er zieht vor Namur 77; beschreibt seinen Feldzug vor Namur 81 und 83. Sein Urtheil über Wilhelm III. S. 84. Die Frage seiner Betheiligung am Mordplane des Grandval bleibt offen 94. Er verhandelt 1692 aufs neue mit Victor Amadeus 103 u. f.; hofft, daß die Popularität Wilhelms III. in Holland abnimmt 121 u. f. Vergleich zwischen ihm und dem Kaiser Leopold in Betreff des Ceremoniells 132. Er benutzt die Opposition im Reiche gegen die neunte Kur zur Erregung von Zwietracht 133 u. f.; sucht den Türken zu imponiren 156. Vergleich seiner Stellung mit derjenigen Wilhelms III. S. 174 u. f. Er sucht die Theuerung in Frankreich zu mildern 176. Das Kirchengebet für ihn 177. Die helleren Eigenschaften der Franzosen unter ihm 178 u. f. Unkunde und Täuschung der Franzosen unter ihm 179. Er ist im beständigen Rückzuge gegenüber dem päpstlichen Stuhle 179 u. f.; theilt Jacob II. seine Lage gegenüber dem päpstlichen Stuhle mit 181 u. f.; drängt Jacob II. auf den Vorschlag der Compounders einzugehen 184; ist dabei in seiner Politik nicht inconsequent 185; arbeitet dabei dennoch wider Willen für Wilhelm III. S. 192.

Er spricht zu Compiegne seine Plane aus für den Feldzug von 1693 S. 198 u. f.; sucht durch die Einnahme von Heidelberg auf die Türken zu wirken 201 u. f. Die Frage seines eigenen Planes für den Feldzug

von 1693 S. 202 u. f. Er verläßt die Armee in Gembloux 204 u. f. Der eigentliche Grund seiner Rückkehr 206. Er verkündet den Sieg von Neerwinden 214. Die Vortheile des Feldzuges von 1693 auf seiner Seite 222. Er wird durch die Noth des Königreiches gezwungen zur Rücknahme der gallicanischen Artikel 223 u. f. Sein Schreiben an Innocenz XII. S. 224 u. f. Er ist nicht geneigt zu einer Transaction mit den Hugenotten 232 u. f.; macht Friedensvorschläge 237 u. f.; sucht Mittel gegen die Hungersnoth 251 u. f.; will nicht Straßburg herausgeben 256 und 260; läßt mit Victor Amadeus unterhandeln 257 u. f. Nicht Jacob II. ist für ihn ein Hindernis des Friedens 261 u. f. und 289 u. f. und 369. Er macht einen Vorschlag über die spanische Succession 264 u. f. und 276 u. f.; hat nicht den Plan einer Landung in England 298 u. f.; verkündet den Sieg von Gerona 315; hat Kunde des Planes gegen Brest 316 u. f. Sein Verhalten gegenüber Catalonien und Spanien überhaupt 321 u. f., so wie 324 u. f. Er will Friedensvorschläge nur noch mündlich machen 343 und 356; zahlt pünktlich an Tököly 344; sucht Mistrauen in der großen Allianz zu erregen durch die Beredungen von Steckborn 360 u. f. Die Frage der Anerkennung Wilhelms III. für ihn 365 u. f.

Lüttich 203 u. f., 212, 310 u. f.

Luxemburg, Marschall. Er führt 1692 das Beobachtungsheer bei Namur 81 u. f.; siegt bei Steenkerken 89 u. f. Der Bestand seiner Armee im Jahre 1693 S. 174. Die Nachricht von St. Simon über sein Verhalten in Gembloux zweifelhaft 205 u. f. Er siegt bei Neerwinden 212 u. f. Sein Verhalten im Feldzuge 1694 S. 314 und 332 u. f.

Luxemburg, die Stadt, 256, 260, 266, 365, 368.

Luzerner Thäler 104.

Lyon 176.

M.

Macdonald, Häuptling von Glencoe, 34 u. f.

Machiavelli 330.

Madrid 273.

Mailand 275.

Maintenon, Frau von, 79, 93, 206, 232, 255, 328 u. f.

Malaga 271.

Malo, St., 91.

Maria Anna, Königin Mutter von Spanien, 270 u. f.

Maria Anna, zweite Gemahlin Carls II., 274 u. f.

Maria Antonia, Erzherzogin-Kurfürstin, 269 u. f.

Marie Beatrice 53, 74, 297, 369.

Marie Louise, erste Gemahlin Carls II., 275.

Marlborough, Graf John, 24. Seine Verbindung mit St. Germain 25 u. f. Er wird seiner Stellen entsetzt 27 u. f.; von Jacob II. als sein hauptsächlicher Agent betrachtet 58; in den Tower gebracht 63; aus dem Tower entlassen 135 u. f.; 143. Sein Antrag im Oberhause zu Gunsten der englischen Offiziere gegen die Holländer 155 u. f. Er bleibt mit St. Ger-

main in Verbindung 292 u. f. Seine Betheuerungen 295 u. f. Er verräth den Plan gegen Breſt 316 u. f.; wird von Wilhelm III. im Jahre 1694 nicht wieder angeſtellt 319 u. f.

Marlborough, Gräfin Sarah, iſt bei Wilhelm III. des Verrathes verdächtig 30. Die Schritte der Königin gegen ſie 31. Sie hat durch ihre Schrift den Sachverhalt von 1692 verdunkelt 32 u. f.; iſt unwahr über den Zwieſpalt der königlichen Schweſtern und die damaligen Ereigniſſe 55 u. f.; erhält die Erlaubnis den Gemahl im Tower zu beſuchen 65 u. f.; 135.

Marokko 252.

Marſaglia, Schlacht bei, 221, 252.

Mary, Gemahlin Wilhelms III., Königin von England. Ihr Verhalten gegenüber der Prinzeſſin Anna im Februar 1692 S. 31 u. f. Sie empfängt ein Schreiben Jacobs II. 53; beſucht die Prinzeſſin Anna in Sion Houſe 54; trifft Maßregeln gegen den franzöſiſchen Plan einer Landung 58 u. f.; beruft das Parlament ein 64; vertraut auf die Commandanten der Flotte 67; nimmt die Einberufung des Parlamentes zurück 68. Ihr Bruch mit der Prinzeſſin Anna 136 u. f. Sie iſt geneigt für Nottingham 154. Ihr Verhalten nach Neerwinden 217; in Betreff der Ueberwinterung der Flotte im Mittelmeere 340 u. f.

Maſtricht, Zuſammenkunft von, 360 u. f., 370.

Maximilian, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, 129.

Maximilian Emanuel, Kurfürſt von Bayern, 7 u. f., 39, 123 u. f., 126, 264 u. f., 270 u. f. Sein Verhalten im Jahre 1694 S. 309 u. f., ſo wie 333 u. f.; 347, 364.

Mean, Dechant in Lüttich, 310 u. f.

Mehaigne 82.

Melford, Lord, 184 u. f., 189 u. f., 291 u. f.

Meyercron, däniſcher Geſandter in Paris, 74.

Middleton, Lord, begibt ſich nach St. Germain 182 u. f. Urtheile darüber 187 u. f.

Miller 234.

Modena, Herzog von, 220.

Molanus, Abt von Lokkum, in Verhandlung mit Spinola über den Plan der kirchlichen Reunion 229 u. f.

Molo, Kaufmann in Amſterdam, 261, 359.

Moltke 129.

Monmouth, Lord, 320.

Montgomery, Lord, 291, 293.

Moreau, polniſcher Reſident im Haag, 93.

Morel, Abbé, 361 u. f.

Muley Ismael, Sultan von Marokko, 252.

Mulgrave, Lord, 159 u. f.

Münſter ſ. Friedrich Chriſtian.

Muſtafa Köprili 95, 100.

N.

Nairne 370.

Namur, Belagerung von, 81 u. f., 91.

Nantes, Edict von, 190 u. f.
Naſſau Saarbrück, Prinz von, 80, 89.
Neerwinden, Schlacht von, 213.
Neun, Rath der, 211 u. f., 339 u. f.
Nieuport 157.
Noailles, Marſchall, 199, 202, 208. Sein Feldzug in Catalonien im Jahre 1694 S. 315 u. f., ſo wie 321 u. f.
Non-Compounders 181 u. f.
Norfolk, Cardinal, 264.
Nottingham, Graf, 27, 67, 91, 140. Die Differenz zwiſchen ihm und Ruſſel 145 u. f. Er wird von der Whig-Partei angegriffen 149 u. f. und 153 u. f.; beurtheilt von den kaiſerlichen Geſandten 154; wird von Wilhelm III. im Dienſte behalten 160 u. f.; 166. Er wird entlaſſen 243 u. f.
Noyelles, General-Major, 92.

O.

Oeſterreich, das Haus, ſ. Habsburg.
Oettingen, Graf 43, 50.
Oldiſh über die Frage der Strafbarkeit der Kaper mit Beſtallungsbriefen Jacobs II. S. 285 u. f.
Olon, St., franzöſiſcher Geſandter in Marokko, 252.
Oſtende 157.
Ottersheim 102.
Oxenſtjerna, Graf Benedict, 110, 171, 237, 267, 303, 355, 366 u. f.
Oxenſtjerna, Graf Gabriel, 356.

P.

Paget, Lord, 98, 99, 116, 343.
Palamos 315.
Palmquiſt, ſchwediſcher Geſandter in Paris, 253 u. f., 259.
Paparel 77.
Parella 104.
Paris, die Hungersnoth in, 251 u. f.
Parker 78.
Parlament von England zu Ende 1691 S. 1 u. f. Es beſtätigt die Capitulation von Limerick 20; bewilligt die Mittel zum Zwecke einer Landung in Frankreich 23. Die Eiferſucht in demſelben gegen Holland 27 u. f. Die Leiſtungen desſelben beurtheilt von Stratemann 33.

Es läßt ſich, zu Ende 1692, zweifelhaft an 139 u. f. Die Haltung gegenüber der Thronrede 141. Das Unterhaus verlangt Einſicht in die Verträge 142 u. f.; unterſucht die Kriegführung des Feldzuges 1692 S. 145 u. f. Beide Häuſer abgeneigt gegen die Holländer 146 u. f. Das Unterhaus ſchweigt über die Verträge 148. Die Frage der Abſchaffung des Cabinets-Rathes 148. Das Unterhaus erledigt die Bewilligungen 151;

beschließt Leibrenten auszugeben 152; läßt einige Schriften verbrennen, welche das Königthum von Wilhelm und Mary auf Eroberung gründen 161 u. f. Der Gedanke der Druckfreiheit im Oberhause 162. Das Parlament beschließt die Triennial-Bill 163. Beide Häuser geneigt zur Rathgebung 164 u. f. Die Uebung der Rechte des Parlamentes stärkt dieselben 174 u. f. Wichtigkeit der Session vom November 1693 an S. 242 u. f. Die Verhandlungen 248 u. f. Das Unterhaus bewilligt die Verstärkung der Streitkräfte 250 u. f.; ist eifrig für den Herzog Victor Amadeus 259 und 281. Willfährigkeit desselben 281 u. f. Erregtheit wegen der Nicht-Sanction der Place-Bill 282 u. f.; wider die Holländer 284. Das Unterhaus läßt eine gedruckte Rede verbrennen 285.

Partei, republikanische, in England 155.

Perth, Graf, befreit durch die Vermittelung des Kaisers 19.

Peterwardein 344, 353.

Philippsburg 102.

Pignerol 104, 171, 218 u. f., 256 u. f., 364.

Place-Bill 248, 282.

Plessis, du, 193 u. f.

Pontchartrain, Minister Ludwigs XIV., 255, 328 u. f.

Portland, Graf, 27, 29. Er wird im Mai 1692 nach England gesendet 63; urtheilt über Sunderland 167; 280 u. f., 335 u. f., 359.

Portsmouth, Herzogin von, 178.

Preßburg 18.

Provence 103.

Q.

Quiros, Don, spanischer Botschafter im Haag, 172, 239, 314 u. f., 338 u. f., 342 u. f., 347, 351.

R.

Ramsay, Brigadier, 92.

Rancé, Abt von La Trappe, 73.

Rebenac, Graf. Seine Anklage gegen das Haus Habsburg beim päpstlichen Stuhle 11 u. f.; 77.

Refugiés in Holland 178, 194 u. f.

Religionskrieg, die Frage des, 13 u. f., 323.

Renaudot, thätig für Jacob II., jedoch im Dienste Ludwigs XIV., S. 369 u. f.

Reunion, Plan der kirchlichen, in Deutschland und Ungarn 15 u. f., 229 u. f.

Rheinfels belagert 120 u. f.

Roberti 193 u. f.

Rochester, Graf, 56.

Rochlitz, Gräfin, 305 u. f.

Rooke, Admiral. Seine Niederlage beim Cape St. Vincent 209 u. f.

Roses in Catalonien 199, 202, 208.

Rudolf August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, 128 u. f., 304.

Ruſſel, Admiral, 2. Er tritt in Verbindung mit St. Germain 24 u. f.; 67 u. f. Sein Bericht über La Hogue 72 u. f. Er bleibt mit Jacob II. in Correſpondenz 91 u. f. und 138. Differenz zwiſchen ihm und Nottingham 145 u. f. und 153 u. f. Er wird ſeiner Stellung entlaſſen 160; wieder ernannt 245; bleibt Jacobit 292 u. f.; 295, 315 u. f., 321 u. f., 340 u. f., 346.
Ruzzini, venetianiſcher Botſchafter, 270 u. f., 277, 364.

S.

Salankemen 4, 45, 95, 100.
Salm, Prinz, 43, 50, 362 u. f.
Saluzzo 104.
Sanderſon 320.
Saragoſſa 349.
Save 219.
Scheele, däniſcher Geſandter in London, 262.
Schelhart, Graf, 204.
Scheveningen 209.
Schmettau, brandenburgiſcher Geſandter im Haag, 119, 371.
Schöning, Hans Adam von, 5 u. f. Er wird angeklagt durch Dykvelt 85 u. f.; 306 u. f.
Schomberg, General, über die Repreſſalien in der Provence und dem Dauphiné, 107.
Seilern 361 u. f.
Seo d'Urgel 107.
Seymour 141.
Sgravemoor 92.
Shovel, Admiral, 160.
Shrewsbury, Graf und nachher Herzog, 136, 143, 155. Er wird zum zweiten Male Staats-Secretär 245 u. f. und 292 u. f. Er iſt in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten nicht im Vertrauen des Königs 300 u. f.; 309 u. f. Er verwendet ſich für Marlborough 319 u. f.; iſt im Jahre 1694 gegen ein Treffen 335 u. f.; berichtet über den Plan der Ueberwinterung der Flotte im Mittelmeere 340 u. f.
Shrewsbury, Gräfin, 292 u. f.
Simon, St., 94. Ueber Ludwig XIV. in Gembloux 205 u. f.
Sion Houſe 31, 54 u. f., 65.
Solms, Graf, 28, 146.
Somers, Lord-Kanzler, 167 u. f., 217.
Sophie, Kurfürſtin von Braunſchweig-Lüneburg, 49. Ihre Correſpondenz mit der Herzogin von Orleans über den Mordplan Grandvals 93 u. f. Sie theilt den Plan der kirchlichen Reunion nach Frankreich mit 231 u. f.
Sorbonne 228.
Spinola, Biſchof von Wiener-Neuſtadt. Sein Plan einer kirchlichen Reunion 15 u. f., 49. Der Stand und die Vereitelung ſeines Reunionsplanes im Jahre 1693 S. 229 u. f. Er ſtirbt 236.

Staatsschuld, englische. Beginn derselben 152.
Stair, Graf, 34 u. f.
Starhemberg, Graf, kaiserlicher Gesandter in Stockholm, 367 u. f.
Starhemberg, Graf Guido, 120.
Steckborn, Zusammenkunft von, 361 u. f.
Steenkerken, Schlacht bei, 89 u. f.
Stillingfleet, Bischof von Worcester, 58.
Straßburg 238, 256, 266, 328, 330, 365 u. f., 368.
Stratemann, Graf, der ältere, 4.
Stratemann, Graf, der jüngere, k. Gesandter bei Wilhelm III. S. 5. Ueber die Bewilligungen des Parlamentes 23 und 33; über den Zwist der königlichen Schwestern 32; über die Stellung der Armeen an der Mehaigne 83. Er berichtet die Anklage Dykvelts wider Schöning 85 u. f. und 88. Sein Lob für das Unterhaus 151. Sein Urtheil über den Gang der Dinge im Parlamente 154 u. f.; 304, 342.
Succession in Spanien. Die Ungewisheit derselben 7 u. f.; 262 u. f., 329 u. f., 354.
Sunderland, Graf, in Gnaden bei Wilhelm III. S. 167 u. f., 265, 296 u. f.
Szecheny, Paul, Erzbischof von Gran, 16, 234.

T.

Tallard belagert Rheinfels 120.
Talmash 92, 316 u. f.
Teplitz 87.
Tessé. Er unterhandelt heimlich in Turin 257 u. f.
Test-Acte 182 u. f.
Theuerung in Frankreich 176 u. f.
Thomas, Marquis St., 257 u. f.
Tököly 343 u. f.
Torbay 208, 210 u. f.
Tories. Sie sind für Nottingham 149 u. f. und 153 u. f.; 166, 243 u. f.
Torre, Della, savoyischer Gesandter im Haag 117, 172.
Torrington, Admiral, 29, 136.
Tourville, Admiral, hat im Mai 1692 Befehl zum Schlagen 68 u. f.; sucht das Treffen 70 u. f. Sein Bericht über La Hogue 72 u. f. Er siegt bei St. Vincent 211 u. f. Sein Verhalten vor Malaga 271; 321 u. f.
Trappe, La, 73.
Trenchard, Staats-Secretär, 167 u. f., 285 u. f., 340 u. f.
Trianon 329.
Triennial-Bill 163 u. f.; nicht sanctionirt 166; 248, 250.
Türkenfrieden. Die Frage desselben 4 u. f., 13, 40 u. f., 95, 97 u. f., 156, 169, 201 u. f., 218, 266, 342 u. f.
Turmenie, Kriegszahlmeister, 254.

U.

Ungarn, Spinolas kirchliche Reunionsversuche in, 16 u. f.

B.

Bauban 317.
Baudemont, Prinz, 332 u. f., 334, 335.
Benier, Hieronymus, venetianischer Botschafter in Wien, über den Türkenfrieden 98 u. f.; über Tököly 344.
Benier, Pietro, venetianischer Botschafter in Paris 88. Ueber das Verhalten Wilhelms III. beim Prozesse Grandval 92.
Berrua, Gräfin, 178.
Versailles 329.
Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, 14. Er verhandelt mit Ludwig XIV. im Beginne des Feldzuges von 1692 S. 103; zieht auf Embrun 104 u. f.; beschließt Umkehr 106 u. f. Gerücht, daß er sich auf einen Stillstand für Italien eingelassen 171 u. f. Sein treuloses Verhalten gegenüber den Verbündeten vom Herbste 1693 an 256 u. f. Im Feldzuge von 1694 S. 324 u. f. und 348.
Villiers, Miss, 294.
Vincent, Cap St., 208 u. f., 243 u. f.
Vries, de, Admiral, 337.

W.

Waldeck, Fürst von, äußert sich über Max Emanuel als Statthalter von Belgien 7; 90.
Waldenser s. Barbets.
Waldstein, Graf, 43.
Weiser, Baron, 275.
Wharton, Lord, 294.
Whigs im Unterhause greifen Nottingham an 149 u. f. und 153 u. f.; 166, 243 u. f.
Wilhelm III. Seine Thronrede am 22. October/1. November 1691 S. 1 u. f. Er ist ungeduldig über die Verhandlungen des Parlamentes 2 u. f.; hegt Besorgnisse über die Haltbarkeit der großen Allianz 3 u. f.; will nicht zahlen für Johann Georg IV. S. 5 u. f.; ist besorgt vor den Schritten von Innocenz XII. S. 6; befürwortet die Ernennung von Max Emanuel zum Statthalter von Belgien 7; ist besorgt für Italien 14; sichert dem Kaiser die günstige Behandlung der Katholiken in Irland zu 21; blickt zu Anfang 1692 mit Genugthuung auf die große Allianz 22; verlangt eine Mehrbewilligung für den Plan einer Landung in Frankreich 23 u. f.; entläßt Marlborough aus seinem Dienste 27; legt kein Gewicht auf die Ansammlung der Truppen in der Normandie 33; vertagt das Parlament 24. Februar/3. März 1692 S. 33. Die Frage seiner Betheiligung am Morde von Glencoe 33 u. f.

Er trifft im Haag ein 36. Die Berathungen dort 37 u. f. Sein Urtheil über den spanischen Sold für Brandenburg 39, über die Subsidien für Münster 41. Er ist günstig für die neunte Kurwürde 43; hat Besorgnis vor dem französischen Plane einer Landung in England 60 u. f. Seine

gegen einen Sonderfrieden 238, und für die Absendung einer Flotte i
dem Mittelmeere 239 u. f. Ist im Vertrauen des Kaisers 361, 367.
Wittelsbach, das Haus, 126.
Württemberg, Herzog von, 332, 335, 336.
Würzburg, Fürstbischof von, 102.
Wynans 234.

Y.

Yarmouth, Lord, 291.

Z.

Zobel, General-Major, 92.

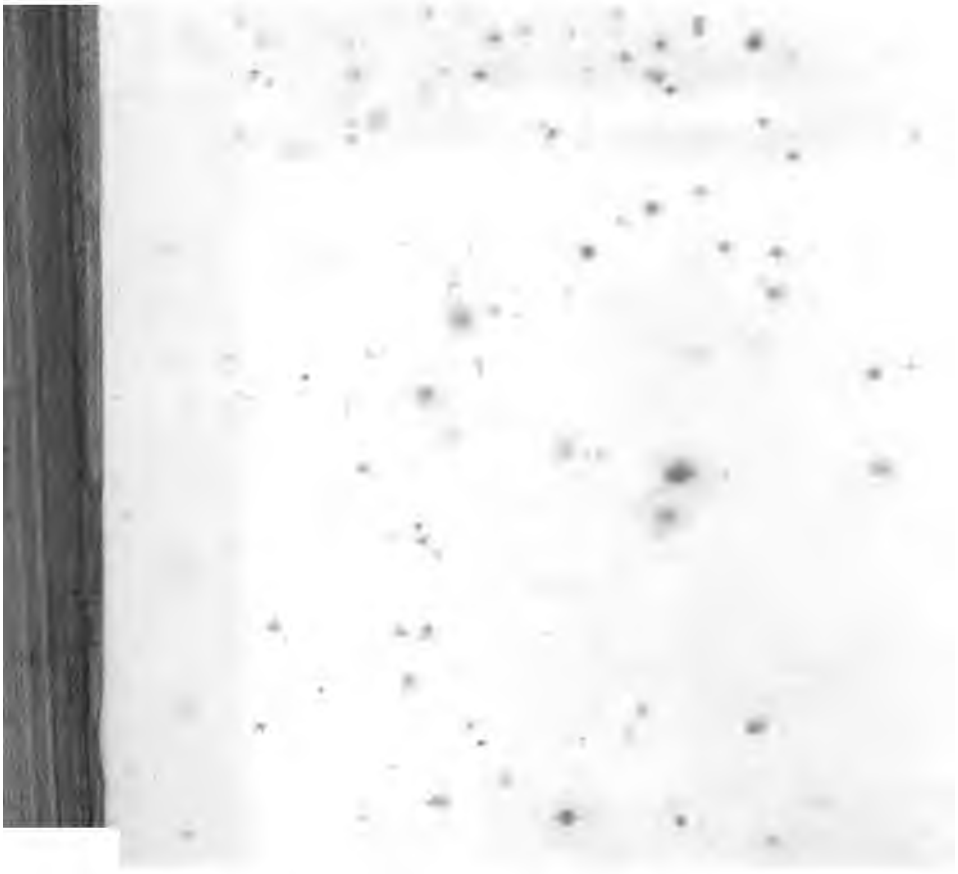
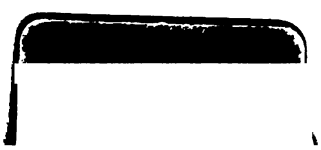
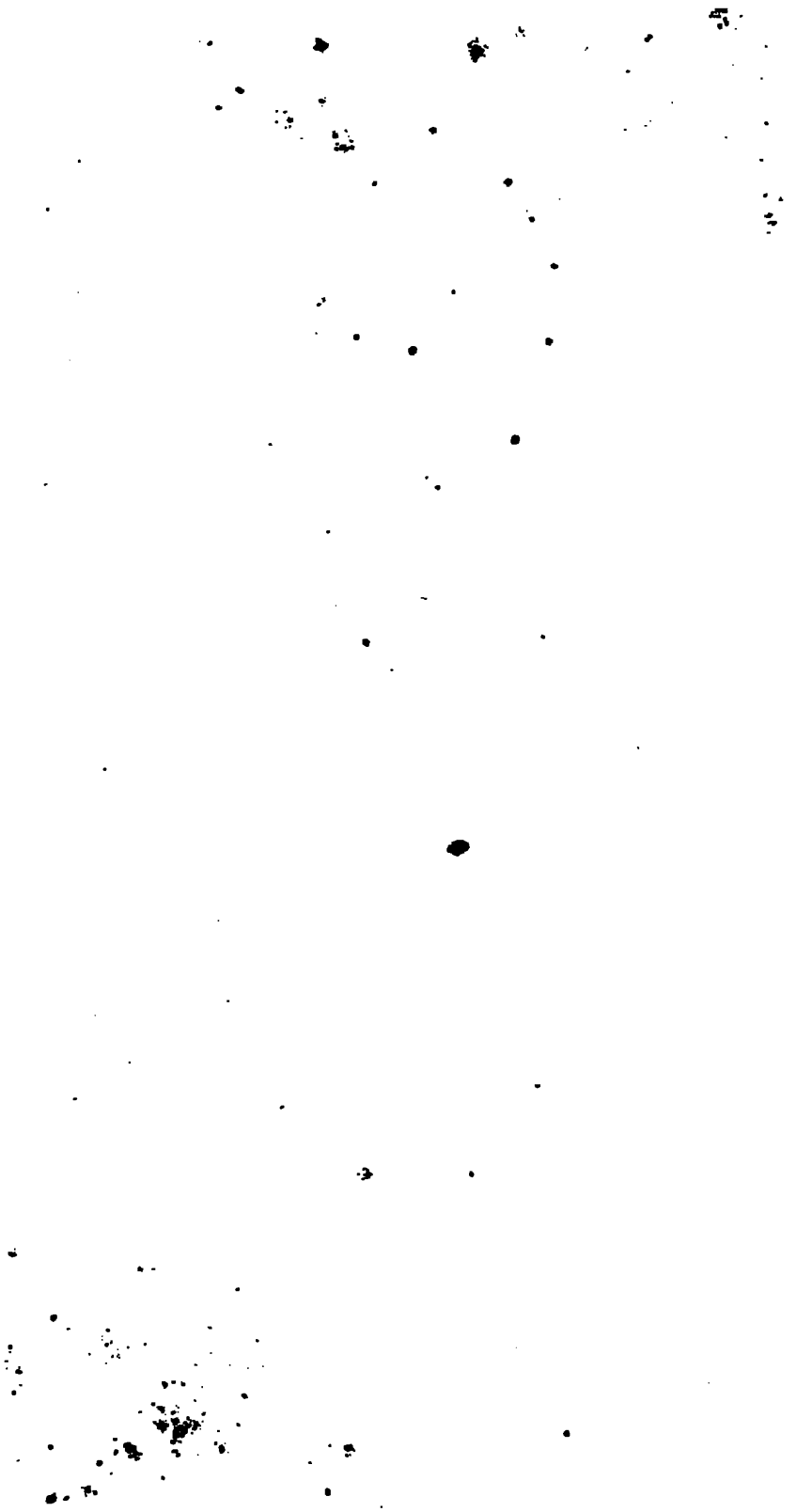
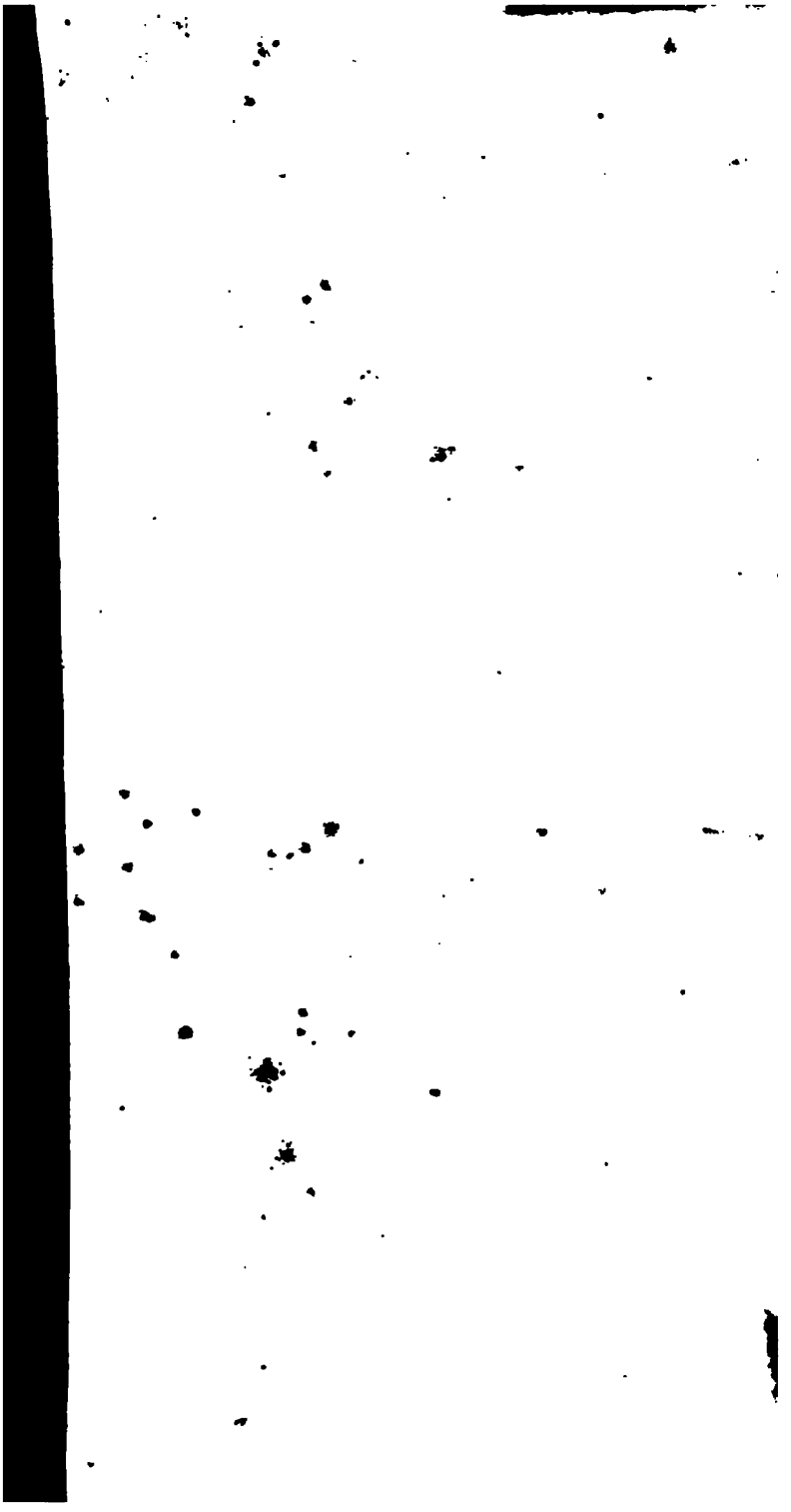
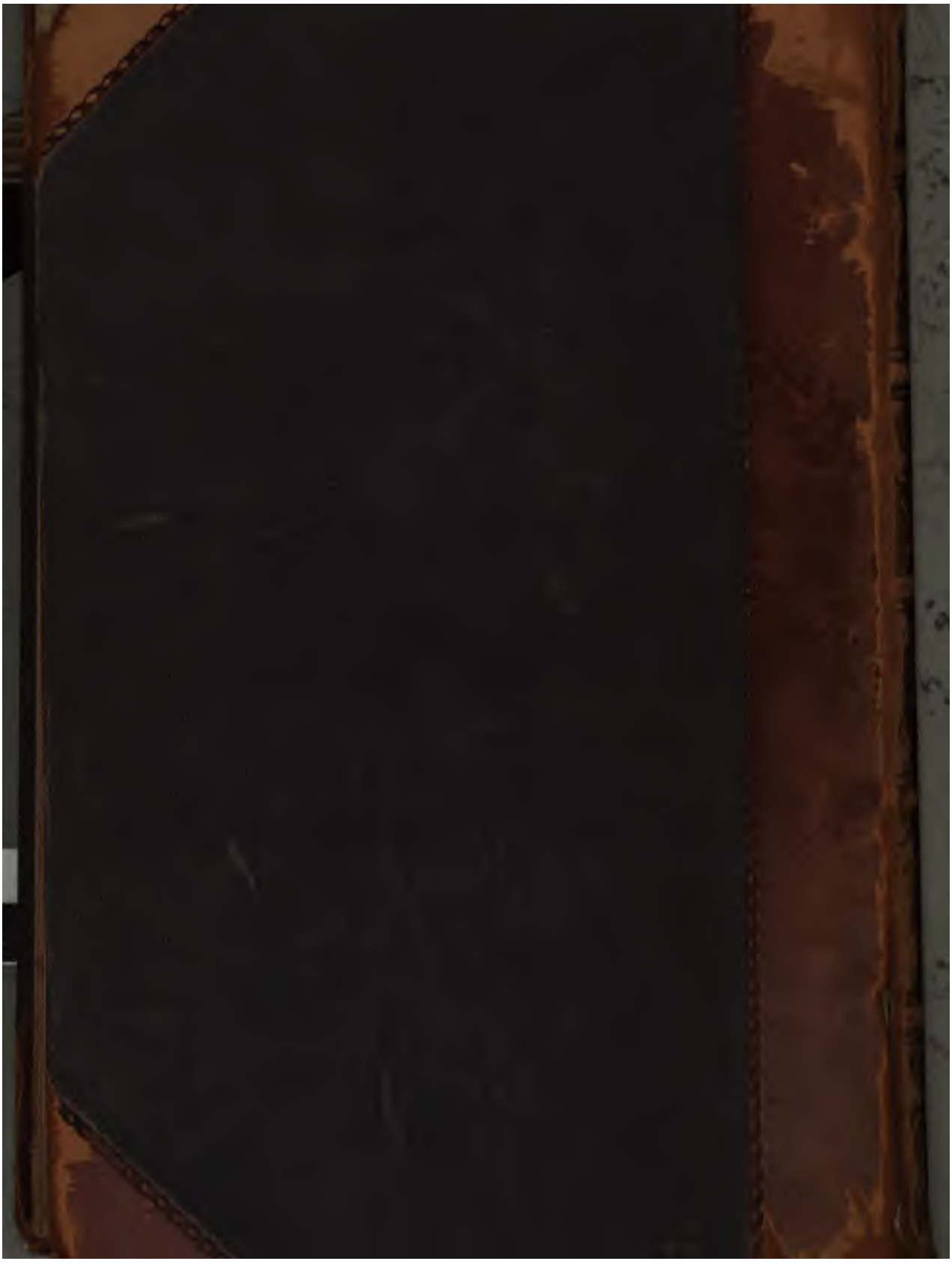
Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

gegen einen Sonderfrieden 238, und für die Abſendung einer Flotte nach dem Mittelmeere 239 u. f. Iſt im Vertrauen des Kaiſers 361, 367.
Wittelsbach, das Haus, 126.
Württemberg, Herzog von, 332, 335, 336.
Würzburg, Fürſtbiſchof von, 102.
Wynans 234.

Y.

Yarmouth, Lord, 291.

Z.

Zobel, General-Major, 92.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.